


B99678
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





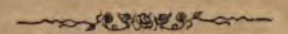
Kirchliche Geschichte Württembergs

von

C. Römer,
weil. Diakonus in Sindelfingen.

Zweite
mit Citaten und Anmerkungen aus dem Nachlaß des Verfassers
und mit einer chronologischen Uebersicht
vermehrte Auflage,
bearbeitet
von

Fr. Roos, Diaconus in Neuenstadt.



Stuttgart. 1865.
Verlag der Evangelischen Bücherstiftung.
(Christophsstraße Nro. 6.)



Vorwort.

Evangelischen Christen Württembergs übergebe ich diesen Versuch mit dem Wunsche, daß er bei allen seinen Unvollkommenheiten dazu dienen möge, einige Kenntniß unserer vaterländischen Kirchengeschichte zu befördern. Ist auch in diesem Büchlein nicht gerade Alles für jeden Leser, so hoffe ich doch, daß jeder evangelische Christ wenigstens Einiges aus demselben gerne lesen wird. Auf Wissenschaftlichkeit macht diese Arbeit keinen Anspruch; doch habe ich mich der Wahrheit beflissen, und bin daher den Quellen nach Kräften nachgegangen.

Das Umfassendste über vaterländische Kirchengeschichte hat bekanntlich Eisenlohr gegeben in seiner „Einleitung in die protestantischen Kirchengesetze," wobei aber dem Zwecke nach nur die kirchlichen Rechtsverhältnisse ausführlich berücksichtigt wurden, wie dieß auch in der früheren Schrift von Pfister: „die evangelische Kirche Württembergs" der Fall ist. So war ich denn veranlaßt, dasjenige aufzusuchen, was in den die allgemeine württembergische Geschichte betreffenden Werken von Steinhofer, Sattler, Spittler, Schäfer, Pahl, Pfaff und Stälin Kirchliches dargeboten ist. Nur die kirchliche Geschichte des Mittelalters hat Cleß ausführlicher behandelt, so wie die Reformationsgeschichte Württembergs von Kanzler Pfaff, von Lebret, Schnurrer, Zahn, Hartmann, Pfister und Schmid (Denkwürdigkeiten ꝛc.), und die Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württemberg von Grüneisen bearbeitet worden ist. Nächst diesen Schriften habe ich die Geschichte der Klöster Württembergs nachgeschlagen, namentlich Tritheim (Chronic. Hirsaugiense), Sulger (Annales Zwifaltenses) und die Urkundensammlungen Besolds über Manns- und Frauenklöster, nebst deren Einleitungen. Ueber Städte verglich ich Sattlers Topographie, Pfaffs Stuttgart, Eßlingen und Möhringen, Jägers Ulm und Heilbronn, Gratianus Reutlingen, Heyds Markgröningen, Scholls Steinheim, Andreäs Threni Calvenses u. a. m. Ueber Hohenlohe





bot reichlichen Stoff Wibel. Besonders benützte ich die Schriften, welche die Geschichte der Universität Tübingen erläutern, so die von Zeller, Bök, Eisenbach, und die Beschreibung des dritten Jubelfestes der Universität. An die Geschichte der Universität schließt sich an die Geschichte der übrigen gelehrten Erziehungsanstalten Württembergs von Pfaff und von Hirzel (in der Einleitung zu seiner Sammlung von württembergischen Gesetzen für Mittel- und Fachschulen). Für die Geschichte der deutschen Schulen verglich ich: Eisenlohrs Einleitung in die Sammlung württemb. Schulgesetze; über Kinderrettungsanstalten: Völter; über Familienstiftungen: Joh. Jakob Moser.

Von vielem Werthe waren mir die Biographien von Württembergern. Zunächst die Sammlungen von Pfaff und Seibold, dann besonders die von Joh. Jakob Moser und Fischlin, welch' letztere die kirchliche Geschichte betreffen. Auch Stolls sogenanntes Magisterbuch, so wie Andreas Dav. Caroli württemb. Unschuld habe ich zu nennen. Unter den Biographien einzelner Männer bemerke ich: Pfisters Herzog Eberhard im Bart und Herzog Christoph, Heyds Herzog Ulrich, Dizinger über Herzog Karl Alexander. Ferner die Lebensbeschreibungen: Reuchlins von Meyerhoff, Brenzs von Jäger und Hartmann, Valent. Andreäs von Hoßbach, Bengels von Burk, Kepplers von Staatsrath v. Breitschwert. Hiezu kam noch eine größere Sammlung von Schriften, welche aus Gelegenheit von Leichenbegängnissen ausgegeben wurden, und welche, besonders am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, die Biographien der Verstorbenen, mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, enthalten; während in neuerer Zeit die Biographien einzelner ausgezeichneter Theologen denjenigen ihrer Schriften vorgesetzt wurden, welche nach ihrem Tode erschienen.

Reichhaltige Beiträge zur württembergischen Kirchengeschichte finden sich in folgenden Sammlungen und Zeitschriften: J. J. Moser: Erläutertes Württemberg; Karl Fr. v. Moser: Patriotisches Archiv; Memminger: Württembergische Jahrbücher; Barth: Süddeutsche Originalien. Ferner zog ich zu Rathe: Die Tübinger gel. Anzeigen, das Flatt'sche Magazin, Bengels Archiv, die Tübinger theologische Zeitschrift, die Studien der württembergischen Geistlichkeit, den Christenboten und Hartmanns Kirchenblatt.

Außer diesen Schriften nenne ich die Werke über Schwaben: zunächst Pregizers und Franz Petri's Suevia sacra, dann Crusius Chronik von Moser, Gerberts hist. nigræ silvæ, Goldasts scriptores rerum alemanniarum, Pfisters größeres und kleineres Werk über Schwaben. Für deutsche Geschichte, so weit sie mit der württembergischen verwoben ist, benützte ich

gleichfalls den letztgenannten vaterländischen Historiker; für die Hohenstaufen: v. Raumer; für die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts: die Memorabilien des A. Caroli, Abts zu St. Georgen.

Was die allgemeine Kirchengeschichte betrifft, so nenne ich Weißmann, Spittler, Mosheim, Schlegel, Neander und Hagenbach. Daß ich, was die mittelalterliche Glaubenslehre betrifft, Chemnitz und Johann Gerhard benützte, so wie für die Reformationszeit neben Planck auch Seckendorf und Luthers Werke verglich, wird man nicht unpassend finden. Noch nenne ich als Quelle für die ältesten Zeiten: die Epistolæ Bonifacii; als Quelle für das Mittelalter: Ullmanns Reformatoren vor der Reformation und Leukfelds antiquitates bursfeldenses; als Quelle für die Reformationszeit: das größere und das kleinere Werk von Henri über Calvin, und Zwingli's Leben von Heß und Usteri. Für die innere Entwicklung der evangelischen Kirche und für ihre Stellung zu ihren Gegnern seit der Reformation verglich ich die Schriften von J. G. Walch, Hoßbachs Spener und seine Zeit, die Weimarer acta historico-ecclesiastica, die zu Gießen erschienenen „neuesten Religionsbegebenheiten" (von Köster), so wie mehrere neuere theologische Zeitschriften.

In der Geschichte der Philosophie hielt ich mich an die Schriften von Sigwart; in der Geschichte der Pädagogik an v. Raumer; in der Geschichte des Kirchenlieds an Wackernagel und Koch; in der Geschichte der Homiletik und Catechetik an den Württemberger Schuler.

Von meinen wenigen handschriftlichen Quellen bemerke ich nur die württembergische Geschichte von Geheimerath Günther Albrecht Renz, J. V. Andreä's vita manuscripta und Oetingers Autobiographie. Manche Quellen sind an Ort und Stelle angegeben.

Und so schließe ich denn mit dem Gefühle des innigsten Dankes gegen Gott, der wider all' mein Erwarten mich diese Arbeit vollenden ließ. — Gottes Schutze empfehle ich den christlichen Leser in dieser drohenden Zeit, die Alles erschüttern wird, nur den Thron dessen nicht, dem der Vater alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden, und der unser besonders in solchen Zeiten mit erbarmender Liebe gedenkt.

Sindelfingen, den 30. März 1848.

Der Verfasser.





Vorbemerkung
zur zweiten Auflage.

Die neue Auflage ist dem Plane gemäß, welchen der sel. Verfasser selbst noch für eine solche gefaßt hatte, vermehrt theils durch eine möglichst vollständige Anführung der Quellen, aus denen er geschöpft hat, wodurch seine fleißige und gründliche Forschung sich erkennen läßt, theils durch einige im Anhang zusammengestellte ergänzende Anmerkungen, welche noch manche interessante Einzelheit nachbringen, theils endlich durch eine chronologische Tabelle, welche die Uebersicht über das Ganze erleichtert, und bis auf die neueste Zeit fortgeführt ist. Die Quellenanführungen und Anmerkungen sind aus dem Nachlaß des Verfassers genommen; die chronologische Uebersicht, die von ihm auch schon beabsichtigt, aber nicht mehr ausgeführt war, ist eine Zugabe des Bearbeiters. Die ursprüngliche Gestalt des Buches, in welcher es Vielen, und auch dem Bearbeiter dieser neuen Auflage, lieb und werth geworden ist, ist so unverkürzt wiederzufinden, und dabei werden doch wohl auch die Zusätze manchem Leser willkommen seyn. Möge der Herr diese Schrift, die uns nicht nur den äußeren Gang der Kirche unseres engeren Vaterlandes lebendig vor die Augen stellt, sondern auch in ihre innere Entwicklung uns tiefe Blicke thun läßt, auch bei ihrem zweiten Ausgehen in die Welt an Vielen segnen zum Wachsthum in der Erkenntniß der Wahrheit und zur Stärkung des Glaubens!

Neuenstadt a. L., im März 1865.

Fr. Roos, Diakonus.

Das Mittelalter.





Erster Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Das Heidenthum.

Dreierlei Ueberzeugungen hat Gott dem Menschen eingepflanzt, denen er sich nicht ganz entziehen kann, ob er es auch wollte. Vor Allem die, daß er selbst und Alles, was er sieht und hat, von Gottes ewiger Macht abhängt*); dazu die Gewißheit, daß er mit all seinem Thun und Lassen der göttlichen Gerechtigkeit verantwortlich ist**); endlich eine Ahnung, daß ihm über diese Zeit und Welt hinaus sein Ziel gesetzt ist, weil ein anderes Leben seiner wartet***).

Je lebendiger diese religiösen Grundgedanken die Seele des Menschen durchdringen, desto fühlbarer muß ihm der Werth des Evangeliums werden, als der frohen Botschaft der Versöhnung der Welt mit Gott. Denn das Bewußtsein der Unmacht und der Schuld des Menschen und das Bangen vor einer dunkeln Zukunft wird nur durch diese Versöhnung überwunden. Im Glauben an sie liegt das Wesen der christlichen Religion, weßhalb auch Paulus, der Apostel, spricht: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten [1]." Daher auch jener Eingang, den das Christenthum auch jetzt noch in den Herzen der Menschen findet, indem es seine Wahrheit und seinen Werth dem Gewissen beweist. An dieses hat es sich auch von jeher gewendet, und wo unter Juden und Heiden die Stimme des Gewissens laut ward, die dankbarste Aufnahme gefunden und die tiefgewurzeltsten Irrthümer und Laster überwunden. So hat

[1] 1 Kor. 2, 2.

*) s. Anhang Nr. 1. **) Nr. 2. ***) Nr. 3.



es das Abendland, so namentlich auch unser Vaterland nach und nach dem Heidenthum entrissen.

Der Theil Deutschlands, welcher jetzt unter der Regierung des Königs von Württemberg steht, vereinigte seiner Zeit fast alle Arten des alten Heidenthums.

Die Urbewohner desselben, germanische Stämme, ein rauher, ungebildeter Menschenschlag, hatten, wie die andern Heiden, ihre Götter, aber mehr noch, als die meisten von ihnen, die uranfängliche Wahrheit, die Ahnung Eines Gottes, mit jenem Irrthum verwoben. Der Römer Tacitus schreibt von ihnen[1]: „Die Deutschen glauben, es sei der Majestät ihrer Götter nicht gemäß, daß man sie in Wände einschließe, oder unter einem menschlichen Bilde sie darstelle; sie weihen ihnen Haine und Wälder und bezeichnen mit ihren Götternamen nur jenes geheimnißvolle Wesen, welchem sie Dienst erweisen, ohne es zu sehen.“ Aber in welchem Widerspruch mit der Wahrheit der Ahnung dieses Einen Gottes stand auf der andern Seite der blutige Götzendienst des Wudan[2])! Und wie war an die Stelle der Furcht vor Gott der ängstlichste Aberglaube getreten! Der Flug von Vögeln, das Gewieher der Pferde konnte die Deutschen erschrecken, als weissage es Unglück[3]). Aus dem Blute der Opferthiere, aus den Eingeweiden gemordeter Gefangener suchten ihre Zeichendeuter die Zukunft zu erforschen[4]). Fester, als man bei den aufgeklärtesten Philosophen der Römer und Griechen sie findet, war ihre Hoffnung auf eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Aber sie stellten sich das Jenseits vor als eine Trinkhalle der Helden, oder einen Kerker der Feigen und Missethäter[5]). Einzelne Sagen — von dem Ueberwinder einer Schlange, der nach dem Sieg in Folge des Gifts derselben sterben werde, von einem Menschenpaare, als den Stammeltern, von der Weltschöpfung, deren Anfang ein Chaos gewesen, — erinnern an die merkwürdigsten Sagen des Morgenlandes und an die Geschichte, wie die heil. Schrift sie berichtet[6]). So finden wir auch die Vorstellung von

---

[1]) Tac. Germania 9. Vgl. auch Dittmars sogleich angeführtes Werk S. 39—43. [2]) Dittmar, die Geschichte der Welt vor und nach Christus (1848) 3. Bd. 1. Hälfte S. 39. [3]) Tacitus l. c. 10. [4]) Jacobi, J. A., Deutsches Volk, Gotha 1820. Erster Theil S. 260 ebendas. 222. [5]) Jacobi l. c. 224. [6]) Dittmar l. c. 38—43.

einer Auferstehung der Todten und von dem Untergange der sichtbaren Welt, an deren Stelle ein neuer Himmel und eine neue Erde treten werden, mit allerlei Phantasiegebilden verwoben, bei den alten Deutschen; und ebenso dachten sie sich ein schreckliches Gericht, das nach dem Tode über die Missethäter, namentlich Mörder und Meineidige ergehen werde [1]). Doch läßt sich das Vorhandensein dieser Sagen unter den Bewohnern unserer Landes nicht im Einzelnen näher nachweisen. Sie kommen urkundlich nur im Sagenkreise der nordischen Germanen vor.

Auch in sittlicher Hinsicht werden die deutschen Stämme von Tacitus gepriesen: „Nichts verdient — sagt er — größeres Lob als die Reinheit ihrer Ehen" [2]). Auch die Liebe der Verwandten unter einander [3]), die Treue gegen die Fürsten [4]), ihr Worthalten [5]) und ihre Gastfreundschaft [6]) rühmt derselbe Schriftsteller. Aber er erzählt uns auch von ihren Trinkgelagen [7]) und den so oft damit verbundenen blutigen Streitigkeiten, von ihrer ungezügelten Spielsucht [8]), von ihrer Trägheit zu den Geschäften des Friedens [9]) und von ihrem wild aufwallenden Zorne [10]).

Dennoch scheint ihm dieß Volk werth, daß er es seinem eigenen Volke, den Römern, als ein beschämendes Musterbild vorhalte. Und zwar mit Recht. Denn in Religion und Sitten war das verfeinerte Rom und Griechenland weit tiefer gesunken als das rohe deutsche Volk. Wenn wir auch nur die Schilderung des Apostels im Römerbriefe [11]) hätten, wir müßten es glauben, daß der Römer und Grieche unter dem Deutschen stand.

Doch auch der Römer brachte in unsere Gegenden, und in diese mehr, als in manche andere, seinen Götzendienst. Beinahe das ganze gegenwärtige Württemberg, mit Ausnahme eines kleinen Theils im Nordosten, kam bald nach Christi Zeit in die Hände der Römer. Sie faßten hier festen Fuß. Ihre Heerstraßen durchzogen das Land, Spuren ihrer Lagerstätten, ihrer Burgen, selbst einzelner Colonieen, sind

---

[1]) Jacobi I. 226 ff. Dittmar l. c. 42. [2]) Tac. Germ. 18. 19. [3]) Tac. Germ. 7. 20. [4]) Tac. Germ. 14. [5]) Tac. Germ. 22. 24. [6]) Tac. Germ. 21. [7]) Tac. Germ. 22. 23. [8]) Tac. Germ. 24. [9]) Tac. Germ. 15. [10]) Tac. Germ. 22. 25. [11]) Röm. 1, 18—32.



noch zu finden, und es gibt fast kein Oberamt im jetzigen Württemberg, wo nicht römische Alterthümer entdeckt worden wären. Wohin sie aber kamen, da brachten sie ihren Götzendienst mit. Was im Laufe von 7 bis 8 Jahrhunderten das römische Volk sich selbst zu Göttern gemacht, oder von andern Völkern angenommen hatte, — eine wirklich unglaubliche Zahl, — das wurde auch in unserem Lande in Tempeln und Häusern und an Scheidewegen unter bildlichen Darstellungen und durch Denksteine verehrt. Selbst die ungenannten und unbekannten Feldgötter und die Schutzgeister gewisser Orte, so wie die Götter der Scheidewege hatten ihre besondern Altäre.

Was die Erde, was Himmel und Meer von Wundern erzeugte,
Haben sie göttlich verehrt [1]. —

klagt der christliche Dichter Prudentius mit vollem Rechte — und derselbe wirft mit gleichem Rechte dem Heiden Symmachus vor: „Es sei eine Schande, gewisse Götzen nur anzusehen" [2]. Zu dem römischen Götterdienste kam aber noch der ägyptische Serapis- und Isisdienst, welcher in der Periode der römischen Kaiser bei Hof und in der Weltstadt seinen Eingang gefunden hatte. Und nicht blos dort, sondern nach und nach verbreiteten sich im ganzen römischen Reiche die Priester des geheimnißvollen Landes Aegypten [3]. Sie rühmten sich freilich höherer, von uralten Zeiten ererbter Weisheit; dem Volke aber gaben sie groben Götzendienst, die Vornehmen leiteten sie zu einer Art von Naturvergötterung hin, und was besonders anzog, sie befriedigten ihre Neugier durch Magie. Auch in unserem Lande scheint wenigstens der grobe ägyptische Götzendienst seine Anhänger gehabt zu haben; wie man denn neuerdings in Rottenburg den ägyptischen Stier, das Bild der Isis zwischen seinen Vorderfüßen, aufgefunden hat [4]. Häufiger noch sind die Spuren des gleichfalls mit einer sogenannten Geheimlehre (Mysterien) verbundenen persischen Sonnendienstes. Dem Mithras oder Sonnengott waren z. B. in der Gegend von Murrhardt und Zwiefalten eigene Tempel geweiht, und zahl-

[1]) Prudent. contra Symmachum lib. I. 297. 298. (ed. Stern p. 273) de cultu elementorum: Quidquid humus, pelagus, coelum mirabile gignunt, Id duxere Deos. [2]) Prud. contr. Symm. lib. I. 115.: pudeat quem visere. [3]) Joh. v. Müller allgem. Geschichte I. 433. [4]) Memminger württemb. Jahrbücher 1831, 2, 96 ꝛc.

reiche Denksteine dieses Götzendienstes finden sich an anderen Orten [1]). Man darf wohl annehmen, daß nur ein Theil der Greuel, auf welche jene beiden letztgenannten Arten des Heidenthums hinausführten, in unseren Gegenden Eingang fanden. Am stärksten waren sie in der Weltstadt Rom. Es ist bemerkenswerth, was der gründliche Kenner des Alterthums, Johannes v. Müller, von dem Einfluß beider Formen des Götzendienstes in dieser Stadt aufgezeichnet hat [2]). „In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten. Es ist bemerkt worden, wie die sittenlosesten Römer die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten waren; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch in der Seele läßt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt." — Der gemeine Mann, wie die Großen, suchte unter der Hülle der Mysterien die Ausbrüche der gröbsten Sinnlichkeit zu verbergen [3]).

Um die Thorheit des Götzendienstes zu vollenden, fehlte in Rom vor den Kaiserzeiten nur Eines, nemlich die **Anbetung lebender Menschen und ihrer Bilder.** Auch diese kam nun auf, und zu uns herüber. Man errichtete den Kaisern Altäre und Bildsäulen und brachte ihnen Rauch- und Versöhnopfer dar, wozu eigene Priester (Seviri Augustales) bestellt waren. Auch von ihnen sind Spuren in unserem Vaterlande gefunden worden [4]).

Und was war nun bei diesem tiefen religiösen Verfall anderes zu erwarten, als die gränzenloseste Sittenlosigkeit, von der Paulus in dem oben angeführten Briefe eine ebenso getreue als Schauder erregende Schilderung gibt. Gott hatte diejenigen, welche die Wahrheit in Lügen verwandelt hatten, dahingegeben in ihres Herzens Gelüste, ob sie gleich wußten, daß sie so des Todes und Verderbens schuldig wurden [5]).

Es ist gewiß ein Glück zu nennen, daß die Deutschen aus Haß gegen die Römer von ihrem Götzendienste sich ferne hielten.

---

[1]) Memminger l. c. 1835, 1. 2c. [2]) S. Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichten, Tüb. 1811, Bd. I. 433. 434. [3]) Juvenal. Satyr. VI — Dav. Fr. Cleß, Versuch einer kirchenpolit. Landes- und Culturgeschichte von Württemberg bis zur Reformation. Tübingen Gmünd 1806 1808. 1, 3. [4]) Neander, Kirchengeschichte I. 85. 94. — Prudent. contr. Symm. I. 245—250. Memminger 1835. 1, 97. [5]) Röm. 1, 26 ff.





Nur leichtfertige Gallier, welche sich in dem sogenannten Zehentlande (agri decumates), in der Ecke zwischen dem Rhein und Neckar und bis zum Kocher und zur Jart angesiedelt hatten, vermischten ihren blutigen Götzendienst mit dem römischen [1]).

Unter diesen Umständen war das Erscheinen des Lichts der Heiden doppelt erwünscht; für edlere Gemüther eine willkommene Rettung aus dem allgemeinen Verderben, und auch für die Tiefgefallenen ein heller Hoffnungsstrahl; — für Römer, Gallier, Germanen der eine, aber sichere Weg, den Gott wieder zu finden, in dessen Hand allein des Menschen Heil steht, und den zu suchen alle Nationen berufen sind.

Man möchte sich wundern, daß unter so zahlreichen Resten heidnischer Denkmale nicht auch ein (unstreitig) christliches bisher gefunden wurde. Da jedoch in den Zeiten, in welchen die Römer unsere Gegenden inne hatten, das Christenthum noch eine verfolgte Religion war, so läßt sich leicht erklären, warum wir keine Denkmale christlicher Kunst aus jenen ersten Jahrhunderten aufweisen können.

Es zählte ohne Zweifel das Christenthum schon in jenen Zeiten unter uns seine Verehrer. Schreibt doch der Kirchenvater Irenäus (um 177 nach Christo) bereits von Christen in Deutschland *). Und deutlicher noch spricht sich sein jüngerer Zeitgenosse, Tertullian, hierüber aus. „Man klagt — schreibt er in seiner Schutzschrift für die Christen — die Stadt sei voll von ihnen, auf dem Lande, in den Burgen, auf den Inseln, überall seien Christen“ [2]). Derselbe Kirchenvater berichtet ferner von christlichen römischen Kriegern, welche in dem Heere des Kaisers Marc Aurel (161—168) in Deutschland dienten [3]).

Aber er geht noch weiter und erzählt uns von Christen unter den Deutschen selbst. In seiner Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Juden beruft er sich als auf eine bekannte Thatsache darauf. „Die Deutschen,“ schreibt er, „dürfen bis auf diesen Tag ihre Gränzen nicht überschreiten; die Britten umschließt das Weltmeer; die Mauren und Getuler, barbarische Völker, werden von den römischen Gränzwachen in ihr Land

[1]) Memminger 1832, I. 45. 46. 1835, I. 22. 58. 59. Tac. Germ. 29. [2]) Tertull. apologeticus 1. [3]) Tertull. apolog. 5.
*) s. Anhang Nr. 4.

zurückgewiesen. Dennoch können die Römer jene Nationen sich nicht unterwerfen. Nur Christi Reich und sein Name reicht über alle Lande. Auch unter den genannten Völkern wird an Ihn geglaubt, wird Ihm gehuldigt, wird Er angebetet" [1]).

Zweites Kapitel.

Der Alemannen Bekehrung.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts durchbrachen deutsche Völker unter dem gemeinsamen Namen der Alemannen den römischen Gränzwall, welcher einen bedeutenden Theil unseres jetzigen Vaterlandes durchzog, und nahmen nach längerem Wechsel von Sieg und Niederlage die Gegenden bis an den Rhein und den Bodensee in Besitz. Mit wildem Hasse wurde Alles, was römische Hände gebildet hatten, zerstört [2]). So mußte auch der römische Götterdienst fallen, und der alte deutsche — wie ihn Tacitus beschrieb — kehrte in seine Stammsitze zurück [3]).

Aber es werden von nun an die Gelegenheiten für die Alemannen häufiger, die christliche Religion kennen zu lernen, welche im Anfange des vierten Jahrhunderts im römischen Reiche herrschende Staatsreligion geworden war. In den fortwährenden Kriegen mit den Römern wurden von den Alemannen Einfälle in christliche Gegenden gemacht und christliche Gefangene weggeführt; zuweilen waren sie die Besiegten und viele geriethen in römische Gefangenschaft [4]). Mitunter standen die Alemannen in friedlichen Beziehungen zu den Römern, und dann diente ihre Jugend in dem christlichen römischen Heere [5]), oder Handelsverbindungen brachten beide Völker einander nahe. Wirklich wird von Kirchenvätern berichtet, daß, wenn gleich die Alemannen (oder, wie sie nun auch heißen, die Schwaben) im Ganzen noch am Heidenthum hangen, sich doch auch Christen unter ihnen finden, und daß besonders unter den

---

[1]) Tert. adv. Judaeos ed. Rhenan. p. 122. [2]) Stälin Gg. Fr. Württemb. Geschichte I. 115—121. 148. [3]) Agathias bei Gerbert hist. nigr. silv. I. 15. u. in Sattler Ch. F. Gesch. Württemb. I. 380. [4]) Ammianus Marcellinus lib. 26. 27. 28. [5]) Cleß Culturgesch. I. 19—21.





Volksstämmen in den Gegenden um den Rhein das Christenthum Eingang gewinne [1]).

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts trat diejenige große Bewegung der Völker ein, welche auch jene schwachen Keime des Christenthums unter den Alemannen vernichtete, aber dennoch endlich den Sieg desselben anbahnte, die Völkerwanderung.

Nachdem die Alemannen und so mancher andere Völkerschwarm lange Zeit die Zuchtruthe der ihren Christennamen entehrenden Römer gewesen waren, kam die rechte Gottesgeißel, Attila, auch über sie. Er unterwarf sie*) — nach alten Sagen in blutigen Kämpfen, — zwang sie, sich ihm anzuschließen, und zog dann in die Ebene von Chalons, wo sie mit ihm in der fürchterlichsten Schlacht gegen die Römer und Westgothen unterlagen (451) [2]).

Nach Attilas Rückzuge (453) und bald darauf erfolgtem Tode wurden die Alemannen wieder frei, und machten in die Donaugegenden öftere feindliche Einfälle. Bei diesen Kriegszügen sollten sie die Kraft des christlichen Glaubens und aufopfernder Liebe an einem Einsiedler Severinus kennen lernen. Dieser Mann fühlte sich auf das Stärkste gedrungen, seiner eigenen Neigung zum beschaulichen Leben zu entsagen, um den durch jene Einfälle bedrängten Orten beizustehen. In seiner Einsiedelei hatte er sich an ein so strenges und enthaltsames Leben gewöhnt, daß er mitten im Winter barfuß unter den Völkern umherwandeln konnte. Er verhehlte nicht, daß diese unheilvollen Tage Zeiten göttlicher Gerichte seyen, und ermahnte zur Buße und Bekehrung. Den Nothleidenden war er ein Tröster mit Rath und That, die Kranken pflegte, die Hungernden speiste, die Nackenden bekleidete er, die Gefangenen kaufte und bat er los. Diese unermüdete Thätigkeit für die Nothleidenden, verbunden mit einem furchtlosen Glaubensmuth, gewann ihm die Achtung und Liebe der feindlichen Heerführer. Der berühmte Odoaker (476—493) ehrte ihn als einen Vater. Und Gilbud, ein alemannischer Fürst, bekannte laut vor seinem Heere, als er

---

[1]) Arnobius bei Stälin I. 165. [2]) Joh. v. Müller allg. Gesch. I. 498 — 528. — Dittmar 3, 1. 330.

*) s. Anhang Nr. 5.

den Severinus zum erstenmale gesehen hatte: „Weder eine Feldschlacht, noch irgend ein Schrecken habe ihn so zittern gemacht, wie der Anblick dieses Mannes." Nie konnte Gilbud diesen Eindruck vergessen; er gab um Severinus willen den Gefangenen die Freiheit und stellte den Kriegszug gegen die Gegenden, wo Severinus war, für immer ein [1]).

Dennoch blieb Alemannien dem Heidenthume zugethan, bis endlich die Schlacht bei Zülpich dieß Volk unter den fränkischen Scepter brachte (496) [2]). Sieger wie Besiegte mußten die Entscheidung derselben dem Christengotte zuschreiben. Denn die Alemannen hatten bereits den Sieg in den Händen, als Chlodwig angstvoll den Gott seiner Gemahlin anrief, und gelobte, Christ zu werden, wenn er ihn rette. So ward diese Entscheidungsschlacht endlich von den Franken gewonnen, und Chlodwig hielt sein Gelübde; alsobald ließ er sich taufen und mit ihm dreitausend seiner Krieger. Unter seinen Nachfolgern wurde nach und nach das ganze Frankenreich christlich *), und der Einfluß des Christenthums auf die Alemannen konnte nicht ausbleiben. Die Franken erzwangen zwar keineswegs ihre Bekehrung; namentlich war die mächtige fränkische Geistlichkeit von gewaltsamen Bekehrungsversuchen wie von Verfolgung Irrgläubiger damals ferne [3]). Aber die Alemannen wurden unter ihrer Herrschaft doch je mehr und mehr zu einem geordneten bürgerlichen Leben gewöhnt; das Land war voll königlicher Güter, Beamten, Verwalter; die Vornehmen der Nation in steter Verbindung mit dem königlichen Hofe; dieß und der wechselseitige Verkehr, der zwischen Nachbarvölkern ohnedem stattfindet, verschaffte auch dem Christenthum nach und nach unvermerkten Eingang in unser Vaterland. „Die Alemannen — sagt daher der Geschichtschreiber Agathias im sechsten Jahrhundert — haben für sich ihre eigenen besonderen Gewohnheiten, doch werden sie nach fränkischem Gesetze und Gebrauche regiert, in der Religion sind sie von den Franken verschieden [4])." In einer andern Stelle schreibt

---

[1]) Neander Kirchengesch. 3, 34–38. Cleß Culturgesch. 1, 25. 26. [2]) Dittmar 3, I. 354. [3]) Roth vom Einfluß der Geistlichkeit unter den Merowingern S. 16. [4]) Bei Gerbert hist. nigr. silv. I, 15. Cleß 1, 38.

*) s. Anhang Nr. 6.



er jedoch von ihrer Bekehrung: „Durch den Verkehr mit den Franken werden die Einsichtsvolleren herbeigezogen und in nicht sehr langer Zeit dürften wohl Alle durch denselben gewonnen werden*).“

Eines haben jedoch die fränkischen Könige für die Ausbreitung und Erhaltung des Christenthumes in unseren Gegenden gethan. Sie verlegten im sechsten Jahrhunderte den christlichen Bischofssitz von Windisch nach Constanz[1]). Was von Constanz aus für unser Vaterland geschah, davon haben wir zwar keine nähere Kunde, daß aber etwas geschehen seyn müsse zur Bekehrung unserer Väter, darf man daraus schließen, daß nachmals zwei Drittheile unseres Landes dem Constanzer Bisthum untergeordnet wurden[2]). Auch die Bisthümer Speier, Worms, Straßburg, Augsburg dürften in diesem Jahrhunderte und in dem folgenden nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung des Christenthumes in Schwaben geblieben seyn.

Das siebente Jahrhundert ist für unser Vaterland wichtig durch die Glaubensboten aus Irland, welche damals an unseren Gränzen arbeiteten. Mit Sicherheit läßt sich von Keinem nachweisen, daß er in dem jetzigen Württemberg gewirkt habe, aber der mittelbare Einfluß eines derselben, des Gallus (610), darf nicht verschwiegen werden, und seine Geschichte gibt ein treues Bild von einem damaligen Missionare. Gallus war seinem Lehrer und Führer, Columban**), bei dessen Arbeiten zur Aufrichtung der verfallenen christlichen Kirche im Frankenreich treulich beigestanden. Als man die strengen, eifernden Bußprediger dort nicht mehr duldete, wandten sie sich nach Alemannien, welches damals Schwaben und einen Theil der Schweiz umfaßte, und wo Heidenthum und christliche Kirche noch neben einander bestanden[3]). Im Canton Zürich predigten beide anfangs ungehindert; als aber Gallus einst die dortigen Heiden bei einem Götzenopfer traf, entriß er ihnen ihre Bilder, warf diese in den See und verbrannte ihren Tempel. Nun mußte er und seine Lehrer sich flüchten[4]). Sie nahmen ihre Richtung unserem Vaterlande zu. Gegenüber von dem

[1]) Cleß 1, 42. 43. [2]) Stälin 1, 186. ff. [3]) Cleß 1, 46. ff. [4]) Cleß 1, 48.

*) s. Anhang Nr. 7 **) Nro. 8.

württembergischen Bodenseeufer liegt das uralte Arbon. Dort lebte damals ein alter christlicher Geistlicher, Willimar, und dessen Amtsgehülfe Hiltibald. Diese nahmen beide Missionare liebevoll brüderlich auf, wiesen ihnen als Arbeitsfeld die Gegend von Bregenz an, und drei Jahre lang wirkten sie gemeinschaftlich in ihrem Berufe für die dortigen Heiden[1]).

Eine neue Verfolgung nöthigte den Columban, sich nach Italien zu wenden, während Gallus nach Arbon zu seinem Freunde Willimar zurückkehrte. Er wollte zur Ausbreitung des Christenthums nunmehr hauptsächlich dadurch wirken, daß er ein Kloster gründete, in welchem man nicht blos geistlichen Uebungen und einem stillen, beschaulichen Leben obliegen könnte, sondern welches auch zu einer Pflanzstätte der christlichen Wissenschaft und zu einer Erziehungsanstalt künftiger Lehrer der Kirche sich eignen sollte. Sein Freund Hiltibald sollte ihm in dem an Arbon gränzenden großen Walde eine Stätte zur Ansiedlung weisen. Sie waren mit einander von Morgen bis gegen Sonnenuntergang gewandert, als sie nach einem Orte kamen, wo der Fluß Steinach, von einem Berge herabströmend, einen Felsen ausgehölt hatte, und wo viele Fische zu sehen waren. Sie fiengen mehrere in ihrem Netze und bereiteten sich ein Mahl. Vor dem Genusse desselben wollte Gallus zum Gebete niederknieen, strauchelte an einem Dornbusche und fiel zur Erde. Als Hiltibald ihn aufrichten wollte, sprach er: „Laß mich, hier ist für immer meine Ruhe, hier will ich bleiben.“ An dieser Stelle legte er nun den Grund des Klosters, das unter seinem Namen so berühmt geworden ist (613). Hier brachte er den Rest seiner Jahre in treuer Erfüllung seines Berufes zu. Der ihn auszeichnende Ernst und Eifer ward je mehr und mehr durch Weisheit und Liebe gemildert und geleitet, und allgemein war der Wunsch, ihn zum Bischofe in Constanz zu gewinnen (615). Auf seine Bitte wählten die schwäbischen Großen und das Volk seinen Schüler, den Diaconus Johannes von Grabs. Gallus selber war bei dessen Einweihung zum Bisthum gegenwärtig, und ermahnte das Volk in einer lateinischen Rede, welche der Bischof verdeutschte: „treu zu

---

[1]) Neander 3, 46.



bleiben in ihrem Taufbunde, in welchem sie dem Teufel und seinem Werk und Wesen entsagt haben, und zu leben, wie es Kindern GOttes gezieme[1])." Die Ehrfurcht und Liebe der Großen Alemanniens gegen Gallus erwies sich aber auch ferner noch durch bedeutende Schenkungen an das von ihm gestiftete Kloster. Bis in die mittleren Neckargegenden herauf, noch in der Nähe von Cannstatt, erhielt es Güter; und eine bedeutende Anzahl von Kirchen in Oberschwaben, welche seinen Namen tragen, weisen auf seine und seiner Schüler Verdienste um die Bekehrung dieser Gegend hin[2]).

Um's Jahr 640 starb Gallus bei seinem Freunde Willimar, den er auf seine Bitte nach langer Trennung noch einmal besucht hatte[3]). Sein ganzer Nachlaß war außer den Kleidern, die er trug, ein Cilicium (ein rauhes härenes Bußgewand) und eine schwere eiserne Kette, an der Blutspuren sich fanden. Die Besichtigung der Leiche bewies hinreichend, wie stark beide gebraucht worden waren. —

Neben und nach ihm wirkten an den Gränzen Württembergs noch Fridolin zu Seckingen, Trudpert im Elsaß und Breisgau[4]), Pirminius in Reichenau, Kilian im Würzburgischen. Letzterer wird als Apostel unseres fränkischen Württembergs genannt[5]).

Um's Jahr 645 soll die erste Gründung des Klosters Hirschau bei Calw stattgefunden haben, welche von einigen vaterländischen Geschichtschreibern bezweifelt, von andern als geschichtliche Thatsache vertheidigt wird. Die Erzählung ist jedoch so ganz im Geiste jener Zeit, daß sie erwähnt werden darf, wenn sie auch blos Sage wäre*). Sie lautet also:

Eine reiche, kinderlose Wittwe zu Calw, Helisena, wünschte ihre Habe zu Gottes Ehre anzuwenden. Unter solchem sehnlichen Verlangen schläft sie einst ein; da däucht ihr, als rufe eine Stimme: „Helisena, dein Gebet ist erhört; siehe dieß ebene Feld und diese drei aus einem Stamme gewachsene Fichten.

---

[1]) Neander 3, 48. 49. Cleß 1, 60. ff. [2]) Stälin 1, 192. Neander 3, 50. [3]) Cleß 1, 63. [4]) Neander 3, 50. 51. Stälin 190—194. Cleß 1, 43 ff. 56 ff. 74. [5]) Wibel Hohenlohische Kirchengesch. 12.

*) s. Anhang Nr. 9.

Hier sollst du zur Ehre Gottes eine Kirche bauen." Mit dem frühen Morgen steht sie auf, zieht ihren besten Schmuck an, und eilt das Thal hinab, dann einen Berg hinan. Von diesem aus erblickt sie die Ebene, die sie im Traum gesehen hatte, und die drei Fichten. Da fällt sie nieder, vor Freuden weinend, und legt ihr Feierkleid zu den Bäumen, als ein Zeichen, daß sie hier zu Gottes Ehre all' ihr Vermögen niederlege. Sie kehrt zurück; ihre Verwandten, die Edelknechte von Calw, billigen mit Freuden ihren Entschluß, räumen ihr das Feld als Bauplatz ein, und innerhalb drei Jahren ist die Kirche vollendet. Da däucht der Helisena im Traume, als riefe ihr abermals jene Stimme zu: sie solle auch Leute nehmen, welche des Gottesdienstes an dieser Kirche ohne Unterlaß warten. Jetzt ließ sie nahe bei der Kirche ein Haus für vier Personen bauen, welche, von allen weltlichen Dingen zurückgezogen, des Lobes Gottes warteten, und zu denen das Volk von allen Seiten strömte, um mit ihnen der Andacht zu pflegen.

Drittes Kapitel.

Einführung der römischen Kirchen-Verfassung.

Dasselbe Jahrhundert, in welchem die morgenländische christliche Kirche durch Muhamed und seine Nachfolger fast gänzlich vernichtet wurde, ist die Geburtszeit der alemannischen (schwäbischen) christlichen Kirche. Die fränkischen Herrscher sollen in diesem siebenten Jahrhundert bereits den bischöflichen Sprengel Constanz gegen den von Speier, Basel, Lausanne, Würzburg und Augsburg abgegränzt haben, wenigstens Kaiser Friedrich I. (von Hohenstaufen) bestätigte diese Abtheilung als eine von Vorfahren anerkannte und überlieferte[1]). Im achten Jahrhundert, und zwar in dessen Anfange, erscheint das Christenthum schon als allgemeine Volksreligion in Schwaben, und wird als solche in dem alemannischen Gesetze, das in dieser Zeit vollendet ward, anerkannt. Dieß Gesetz zeichnet sich sonst durch eine besondere Milde in Bestimmung der Strafen aus; aber auf die Verletzung der Bi-

[1]) Cleß 1, 64.





schöfe und Geistlichen, auf die Entwendung kirchlichen Eigenthumes, auf Entheiligung des Sonntags war eine schwere Strafe gesetzt. Wer einen Bischof beleidigte, wurde bestraft, als hätte er an einem Herzog sich vergriffen, und die Kränkung eines Geistlichen mußte doppelt so scharf gebüßt werden als die eines Adeligen. Den Kirchen ward das Asylrecht zuerkannt, das heißt, sie wurden als heilige Stätten Zufluchtsorte, wo keinem Verfolger mehr erlaubt war, Gewalt zu üben. Auch wurden bereits Schenkungen an Kirchen begünstigt [1]). Kurz die alemannische Kirche stand in einer Achtung und Freiheit da, in welcher sie sich nach innen und außen aufs Kräftigste hätte entwickeln können, wenn ihre Leitung in treuen Händen gewesen wäre, und die Gemeinde nicht am alten Heidenthum theilweise noch festgehalten hätte, ob sie sich schon für christlich hielt.

Bald nach Vollendung jenes Gesetzes wurde die neugepflanzte Kirche durch die Schlacht bei Tours vor dem Muhamedanismus gerettet (732). Aber der Besieger der Saracenen, Carl Martell, und seine Söhne Carlmann und Pipin vernichteten auch bald darauf alle Versuche der Alemannen, sich vom Frankenreiche loszureißen, auf das Vollständigste. Und die beiden Letzteren untergruben nun die Grundlagen der alemannischen Kirchenfreiheit. Carlmann war ein frommer Fürst, ihn schmerzte das viele in den alemannischen Kriegen vergossene Blut, er suchte durch sorgfältige Unterstützung alles Besseren, das sich in der Kirche regte, durch andauernden Eifer für Zucht und Ordnung in derselben jenen Schaden einigermaßen zu vergüten. Endlich hielt er sich des Regimentes für unfähig, gieng in ein Benedictinerkloster [2]), um Ruhe für sein Gewissen zu finden, und hielt sich kaum für würdig, Hirtendienste daselbst zu thun [3]). Pipin, sein Bruder und lange Zeit mit ihm fränkischer Reichs-Verwalter, trachtete nach dem Besitze der Krone selbst. Er schätzte die christliche Kirche darum, weil er sie als Dienerin zur Erreichung seines Lebenszweckes zu gebrauchen gedachte. Beide Brüder fanden in Bonifacius (Winfried) den Mann, der in ihre Wünsche eingieng, und dieses Eingehen ge-

[1]) Stälin 1, 208. 220. 221. Sattler Gesch. W. 1, 672. [2]) Montecassino, Dittmar 3, 1. p. 483. [3]) Das Nähere Stälin 1, 169. 184. Anm.

schah um den Preis der Hingebung der bisher freien fränkischen Kirche, und somit auch der alemannischen, unter die Gewalt der römischen Bischöfe.

Bonifacius, ein geborner Engländer, in zwei Klöstern seines Vaterlandes gebildet [1]), fühlte den innern Trieb, die Ferne zu suchen, und dort das Evangelium zu predigen. Sein Auge war auf Deutschland gerichtet, in welchem das Heidenthum noch eine bedeutende Anzahl von Stämmen zählte, die ihm anhiengen, und schon die ersten Versuche überzeugten ihn, daß, um in kürzerer Zeit das Christenthum allgemeiner zu verbreiten, seine Missionsthätigkeit besondere Unterstützung bedürfe. Die erste Hülfe, welche sich ihm darbot, war die des römischen Bischofes, des angesehensten unter allen abendländischen Kirchenhäuptern. Sie wurde ihm zugesichert, wogegen er sich durch einen schweren Eid verbindlich machte: „dem heil. Petrus und seinen Nachfolgern Treue und Gehorsam zu leisten bis ans Ende." Nun empfahl ihn der römische Bischof zunächst an Carl Martell und an die deutschen Bischöfe zu freundlicher Aufnahme und Unterstützung in der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden und in der Reinigung des christlichen Volkes von heidnischen Ueberbleibseln in Sitten nnd Gewohnheiten [2]).

In unseren Gegenden fand Bonifacius keine heidnischen Stämme mehr vor, wo er hätte müssen das Evangelium zum erstenmale predigen, wir lesen daher von einer eigentlichen Missionsthätigkeit dieses Mannes bei uns nichts. Dagegen hat er manches beigetragen zur Ausrottung von heidnischen Gebräuchen, zur Einführung einer strengeren kirchlichen Zucht, und zur Unterordnung der christlichen Kirche, auch in unserer Gegend, unter die römische. War schon unter Carl Martell vieles geschehen in diesen Rücksichten, so geschah noch mehr unter Carlmann. Dieser erblickte in der Unterlassung von Synoden, welche alle zwei Jahre hätten gehalten werden sollen, einen Hauptgrund des Verfalls der Kirche des fränkischen Reichs. Solche Synoden wurden nun auf seinen Betrieb wieder gehalten, und unter den Bischöfen erscheint immer Bonifacius, der Gesandte (Legat) des römischen Bischofes, als der leitende. Unter diesen

[1]) Neander 3, 63. [2]) Neander l. c. 64—69. Bonif. ep. ed. Würdtwein p. 19 ff.





Kirchenversammlungen dürfte die zu Liptina im Jahre 743 gehaltene eine der einflußreichsten gewesen seyn. Sie gibt uns ein anschauliches Bild, wie viele Reste des Heidenthums sich dazumal unter der fränkisch-deutschen Christenheit noch vorfanden. Nicht weniger als dreißigerlei Arten heidnischer Gebräuche werden aufgezählt, welche untersagt werden, und auf deren Ausübung Carlmann eine Geldstrafe setzte. Noch brachten die Deutschen an Bächen, Quellen, in Hainen den alten Göttern geheime Opfer dar, noch verehrten sie Felsblöcke, noch hatten sie in ihren Häusern eine Art von Puppen (Alrunen), von denen sie glaubten Schutz und Glück zu empfangen. Ihre Furcht vor Zauberei war unbegreiflich. Sie glaubten, gewisse Weiber können den Leuten das Herz entwenden, ja den Mond verzehren. Mit Hülfegeschrei suchten sie daher dem abnehmenden Monde wieder zum Siege zu verhelfen. Geheimen Mitteln, Zauberformeln, Zeddeln um Arme und Beine gewunden, maßen sie vielen Glauben bei. Selbst christlichen Priestern mußte verboten werden, sich mit Zauberformeln und Götzenopfern abzugeben. Aus dem Vögelgeschrei, Pferdsgewieher, ja aus dem Kothe der Ochsen suchten viele die Zukunft zu erforschen, wie ihre heidnischen Väter. Selbst kirchliche Gebräuche scheinen unter ihren Händen zum vollständigen Heidenthum verkehrt worden zu seyn. Kaum war Einer aus ihrer Mitte gestorben, so konnte es ihnen beigehen, ihn schon als Heiligen zu verehren, und ihm, wie sie den Märtyrern auch thaten, Opfer darzubringen. Es war ein unläugbar großes Verdienst des Bonifacius, daß er diesen unter den Franken und Alemannen so tiefgewurzelten Irrthümern entgegengearbeitet und die Kirche Deutschlands zu ernstlichem Kampfe gegen dieselben geweckt hat [1]).

So strenge, als er gegen solchen heidnischen Aberglauben eiferte, setzte er sich auch dem entgegen, was ihm gegen christliche Zucht und Ordnung zu verstoßen schien. Unläugbar hatte er Ursache zur Klage über den sittlichen Zustand der Franken und Alemannen, besonders über ihre Geistlichen. „Was," — schreibt er nach Rom, — „soll ich thun, wenn ich unter der niederen Geistlichkeit solche finde, die von Jugend auf immer in Hurerei, in Ehebruch, in allen Arten von Unreinigkeit ge-

[1]) Bonif. ep. p. 124—136.

lebt, und dennoch in die kirchlichen Aemter gekommen sind, welche vier bis fünf Buhlerinnen halten und noch mehr, und nicht erröthen noch sich scheuen, sich Geistliche zu nennen und das Evangelium zu lesen? Was, wenn sie zu höheren Aemtern steigen, und dennoch fortfahren Sünde auf Sünde zu häufen, und sagen, sie seien fähig für das Volk zu bitten und zu opfern? Neuerdings kommen Fälle vor, daß solche Leute Bischöfe werden! — Andere sagen zwar: sie seien keine Hurer und Ehebrecher, aber sie sind Trunkenbolde, streitsüchtig, Jäger, ziehen bewaffnet in Krieg, und vergießen das Blut von Heiden und Christen ohne Unterschied mit eigener Hand" [1]).

Man kann sich, da Bonifacius eine durchgreifende Reformation der Geistlichkeit wünschen mußte, wohl denken, warum er bald zu den Fürsten bald zu den römischen Bischöfen sich um Unterstützung wandte, welche ihm auch reichlich zu Theil geworden ist. Man kann sich leicht denken, warum er so nachdrücklich auf eine geordnete kirchliche Verfassung drang; warum er von den Geistlichen jährliche Pfarrberichte forderte; warum er die jährlichen Prüfungen derselben durch die Bischöfe so ernstlich verlangte; warum er diese unter die Aufsicht der Erzbischöfe nicht blos dem Schein nach gestellt wissen wollte. Er selbst wurde mit der Zeit Erzbischof von Mainz, und es war gewiß für unser Vaterland dieß von bedeutendem Einfluß, da die alemannischen Bisthümer, namentlich Constanz, und so sämmtliche Kirchen unseres Vaterlandes unter die oberste Leitung des Bonifacius als mainzischen Erzbischofes kamen *).

Rechnen wir dieses alles zu den Verdiensten des Bonifacius, und vergessen wir nicht, wie das von ihm mitgegründete Kloster Fulda, wo Bibelforschung und Wissenschaften blühten, auch auf unser berühmtestes Kloster Hirschau als Vorbild wirkte, vergessen wir nicht, wie wichtig das von ihm gestiftete Bisthum Würzburg für das fränkische Württemberg wurde, — so dürfen wir doch nicht übersehen, daß er auch manches nach Deutschland brachte, was geradezu der Entwicklung des christlichen Glaubens und Lebens hinderlich war. Wird man nicht unwillkührlich an die jüdischen Menschensatzungen erinnert, wenn man liest,

[1]) Bonif. ep. p. 107.
*) s. Anhang Nro. 10.



wie ernsthaft Bonifacius mit dem römischen Bischofe die Frage verhandelt: „ob es recht sei, in den Ostern Speck zu essen?“ und dann die Antwort von Rom kommt: „gekocht und geräuchert wohl, wer ihn aber gerne ungekocht essen möchte, solle bis nach Verfluß der Osterzeit warten“ [1]). Auf die sogenannten Reliquien hielt er gleichfalls ungemein viel, und verordnete jeden Eid über ihnen mit der Betheurung zu schwören: „So wahr mir Gott helfe, und die Heiligen, welchen diese Reliquien angehören“ [2]). Und war es nicht Bonifacius, welcher, von dem römischen Bischofe angetrieben, den ersten nachdrücklichen Versuch machte, der deutschen Geistlichkeit die Ehelosigkeit aufzuzwingen [3]), auf welchen andere spätere folgten, welche, wenn schon erst nach Verfluß von Jahrhunderten, auch diesen Grundsatz durchsetzten. Endlich sollte alles auf römische Weise in der Kirche geordnet werden, die Kirchengesetze streng gehandhabt, mitunter auch durch den weltlichen Arm durchgesetzt werden. Bisher war der römische Bischof zwar von den Alemannen hochgeachtet, um des Alters seiner Kirche willen, aber nun wurde ihm auch auf den Kirchenversammlungen eine Stimme eingeräumt [4]). Bisher war es nicht erhört, daß deutsche Geistliche und Bischöfe von Rom aus vor Gericht gezogen, und bei ihrer Absetzung mitgestimmt worden wäre, nun kamen mehrere Fälle der Art vor. Bisher standen die Klöster unter unmittelbarer Aufsicht der Bischöfe, in deren Diöcese sie lagen. Nun entzog Bonifacius das Kloster Fulda der bischöflichen Aufsichtsbehörde, und ordnete es dem römischen Bischofe unmittelbar unter [5]). Es war etwas Außerordentliches, daß er trotz dem allem doch in etwas wagte, dem römischen Stuhle zu widersprechen. Aus der sogenannten geistlichen Verwandtschaft (z. B. zwischen den Taufpathen und dem Täufling, so wie zwischen den Taufpathen und Eltern des Täuflings) — behauptete er fest — könne doch kein Ehe-Hinderniß folgen. „Wir sind ja,“ schreibt er, „durch die heilige Taufe alle Christi Glieder und der Kirche Kinder, (geistliche) Schwestern und Brüder“ [6]). Es war etwas Außerordent-

[1]) Bonif. ep. p. 252 ff. [2]) Bonif. ep. p. 162. [3]) Bonif. ep. p. 152–210. [4]) Ja selbst seinen Legaten wurde der Vorsitz eingeräumt Neander 3, 77. [5]) Spittler K. G. 169. ff. Neander 3, 86. ff. Bonif. ep. 145. 149. Ueber die Exemtion des Klosters Fulda (als erste deutsche Klosterexemtion) Cleß 1, 162. 163. [6]) Neander 3, 84. 85.

liches, daß er dem römischen Bischofe anzeigte, wie ihm seine Alemannen berichten: in Rom habe man ja auch Zauberformeln feil, warum man sie ihnen verbiete — und daß er bat, man möchte doch diesem Aergernisse wehren [1]). Es waren aber Beweise, wie er durch sein untergeordnetes Verhältniß zum römischen Bischofe sich doch nicht die freie christliche Betrachtungsweise ganz verrücken ließ.

Eine That seines Alters darf nicht unerwähnt bleiben, deren Folgen er gewiß nicht geahnt hat. Noch in seinem Alter entband er in dem Namen des römischen Bischofes Zacharias die Völker des dem fränkischen Königshause geschworenen Eides und salbte den Pipin, den ersten Diener jenes Hauses — zum Könige (752) *). Pipin in seinem Theile erhob den römischen Bischof durch Länderschenkungen zu einem weltlichen Fürsten, und räumte ihm eine Gewalt über die fränkisch-deutsche Kirche ein, welche mit dem Verlauf der Zeit zu gänzlicher Unterwerfung derselben unter die römische Kirche führte. Bonifacius starb (755) mit der festen Ueberzeugung, daß Pipin nicht aufhören werde, das neugegründete Werk aufrecht zu erhalten und den Widerstand zu brechen, welchen die deutschen Geistlichen so oft ihm, dem Fremdlinge, und seinen Schülern entgegengesetzt hatten [2]). Sein schöner Märtyrertod ist bekannt.

Zweiter Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der Carolinger.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten Carls des Großen.

Carl der Große schien beide Charaktere, den seines Vaters Pipin und seines Oheims Carlmann in sich zu vereinigen, von dem ersten die Thatkraft, von dem letztern die Liebe zur

[1]) Cleß 1, 80. [2]) Bonif. ep p. 260. 261. 281. 282.
*) s. Anhang Nro. 11.



christlichen Kirche geerbt zu haben; beide überragte er durch den weitumfassenden Blick, mit dem er seine Zeit überschaute und zu lenken wußte. Er war einer der seltenen Männer, welche die göttliche Vorsehung den Völkern verleiht, um auf Jahrhunderte hinaus ihre Geschichte durch dieselben vorzubereiten*). Unter den verschiedenen deutschen Stämmen stand Carl den Alemannen durch Bande der Verwandtschaft besonders nahe. Zwei seiner Gemahlinnen waren aus schwäbischen Häusern, und die Alemannen ihm und seinen Nachkommen treu ergeben. Was daher Carl für die fränkisch-deutsche Kirche that, hatte die alemannische besonders mitzugenießen [1]).

Mit Wehmuth sieht man freilich die Alemannen unter seiner Führung den Sachsen das Christenthum mit dem Schwerte aufnöthigen [2]), mit Wehmuth die Weise, mit der er den Kirchenzehenten in seinem Reiche durch Zwang einführte; und alles, was er der christlichen Kirche aufopferte und für sie that, verliert dadurch in den Augen dessen, der mit Carls Geschichte auch nur etwas vertraut ist, seine Krone.

Und dennoch wäre es ungerecht zu behaupten, daß Carl nur aus Staatsinteresse gehandelt habe [3]), wenn er der Kirche sich anzunehmen schien; es wäre noch ungerechter zu behaupten, daß von seinen Nachfolgern jemals **einer** mehr für das Christenthum gethan habe, als er. Die edelsten Kaiser und Fürsten haben seine Tugenden zum Vorbild genommen, — unter ihnen Friedrich Barbarossa, und Christoph, Herzog von Württemberg.

Wirklich, was den innern Ausbau der Kirche Deutschlands betrifft, hat Carl für denselben Außerordentliches geleistet. Wie es ihm selber am Herzen lag, die Wahrheit kennen zu lernen und in christlichem Sinne zu leben, so wollte er in christlichem Geiste ein Vater seinen Völkern seyn. Wie er selber als Schüler seinem „**Freunde Alcuin**" zuhörte [4]) so sollte seinem Wunsche gemäß nicht blos die Jugend, sondern auch noch die Alten in seinem Reiche in der Erkenntniß alles Guten fortschreiten.

---

[1]) Stälin 1, 243. Sattler 1, 445. Dittmar 3, 1. 500. 541. 542. [2]) Sattler 1, 446. [3]) Dittmar 3, 1. 541. „Die Religion war ihm Herzenssache." [4]) So stellte er ihn der Reichsversammlung zu Frankfurt vor. Dittmar l. c. 326.

*) s. Anhang Nro. 12.

Niemand hatte dessen mehr zu genießen, als die Geistlichkeit des Landes, als die Lehranstalten für die Jugend. Carl hatte eine mitunter noch sehr unwissende Geistlichkeit angetroffen, der es schwer wurde, das Volk auch nur die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser zu lehren, viele konnten nicht lesen [1]). Und diese Unwissenheit war der Grund vieler Laster. Mit allem Nachdruck verordnete daher Carl, daß die zum Theile besonders unwissenden Landgeistlichen so oft wie möglich und wochenlang in die Städte kommen, und bei den Bischöfen und den tüchtigeren Stadtgeistlichen sich unterweisen lassen sollten, namentlich im Lesen und Vorlesen der heiligen Schrift, in gottesdienstlichen Verrichtungen und kirchlichen Gesetzen [2]). Und da ihnen schwer ward, auch nur die einfachsten Lehren der Schrift zu fassen und vorzutragen, so ließ er eine Sammlung von Abschnitten der heil. Schrift und von Predigten über dieselbe aufs ganze Jahr abfassen, damit sie dem Volke vorgelesen würden [3]). In der Ueberzeugung, daß ein Zusammenleben von Geistlichen in einer Stadt (wobei eine gewisse Gütergemeinschaft stattfände) die jüngeren derselben mannigfach fördern und vor Abwegen bewahren könne, suchte er die Geistlichkeit in den bischöflichen Städten zu einem gemeinsamen Leben zu vereinigen, wozu ein Bischof von Metz, Chrodegang, bereits den Anfang gemacht und die Regel („Statuten") aufgesetzt hatte. So entstanden die Dom-Stifte [4]).

An den bischöflichen Sitzen und in den Klöstern, „deren Leitung ihm durch Christi Gnade anvertraut worden seie," sollte außer der Ordensregel und einem heiligen Leben auch auf den Unterricht der Jugend nach den Gaben der einzelnen Schüler, welche Gott verliehen habe, Bedacht genommen werden *). Und zwar ordnete Carl bei diesen Cathedral- und Kloster-Schulen nicht blos den Unterricht der künftigen Geistlichen an, sondern auch Nichtgeistliche wurden dort für das bürgerliche Gemeindewesen gebildet **). Ja noch kurz vor seinem Tode ließ er auf einer Kirchenversammlung zu Mainz (813) die Einrichtung eines

---

[1]) Cleß 1, 205. ff. [2]) Cleß 1, 206. [3]) Durch Paul Warnefried. Dittmar l. c. 527. Das Nähere bei Neander 3, 175. [4]) Cleß 1, 533. Neander 3, 146.

*) s. Anhang Nro. 13. **) Nro. 14.



Unterrichtes für die Kinder in den einzelnen Kirchengemeinden verordnen, damit das Volk durch die Schulen in den Klöstern oder bei seinem Pfarrer einige Kenntniß der christlichen Glaubenswahrheiten erlange, eine Maßregel, für deren Ausführung Carl leider zu frühe starb *).

Oester erfreute Carl die Mönche, z. B. die des Klosters Fulda mit Briefen, aus welchen seine Wünsche rücksichtlich der Klosterschulen erhellen. „Aus ihren Briefen," schreibt er, „nehme er ab, daß sie in das Verständniß der heiligen Schrift noch nicht genug eingedrungen seien, denn sie wissen ihren religiösen Gedanken und Gesinnungen den rechten Ausdruck so gar wenig zu geben." — „Wir alle wissen," fährt er fort, „daß obschon Wortirrthümer gefährlich sind, doch Gedankenirrthümer noch viel gefährlicher sind, darum ermahnen wir Euch, die Wissenschaften in Demuth, zur Ehre Gottes und mit Eifer zu betreiben, um desto leichter und sicherer in die Geheimnisse der heiligen Schriften einzudringen" **). — „Wir wünschen an Euch der Kirche würdige Streiter zu sehen, innerlich fromm, äußerlich gelehrt, im Leben heilig, im Reden deutlich und bestimmt, damit wer euch sieht und hört, belehrt und zu Gottes Lobe ermuntert werde" [1]).

Um Kirche und Schule immer berathen zu können, überwachte er durch eigene Sendboten, welche ihm über ihren Stand zu berichten hatten, die Bisthümer und Klöster; die Weltgeistlichkeit wurde alljährlich durch die Bischöfe geprüft [2]).

Dieses alles that Carl in der festen Ueberzeugung, daß es sein Regentenamt von ihm also fordere. Staat und Kirche erschienen ihm als ein Ganzes, als eine Hierarchie mit geistlichen und weltlichen Ständen, unter ihm, als dem Oberhaupte [3]). Bei der doppelten Gesetzgebung, der kirchlichen und politischen, wurde immer eine durch die andere unterstützt. Wie alle Staatsgeschäfte von Wichtigkeit ihm durch den Pfalzgrafen (Comes Palatii) vorgetragen wurden, so hatte der erste Geistliche deutscher Nation (zu den Zeiten der Carolinger bald der Erzbischof von Mainz, bald der von Cöln) über alle kirchlichen

---

[1]) Gerbert 1, 90. 91. [2]) Pfister, Geschichte der Deutschen 1, 455. Dittmar 3, 1. 532. ff. [3]) Dittmar 3, 1. 532. ff.
*) s. Anhang Nro. 15. **) Nro. 16.

Angelegenheiten von Bedeutung zu berichten. Dazu sahe der Kaiser gerne und oftmals tüchtige Theologen um sich, und zog besonders den berühmten Alcuin in seinen vertrauteren Umgang [1]).

So stand damals die deutsche Kirche unter dem Kaiser, nicht unter Rom. Carl achtete die römische Kirche als die ältere Schwester, von der die deutsche zu lernen habe, und es war ihm sehr um die Uebereinstimmung mit ihr zu thun, aber höher als ihr Alterthum stand in seinen Augen die Wahrheit. Er bewies dieß namentlich in dem damals die ganze christliche Kirche bewegenden Bilderstreit. Nach langen Kämpfen wurde auf einer morgenländischen Kirchen-Versammlung (787) ausgesprochen: „den Bildern der Heiligen gebühre eine mit Küssen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden verbundene Verehrung" [2]). Der Kaiser, empört über diesen Greuel [3]), ließ vier Bücher unter seinem Namen (libri carolini) gegen den Bilderdienst ausgehen. „Immerhin," heißt es in denselben, „mögen Bilder zum Schmucke und Gedächtnisse in den Kirchen bleiben, die Anbetung aber, die Gott allein gebührt, den Bildern zuwenden, seie Blindheit, diese Anbetung vertheidigen, Wahnsinn oder vielmehr Abfall vom Glauben [4]). Man berufe sich auf Wunder, die durch sie bewirkt worden seien. Wer aber stehe für die Wahrheit der Berichte? Und wenn wirklich solche geschehen wären, solle man zusehen: „daß der alte listige Feind, durch Vorspieglung von Wundern die Seelen nicht verführe" [5]). Doch hieran hatte Carl nicht genug. Er ließ diese Grundsätze auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt; bei welcher dreihundert fränkische und deutsche Bischöfe gegenwärtig waren, bestätigen (794) [6]), und vergeblich war es, daß der römische Bischof damals auf die Seite der morgenländischen Kirche trat. So durchgreifend war der Kampf gegen den Bilderdienst in Frankreich und Deutschland, daß Bischöfe aus jenen Ländern, wenn sie etwa nach Italien versetzt wurden oder dort durchreisten, von den Italienern als Ketzer verfolgt wurden; so nachhaltig war jene Stimme der Wahrheit, daß noch ums

---

1) Dittmar 3, 1. 524. ff. bes. Cleß 1, 257. 2) Neander 3, 325. ff. 3) Bewogen durch den Zelus Dei et veritatis studium. Neander 3, 329. 330. 4) Neander 3, 330. 334. 5) Neander 3, 336. 6) Neander 3, 340. 341. Dittmar 3, 1. 529.





Jahr 1160 bei den Alemannen das Verbot des Bilderdienstes bestanden hat [1]).

Würde doch Carl ebenso standhaft sich geweigert haben, in einen andern Gedanken des Papstes einzugehen! — Er ließ sich von ihm zum „römischen Kaiser" krönen. Das war eine Ehre ohne allen Zuwachs zu der Macht seines Reiches, ein bloßer Titel, mit dem aber in die Seele des jedesmaligen Kaisers der Gedanke an eine Weltmonarchie gelegt werden sollte, die er aus den Händen des römischen Bischofes zu empfangen oder bestätigen zu lassen habe, ein Gedanke, zu dessen Verbreitung die Päpste allem aufboten, und der auf Jahrhunderte hinein Kirchen und Staaten erschüttert hat [2]).

Carls Nachkommen, diejenigen namentlich, welchen die Regierung Alemanniens zufiel, hatten den hellen Blick, die Charakterfestigkeit und die Willenskraft ihres Ahnherrn nicht. Aber die Liebe für die christliche Kirche, welche Carln beseelte, hat sich auf mehr als einen derselben vererbt, und manche Pflanzung Carls des Großen verdankt dieser Liebe ihr ferneres Gedeihen und ihre Erhaltung.

Zweites Kapitel.

Geistliche und Laien zur Zeit der Carolinger.

Als das Christenthum in Schwaben gepflanzt wurde, machte man bereits einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, den die heilige Schrift nicht lehrt. Zwar von Anfang an, nach Christi Willen selbst, gab es ein Lehramt in der Gemeinde; schon im Anfang wird einer besondern Geistesgabe zur Kirchenleitung gedacht. Aber nirgends finden wir ein mit dem Lehramt und der Kirchenleitung verbundenes Priesterthum, nirgends ein geistliches Richteramt, das abgesondert von der Gemeinde für sich „zu binden und zu lösen" eingesetzt gewesen wäre. Die Geistlichkeit dieses Zeitraumes aber eignete sich durchgehends neben dem Lehramte und der Kirchenleitung

---

[1]) Chemnitii examen concil. Trident. Tom. 10. (ed Francof. ad Moen. 1578.) p. 44 b. 45 a. nach Nicetas vita Isaaci Angeli lib. 2. [2]) Dittmar 3, 1. 530—532.

auch das Priesteramt zu, das heißt die Vermittlung der Gemeinde mit Gott und dem Erlöser, und das geistliche Richteramt, d. h. die unbedingte Herrschaft über die Gewissen, über die geistliche Entwicklung der Gemeindeglieder. Daher der gewaltige Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, der bis zur Reformation allgemein gegolten hat.

Zur Befähigung der Geistlichen für diesen Beruf hatte schon Bonifacius weniger eine genauere Schriftkenntniß gefordert, als eine Uebung in Verwaltung der Sakramente und der Kirchengebräuche, und eine gewisse Bekanntschaft mit den Kirchengesetzen [1]). Und auf dieser Weise blieb man zur Zeit Carls des Großen und seiner Nachfolger, nur daß jetzt eine nähere Bekanntschaft mit den sonntäglichen Evangelien und Episteln gefordert wurde, so wie die Fähigkeit, diese in der Landessprache dem Volke auszulegen. Die Hauptsache bei dem Gottesdienste blieb indeß die Predigt nicht, sondern man sah die sogenannte Messe dafür an. Anfangs ward mit diesem Namen das heil. Abendmahl, wie es der Herr Jesus Christus eingesetzt hatte, bezeichnet. Später kam die Lehre auf: daß das gesegnete Brod und der Kelch im Abendmahl nicht nur da sei, den Glauben zu stärken, die Gewissen zu trösten, mit dem Erlöser uns auf das Innigste zu verbinden. Vielmehr behauptete man: es werde durch den Priester, wenn er das Brod gesegnet habe, der Leib und das Blut Christi unter den äußerlichen Gestalten von Brod und Wein Gott geopfert; Gott werde durch dieses vom Priester dargebrachte Opfer versöhnt; Todten, wie Lebendigen, werde durch diese priesterliche Handlung Vergebung ihrer Sünden zugewendet. Dieß ist die sogenannte Messe im engern, gewöhnlichen Sinne des Wortes. Mit einer Menge von Ceremonien ward sie umgeben. Die Liturgie dabei wurde in lateinischer Sprache verlesen, denn schon Carl der Große wollte nicht blos dem Inhalte, sondern auch der Sprache nach den römischen Meßgottesdienst in den deutschen Gemeinden eingeführt sehen [2]).

Neben der Messe war die Beichthandlung eines der wichtigsten Elemente des Gottesdienstes. Hier hatte sich der

[1]) cf. Cleß 1, 80. vergl. übrigens seine Briefe. [2]) Raumer, Einwirkung ꝛc. 241. Rheinwald kirchliche Archäologie 357.





Priester als geistlichen Richter zu betrachten. Mit Verlesung eines Gebetes sollte sie begonnen werden, das der Geistliche über den Beichtenden und in dessen Namen sprach. Dann sollte der Erstere mit dem Beichtenden über die einzelnen Hauptsünden reden, ihn fragen nach seinem Glauben an den dreieinigen Gott; endlich ermahnen, daß er seinen Schuldnern vergebe, damit Gott auch ihm vergebe. War er hiezu bereit, so sollte seine Beichte angenommen und seine Buße verkündet werden. Dann mußte der Beichtende niederfallen, demüthig zum Priester sprechend: „Ich bitte dich um deinen Rath, ja um deinen Richterspruch, der du zum Verwalter und Mittler zwischen Gott und den sündigen Menschen verordnet bist; ich rufe dich an, daß du mein Fürsprecher für meine Sünden seiest." Weinend und seufzend, bis der Priester wahre Reue sehe und ihn aufstehen heiße, sollte er da liegen. Nun ward ihm seine Buße (d. h. die Weise, wie er durchs Werk Genugthuung leisten solle) verkündiget. Sie bestand meist in Psalmenlesen, Fasten, Almosengeben und manchen wirklich schmerzhaften Büßungen.

In den alten Beichtformeln der Alemannen ist neben vielem ungemein Schönen schmerzlich zu sehen, wie bereits die Heiligen neben Gott dem Herrn genannt werden als die, denen man beichte [1]). Statt zu Christo vor Allem hingeführt zu werden, wurde der Beichtende zu Genugthuungen durch seine Werke angeleitet, und diese wurden bald der Hauptsache nach in Gaben an die Kirchen verwandelt; selbst Carl der Große machte in dieser Absicht der römischen Kirche Schenkungen. — Daher denn auch der Zerfall der Kirchenzucht. Die leichtsinnige Art, wie Priester von den schrecklichsten Sünden dispensirten, mußte in der Seele des Beichtvaters und des Beichtkindes alles Gefühl für Moralität ersticken. Patrioten der Kirche seufzten und klagten laut über solche Indulgenzen — aber ihre Stimme war zu unmächtig, oder die Maßregeln waren nur halb [2]). So eiferte zwar die Kirchen-Versammlung zu Mainz 847 „gegen die Priester, welche den Leuten von jedem Alter Hauptkissen unterschieben, die Seelen zu verstricken;" dieß Concil forderte neben der Kirchenbuße auch Sinnesänderung an den Beichtenden [3]); es

[1]) Goldast rer. alemann. tom. 2 ed. Senkenb. p. 146. [2]) Spittler, Kirchen-Gesch. 189. 190. [3]) Neander 4, 256. 257.

wünschte die alten Vorschriften der Bibel und die Kirchengesetze wieder hervorgezogen. Aber den Ablaß (das Abkaufen der Sünde durch Geld) auszutilgen, fehlte Muth und Kraft. Dennoch ist jene Synode zu Mainz, als dem erzbischöflichen Sitze, unter dem fast ganz Alemannien stand, noch ein Zeichen ernsterer Denkungsweise unserer Väter.

Als Prediger sahen sich die Geistlichen nach Carls des Großen Tode weniger an. Sie predigten meist lateinisch, das heißt: sie lasen Predigten in dieser Sprache vor, welche jedoch dann häufig dem Volk in die deutsche Sprache übersetzt wurden[1].

Was die liturgischen Handlungen der Geistlichen betrifft, so ist außer der obgenannten Meßhandlung noch zu bemerken: das Kirchengebet und die kirchlichen Weihungen. In dem allgemeinen Kirchengebete wurde zuerst der Papst, dann der König und seine Familie, die Obrigkeiten und das Heer der Alemannen eingeschlossen. Hier fanden sich schon um 850 mehr Anrufungen der Heiligen, die man sich als Schutzpatrone dachte, als Anrufungen Gottes. In den Weihungen findet sich gleichfalls viel Aberglauben. Bei Weihung der Wachskerzen, die in den Kirchen brannten, ward gebetet: „daß Gottes Licht sich hiemit auf eine geheimnißvolle Weise verbinden möge zur Verbannung aller List und Bosheit des Teufels." So hoffte man vom geweihten Wasser: Reinigung von Sünden, allerlei Segen, Schutz gegen den Satan und gegen Gespenster[2].

Endlich war den Geistlichen der religiöse Unterricht der Jugend übertragen, wobei freilich nur das gefordert wurde, daß sie die Bedeutung der heil. Taufe[3], des christlichen Glaubensbekenntnisses und das Vaterunser derselben erklärten, also im Wesentlichen die drei ersten Hauptstücke des Catechismus.

Nur wenige Spuren finden sich von einer selbstständigen Entwicklung des christlichen Lebens unter den Laien. In jeder Hinsicht lag die Berathung und Leitung der Gewissen in den Händen der Geistlichen. Nur das war von den Laien gefordert, daß sie die Kinder, deren Taufpathen sie waren, den

---

[1]) Raumer 251. 253. [2]) Wie später das rituale Romanum, s. Römers 33 Fragen über die Unterscheidungslehren S. 28. 29. Goldast rer. alem. 2, 150. [3]) Neander 3, 174. 4, 222. Cleß 1, 207. Wohl auch die Bedeutung des h. Abendmahls.





Glauben und das Vaterunser lehren sollten — und gewiß blieben viele nicht dabei stehen, diese Hauptstücke christlicher Lehre blos dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen [1]). Und sollten nicht christliche Eltern die Pflicht der Pathen auch als die ihrige anerkannt und geübt haben? Wohl möchten wir hier einen Anfang des häuslichen Gottesdienstes ahnen. Wie tief indessen der mit gewissen Ceremonien verbundene Aberglaube in das religiöse Leben der Gemeinde eingegriffen haben mag, das sehen wir aus den Gottesurtheilen. Zwar gegen die Gottesurtheile durch Zweikampf wurde in diesen Zeiten mit großem Ernste eingeschritten. Der in denselben Gefallene wurde als ein Gemordeter angesehen. Aber häufig waren die Gottesurtheile durch glühendes Eisen und siedendes Wasser, welches der Angeklagte mit seiner Hand befassen mußte, zum Zeichen seiner Unschuld. Eisen und Wasser wurde dann durch besondere Gebete geweiht, und man hielt sich versichert, daß der Unschuldige unverletzt davon komme [2]).

Merkwürdig ist das Verlangen Einzelner nach der heil. Schrift. Auf die Bitte einer ehrwürdigen Matrone hin — ihr Name war Judith — ließ sich der Mönch Ottfried *) bewegen, einen Theil der evangelischen Geschichte in deutsche Reime zu fassen, und zwar zunächst mit Rücksicht auf die Laien, um damit leichtfertige Lieder unter dem Volke wenigstens theilweise zu verdrängen [3]).

In ein eigenthümliches Verhältniß zu der Kirche traten die Obrigkeiten, denn sie hielten es für ihre Aufgabe, die christliche Kirche, das Reich Gottes auf Erden, zu fördern und zu schützen — eine Pflicht, die der Kaiser wie der geringste Vogt anerkannte. Aber freilich wurde diese Pflicht oft mehr dem Worte nach anerkannt, als der That nach befolgt. Mit Carls Tode wurde die christliche Besonnenheit vermißt, welche bei den Bischofswahlen für die Würdigsten den Ausschlag gegeben hatte. Sein Sohn Ludwig begünstigte bereits sein Hofgesinde, und brachte Leibeigene empor, welche durch Uebermuth allgemeine

---

[1]) Cleß l. c. [2]) Neander 3, 180. 181. 4, 254. Goldast 2, 150. [3]) Neander 4, 219. ff. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied Vorrede XIII. XIV. Cleß 1, 208. 542. 607.

*) s. Anhang Nro. 17.

Unzufriedenheit erregten [1]). Dessen Nachfolger verschenkten gleichfalls, ohne auf die Berathung der Gemeinden zu sehen, an ihre Günstlinge Kirchen und Klöster — das heißt: deren Einkommen. Ihre Frömmigkeit bestand nicht wie bei Karl dem Großen in Sorge für das geistliche Wohl der Völker, sondern in der Ehre, die sie der Geistlichkeit, zumal den Bischöfen, erzeigten. Diese gelangten zu bedeutender Macht und Reichthum, und übten nicht bloß über die Geistlichen, sondern auch über das Volk in den Sendgerichten (ähnlich der von Herzog Christoph im Kleinen durchgeführten Landesvisitation durch geistliche und weltliche Räthe) eine einflußreiche Gerichtsbarkeit aus [2]). Vor allen Bischöfen erhoben sich die Erzbischöfe, und unter diesen der von Mainz, zu hohen Ehren. Letzterem Erzbischof war das Bisthum Constanz und damit zwei Drittheile unseres Vaterlands in kirchlicher Hinsicht unterworfen.

Der Kirche kam der weltliche Einfluß der Geistlichkeit nicht zu Gute. Sie wurde selber verweltlicht — im vollen Sinn des Wortes. Vor Allem tritt der römische Bischof in Sachen des deutschen Reiches auf. Er unterstützt die aufrührerischen Söhne Kaiser Ludwigs des Frommen; er erniedrigt die Erzbischöfe und mit ihnen die deutsche Kirche. Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts wagt er es, mit der Behauptung aufzutreten: „die deutschfränkischen Regenten haben alle ihre Würden und ihre Herrlichkeit dem römischen Stuhle zu danken." Er bringt um 850 eine Sammlung vorgeblich alter Kirchengesetze hervor (die pseudoisidorischen Decretalen), deren Summe darauf hinauskommt, daß „die Geistlichen keiner weltlichen Gewalt unterworfen seien, daß Gott sie vielmehr zu Richtern über Alle gesetzt und sie nur dem römischen Stuhle unterthänig gemacht habe" [3]). Hiemit beginnt denn der immer sich erneuernde Kampf des römischen Stuhles mit der kaiserlichen Krone, ein Kampf, der nicht um das Recht und die Religion, sondern um den ersten Rang und die erste weltliche Gewalt auf Erden gekämpft wurde und aller Orten im deutschen Reiche unsägliches Unheil gestiftet hat.

Den Vorschmack der blutigen Kämpfe späterer Jahrhunderte

[1]) Cleß 1, 185 ff. Neander 4, 112. [2]) Cleß 1, 248. [3]) Neander 4, 125, vergl. 105—110.





mußte Schwaben schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts kosten. Berthold und Erchinger, die königlichen Statthalter (Kammerboten) in Schwaben, welche in den Kämpfen gegen die Ungarn das Land von heidnischer Unterdrückung gerettet hatten (915)[1]), kamen mit Salomo III., Bischof von Constanz, in Mißhelligkeiten. Einen gefährlicheren Gegner, als diesen Mann, hätten sie nicht finden können.

Salomo, ein geborner Junker v. Ramschwag, war zuerst bei Ludwig dem Deutschen als Hofgeistlicher angestellt, und hatte als solcher, trotz seines leichtsinnigen Wandels, mehrere Abteien als Pfründen, deren Einkommen er bei Hofe verzehrte, erhalten[2]); später hatte er die reiche Abtei St. Gallen und dazu noch das Bisthum Constanz erlangt (890). Der deutsche König Konrad I. (der Franke) war ihm besonders hold; er besuchte ihn einst in seinem Kloster; auch die Kammerboten wurden zur Tafel geladen. Da traten zwei in ritterliche Tracht gekleidete Bauern herein, um den Kammerboten einen erlegten Bären und Hirsch zu überbringen; diese standen ehrerbietig auf. Der Bischof lachte: „ob er nicht recht gehabt habe, daß unter seinen Leibeigenen Leute seien, vor denen selbst die Edeln Respect haben müssen"[3]). Tiefer, als durch alle bisherigen Streitigkeiten mit dem Bischofe, gekränkt, nahmen die Kammerboten ihn bald darauf in unerwartetem Ueberfalle gefangen und sandten ihn auf ihre Burg Hohentwiel in Gewahrsam. Aber Bertha, Erchingers Gemahlin, ging dem Gefangenen weinend entgegen, entledigte ihn seiner Fesseln, und sprach ahnungsvoll aus, daß der Fall ihres Hauses bevorstehe. Nach einer ehrenvollen gastlichen Bewirthung ließ sie den Bischof frei, dessen Neffe indessen Mannschaft gesammelt, die Kammerboten überfallen und gefangen genommen hatte. Der deutsche König Konrad entsetzte hierauf Erchingern seiner Würde und verbannte ihn aus Schwaben; aber Letzterer kehrte zurück, sammelte seinen Anhang und ließ sich nun zum Herzog von Alemannien ausrufen. Konrad rief ihn und seinen Bruder Berthold auf den Tag nach Altheim, mit sicherem Geleite. Aber die Fürsten und Bischöfe sprachen ihm das Todesurtheil. Vergebens flehte

---

[1]) Pfister Ueberſicht S. 15. [2]) Cleß 1, 304. 305. 517. 189 ff. Stälin W. G. 364 ff. [3]) Cleß 1, 387. 388.

Bertha verzweiflungsvoll um das Leben ihres Gemahles; er wurde enthauptet (916). Bischof Salomo aber, der die Kammerboten nicht mehr retten konnte, fand keine Ruhe; er ging in seinem Kummer nach Rom, um Trost für sein Gewissen zu suchen, daß er zum Unglücke dieser Männer so vielfachen Anlaß gegeben hatte, und starb wenig Jahre nach ihnen[1]).

Drittes Kapitel.

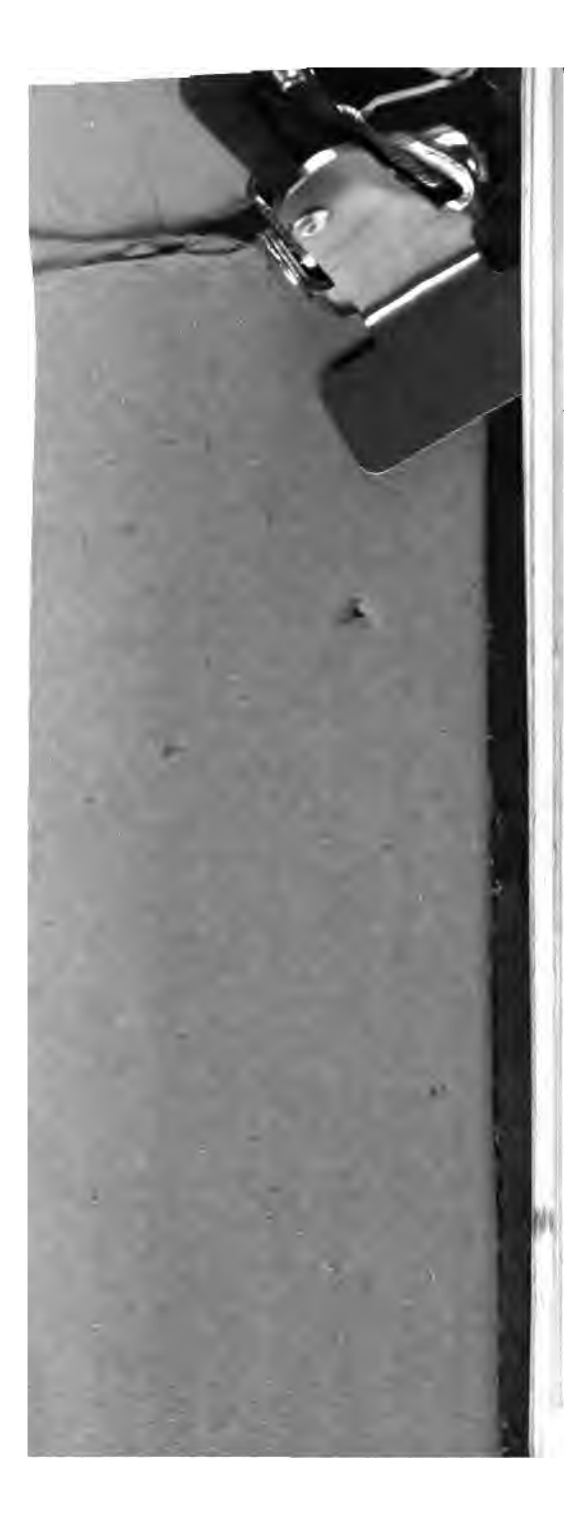
Die Klöster.

Theils Verfolgung unter den heidnischen Kaisern, theils das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit Gott zu dienen, hatte schon im dritten Jahrhundert der christlichen Kirche Viele veranlaßt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, welche den Namen von Anachoreten oder Mönchen (Monachi, Einsiedler) führten. Bald fand man, daß die gänzliche Vereinzelung dem religiösen Leben nicht förderlich seie; die Einsiedler zogen großentheils zusammen; endlich auch sah man, daß kein gemeinsames Leben ohne Ordnung und Gesetze möglich seie; dieß gab Anlaß zu den Mönchsregeln. Im sechsten Jahrhundert richtete Benedikt von Nursia eine für das Bedürfniß der Abendländer berechnete Ordensregel auf, auf welche er seine Mönche für ihre ganze Lebenszeit verpflichtete. Bonifacius führte diese Regel in Deutschland ein, und die Carolinger thaten Alles, um sie zu verbreiten. Schon um's Jahr 777 kommen kleine Klöster im jetzigen Württemberg vor; so die Vitaliszelle zu Eßlingen und das Veranuskloster zu Herbrechtingen[2]). Im Anfang des neunten Jahrhunderts erscheint Ellwangen bereits als ein ansehnliches Kloster, und zu gleicher Zeit erhebt sich das Frauenkloster zum heiligen Cornelius in Buchau[3]), wo später eine Urenkelin Carls des Großen Aebtissin wurde. Um's Jahr 877 wird des Klosters Murrhardt gedacht[4]); um 830 beginnt der Bau von Hirschau[5]). Die Sage von der Entstehung des ersteren und die mit der Legende vermischte Geschichte des Ursprungs von Hirschau möge hier ihre Stelle finden.

---

[1]) Cleß 1, 547. Pfister Gesch. v. Schwaben 170 ff. Uebers. 15. 16.
[2]) Stälin 371. [3]) Stälin 370. [4]) ebendaselbst. [5]) Stälin 372.





Die Entstehung Murrhardts erzählt die Legende folgendermaßen. In der Nähe des jetzigen Städtchens Murrhardt lag ein altes Schloß Hunneburg, auf welchem sich Kaiser Ludwig auf seiner Flucht vor seinen Söhnen verborgen hielt. Seinen Gram schüttete er vor einem im Welzheimer Walde sich aufhaltenden Einsiedler, Walderich, aus, und empfing aus dem Munde dieses Mannes Trost in seiner Noth. Zum Danke dafür baute er ihm eine Wohnung, beschenkte ihn mit Landstücken, und legte so den ersten Grund zu dem nachmaligen Kloster Murrhardt. Noch bis auf diesen Tag gehen Sagen von diesem Walderich, welche jedoch mehr an einen heidnischen Zauberer als an einen christlichen Wunderthäter erinnern könnten [1].

Das bedeutendste Kloster, das in der Zeit der Carolinger, wenn nicht wirklich erst entstanden, doch neu gegründet worden ist, — ist Hirschau. Ueber diese Gründung wollen wir einen treuen Freund des Klosters, einen begeisterten Lobredner der alten Benediktinermönche, den Abt Tritheim, erzählen hören [2]:

Zur Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen und bei ihnen hoch angesehen lebte ein reicher, mächtiger Graf, Erlafried zu Calw. Ein Sohn desselben, Nottung, hatte noch von Kaiser Karl dem Großen seiner Gelehrsamkeit und reiner Sitten wegen das Bisthum Vercelli erhalten. Nach langer Abwesenheit sehnte er sich, sein Vaterland wieder zu sehen. Aber ohne Geschenk wollte er nicht zurückkehren. Da ging ihm bei, daß der Leichnam des heil. Aurelius, den er von dem Bischofe von Mailand erhalten und in Vercelli aufbewahrt hatte, eine geeignete Gabe für seine Heimath seie. Lange schwankte der Bischof, ob er die Gebeine des Heiligen aus der Kirche zu Vercelli nehmen dürfe, bis im Traume ihm Aurelius erschien und versicherte: „er wolle mit ihm ziehen, — an dem Orte, an welchem ein Blinder durch die Anrufung seines Namens sein Augenlicht erhalte, solle er ein Kloster bauen." Nottung nahm den Leichnam, brachte ihn nach Calw, bewog seinen

[1]) Sattler Topogr. (Ausg. v. 1752) 2, 119. Ders. Gesch. des Herzogth. W. bis 1250, 1, 500—503. Cleß 1, 586—591. [2]) Trith. Chron. 1, 1 ff.

Vater zum Bau des Klosters und zur reichen Ausstattung desselben, reiste dann zurück nach Vercelli und sandte kostbaren Kirchenschmuck und Bücher als seine Gabe [1]). Das Kloster erhielt den Namen St. Aurelius-Zelle, doch der häufigere blieb Hirschau [2]).

Nach Vollendung des Klosterbaues zogen im Mai 838 die ersten Mönche daselbst ein. Ihrer waren fünfzehn; ihr Abt hieß Liutbert. Am 11. September desselben Jahres weihte der Erzbischof Otgar von Mainz die Kirche ein [3]). Kein Kloster Schwabens war lieblicher gelegen, keines bei seinem Anfange schon so reich begabt. Noch jetzt, da das Kloster in Trümmern liegt, kann man ahnen, warum gerade hier die Stätte war, die man gerne wählte. „Das Hirschauer Thal ist das einzige unter allen mir bekannten Thälern des Schwarzwaldes, — sagt Meiners — das eine auffallende Aehnlichkeit mit den reizenden Thälern der hohen Schweiz hat, und das einzige, wo man den Gedanken in sich aufsteigen fühlt, daß man im Schooße dieser einsamen Natur seine Tage vergnügt zubringen könnte. Die Lage des Klosters war ebenso romantisch, als die Ruinen desselben ehrwürdig sind. Zwischen den Mauern der zerstörten Klostergebäude gedeihen alle Arten von Gartengewächsen vortrefflich, und selbst der Weinstock und Pfirsichbaum bringen reife und schmackhafte Früchte [4])."

Auch darf man nicht denken, daß der kleinen Mönchscolonie die tägliche Nahrung schwer zu erwerben gewesen. Erlafried übergab dem Kloster zum Eigenthum die Ortschaften Altburg, Deckenpfrond, Hirschau, das Dorf selber, Luzenhardt, Haugstätt, Kentheim, Sommenhardt, Luzenhardter Hof; — Güter: bei Gültstein, Stammheim, Möttlingen, Maichingen, Grötzingen, Merklingen, — einige andere Ortschaften, deren Lage man nicht mehr kennt, und Güter bei denselbigen. Auch die Kirchen von Stammheim, Maichingen, Döffingen und Decken-

---

[1]) Trith. 1, 3. Cleß 2, 1 ff. Die Aurelius-Sage ausführlich bei Steck Hirsau 103 ff. [2]) Ueber die Person des Aurelius weiß man nichts Näheres; weder Tritheim noch Gerbert wissen zu sagen, wo er eigentlich gewesen. Auch stritt man sich darüber, ob der Leichnam in Hirschau oder noch in Mailand liege. Cleß 1, 216 Anm. [3]) Steck 36. [4]) bei Steck 2.



pfrond wurden dem Kloster einverleibt [1]). Bei der feierlichen Uebergabe dieser Güter, welche zu Speier geschah, sollen mehrere Bischöfe und Fürsten des Reiches zugegen gewesen seyn [2]).

Wir treten nun, geführt von Tritheim, in das Kloster ein, und lassen zuerst uns die Klosterkirche zeigen. Sie ist nicht unansehnlich, ruht aber auf keinen Säulen, innen ist sie geräumig, die Decke ist getäfelt, wie in den Dorfkirchen der späteren Zeit, an vier Altären wird Gottesdienst gehalten. Das Kloster ist, wie die Kirche selbst, von Holz erbaut, nicht gerade ansehnlich, doch wohnlich. Die Zellen der Mönche etwas niedrig und dunkel. — Ihre Seelen aber, sagt Tritheim, sind der göttlichen Liebe voll und erleuchtet gewesen durch die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. „Die Mönche jener Zeit waren golden, die Abendmahlskelche von Kupfer — nun (1500) ist es umgekehrt [3]).“

Wir treffen in dem ersten Abte Liutbert (oder Lindebert), einen Mann, der durch Wort und Beispiel die Mönche zur Regel des heil. Benedikt anhält. Er, wie seine ersten Mönche, hat sie unter dem strengen Abte Rabanus Maurus zu Fulda geübt, und unter der Leitung dieses ausgezeichneten Gelehrten seine Studien vollendet. Mit besonderem Fleiße hatte Rabanus *) seine Schüler in die heilige Schrift eingeleitet, und es ist ganz glaublich, daß viele Erklärungen der heiligen Schriften damals auch in Hirschau abgefaßt wurden. Von Liutbert schreibt Tritheim: „nach Gott dürsten, ihn lieben, war ihm das höchste Lebensziel [4]).“ Im hohen Liede fand er diese Liebe vorgebildet, und hat deßhalb über dasselbe geschrieben. Hildulph, ein gelehrter Mönch, unterrichtete seine jüngeren Genossen in der heil. Schrift und in weltlichen Wissenschaften (literæ sæculares); auch er war ein frommer Mann. Mit dem berühmten Bibelerklärer, Walafried Strabo, und dem Uebersetzer der heil. Schriften in's Schwäbisch-Deutsche, mit Ottfried, waren diese Hirschauer Mönche von Fulda her bekannt [5]).

---

[1]) Trith. 1, 7; cf. Besold docum. rediviv. 518. Cleß 1, 120. 2, 1. ff. Steck 36. Stälin 385. [2]) Trith. 1, 3. 4. [3]) Trith. l. c. 3. 4. [4]) Trith. 10. 12. [5]) Ueber Walafried Strabo, Verfasser der glossa ordinaria Neander 265. — Cleß 1, 635. Stälin 1, 412.

*) s. Anhang Nro. 18.

Gehorsam, Demuth, Schweigen, ewige Jungfräulichkeit sind die Pflichten, welche ein jeder Mönch beim Eintritt in's Kloster übernimmt. Befehl des Oberen und Befolgung desselben ist bei dem Mönche ein Werk des Augenblicks. Er hat nichts mehr eigen, er gehört Niemand mehr an, ja seinen ganzen eigenen Willen hat er für immer dem Abte zu Füßen gelegt [1]).

Die Hauptbeschäftigung ist bei Allen der Gottesdienst. Im Laufe einer Woche werden die Psalmen gesungen. Morgens früh, bald nach Mitternacht, beginnt die Mette (Matutina); kurz vor Aufgang der Sonne die Prima, bald nach demselben die Tertia, dann die Sexta; um Mittag die Nona. Abends die Vespertina, endlich das Completorium oder der Beschluß des täglichen Gottesdienstes [2]). Am Tische wird vorgelesen; der Mönch, welchen die Reihe dazu trifft, empfiehlt sich der Fürbitte der Brüder: „daß Gott den Geist des Hochmuths von ihm nehmen möge." Alles ist stille. Man hört kein Wort, als das des Vorlesers [3]). Ueber Tische werden Mittags nur zwei Gerichte aufgetragen. Abends wird öfters gefastet. War die Arbeit des Tages sehr anstrengend, so sorgt der Abt für etwas mehr Speise. Auch ein wenig Wein wird in solchen Fällen gereicht, besonders den Schwächeren. Fleisch von vierfüßigen Thieren sollte eigentlich nicht auf den Tisch kommen, eine Wohlthat an den hohen Festen höchstens ein Huhn seyn. Doch wird auf besondere Umstände Rücksicht genommen, und z. B. Fleisch gestattet, wo es an Fischen fehlt [4]). Nach dem Abendessen wird aus den Lebensbeschreibungen der Väter, aus der heil. Schrift (mit Ausnahme der sieben ersten Bücher und der beiden Bücher der Könige) vorgelesen, etwa vier bis fünf Blätter. Hierauf, wenn das Completorium gesungen ist, darf im ganzen Kloster kein Wort mehr gesprochen werden, es wäre denn, daß ein Fremdling pochte, oder ein Klosterbruder schnell und gefährlich erkrankte [5]).

Es blieb aber außer Gottesdienst, Lehre und Speisen den Tag über immer noch Zeit für die Handarbeit [6]). Einer schrieb Bücher ab, ein anderer dictirte ihm, ein dritter glättete

---

[1]) Cleß 1, 277. 315. 339. 341. [2]) Cleß 1, 317. [3]) Cleß 1, 347. 348. [4]) Cleß 1, 348 ff. 487. 491. [5]) Cleß 1, 359. 360. [6]) Cleß 1, 361 ff. 405 ff. 402. Stälin 400.



ihm das Pergament; andere übten sich in der kirchlichen Musik, oder malten, zur Erbauung der Laien, die Leidensgeschichte des Herrn; wieder andere beschäftigten sich mit andern Künsten und Handwerken, — manche giengen hinaus ins Heu oder an den Pflug. Es war gleichsam eine kleine Stadt. Von den Arbeitenden abgesondert, in den nahen Wäldern, gehen einzelne, denen Zeit zur stillen Selbstbetrachtung gegönnt ist.

Es sind Leute aus allerlei Ständen. Sehr viele aus dem Stande der Leibeigenen, aber auch aus fürstlichem und adelichem Stande [1]). Im Kloster Hirschau starb der Stifter desselben, der Graf Erlafried von Calw, als Mönch [2]).

Verschieden waren die Beweggründe, welche in die Klöster führten. Manche wollten dem Getreibe der Welt entfliehen, so Regenbodo, der dritte Abt von Hirschau. Er war aus einem edeln Hause entsprossen, ein talentvoller junger Mann, und bereits Canonicus zu Constanz. Aber seine Seele verlor sich in dieser glänzenden Lage [3]), er fühlte dieß, und floh nach Hirschau, wo er in Demuth und im Dienste der Armen unter Fasten und Beten Gott diente. Manche trieb eine wirkliche Missethat ins Kloster, wo sie Ruhe für die Gewissensschmerzen suchten. Andere führte ein stilles, schüchternes Temperament in diese Mauern, wo sie sich sicher glaubten, andere der Wunsch nach besseren Tagen. Manche wurden von ihren Eltern als unmündige Kinder dem Kloster übergeben; manche Gewaltige dieser Welt, von ihren Feinden überwunden, hieher in sichere Haft gesendet; mancher Bruder und Anverwandte durch eigennützige Angehörige mit List und Gewalt gezwungen, das Mönchsgelübde abzulegen.

Werden — wenn auch Frieden unter den Mönchen war, und das war nicht immer der Fall — werden wohl auch diese alle Ruhe gefunden haben, oder doch viele? Wie wird der zur Freiheit eines Kindes Gottes berufene Geist unter den vielfältigen Menschensatzungen oft geängstigt worden seyn, wie der harte, ungebrochene irdische Sinn mit Murren oder gröberen Ausbrüchen sich Luft geschafft haben? Wir könnten dieses ahnen,

---

[1]) Cleß 1, 364 ff. und sehr oft. [2]) Trith. 1, 19. 20. Steck 37. [3]) „defluere coepit“ Trith. 1, 36. 41. (vgl über denselben Regenbodo p. 32.)

aber die Geschichte bestätigt uns diese Ahnung in vielen Beispielen.

Bis hieher sind wir hauptsächlich Darstellungen gefolgt, welche die edlere Seite des Mönchthums preisen. Aber auch da noch, als die Regel des heil. Benedict möglichst eingehalten wurde, trat eine unverkennbare Schattenseite des Klosterlebens hervor. Was diese betrifft, so möchten namentlich drei Punkte zu bemerken seyn.

1) Durch das Mönchsleben wurde das christliche Gemeindeleben als etwas unvollkommenes, ja weltliches dargestellt, selbst ein noch so treuer Geistlicher wurde als Weltgeistlicher dem Mönche nachgesetzt. Viele edle Kräfte wurden dem Staat, der Familie, der Kirche, diesen von Gott uns angewiesenen Wirkungskreisen entzogen, und der Werth dieser Wirkungskreise, welche doch ebensoviele Erziehungsmittel für das Reich Gottes seyn sollen, verkannt.

Was ein Mönch that, das wurde dagegen als überaus verdienstlich dargestellt, und seinen Gebeten und Werken eine Kraft beigelegt, vermöge der er auch den Laien zu Hülfe kommen könne*).

2) Die Laien sollten sich dieser Verdienste der Mönche auch theilhaftig machen, und dieß konnten sie fast auf keine andere Weise, als durch Klosterschenkungen. Man kann daher fast in allen Schenkungsurkunden das als Grund der Vergabung finden, daß der Geber hoffte: „also Heil zu erlangen für seine Seele; ewige Vergeltung, Vergebung seiner Sünden zu verdienen, und am schrecklichen Tage des Gerichts getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können [1]).“ — Darüber wurde das Evangelium von der Gnade Gottes und der Versöhnung Christi in Vergessenheit gebracht.

3) Endlich ward die Beobachtung der Mönchsregel als der sicherste Sterbetrost empfohlen. Um auch beim Sterben keinem einen Zweifel an der Verdienstlichkeit des Mönchthums und der Klosterschenkungen übrig zu lassen, beriefen sich die

---

[1]) Stälin 377. 378.
*) s. Anhang Nro. 19.



Benedictiner auf eine dem Stifter ihres Ordens vorgeblich zu Theil gewordene göttliche Verheißung, welche also laute:

Dieser Orden wird bestehen bis an das Ende der Welt,
Er wird bis dahin treulich halten zu der römischen Kirche,
Kein Glied desselben wird anders sterben, als im Stand der Gnade,
Seine Feinde werden zu Grunde gehen, plötzlich und schrecklich,
Seinen Freunden wird ein gutes Ende werden *).

Dritter Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der sächsischen und salischen Kaiser.

Erstes Kapitel.

Die deutschen Kaiser und die Kirche.

Es war eine unverkennbare Wohlthat, daß nach der langen Zerrüttung des Reiches unter den letzten Carolingern das sächsische Fürstenhaus auf den Kaiserthron kam. Man darf diesem Hause nachrühmen, daß es in die Fußstapfen Karls des Großen zu treten suchte, daß ein edler Geist, eine große Achtung vor Religion und Kirche dasselbe beseelte. Es war besonders bei Otto I. ein wahrhafter Glaubensmuth, mit welchem er die bis nach Alemannien vorgedrungenen Ungarn endlich in der entscheidungsvollen Schlacht auf dem Lechfelde schlug. Es war ganz im Geiste Karls des Großen, wenn Otto, der 34jährige Kaiser, noch lesen lernte, wenn er die nach kurzer Blüthe verfallenden Dom- und Kloster-Schulen wieder aufrichtete und neue gründete; wenn an den Bischofsitzen nun auch bereits Anstalten zur Versorgung für Waisenkinder sich finden, wenn endlich geachtete Lehrer auch zu höheren Kirchenstellen erhoben werden. Lobenswerth war es, wenn Otto I. den Klageruf der Bessergesinnten über die durch eine Reihe von römischen Bi-

*) s. Anhang Nro. 20.

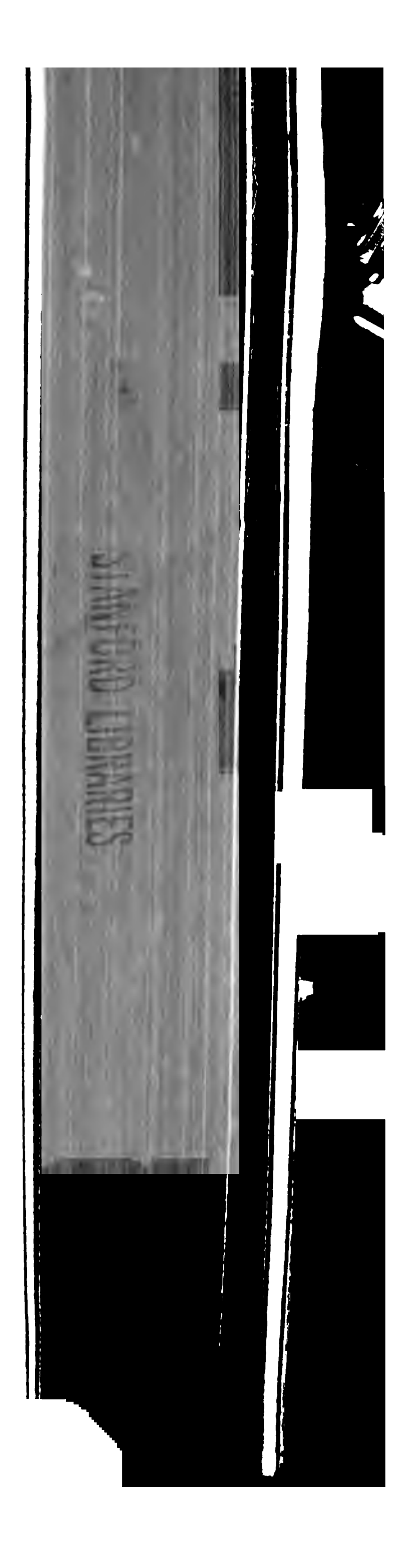
schöfen tief erniedrigte und geschändete Kirche hörte — wenn er Johann XII., „an dem nur Laster, und nicht eine einzige Tugend zu finden waren," vom römischen Bisthum zu weichen nöthigte (963), wenn er statt der damals so lasterhaften Römer ernstere Deutsche zu demselben erhob; wenn er endlich das römische Volk eidlich verpflichtete, ohne Einwilligung des Kaisers keinen Bischof zu wählen [1]).

Aber andererseits machten die sächsischen Kaiser auch die deutschen Bischöfe zu weltlichen Fürsten, gaben ihnen noch mehr Land und Leute, Reichthum und Macht, und überhäuften auch den römischen Bischof mit ansehnlichen Schenkungen. Dazu suchten sie ihre Macht in Italien festzusetzen, wodurch ihre Sorge von Deutschland abgelenkt ward, und auch die Einfalt deutscher Sitten notlitt.

Man hat angemerkt, daß durch die Züge, welche auch die Alemannen im Dienste der Kaiser jener Zeit nach Italien gethan haben, die Einfalt ihrer Sitten sich verlor [2]). Aber wie mußte auch die Achtung vor dem Heiligen bei ihnen gefährdet werden, wenn sie in der Stadt, welche als der Sitz des ersten Bischofes der Christenheit, als das Vorbild reiner Lehre und christlichen Lebens ihnen geschildert war, — damals einen Abgrund von Grausamkeit, Unzucht, Geiz und Treulosigkeit fanden [3])?

Von dem fränkischen Kaiserhause muß noch besonders Heinrich III. genannt werden, welcher bald nach dem Aussterben jenes sächsischen Hauses den Thron bestieg. Er war ein Mann von ernster Denkungsart, und ein Freund der Kirche und Schule, wie Otto I. Durch eines unterschied er sich von den „Ottonen," und noch mehr von deren unmittelbarem Nachfolger, seinem Vater, Conrad dem Salier. Er vergab die Bisthümer nicht an nachgeborne oder uneheliche Söhne des Kaiserhauses, wie die ersteren, noch gab er sie um Geld, wie sein Vater. Wäre es bei ihm gestanden, er hätte alle Bischöfe, die ihre Aemter erkauft hatten, abgesetzt; — aber ihre Anzahl war zu groß, er konnte nur das verhüten, daß nicht

[1]) Weißmann K. G. 1, 875. Walch. Gesch. d. Päpste 200 ff. J. v. Müller 2, 161. [2]) Pfister Gesch. von Schwaben 1, 60. [3]) Neander 4, 134. 135.





aufs Neue die geistlichen Stellen verkauft wurden [1]). In Rom stritten sich damals drei zum römischen Bisthum Erwählte um dessen Besitz, er ließ auf dem Concil zu Sutri alle drei absetzen (1046). Sodann wurde auf einer Synode zu Rom nicht einer aus dem römischen Clerus, — weil man in demselben keinen würdigen finden konnte, — sondern ein Deutscher von würdigerem Charakter, der Bischof Suidger von Bamberg gewählt [2]). Auf diesen folgten zwei weitere römische Bischöfe aus deutschem Stamme, von denen der zweite, Bischof Bruno von Toul, ein geborner Graf von Egisheim und naher Verwandter der Grafen zu Calw, zu nennen ist. Er war als Eiferer für strenge Kirchenzucht bekannt, und Heinrich berief ihn nach Deutschland, um dort Synoden zu halten und die Kirchengesetze mit Nachdruck durchzuführen. Wir treffen diesen Mann (unter dem Namen Leo IX.) auch zu Calw, wo er den Grafen Adalbert von Calw zum Wiederaufbau des bald wieder zerfallenen Klosters Hirschau bewegt [3]), und dann zu Mainz auf einer Synode, wo er — (selbst der Vater eines unehelichen Kindes) — gegen die Ehe der Geistlichen eifert [4]).

Später bestieg Gebhard, Bischof von Eichstädt, aus dem Stamm der Grafen von Calw, (?) den römischen Stuhl als Victor II., in Deutschland in dem Sinne seines Vorgängers fortwirkend [5]). Heinrich III. überlebte ihn nicht mehr, — zum Unglücke seines Hauses. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn, den bekannten Heinrich IV.

Was der Vater gebaut hatte, riß der Sohn nieder. So strenge jener, so leichtfertig war dieser. Ungescheut begann er Bisthümer zu verkaufen, und rief dadurch einen Mann zum Kampfe auf, welcher längst Losreißung der Kirche vom Staate, Unterwerfung aller Gewalt unter das römische Bisthum, und Durchführung einer strengen Sittenzucht für den Zweck seines Lebens gehalten hatte.

Es war dieß der unter dem Namen Hildebrand bekannte Papst Gregor VII., ein Mann von strengen Sitten, von unbeugsamem Willen, von umfassendem Verstande, von

[1]) Pfister 2, 182. [2]) Neander 4, 150. [3]) Trith. 1, 187 ff. Cleß 2, 13. [4]) Pfister Gesch. d. Deutschen 2, 182 Anm. [5]) Pregizer Suevia 46. Cleß 2, 13.

seltener Menschenkenntniß, von gereifter Erfahrung, ein Staatsmann wie Wenige, — aber wenig bekannt mit den Forderungen des Evangeliums Christi. Und dennoch ein Mann, der als Nachfolger Petri, als „Statthalter Christi auf Erden," die Gewissen der Christen, wie die Macht der Mächtigen unter seinen Wink beugen wollte [1]).

Kaum hatte er den „päpstlichen" Thron bestiegen, als er gegen den Ehestand der Geistlichen, gegen die Rechte der Bischöfe, und gegen die Simonie bei Besetzung der Kirchenstellen auftrat [2]).

„Der Ehestand der Geistlichen (so gebot Hildebrand 1074) seie Hurerei (fornicatio), ein verheiratheter Geistlicher seines Amtes unfähig [3]). Wenn ein Geistlicher darin beharre, so solle kein Laie sich erlauben, Messe bei ihm zu hören, denn ihr Segen werde in Fluch, ihr Gebet in Sünde verwandelt." In unseren Gegenden war zwar durch Mönche der Wahn, als seie die göttliche Ordnung der Ehe Sünde, manchfach verbreitet, aber mehr vielleicht, als an andern Orten, fand Hildebrand Widerstand. Vergebens aber erhoben sich die Bischöfe von Constanz und Straßburg: „der Cölibat seie wider die heil. Schrift, wider das christliche Alterthum, wider die deutsche Sitte." Der Bischof Carl von Constanz ward deßhalb gebannt. Sein Nachfolger Otto beharrte dabei, er wurde gleichfalls abgesetzt, und ein Mönch von Hirschau, Gebhard, kam an seine Stelle, ein Mann, der ganz im Sinne Hildebrands handelte [4]). Ebenso vergeblich war die Bitte des Erzbischofes von Mainz nur um einigen Aufschub der Durchführung dieses Gesetzes. Hildebrand blieb dabei, daß die Geistlichen ihre Ehefrauen sogleich entlassen sollten. Das Volk, die Fürsten wurden von ihm aufgeregt, insbesondere Herzog Rudolph von Schwaben. Legaten zogen umher auf Kirchenversammlungen, Mönche predigten Hildebrands Satzungen unter dem Volke [5]). Da kam es in Schwaben dahin: „daß rohe Leute im Volke die Sakramente von verehelichten Geistlichen nicht mehr empfangen wollten, den gesegneten Kelch und die Hostie zu Boden warfen und mit

[1]) Neander 5, 112. 113. [2]) Spittler 218. [3]) Neander 5, 121. [4]) Stälin 576. Pregizer 47. Cleß 2, 71 ff. [5]) Neander 5, 123. 125. 126.





Füßen traten." Aengstliche Gewissen, da sie hörten, der Ehestand der Geistlichen sei Hurerei, verließen ihre Ehegatten; die rohen wußten nicht mehr, daß er heilig gehalten werden sollte. Die verehelichten Geistlichen, um bei den Gemeinden ihre Geltung zu behaupten, fügten sich allmählig in Hildebrands Willen, aber viele, „um nicht „Hurer" gescholten zu werden, verstrickten sich (wie der Abt Tritheim sagt) in größere Laster [1])."

Aber so waren sie denn auch von den innigsten Banden losgerissen, Fremdlinge im eigenen Vaterlande, geschickter nach dem Willen der Kirchenhäupter gelenkt zu werden. Und diesen Bischöfen und Erzbischöfen entriß Hildebrand auch noch diejenige Selbständigkeit, welche sie bisher besaßen und auf Kirchenversammlungen geübt hatten. Er verpflichtete sie durch einen Eid, der ein wahrer Vasalleneid war, zum Gehorsam. Laut klagte der Bischof zu Speier gegen Hildebrand: „So viel an Dir lag, hast Du alle Gewalt, die den Bischöfen von Oben gegeben ist, ihnen entrissen [2])."

Wir haben oben gesehen, daß Heinrich IV. Bisthümer um Geld vergab, und gewiß, es war Gregor VII. nicht zu verargen, daß er sich dieser Schändlichkeit (der Simonie) aufs Ernstlichste widersetzte. Aber war es um dieses Mißbrauchs willen Recht, daß Gregor im Jahr 1075 befahl: „daß die Laien über keine geistliche Stelle die Investitur oder Belehnung behalten sollen?" eine Maßregel, wodurch diesen, der letzten Absicht nach, aller bisherige Einfluß auf die Besetzung geistlicher Stellen entrissen und der Papst zum unmittelbaren Vertheiler aller geistlichen Würden der Christenheit erhoben werden sollte [3]). Die Fürsten und der größte Theil der Geistlichen widersprachen diesem Gesetze lange, noch unter den folgenden Päpsten wurde darüber gekämpft, im Ganzen für die Päpste nicht mit unglücklichem Erfolge. Nur in kleineren Fürstenthümern, namentlich in der nachmaligen Grafschaft Württemberg, behaupteten die Landesherrn das Recht der Einsetzung ihrer Geistlichen im Ganzen siegreich.

---

[1]) Trith. 1, 236 Cleß 3, 528. Aventin. [2]) Neander 5, 128. Anm. 2 [3]) Raumer Hohenstaufen 1, 29.

Doch Greger gieng noch weiter, auch die erste fürstliche Gewalt in der Christenheit wollte er seinem Scepter unterwerfen, nämlich den deutschen Kaiserthron. Wie er sich dazu als Nachfolger Petri für berechtigt hielt, so glaubte er, die Stunde sei gekommen, seine Macht zu zeigen, als Heinrich IV. die Sachsen mit ungerechter Härte behandelte. Wie tief er diesen Fürsten gebeugt hat, ist bekannt. Für Alemannien (Schwaben) sind die Folgen schrecklich. Um seinen Zweck der Demüthigung Heinrichs zu erreichen, hatte Gregor längst die Großen dieses Landes, Rudolph Herzog von Schwaben und das Zähringer Fürstenhaus, auf seine Seite gezogen. Andere blieben auf der Seite Heinrichs. Die Bischöfe hielten sich großentheils zum Kaiser, die Klöster großentheils zu Gregor. Es entstand ein förmlicher langjähriger Bürgerkrieg. Im Jahre 1077 und 1078 kam Heinrich selbst mit seinem Heere nach Alemannien. Seine Soldaten schonten kein Heiligthum mehr. In Altdorf zerbrachen sie selbst das Crucifix, das Landvolk ward von ihnen schrecklich mißhandelt. Aber die Gegenparthei begieng gleichfalls Entsetzen erregende Grausamkeiten [1]). Aus Kummer starb Berthold Herzog von Zähringen 1077, und ward zu Hirschau begraben [2]). Glücklicher schien Herzog Rudolph von Schwaben. Er besiegte den Kaiser in mehreren Schlachten. In der letzten, an der Elster in Sachsen, hatte er bereits den Sieg in den Händen, als er selbst tödtlich verwundet ward. Sterbend ließ er die Fürsten und Bischöfe, welche es mit ihm gehalten hatten, vor sich kommen, blickte seine bis auf den Stumpf abgehauene Hand an, und sprach zu ihnen: „Sehet, das ist meine Hand, mit der ich Heinrich meinem Herrn den Eid der Treue geschworen habe, auf Euer Zudringen habe ich ihn gebrochen, und muß jetzt Krone und Leben lassen. Sehet zu, ob es der rechte Weg war, den ihr mich geführt habt, als ihr mich gegen meinen Herrn auf den Thron erhobet (1080)" [3]). Dieß sprach er mit Thränen kurz vor seinem Verscheiden Das durch Rudolphs Tod erledigte Herzogthum Schwaben übergab Kaiser Heinrich IV. dem Gemahl seiner Tochter Agnes, Friedrich

[1]) Stälin 1, 579. ff Schöpflin hist. zar. bad. Stälin 2, 32. ff.
[2]) Schöpflin 1, 57. [3]) Trith. 1, 252.





von Hohenstaufen, dem Stammvater des Kaiserhauses. Dieses sollte den immer heftiger werdenden Kampf mit dem Papstthum kämpfen, — nicht um das Kirchenregiment (das war nun fast unbestritten in seinen Händen), aber um das Recht der Obrigkeit [1]).

Die Urtheile der Zeitgenossen über Gregor VII., über Heinrich IV. und ihre Sache sind verschieden. Auf beiden Seiten standen edle Männer, geistlichen wie weltlichen Standes. Dennoch schreibt Aventinus unter Anderem von jenen Zeiten: „die meisten ehrbaren, offenherzigen, gerechten, aufrichtigen, redlichen Leute haben es schriftlich bezeugt, daß damals das Reich des Antichrists begonnen habe, weil sie, was Christus unser Erlöser so viele Jahre schon vorher verkündigt hatte, zu jener Zeit sich erfüllen sahen" [2]).

Zweites Kapitel.

Abt Wilhelm zu Hirschau.

Schon die sächsischen Kaiser begünstigten die Klöster [3]), namentlich besuchten sie gerne das Kloster St. Gallen, wo sie auf einem fast vertrauten Fuße mit den Mönchen standen. Doch fällt die erste Blüthe der Klöster Schwabens eigentlich erst in die Zeiten Kaiser Heinrichs IV. In diesen unruhvollen Zeiten, in welchen der irdische Besitz der Fürstenhäuser und der Edeln so ungewiß war, finden wir reiche Klosterschenkungen; selbst der gemeine Mann mußte es besonders wünschenswerth finden, durch Uebergabe seines Grundstücks an das Kloster, unter der Bedingung der fortwährenden Nutznießung eines bedeutenden Theiles vom Ertrag desselben — Sicherheit und Freiheit von anderen Abgaben und Lasten zu finden [4]). Selbst wenn sie sich dem Kloster zu leibeigen ergaben, hatten sie doch auch ihr eigen Brod zu essen. Wo hätten sie es besser haben können unter den Kriegen, welche damals Deutschland zerrüttet haben? Hatte alsdann ein Kloster einen Abt von religiösem Sinne, praktischem

[1]) Stälin 2, 24. [2]) Bei Gerh. loc. theol. V, 350 b. — über Aventin coll. Weißmann 1, 893 oben. — Gerh. fid. cath. p. 12. 586. [3]) cfr. Cleß 1. [4]) Cleß 1, 149.

Verstande und Liebe zur Thätigkeit, so mochten sich viele im Kloster, viele als Hintersassen desselben glücklich fühlen.

Und wirklich hatte das Kloster Hirschau in der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts an Abt Wilhelm einen solchen Vorsteher, welcher dasselbe zu einem nie erlebten und nie wiederkehrenden Flore und Einfluß erhob.

Dieses Kloster war gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts durch die Pest fast entvölkert; die Mönche hatten hierauf über die Abtswahl wiederholt sich entzweit, die Grafen von Calw aber den leichtsinnigeren Theil der Mönche begünstigt, um das Kloster verfallen und endlich ganz eingehen lassen zu können. Ein Besuch Leo's IX. zu Calw um 1050 gab Anlaß zum Wiederaufbau desselben. Er erklärte seinem Neffen, dem Grafen Adelbert: „Seiner Väter und seine eigene Seele werden ewig verloren seyn, wenn er das geraubte Klostergut nicht wiedererstatte; wolle er Vergebung seiner Sünden haben, so müsse er dieß sogleich thun, — nur so dürfe er hoffen, selig zu werden." Was Adelbert für sich vielleicht dennoch nicht gethan hätte, dazu bewog ihn seine Gemahlin Wiltrude. Der Wiederaufbau des völlig in Trümmern liegenden Klosters ward vollzogen (1059) [1]. Zwar auch unter den wiedereinziehenden Benedictiner Mönchen war anfangs eine große, von Adelbert, der das Kloster in Abhängigkeit von sich erhalten wollte, begünstigte Spaltung. Die laxeren Mönche entfernten den Abt Friedrich, einen ernsten Mann, von seinem Amte, aber der Graf und sie konnten es nicht hindern, daß Wilhelm, der bisherige Prior von St. Emmeran in Regensburg, Abt in Hirschau wurde [2]).

Wilhelm, Sohn ehrbarer Eltern im Bairischen, war von diesen schon als Kind in das Kloster St. Emmeran geschenkt worden. Wenige solcher „Oblaten" aber haben wohl bei Entwicklung ihrer Persönlichkeit den Stand, zu dem sie durch Leichtsinn oder Aberglauben ihrer Eltern unmündig schon bestimmt waren, mit so viel Liebe ergriffen und mit so viel Gottesfurcht geziert, als Wilhelm. Schon zu Regensburg zeichnete er sich durch Demuth, Reinheit der Sitten und Liebe zur heil. Schrift

---

[1]) Trith. 1, 189. Cleß 2, 13. [2]) Cleß 2, 14. Trith. 1, 217. ff. Acta sanctorum 2, 150. F.





vor allen Andern aus [1]). Als er nach Hirschau kam (im Mai 1069) und die Gründe von der Absetzung seines Vorgängers erfuhr, weigerte er sich, die Abtswürde anzunehmen. Er wirkte als Stellvertreter an Friedrichs Seite bis zu dessen Tode, und trat alsdann erst vollständig sein Amt als Abt an. Schon durch die Gaben der Natur war Wilhelm fähig, Eindruck zu machen. Seine Gestalt hatte etwas Imponirendes und doch wieder Anziehendes, seine Stimme war stark und männlich, und doch wußte er in seinen Ton eine gewinnende Milde zu legen. Hiezu kam eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, ja auch künstlerische Talente. Wilhelm verstand sich ebensogut auf die Theologie, als auf das Bauwesen und die Musik. Streng, wo er Fehler anderer zu bestrafen hatte, wußte er doch so viel Unterschied zu machen, und die einzelnen Charaktere so ins Auge zu fassen, daß er, „besser als ein Arzt die leiblichen Krankheiten, die der Seele zu heilen vermochte." Seine Gemüthsbewegungen hatte er ganz in seiner Gewalt, und ließ ihnen bei der Seelenpflege keinen Raum, so daß auch, wo er schärferer Worte sich bediente, nicht mit Fug geklagt werden konnte. Die Liebe gegen seine Untergebenen, die Demuth, in der er unter ihnen, dem Geringsten sich gleichstellend, wandelte, das Eingehen auf die besondersten Bedürfnisse des Einzelnen — gewann ihm das Zutrauen Aller. Mit besonderer Angelegenheit erfüllte er die Pflichten eines Abtes gegen die Armen, mit ihnen theilte er seine Kleider, und oft brach er sich die Speise ab, um ihnen geben zu können. Bei den großen Ansprüchen, die man an ihn machte, war die Klosterkasse oft leer, der Kornvorrath gering. Da pflegte er die ängstlich besorgten Verwalter zu trösten: „Niemals müsse man an Gottes Barmherzigkeit verzagen." In der höchsten Noth fand er immer Erhörung. Die Nachwelt erzählte viel von Wundern, die er verrichtet haben soll. „Für das größte Wunder," sagt Tritheim, „halte ich dieß, daß er in der Mitte eines verderbten Geschlechtes als ein Licht geleuchtet und in einer so gefährlichen Zeit des Zwistes zwischen Staat und Kirche den rechten Weg eingehalten hat" [2]).

Wilhelm richtete seine Thätigkeit nicht blos darauf, daß er

---

[1]) Trith. 1, 220. ff. Stälin 2, 685—688. [2]) Trith. 1, 224. 225.

Hirschau wieder in eine bessere Verfassung brachte, welches ihm bald gelang; er fühlte, daß der Benedictiner-Orden im großen Ganzen gesunken seie, und wie damals in Frankreich namentlich eine Reformation desselben versucht ward, so versuchte er nach eigenem Plane eine in seinem Hirschau, und suchte dieses — mit ausgezeichnetem Erfolg — als Musterkloster für andere herzustellen. Den Inhalt der von ihm entworfenen Ordensregel bildete er sich hauptsächlich durch Zurückgehen auf die alte Benedictinerregel; er verglich mit derselben die Regel der (reformirten) Benedictiner zu Clugny und die Ordnungen seines alten Klosters St. Emmeran [1]). Man findet bereits bedeutende Abweichungen von der alten Einfachheit der Mönche. Die Klöster sind schon kleine Staaten, und zwar meist selbständige, die unmittelbar unter dem Kaiser und Papste stehen [2]). Sie haben viele Beamte, viele Diener, viele Güter. Mutterklöster legen Colonien an, welche unter ihrem Gehorsam stehen; reformirte bilden Centralpunkte für andere Klöster, welche durch sie reformirt wurden. Die Mönche werden, wo möglich, in noch strengeren Gehorsam eingeführt, durch strengere Zuchtmittel gelenkt; dann entsteht eine neue Klasse von Mönchen, und ein dritter Stand, ein Mittelstand zwischen Mönchen und Laien.

Als Beweis, welchen Demüthigungen ein künftiger Mönch entgegen ging, erzählt Cleß die Einführung der Novizen in's eigentliche Mönchsleben nach Wilhelm's Regel [3]). „Wenn längst im Rathe der Alten die Aufnahme eines Jünglings beschlossen war, so mußte er bei versammeltem Capitul, der Länge nach auf den Boden hingestreckt, den Abt um die Barmherzigkeit der Aufnahme bitten. War sie ihm gewährt, so erschien der Novizenmeister mit der Scheere oder der Zange, und die Tonsur ward unter mancherlei Gebeten und Ceremonien verrichtet, wobei jeder der Brüder Hand anlegte, dem Novizen einige Haare vom Kopfe oder aus dem Barte abschnitt, und ihn dann mit dem Bruderkuß beehrte." Jedem Neueintretenden wurde ein geübterer Mönch zur Seite beigegeben, der sich sein annahm und namentlich in der Kirche beim Gebete neben ihm stehen mußte [4]). Kein Jüngling durfte mit dem andern ohne

[1]) Trith. 1, 225. Cleß 1, 300. [2]) Cleß 3, 328. [3]) Cleß 1, 442
[4]) Cleß 1, 444.





die Geschenkten entzogen sich oft so rücksichtslos den theuersten Familienpflichten [1]), daß von allem ihrem dem Kloster geleisteten Dienst wenig Frucht erblühen konnte.

So lange freilich ein Mann mit so umfassendem Geiste und ordnendem Blicke über die Zulassung der Einzelnen zu diesen drei Classen von Klosterangehörigen entschied und dieselben überwachte, wie Wilhelm, so lange wurden die Klagen noch nicht laut. Er wußte seine Mönche wohl zu beschäftigen, insbesondere aber die, deren vorzüglichste Aufgabe Handarbeit war. Durch sie war es ihm möglich, acht neue Klöster zu errichten, von denen Reichenbach, Zwiefalten, St. Peter und St. Georgen die merkwürdigsten sind. Talentvolle Schüler standen ihm zur Seite. Einer, mit Namen Theoger, wurde der Gründer des Benedictiner-Nonnenklosters Amtenhausen. Anderen Klöstern schickte Wilhelm die ersten Aebte, oder Aebte und Mönche zur Reformation [2]).

Gott ließ es ihm gelingen, daß die Flamme des Krieges, welche damals in unseren Neckargegenden so schrecklich wüthete, sein Hirschau nicht ergriff, so sehr er, als Anhänger des römischen Stuhls, von Heinrich IV. bedroht war. Manchem mag damals mitten im Sturm des Kriegs in Hirschau die Kunde von dem himmlischen Frieden geworden seyn, den Wilhelm gefunden hatte. „So oft" — erzählt Tritheim — „so oft Wilhelm das Bild des Gekreuzigten sahe, oder den Namen Christi nennen hörte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Täglich gab er sich Gott zum Opfer hin und bewegte das bittere Leiden und Sterben des Herrn in seinem Herzen. Auf den Herrn Jesum hatte er ein festes, beständiges Vertrauen" [3]).

Nachdem Wilhelm über 22 Jahre seiner Abtei vorgestanden, fühlte er die Abnahme seiner Kräfte und ahnte seinen Tod, setzte jedoch immer noch die Uebungen seiner Mönchsregel mit Sorgfalt fort, namentlich das Nachtwachen. Darunter nahmen seine Kräfte noch mehr ab. Endlich, am Feiertage Petri und Pauli, hielt er, unterstützt von zwei Mönchen, noch Messe, mit Thränen und tiefer Beugung, als ob er nun zu dem Herrn Jesu hinzöge. Mit heller Stimme begann er den Eingang: „Ich

[1]) Cleß 2, 33. [2]) Cleß 2, 76. [3]) Trith. 1, 223.

weiß, an wen ich glaube, und bin's gewiß, daß Er, der gerechte Richter, mächtig ist, mir meine Beilage zu bewahren bis auf jenen Tag." Vier Tage darauf versammelte er seinen Convent, ermahnte die Klosterbrüder zum Fortschreiten in allem Guten und zur Beobachtung der klösterlichen Ordnung, vor Allem aber zur Liebe Gottes und zum Halten seiner Gebote, zur Bruderliebe, zum Anhalten im Gebet, zur Verläugnung der Welt und zum Ringen nach dem Himmelreiche, zur Sorge für die Fremdlinge und für die Armen. „Bald" — rief er ihnen zu — „werdet auch ihr sterben; es ist ein weiter Weg, eine gefahrvolle Reise; sorget, daß ihr ein reines Herz und einen Schatz guter Werke mitnehmen könnet." Am 3. Juli ließ er sich in die Klosterkirche tragen, empfieng dort den Leib und das Blut des Herrn aus der Hand des Messe haltenden Mönches, und dann die letzte Oelung. Tags darauf entschlief er, im 65sten Jahre seines Lebens (1091) [1].

Eine zahlreiche Versammlung von Geistlichen und Mönchen und Volk wohnte seinem Begräbniß bei. Mehrere seiner ausgezeichneten Schüler waren aus der Ferne zu demselben herbeigeeilt [2]. In ihnen lebte und wirkte Wilhelm fast noch ein Menschenalter fort.

Vierter Abschnitt.

Die christliche Kirche Schwabens zur Zeit der Hohenstaufen.

Erstes Kapitel.

Die älteren Hohenstaufen.

Friedrich von Staufen, der Schwiegersohn Kaiser Heinrichs, hatte zwar 1079 von diesem das Herzogthum Schwaben erhalten, aber keineswegs den ruhigen Besitz dieser Würde. Er hatte mit der Parthei des gefallenen Gegenkönigs Rudolf einen

[1]) Trith. 1, 293. [2]) ebendaselbst.



schweren Kampf, der endlich durch Vertrag und Theilung der Lande beigelegt ward. Dennoch blieben die Häuser Berthold's von Zähringen und Welfs, Herzogs von Baiern, noch furchtbare Nachbarn [1]). Friedrich der Alte, so heißt der erste Staufe gewöhnlich, war ein frommer, sehr kirchlich gesinnter Mann. Er bewies dieß durch die Stiftung des Klosters Lorch, — jenes Klosters, das bald die Bestimmung erhielt, die letzte Ruhestätte des Stifters und seiner Nachkommen zu werden; noch heute ein Denkmal des ersten Staufen. Er übergab es dem heiligen Petrus, d. h. stellte es unter den unmittelbaren Schutz des Papstes, dem es auch alljährlich „als Beitrag zur apostolischen Kleidung (die gewöhnliche Abgabe) einen Goldgulden zu entrichten habe." Der Aelteste des staufischen Hauses sollte Schirmvogt seyn, und bei einer schwierigen Abtswahl die Aebte von Hirschau, Comburg und Zwiefalten zur Entscheidung beigezogen werden [2]).

Gleiche Anhänglichkeit an die christliche Kirche bewies sein Sohn Conrad, der die deutsche Krone erlangte. Es war der erste Kreuzzug eines deutschen Kaisers in's Morgenland, den er unternahm.

Jerusalem war und wird für die Christen die erste Stadt, die heiligste bleiben. Noch jetzt erzählen Wanderer von dem unnennbaren hehren Gefühle, das beim Anblick dieser Stadt und ihrer Hügel die Seele ergreife. Nach blutigem Kampfe hatte Gottfried von Bouillon, und in seinem Heere auch Schwaben, selbst ergriffen von dieser Sehnsucht nach der h. Stadt, diese den Muhamedanern („Heiden" von den Kreuzfahrern genannt) entrissen [3]). Aber seine Genossen und Nachfolger hatten ihre Hände mit unschuldigem Blute befleckt; Haß, Uneinigkeit, Habgier hatte die Macht des neu errichteten Königreiches Jerusalem geschwächt. Seine Existenz war bedroht durch die Eroberungen Nureddins, Sultans von Syrien [4]).

Nun erhob sich Bernhard, Abt von Clairvaux, der einflußreichste Kirchenlehrer seiner Zeit, laut flehend um Hülfe. Er erschien auf einem Reichstage zu Speier (1146), und sprach zu dem Kaiser: „wenn er sich nicht zum Kreuzzuge

[1]) Pfister, Uebersicht zc. S. 22. [2]) Besold doc. red. mon. 1, 713. [3]) Stälin 2, 34. 35. [4]) Spittler 263.

erhebe, so werde er am jüngsten Tage sich nicht verantworten können." Die mächtigen Worte dieses Mannes ergriffen den Kaiser, die Fürsten und das Volk, denn er verband mit der Predigt zum Kreuzzuge auch die Predigt der Buße. Eine nie erlebte Bewegung erfaßte die Gemüther, es war, als erbebe davon das Land. Man gab ungerechtes Gut zurück; die Feinde versöhnten sich [1]); an die Stelle leichtfertiger Lieder traten fromme Gesänge in deutscher Sprache [2]). Man sahe es als ein Zeichen Gottes an, daß auch die schändlichsten Menschen büßend zum Kreuzzuge sich stellten [3]); denn Bernhard hatte auch sie geladen: „der Allmächtige habe auch diese in Sünden bisher Versunkenen, Räuber, Ehebrecher, Meineidige, gleich den Gerechten seines Dienstes gewürdiget." Ja Bernhard rief: „Nimm das Zeichen des Kreuzes, und du wirst Vergebung aller deiner Sünden erlangen, die du mit zerknirschtem Herzen nie gebeichtet hast [4])."

Aber jene Bußbewegung unter dem Volk, wie diese Reue der Räuber, dauerte nicht lange. Sie war irre geleitet, denn mit der Kreuzfahrt ließ sich der Himmel nicht verdienen. Die Laster, in welche sich viele der Kreuzfahrer alsbald stürzten, die tückische Bosheit der Griechen, die Treulosigkeit derer, denen man in Palästina helfen wollte, wirkte zum Unheil des Heeres [5]). Neun Zehntheile kamen in Syrien um; mit Wenigen kehrte Conrad und sein Neffe Friedrich zurück (1148) [6]).

Bernhard, der, auf Offenbarungen und Wunder sich berufend, den glücklichsten Ausgang mit Bestimmtheit geweissagt hatte [7]), klagte laut über die Sünden der Kreuzfahrer [8]). Von den Zurückgekehrten bekannten viele, daß die namenlosen Leiden ihnen und vielen Gefallenen eine heilsame, fruchtbringende Züchtigung gewesen seien [9]), während Andere schlechter nach Hause kamen, als sie ausgezogen waren [10]).

Bald nach seiner Heimkehr starb Kaiser Conrad; sterbend empfahl er den geliebten Neffen Friedrich zu seinem Nachfolger. Dieß ist der weise, gerechte Kaiser, der tapfere und

---

[1]) Neander 5, 204. A. 1. [2]) Neander 5, 204. A. 2. [3]) Neander 5, 203. [4]) Neander 5, 201. [5]) Spittler 268. [6]) Raumer 1, 542. [7]) Neander 5, 206. A. 2. u. A. 6. [8]) Neander 5, 205. 206. [9]) Raumer 1, 556. [10]) Neander 5, 205. A. 3.



großmüthige Held Friedrich Barbarossa. Als Christ fromm und schlicht, wie noch jetzt im Dorfe Hohenstaufen eine längst zugemauerte Thüre des alten Kirchleins bezeugt, durch welche er, von seiner Burg zu Fuß herabsteigend, „ohn' allen Stolz, ohn' Pracht und Prangen," seinen Kirchgang gehalten habe. Eine lateinische Inschrift schildert in vier kurzen Worten wahr und treu sein Thun: „Geliebt von den Guten, gefürchtet von den Bösen [1])." Unter ihm wurde die Kirche Schwabens kräftig geschirmt, namentlich auch die Klöster. Der Klosterschule zu Adelberg vertraute der Kaiser seinen Sohn Philipp zum Unterrichte an [2]).

Sein Vorbild als Regent war Carl der Große: „Ihm nachstrebend," erklärte er, „müsse man das Recht der Kirchen, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen [3])." Mit ungemeiner Festigkeit führte er den Landfrieden Deutschlands zurück, den die geistlichen und weltlichen Fürsten so oft gebrochen hatten. Sie alle beugten sich, wie schon lange nicht mehr, vor der kaiserlichen Würde. Glücklicher noch wäre Friederich gewesen, und gesegneter sein Wirken für das gemeinschaftliche Vaterland, wenn er dem blendenden Gedanken an die Beherrschung Italiens sich nicht hingegeben hätte. So lange er den päpstlichen Thron gegen die aufrührerischen Römer schützte, war er willkommen; aber als man sahe, „wie er das weltliche Schwert ganz sich zueigne, das geistliche allein dem Papst überlassend," — so ertönte schon der Klageruf, er wolle die Kirche der weltlichen Gewalt unterwerfen; so hielt auch der Papst dem Kaiser vor, daß er ihm die Kaiserkrone verdanke. Ja er wählte bei dieser Ermahnung einen zweideutigen lateinischen Ausdruck (beneficium), welchen die Deutschen in dem damals gewöhnlicheren Sinne als „Lehen" nahmen, den auch der päpstliche Legat also deutete. Das schien damals noch neu; die Deutschen waren empört über die maßlose Behauptung: „daß der Kaiser seine Regierung vom Papst habe." Kaum entgieng der Legat ihrer Rache, er mußte sogleich nach Rom zurückreisen [4]). Der Kaiser aber erklärte dem Papste: „da

[1]) Schwab, Neckarseite der schwäbischen Alb S. 208. [2]) Cleß 2. 190 ff. 332 ff. 389. [3]) Raumer 2, 6. [4]) Neander 5, 218.

wir durch die Wahl der Fürsten das Reich allein von Gott haben, so widerspricht Jeder der Anordnung Gottes und der Lehre des heil. Petrus, welcher vorgibt, wir hätten die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen. Wenn der Papst" — sagt er weiter — „das Ansehen des Kaisers schwäche, so breche er den Kirchenfrieden; er möchte, statt das Kreuz Christi zu tragen, Kronen austheilen und den Kaiser spielen; rede nur von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen; aber das herrliche, unwiderstehliche Volk werde sich nicht vor dem päpstlichen Hofe demüthigen, der in Italien und Rom selbst am meisten verspottet seie." Vergeblich suchte der Papst, Hadrian IV., die Bischöfe Deutschlands auf seine Seite zu bringen; sie erklärten: „Unserem Vater, dem Papste, erzeigen wir gerne die schuldige Ehrerbietung; unsere Krone des Reiches aber haben wir allein der göttlichen Wohlthat zu danken. Die erste Wahlstimme hat der Erzbischof von Mainz, dann folgen die übrigen Fürsten in ihrer Ordnung. Die königliche Krönung gebührt dem Erzbischof zu Cöln, die kaiserliche, als die höchste, dem Papst; was darüber ist, ist vom Uebel [1])."

Diese Grundsätze behauptete Friedrich glücklich rücksichtlich Deutschlands. Aber da er in Rom selber die altrömischen Kaiserrechte erneuern, da er Italien, wie einst Carl der Große, unterwerfen wollte, unternahm er einen zu gewaltigen Kampf [2]). Dieser führte seine Demüthigung unter Papst Alexander III. herbei, und als ihm endlich in der Erwerbung von Sicilien für sein Haus das Ziel seiner Wünsche näher gerückt schien, war doch gerade diese Erwerbung die Ursache des späteren Falles der Hohenstaufen.

Hatte er sein Leben in Kämpfen zugebracht, so sollte er es auch in dem schönsten Kampfe, in den er je gezogen, beschließen. Die Nachricht, daß Jerusalem in die Hände des Sultans Saladin gefallen, bewog den 67jährigen Kaiser, an der Spitze seiner Schwaben und Franken nach Morgen aufzubrechen [3]). Das Reich bestellte er in allen Stücken, daß er im Frieden ziehen könne. Mit den Fürsten, deren Länder er durchziehen mußte, unterhandelte er, um un-

[1]) Pfister Gesch. d. Deutschen 2, 379 ff. [2]) Pfister 2, 442 ff. Neander 5, 218 ff. [3]) Stälin 2, 116.



gehemmt voranzukommen. Vor Allem hielt er in seinem Heere strenge Zucht und Ordnung. Glücklich kam das Heer nach Kleinasien. Aber wie das erstemal die treulosen Griechen, so führte dießmal der Sultan von Ikonium, der dem Kaiser seine Freundschaft selbst angeboten — das Heer in wasserlose Gegenden, um es hier zu vernichten. Hunger und Durst riß fürchterlich ein, Tag und Nacht machten die Türken ihre Angriffe [1]. Aber durch ihren Kaiser ermuthigt zeigten die Pilger eine fast unglaubliche Ausdauer und Geduld. Als Einzelne verzweifelnd zu den Türken übergiengen, sprach er: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich seyn? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!“ Nachdem am 14. Mai 1190 die Deutschen das übermächtige türkische Heer geschlagen hatten, rückten sie gegen Ikonium. Immer größer war die Erschöpfung, immer glühender der Durst. Blut von Pferden war Erquickung, oder die Pilger nagten an ausgerissenen Rasen, den Durst zu stillen. Der Feldherr des Sultans bot gegen Zahlung von 300 Centnern Goldes freien Abzug. Aber Friedrich antwortete: „Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi.“ „Morgen“ — tröstete der Kaiser die Seinigen — „schlagen wir unter Gottes Beistand unser Lager in den Gärten des Sultans auf.“ Nun schloß ein Heer von 60,000 Türken die Kreuzfahrer ein; der Kaiser theilte seine kleine Schaar von Waffenfähigen: die eine Hälfte sandte er mit seinem Sohne, die Stadt zu erstürmen, er selbst mit der andern Hälfte nahm den Kampf mit den Sarazenen vor der Stadt auf sich. Im ungleichen Kampfe mit den in unermeßlicher Zahl andringenden Feinden war der Ritter wie des Kaisers Arm ermattet, ihr Muth fast gebrochen, nur die Siegespalme der Märtyrer schien nahe. Schon hatten die Bischöfe und Priester, der Schlachtbank sich darbietend, die Stolen über ihre Schultern gelegt. Da rief der greise Kaiser mit lauter Stimme den Weichenden zu: „Warum zögert ihr? Weßhalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr euer Vater-

[1] J. v. Müller 2, 242 ff.

land; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht [1])." In demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Auf allen Seiten wichen die Türken vor dem Schwerte des Kaisers. Die Stadt mit all' ihren Vorräthen und Reichthümern fiel in seine Hände, selbst der verrätherische Sultan, dessen er großmüthig verschonte. Neu gestärkt zog das Heer weiter, bereits erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes; man hatte die Besitzungen des christlichen Fürsten Armeniens, Leo, erreicht, der treulich für das Heer sorgte. Wenige Tagereisen, so konnte man in Jerusalem ohne allen Kampf einziehen. Denn Saladin hatte Gesandte geschickt und durch sie dem Kaiser entbieten lassen: „Er und die Fürsten mögen entscheiden, was Saladin, was sie rechtmäßig besitzen sollen."

Aber siehe — nun findet Friedrich in den Wellen des Kalykadnus sein Grab. Zwar führt sein tapferer Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, das Heer noch nach Antiochien, noch hinab nach Tyrus, noch zur Belagerung der Stadt Akko. Aber Viele erlagen Krankheiten unterwegs, Andere kehrten zurück in die Heimath. Herzog Friedrich kämpfte noch tapfer fort vor Akko, bis er am 20. Januar 1191 auch seinen reinen, edlen Geist aufgab, hinweggerafft durch eine umziehende Seuche [2]).

Kurz vorher hatte er noch den Orden der deutschen Ritter gestiftet, welche die Uebung der beiden Pflichten: des Kampfes gegen die Ungläubigen und der Pflege der Fremdlinge und Kranken als Hauptaufgabe ihres Lebens ansehen sollten [3]). Lübecker und Bremenser Bürger hatten auf diesem Kreuzzuge noch zuletzt vor Akko der Kranken und Verwundeten mit solcher Liebe sich angenommen, daß Herzog Friedrich die Fürsten und den Adel zur Stiftung jenes Ordens zusammen rief, damit diese nicht von den Bürgern an Treue und Barmherzigkeit übertroffen würden [4]).

---

[1]) Schubert, Reise in's Morgenland 3, 191 ff. [2]) Raumer 2, 407—438. [3]) Raumer 6, 108. [4]) Crusius Chronik v. Moser 1, 671 a/b.



Zweites Kapitel.

Die Päpste und die letzten Hohenstaufen.

Darin war Kaiser Friedrich I. erlegen, daß er die alte Macht der Kaiser bei Besetzung des päpstlichen Stuhles, die er erneuern wollte, verloren geben mußte. Er war genöthigt, nicht nur den von ihm schon so viele Jahre verworfenen Alexander III. als Papst anzuerkennen, sondern auch den Grundsatz zuzulassen, daß der von zwei Drittheilen der Cardinäle Gewählte rechtmäßiger Papst seyn solle [1]).

Schon bei seinem Sohne Philipp aber zeigte sich, wie der Papst nicht nur frei gewählt und unabhängig neben dem Kaiser stehen, sondern dessen Wahl als sein Recht erringen wollte. Der nächste Nachfolger Friedrichs war Heinrich VI., sein älterer Sohn, ein talentvoller, aber grausamer Fürst, der ein Schrecken Italiens war, und im Gefühle seiner Macht des päpstlichen Bannes spottete. Aber er ward in der Blüthe seiner Jahre abgefordert, und hinterließ ein unmündiges Kind als Erben seines Reiches in Sicilien und Apulien. Philipp, Herzog von Schwaben, Heinrichs jüngerer Bruder, an Geist seinem Vater, Kaiser Friedrich, ähnlich, suchte dem Kinde Heinrichs die deutsche Krone zu erwerben. Da aber die Fürsten, früherer Versprechungen uneingedenk, dieß nicht eingiengen, trat er selber als Bewerber auf [2]). Die meisten Stimmen vereinigten sich für ihn. Als aber sein Gegner Otto, Herzog von Braunschweig, an den Papst Innocenz III. sich wandte, antwortete dieser nach Deutschland: „Die erste und letzte Stimme bei der Kaiserwahl gebühre dem Papst, der, als Stellvertreter Christi, Gewalt habe über den Erdkreis [3]);" bald darauf gebot er den deutschen Ständen: „bei Strafe des Bannes den Herzog Otto als König anzuerkennen [4])." Die meisten aber antworteten, daß die Wahl nicht Sache des Papstes seie, und hielten treu an Philipp [5]), besonders die schwäbischen Bischöfe, Aebte und Herren, unter ihnen der Bischof von Constanz [6]). Nach neunjährigem

---

[1]) Neander 5, 222. [2]) Raumer 3, 134. [3]) Raumer 3, 110. 111.
[4]) Raumer 3, 117. [5]) Raumer 3, 119 ff. [6]) Stälin 2, 141.

schrecklichem Kriege gewann Philipp die Oberhand, sein edler Sinn machte ihm manchen Feind geneigt, andere hatte er als tapferer Kriegsheld geschlagen, — da wurde er während eines Waffenstillstandes auf der Burg des Bischofes von Bamberg ermordet (1208) [1]. Seine Gemahlin Irene, „die Rose ohne Dornen, die Taube ohne Gallen," floh auf das Stammschloß Hohenstaufen, gebar in tiefem Kummer um den ermordeten Gemal ein todtes Kind, und starb ergeben in „die unerforschlichen Gerichte des Herrn." Wenig Edle, unter ihnen steht Graf Ludwig von Württemberg oben an, waren Zeugen ihrer letzten testamentlichen Stiftung an das Kloster Adelberg [2].

Von dem blühenden Stamme der Hohenstaufen war nur noch ein männlicher Nachkomme übrig, Friedrich, der Sohn Heinrichs VI., der Erbe Siciliens, dem seine Mutter den Papst Innocenz III. zum Vormunde gesetzt hatte. Als Otto, Philipps Gegner, welchen Innocenz III. zum Kaiser gekrönt hatte, die Rechte des Kaiserthums gegen das Papstthum vertheidigen wollte, sprach Innocenz über ihn den Bann aus. Viele deutsche Fürsten, insbesondere auch der Adel Schwabens, traten für Friedrich auf, und wählten ihn zum Könige. Innocenz aber prüfte diese Wahl auf dem berühmten Concil im Lateran 1215, und genehmigte sie.

Innocenz III. war ein gewaltiger Geist, von der Idee der päpstlichen Weltmonarchie ganz erfüllt, aufmerksam auf Alles, was in Kirchen und Staaten überall vorfiel, ein kluger und kräftiger Staatsmann, und für Zucht und Ordnung eifernd. Ueberall suchte er durch seine Gesandten (Legaten) Gehorsam zu erzwingen, über Bischöfe und Fürsten Gericht zu üben, und jedes Auflehnen gegen den römischen Stuhl und dessen vermeinte Rechte mit Gewalt zu erdrücken [3]. Auf dieser Bahn schritten seine Nachfolger weiter fort, und der jahrelang nun fortgesetzte Kampf mit dem hohenstaufischen Hause ist kein Kampf um kirchliche Rechte, sondern um die Weltmonarchie*).

Friedrich, der Erbe Siciliens, war nun zum deutschen Kaiser erwählt. Aber die Päpste drangen darauf, daß diese

[1]) Raumer 3, 139. [2]) Crusius 1, 707. [3]) Neander 5, 228. 229.
*) s. Anhang Nro. 22.





beiden Kronen nie auf ein und dasselbe Haupt kommen sollten, daß Friedrich aller Macht in Italien entsage, wenn er in Deutschland die Kaiserkrone ruhig besitzen wolle [1]). So versprach er dann die Krone Siciliens seinem Sohne Heinrich abzutreten; da er aber während dessen Minderjährigkeit dennoch in Italien und Deutschland zugleich mächtig zu werden drohte, so suchte Papst Gregor IX. mit allem Eifer ihn zu einem Kreuzzug zu bewegen [2]). Er zögerte, denn Deutschland wie Italien bedurfte seine ordnende Hand und die Deutschen selber waren zu einer Kreuzfahrt, welche Cardinal Graf Conrad von Urach predigte, schwer zu bewegen [3]). Als endlich ein Kreuzheer beisammen war, brachen Seuchen aus; der Landgraf von Thüringen, der Bischof von Augsburg wurden weggerafft, der Kaiser, der sich dennoch eingeschifft hatte, mußte erkrankt wieder ans Land gebracht werden [4]).

Der Papst Gregor aber erklärte Friedrichs Krankheit für einen eitlen Vorwand, sich dem Kreuzzuge zu entziehen, und that ihn in den Bann, den er auch trotz der flehentlichsten Bitten des Kaisers nicht zurücknahm. Friedrich aber, als er genesen war und wieder eine Zahl Kreuzfahrer gesammelt hatte, brach nach dem Morgenlande auf. Durch Vertrag mit dem Sultane Meledin wurden ihm die heiligen Orte, und der größte Theil dessen, was sonst noch die Saracenen von dem Reiche der alten Kreuzfahrer erobert hatten, übergeben. Er zog in Jerusalem ein, und setzte dort die Krone des nach dieser Stadt genannten Reiches unter dem lauten Jubel der Deutschen auf (1229).

Indessen hatte der Papst überallhin, auch in das Morgenland, Boten gesandt, die dortigen Christen von Friedrich abwendig zu machen [5]), und ein päpstliches Heer mußte in die Staaten des Kaisers verwüstend einbrechen, während er auf dem Kreuzzuge war [6]). Nun eilte dieser zurück, vertrieb die Söldner des Papstes, und da die Deutschen durchaus nicht zum Abfall von ihrem Kaiser zu bewegen waren, so schien noch bis zum Tode Gregors IX. Friedrich die Oberhand zu behalten.

Aber Gregor IX. hatte einen staatsklügeren Nachfolger,

---

[1]) Gerbert hist. nigr. s. 2, 7. [2]) Raumer 3, 305. [3]) Raumer 3, 419. [4]) Raumer 3, 420. [5]) Raumer 3, 437. [6]) Raumer 3, 438.

und Friedrichs Vorliebe für Italien entfremdete ihm nach und nach auch einige Fürsten Deutschlands. So konnte Innocenz IV. (1245) auf der Kirchenversammlung von Lyon, unter Entsetzen erregenden Ceremonien, ohne Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß den Kaiser in den Bann thun, ihn der deutschen, wie der sicilischen Krone für verlustig erklären, und die Wahl eines Gegenkaisers in Deutschland betreiben [1]). Unter dem Kämpfen für seine Krone starb — zwar bedrängt, aber nicht überwunden, — Kaiser Friedrich II. zu Firenzuola (1250) [2]).

Indessen hatte sein Sohn und Erbe Conrad endlich siegreich gegen Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen, gekämpft, dessen anfängliches Glück aufs Deutlichste zeigte, wohin es in Deutschland gekommen war. „Bei Vergebung ihrer Sünden" hatte der Papst die Fürsten aufgefordert, dem Heinrich beizustehen [3]). Der Erzbischof von Mainz hatte die Krieger des Letzteren mit dem Kreuze bezeichnet, „da der Krieg gegen den ketzerischen Kaiser so verdienstlich seie, als gegen die Türken" [4]). Der schwäbische Adel, begierig, die Güter des hohenstaufischen Hauses als Beute zu theilen, gieng zu Heinrich über. Nun wankten selbst die Grafen von Württemberg. Unter dem Volke predigten Bettelmönche das Kreuz wider Conrad. Nur die Städte hielten treulich aus bei ihm [5]). An der Belagerung Reutlingens scheiterte Heinrichs Kriegsglück, vor Ulm wurde sein durch den tapfern Widerstand der Stadt ermüdetes Heer von Conrad geschlagen, und er selber, vom Pfeile eines Ulmers tödtlich verwundet, starb wenige Tage nach der Schlacht (1247) [6]).

Nach Friedrichs Tode wählten die deutschen Fürsten Conrad mit Stimmenmehrheit zum Könige. Der Papst, der über Friedrichs Tod gejubelt hatte: „Freuen sollen sich die Himmel, und die Erde soll hüpfen" — konnte nicht anders, als auch den Sohn verfolgen. Deutlich war es, daß es ihm um den Totalruin des Hauses zu thun war. Bei den härtesten Kirchenstrafen forderte er Fürsten und Fürstinnen zum Abfall von Conrad auf. Bischöfe, welche das Elend Deutschlands, das immerwährende Verheeren des Landes, das viele vergossene Blut

[1]) Raumer 4, 161—173. [2]) Raumer 4, 263. [3]) Pfister Gesch. der Deutschen 2, 575. [4]) Pfister 2, 572. [5]) Pfister 2, 587. [6]) Jäger, Ulm, 1, 85, 86.



jammerte, und welche deßhalb den Kreuzzug gegen Conrad nicht unterstützen wollten, wurden abgesetzt. Die Mönche predigten: „Jeder sollte den Hohenstaufen abschwören, ehe er ein Zeugniß ablegen oder das Abendmahl nehmen dürfte," und die heftigsten drangen darauf, daß die Güter der Kaiserlichgesinnten eingezogen werden sollten. Der Papst erklärte zur Freude des schwäbischen Adels: „er werde Conrad wie der Krone, so nun auch aller Güter und Rechte in Schwaben berauben."

So wurde alle bürgerliche Ordnung gelöst, alles natürliche Recht von dem mit Füßen getreten, der der Nachfolger Petri, der Statthalter Christi, die Quelle religiöser Wahrheit, der wahre Hirte, der Knecht der Knechte des Herrn seyn wollte. Da nahm die Gottlosigkeit in Deutschland so überhand, daß ein deutscher Bischof und ein Abt zu Regensburg Mörder gegen Conrad dingten, und der Bischof selbst vor der Wohnung des Letztern wartete, bis die Mörder herabkamen mit der Botschaft, sie hätten ihn getödtet. Ein treuer Waffengenosse aber, der Graf von Eberstein hatte, die Gefahr ahnend, Conrad verborgen, sich an seiner Statt in des Königes Bett gelegt, und war dort für ihn gestorben [1]).

Nach vier Jahren, in welchen Conrad sein Recht theils durch die Waffen, theils durch Unterhandlungen mit dem Papste vergeblich zu erlangen versuchte, starb auch er in Italien im 26sten Jahre seines Alters, ein zweijähriges Kind seines Namens hinterlassend, — den unglücklichen Conradin (1254) [2]).

Conradin ward in Oberschwaben erzogen, der Bischof Eberhard Truchseß von Waldburg zu Constanz nahm sich seiner liebend an, während das Kind schon ein Gegenstand des päpstlichen Hasses war [3]). Zum Voraus waren Alle mit dem Bann bedroht, welche jemals wagen würden, ihn zur deutsch-römischen Krone vorzuschlagen, und dieser Bann sollte bis ins vierte Glied die weltlichen Fürsten vom Wahlrechte auch noch in ihren Nachkommen ausschließen. Das väterliche Erbe des Kindes schenkte Papst Alexander IV. dem Grafen Carl von Anjou [4]).

Als endlich Conradin, von den Freunden seines Hauses in Italien und Deutschland gemahnt, sein Erbe mit gewaffneter

[1]) Raumer 4, 321 ff. [2]) Raumer 4, 347—350. [3]) Pfister, 2, 611. [4]) Raumer 4, 381. Pfister 2, 607.

Hand wieder zu gewinnen suchte, so ließ der Papst alle Monate in jeder Stadt oder Provinz den Bann und das Interdikt gegen die predigen, welche ihm beistehen würden[1]). Wiederholt ließ er verkündigen: „daß man Conradins Anhängern das Ihrige geradezu rauben, und ungestraft alles gegen sie ausüben dürfe, nur daß man sie nicht morde oder verstümmle“ [2]). Aber Italien wandte sich auf Conradins Seite, bis dieser die Schlacht bei Tagliacozzo verlor, und dann in die Hände seines Feindes verrathen wurde.

Nun sollte Roms längstgehegter Wunsch erfüllt werden, daß Staufen untergehe. Carl von Anjou, dem der Papst das Erbe Conradins in die Hände gebracht hatte, ließ diesen den Tod eines Missethäters sterben (1268) [3]).

„Auf dem Markt zu Neapel, gegen die Meeresküste hin, neben dem Begräbnißplatze der Juden, ward ein Gerüst aufgeschlagen und mit rothem Tuche bedeckt. Dahin führten sie Conradin und seine Gefährten. Man las das Urtheil und die Ursache seines Todes. Unzähliges Volk war versammelt. Conradin legte sein Oberkleid ab, erhob Arme und Augen gen Himmel und betete: „„Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände.““ Nun kniete er nieder, richtete sich aber noch einmal empor, und rief: „„O Mutter, Mutter! welches Leiden bereite ich Dir!““ [4]).

So endete der letzte Hohenstaufe (1268). Keiner von ihnen, auch Friedrich II. nicht, hat jemals die christliche Religion verläugnet, nur den gottlosen Heinrich ausgenommen, der in den Weihnachttagen seine schrecklichsten Grausamkeiten zu verüben sich nicht fürchtete [5]). Alle andere waren fromme Männer, kirchlich nach der Weise ihrer Zeit, voll Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, welchem sie zuweilen gegen ihr besseres Gefühl gehorchten, wie Friedrich II. in den Ketzerverfolgungen [6]). Des Gottesdienstes pflegten sie in christlicher Einfalt. Unter die Bürger ihres Fleckens Hohenstaufen, unter den Chorgesang der Schüler mischten sie sich im Gotteshause, — wie wir nament-

---

[1]) Pfister 2, 611. [2]) Raumer 4, 580. [3]) So Pfister. Etwas günstiger ohne näheren Beweis Raumer 4, 622. [4]) Pfister Gesch. von Schwaben 2, 328. 329. Raumer 4, 618. [5]) Raumer 3, 53. [6]) Raumer 4, 40.



lich von Friedrich I. und Philipp lesen [1]). Gegen Klöster waren alle mildthätig und schützten sie. Noch Conradin bedachte von seinem geringen Erbe sterbend mehrere derselben, namentlich Weingarten. Zucht und Ordnung verlangten sie von ihnen, wie Bewahrung der Amtswürde von den Geistlichen.

Wie sehr ihnen Religion Herzensbedürfniß war, sieht man hauptsächlich daraus, daß sie am Christenthum nicht irre wurden, obgleich sie von den Päpsten so viel zu dulden hatten. Selbst der ebenso fein als umfassend gebildete Friedrich II., so sehr ihn die unter dem „honigsüßen" römischen Kanzleistyle verborgenen Anmaßungen erbitterten, ward an der christlichen Wahrheit nicht irre [2]). Als unter vielen in der gegenseitigen Erbitterung entstandenen Gerüchten der Papst eines aufgriff, wornach Friedrich behauptet habe: „Christus, Moses und Muhamed seien die drei Welt-Betrüger," — so antwortete dieser: „Nie in seinem Leben seie eine solche Ruchlosigkeit über seinen Mund gekommen, er glaube an den einigen ewigen Sohn Gottes, er erkenne in Moses den Freund Gottes, in Muhamed einen Verworfenen."

Als der Stern der Staufen in dieser Welt untergieng, richteten sie ihre Blicke auf das Wort Gottes, auf Christum. So sahen wir Conradin sterben. So hat sein Vater Conrad IV. durch Rudolph von Hohenems die Geschichte des alten Testaments bis Salomo in altdeutsche Reime bringen lassen, und eine ähnliche Arbeit übernahm auf Conrads Befehl Heinrich Muck [3]).

Die Hohenstaufen und mit ihnen die Idee einer Weltmonarchie des deutschen Kaiserthums gieng zu Grabe. Aber das Recht der Obrigkeit, die von Gott verordnet ist, das sie gegenüber von dem römischen Papstthume vertheidigt hatten, erlag nicht mit ihnen.

---

[1]) s. oben S. 54 und Crusius 1, 703. [2]) Raumer 3, 426. [3]) Schott, Gesch der deutschen Bibelübersetzungen p. 6. Stälin 2, 757. Pfister Uebers. der Gesch. von Schwaben p. 35. Anm. 46.

Drittes Kapitel.

Der Klöster Reichthum und Verfall.

In dem Kampfe der Päpste mit den Hohenstaufen ward zwar die höhere Geistlichkeit der Bischöfe und Erzbischöfe mit verwickelt, man sah sie sogar mit den Waffen in der Hand. Aber die Ortsgeistlichen traten nicht als Kämpfer auf, sie hatten ihres Amtes zu pflegen. Freilich ward auf ihre Bildung nicht der hinreichende Fleiß verwendet, noch ihre Amtsführung überwacht; in der Stille mochten einzelne segensreich wirken; viele dagegen lebten nach ihrem Willen, den Gemeinden nicht zur Erbauung. Nur an den religiösen Volksbewegungen, sowie an den Kreuzzügen nehmen sie Antheil, und werden aus Gelegenheit derselben genannt.

Selbständiger und mächtiger entwickelten sich dagegen die Klöster.

Abt Wilhelm hatte nicht blos sein Kloster Hirschau zum Musterkloster in Schwaben erhoben, er hatte überhaupt das Klosterleben zu hohen Ehren gebracht. Männer aus den höchsten Ständen übergaben sich seiner Leitung, Bisthümer wurden mit seinen Schülern besetzt, eine Menge Klöster durch ihn reformirt, mehrere neugegründet. Theoger sein Schüler, die Aebte Gebhard und Bruno von Hirschau setzten sein Werk glücklich fort. Dem Theoger macht Tritheim noch die kurze schöne Grabschrift: „er ist heimgegangen zu dem Herrn Jesu, den er von ganzem Herzen geliebt hatte" [1]. Aber mit dem Schlusse des eilften Jahrhunderts schließt sich nach Tritheim auch das goldene Zeitalter des Benedictinerordens [2]. Man läßt von der strengen Beobachtung der Ordensregel ab, und die Kenntniß der heil. Schrift und der Wissenschaften überhaupt verliert sich nach und nach [3].

Zwar sind die Zeiten der ersten Hohenstaufen für das öconomische Emporblühen der Klöster günstig, fast noch günstiger als die Zeiten Wilhelms. Man erstaunt über die reichen und vielen Stiftungen und Klosterschenkungen, mit denen

---

[1]) Trith. 1, 287 „Ad Dominum Jesum Christum, quem toto corde amaverat, transivit." [2]) Trith. 1, 71. 72. [3]) Trith. ad annum 1160. 1166.



schon anfangs die Benedictiner-Klöster, z. B. Alpirsbach (gestiftet 1095), noch mehr Zwiefalten (1089), Anhausen (1125), Blaubeuren (1085), St. Georgen (1084), bedacht wurden [1]). Gewiß, diese Klöster waren von Anfang an nicht arm; war auch da und dort ein Stück Feldes für den Anbau urbar zu machen, so hatten sie dennoch daneben noch genug längst bebautes Feld und Einkünfte, sich zu nähren. Selbst kleinere Klöster, wie Rellingen und die Priorate Kniebis und Reichenbach, gediehen von Anfang an [2]). Aber reicher wurden die Schenkungen zur Zeit der Kreuzzüge und bis ans Ende der Hohenstaufen, und leicht der Erwerb von Gütern für die Klöster. Es war nicht blos der alte Glaube (daß man durch Vergebung an die Klöster für sich und die Seinigen die göttliche Gnade erwerbe) fortwährend herrschend geblieben, es traten jetzt neue günstige Umstände hinzu. Mancher Kreuzfahrer setzte die Klöster auf den Fall seines Todes zu Erben ein; mancher verpfändete ihnen ein Grundstück, um die Kosten seiner Ausrüstung bestreiten zu können; mancher, den es reute, das Kreuz genommen zu haben, kaufte sich dadurch von der Pilgerfahrt los, daß er die Kosten derselben an eine fromme Anstalt schenkte, oder sich und das Seine einem Kloster übergab, und damit war genug gethan [3]). Allein trotz diesen äußerlich günstigen Umständen litten die Klöster nach und nach bei den fortwährenden Kämpfen der Kaiser mit den Päpsten, noch mehr aber durch den Verfall der Klosterzucht, mit der auch der öconomische Wohlstand abnahm.

Größer noch war der Verfall der Benedictinerklöster in Frankreich, und einer Reaction des strengeren Mönchthums daselbst verdankten auch unsere Gegenden einen neuen Orden. Jene strengeren Benedictiner, denen die Pracht der Kirchen und die überreichen Zehenten ihres Ordens in damaliger Zeit Ursache schienen an der einreißenden Sinnlichkeit und Ueppigkeit, zogen sich in eine Einsamkeit zurück, um dort den alten, einfachen Gottesdienst und die geistlichen Uebungen ihrer ursprünglichen Regel zu erneuern. Einfach sollten ihre Kirchen, gering

[1]) Cleß 3, 1 ff. Besold 235—237. 325. 328. 329—331. Cleß 2, 202. 203. Besold 909. 913. Stälin 2, 681. Sattlers Topographie. [2]) Cleß 1, 45 ff. 3, 4. 33. [3]) Cleß 2, 239.

ihre Nahrung und durch Händearbeit erworben seyn. Keine Zehenten wollten sie genießen. Cistercienser nannten sie sich vom Orte ihrer ersten Niederlassung, Bernhardiner heißen sie von dem Manne, der ihren Orden emporbrachte, von Bernhard von Clairvaux[1]). Wie Bernhards Predigt in Deutschland gewirkt hatte, sahen wir oben. Und er erlebte es selbst noch, daß Klöster seines Ordens im Württembergischen gegründet wurden: Maulbronn und Herrenalb beide ums Jahr 1148[2]), wozu gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts Bebenhausen kam[3]).

Freilich läßt sich von einem religiösen Einflusse dieser Klöster nicht viel sagen, wenn sie schon eine Zeit lang die cistercienser Regel, namentlich was das Gebot der Händearbeit betrifft, fest hielten. Durch Kunst und Gewerbsfleiß zeichnete sich Maulbronn bald sehr aus, aber die ganze Richtung gieng vorherrschend auf Erwerb. „Wenige Klöster" — sagt Pfister in dem schwäbischen Taschenbuche[4]) — „haben einen solchen Zuwachs an Land und Leuten erhalten, als Maulbronn. Man zählt (bis zur Reformationszeit) nicht weniger als 94 umliegende Orte, davon ein ziemlicher Theil nach und nach ganz an Maulbronn kam. Man findet bei diesen Erwerbungen des Klosters so viele Planmäßigkeit, daß es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehrere Jahre gelebt; — keine Kunst wird unversucht gelassen, bis die Mönche Dörfer und Burgen, wovon sie anfangs nur einen Theil besaßen, ganz in ihre Hände bekamen." Nicht minder finden wir auch Bebenhausen und Herrenalb in fortwährendem Handel um Erweiterung des Grundbesitzes, selbst mit den Stiftern und Wohlthätern, wie denn zur Verarmung der Pfalzgrafen von Tübingen das Kloster Bebenhausen erweislich sehr viel beigetragen hat[5]). Auch Pfarreien suchten sie gleich den übrigen Benedictinern an sich zu ziehen, sie nahmen dann den Pfarrzehenten für das Kloster in Besitz, und ließen das Amt durch einen Mönch ihres Klosters oder irgend einen Geistlichen, den sie beliebig entschädigten, verwalten.

Neben den Benedictinerklöstern finden wir in dieser Zeit

[1]) Neander 5, 333. Cleß 3, 47 ff. [2]) Cleß 3, 59. [3]) Cleß 2, 206. [4]) Pfister Jahrg. 1820 p. LXI. Cleß 3, 50. [5]) Cleß 2, 271. 205.

5*



die verschiedenen Chorherren, die strengen durch Norbert reformirten (Prämonstratenser) in Adelberg, einem Kloster, das anfangs eine geachtete Schule unterhielt, und überhaupt, nach den reichen Schenkungen zu urtheilen, lange sich einer besondern Theilnahme erfreute. Aber weiter verbreitet waren die weltlichen Chorherrnstifter und die mehr an das Mönchthum sich anschließenden, nach Augustinus Weise regulirten Chorherrn [1]). Manches Benedictinerkloster ward in ein solches regulirtes Chorherrenstift umgewandelt, weil man eine minder strenge Ordensregel wünschte, und doch noch dadurch, daß man allem Privateigenthum entsagte, die Ehre, ein Mönch zu seyn, behaupten wollte. Von da an war nur noch ein kleiner Schritt zu den weltlichen Chorherren (der Canonikern), von denen ein jeder sein eigenes Einkommen, seine Pfründen besaß. Von den regulirten Chorherrnstiftern ist besonders das Stift zu Denkendorf, gestiftet um 1124, zu nennen [2]). Die dortigen Chorherren hießen: „Chorherrn zum heil. Grabe." Sie standen unter einem Probste, und dieser unmittelbar unter dem Patriarchen von Jerusalem. Denkendorf war der Kirche vom heil. Grabe einverleibt. Ein gewöhnliches Chorherrnstift finden wir zu Sindelfingen. Ursprünglich hätten die Chorherren an den Stiftskirchen wie an den Bischofssitzen des Gottesdienstes und des Jugendunterrichtes warten sollen. Aber nun ward dieser Zweck wenig beachtet. Für den Gottesdienst einer Stiftskirche waren der Chorherren ohnedem zu viele, aber es wurden ihnen dennoch eine Anzahl von Vicarien beigegeben; wenn sie nur an gewissen Tagen bei ihrer Kirche ausnahmsweise gegenwärtig waren, so blieben sie im Genuß ihrer Pfründe. Reichte das Einkommen eines Canonicats nicht zu, so konnte man auch in einer zweiten und dritten Stadt u. s. f. eine Pfründe bekommen, wie in der ersten. Daher man findet, daß der höhere und niedere Adel in diesen Chorherrnstiftern nachgeborene oder uneheliche Söhne sehr häufig unterbringt, ja daß manche adeliche Familie gewisse Canonicate im Pachte zu haben scheint, wie z. B. die Pfründen des Stiftes Sindelfingen [3]). Im Vergleich mit den anderen Klöstern tritt aber hier das religiöse Leben noch mehr zurück, ja Cleß in seiner

[1]) Cleß 2, 452 ff. 3, 208. [2]) Cleß 3, 123. [3]) Cleß 3, 212.

Culturgeschichte sagt: „in den Klöstern dieser stolz auf andere Mönche herabschauenden Chorherrn nimmt man auch die wildesten Ausbrüche der Sittenlosigkeit, Ueppigkeit, Verschwendung und der innern Zwietracht wahr, wie dieß besonders bei Denkendorf bemerkbar ist" [1]).

Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit sind endlich die Bettelorden. Vergebens war der Versuch der Cistercienser, eine gründliche Reformation des Benedictinerordens zu Stande zu bringen, vergeblich unternahmen die Prämonstratenser dasselbe für die Chorherrnstifte. Die reformirenden Klöster fielen in die Fehler der reformirten zurück, manchmal nur tiefer.

Da versuchte ein Spanier Dominicus Guzmann, und ein Italiener Franz von Assisi 1216 bis 1223 [2]), durch Gründung von gänzlich eigenthumslosen Orden (Bettelorden), welchen die Bestimmung des Predigens und der Seelsorge gegeben wurde, das Mönchsleben neu zu gestalten. Im Württembergischen fanden damals diese Orden unter dem männlichen Geschlechte weniger Eingang, wiewohl in den Reichsstädten einige Mannsklöster aufkamen [3]); dagegen sehen wir mehrere Frauenklöster des Dominicaner- und Franziskaner-Ordens entstehen [4]).

An Frauenklöstern war damals Württemberg nicht gerade reich, und die vorhandenen waren nicht bedeutend. Nur Lichtenstern, Rechentshofen und Oberstenfeld verdienen einer Erwähnung, welche jedoch meistens nur für adelige Töchter zugänglich waren, die man dort auf ihre Lebenszeit versorgen wollte. Dagegen gingen diejenigen klösterlichen Vereine, welche sich dem Dominicaner- und Franziskaner-Orden anschlossen, mehr aus einem religiösen Interesse hervor. Schon zur Zeit des Abtes Wilhelm von Hirschau finden wir Frauen auch aus den höheren Ständen, welche sich dienend an das Kloster anschlossen, um den erbaulichen Umgang und den seelsorgerlichen Rath Wilhelms und so mancher edler Mönche, die er um sich heranbildete, zu genießen. In der Zeit der Kreuzzüge und innerlichen Kriege blieb manche Jungfrau einsam, manche Gattin ward Wittwe; religiöses Interesse, gemeinsames Unglück führte zusammen, und

[1]) Cleß 3, 232. ff. 263 ff. 2, 453. [2]) Spittler 302. [3]) Stälin 2, 681.
[4]) Cleß 3, 178–86. 205.





ehe wirkliche Klöster entstanden waren, waren bereits Vereine da und dort vorhanden [1]). Anfangs waren die Vereine frei, später unterwarfen sie sich da und dort der Regel des h. Augustin, d. h. sie verbanden sich zu gemeinschaftlicher Wohnung und Gottesdienste [2]). Da der Dominicaner-Orden aufkam, schlossen sich Vereine an denselben um so mehr an, als er sich durch sittliche Strenge und seelsorgerliche Thätigkeit auszeichnete. So entstand das bedeutendste Kloster der Dominicanerinnen zu Kirchheim unter Teck [3]). Auch schon länger bestehende wirkliche Nonnenklöster, wie Steinheim an der Murr, Reuthin, Offenhausen und Weil bei Eßlingen [4]), giengen zu der strengeren Dominikanerregel über. Auffallend aber muß das bleiben, daß sie nicht minder als die Klöster von den begüterten Orden Güter, Kirchensätze und andere Gefälle durch Kauf und Schenkung erwarben [5]), — was dem Hauptgrundsatze des Ordens (völliger Besitzlosigkeit) geradehin zuwider war. Ihr Verfall war späterhin unbeschreiblich. [6]).

Auch zwei Franziskaner-Nonnenklöster sind um diese Zeit entstanden [7]), eines nach der leichteren Franziskanerregel zu Weiler bei Blaubeuren (1280), ein anderes nach der strengeren Regel der geistlichen Tochter des St. Franziskus, Clara, zu Pfullingen. Zwei Schwestern aus dem Geschlecht der Remppen zu Pfullingen stifteten dasselbe, und im Jahr 1252 wurde es von Söflingen aus mit Nonnen besetzt. Es soll wenigstens von dieser strengsten Nonnenregel aus Crusius schwäbischer Chronik Einiges angeführt werden [8]).

„Nach einer sehr kurzen Probezeit trat die Novizin in das Kloster ein. Ihr Haupt ward beschoren; sie sollte wissen, daß sie von nun an diese wohlverschlossenen Klosterräume nie mehr in ihrem Leben verlassen werde. Tag und Nacht sollten die Nonnen Gott mit Gesang, Gebet, Psalmenlesen und Fasten dienen, wie die Mönche; welche aber von den Nonnen nicht lesen gelernt hatte, mußte das Vaterunser in verschiedenen Zeitabschnitten mehrmals, zusammen aber täglich 76mal sprechen! Ohne Erlaubniß der Oberin sollte Keine reden, und auch, wenn es ihr gestattet war, nur das Nothwendigste. Fremde durften

[1]) Cleß 3, 143. [2]) Cleß 3, 156. [3]) Cleß 3, 143. 153. 148. [4]) Cleß 3, 150. 151. 141. cf. Scholl Steinheim 4. 18. [5]) Cleß 3, 141 ff. [6]) Cleß über Lauffen 3, 142. Kirchheim 146 ff. Weil 150. Offenhausen 153. Scholl über Steinheim 24 ff. [7]) Cleß 3, 178. [8]) Crusius 1, 807.

sie nur am Sprachorte, und zwar nur in Gegenwart zweier andern Nonnen, sprechen. Am Sprachorte beichteten sie, durch ein eisernes Gitter empfingen sie das h. Abendmahl. Auf hartem Lager sollten sie ruhen, kein Gericht Fleisch sollte auf ihren Tisch kommen. So sollten sie der Welt sterben und dem himmlischen Bräutigam leben. Nur die Dienerinnen der Klosterfrauen durften, um das Nöthigste zu besorgen, ausgehen [1]). Auch im Tode sollten sie dem Kloster angehören und innerhalb seiner Räume begraben werden."

Neben dieser Menge von Chorherren und Benedictinern, von Dominikanern und Franziskanern finden sich noch da und dort einzelne kleinere klösterliche Vereine, unter ihnen die Eremiten St. Augustins. Mehrmals war ihr Kloster zu Tübingen (gegründet um 1262) nahe daran, aufzuhören, bis es endlich einen Joh. Staupiz zum Prior bekam, und nun, als das evangelisch-theologische Stipendium, die Pflanzschule der württembergischen Kirche geworden ist [2]). Endlich sind noch die Hospitalbrüder vom heiligen Geist zu Markgröningen zu nennen, welche gegen Ende des Jahrhunderts im dortigen Hospitale der Armen, Kranken und der Fremdlinge geistlich und leiblich pflegten, und sich an die Regel Augustins gleichfalls anschlossen.

Wir wissen freilich wenig, wie das, was doch Hauptabsicht derer war, welche mit redlichem Sinne in die Klöster giengen, nämlich Gott und Christo zu dienen, erreicht ward. Immer waren gewiß Einige, welche mit Bernhard von Clairvaux erkannten und bekannten: „mein Verdienst ist in den Wunden Christi," und die sterbend noch das Ungenügende, ja Mißliche ihrer mönchischen Heiligkeit fühlten, wie er es wohl mit der Aeußerung meinte: „ich habe schlecht gelebt" (perdite vixi). Aber ebenso gewiß ist, daß Andere im Vertrauen auf ihre Heiligkeit und auf das Verdienst ihres mönchischen Gehorsams lebten und starben. Ebenso gewiß ist, daß ein großer Theil der Klosterangehörigen dem harten Menschenjoch sich entzog, so gut es gieng, aber nicht um etwas Besseres zu suchen, sondern um im wahren biblischen Sinn des Wortes weltlich zu leben und zu sterben [3]).

[1]) Gratianns Reutlingen 1, 163. [2]) Cleß 3, 180 ff. [3]) Luthers Werke ed. Jen. 7, 257. 258. 5, 457.





Viertes Kapitel.

Religiöse Regungen unter den Laien.

Das Papstthum schien nicht nur die Staatsgewalten sich unterworfen zu haben, sondern, mehr als je, auch die Gewissen. Derselbe Innocenz III., der die Macht seines Stuhles so hoch erhoben hatte, wie kein Papst, suchte diese Macht auch über die Gemüther weiter auszubreiten. Daher kam es, daß er die Ohrenbeichte, welche bisher vom freien Willens- und Gewissenstrieb abhieng, als kirchliche Satzung einführte, und die alljährliche Ablegung derselben von jedem katholischen Christen durchaus verlangte[1]). „Die heil. Schrift," behauptete er, „ist eine Speise nur für ganz Wenige, dem ungebildeten Haufen genügen die heil. Sacramente"[2]). In diesem Sinne war es, daß Innocenz eine Bibelübersetzung in die französische Volkssprache verbrennen ließ, und unter Gregor IX. (1229) erfolgte ein wirkliches Verbot des Bibellesens der Laien[3]). Innocenz III. war es auch, der die Lehre von der Brod-Verwandlung bei seinen Lehrmeistern zu Paris gelernt, und nachmals der Kirche aufgedrungen hat, zu glauben: daß Brod und Wein im heil. Abendmahle nur Scheingestalten seien, nicht wahrhaftig vorhandene und fortbestehende Zeichen des dargebotenen Leibes und Blutes des Herrn.

Von all' diesen Lehren hatte seither keine einzige allgemeine Geltung erlangt, Viele zweifelten, aber dem gewaltigen Papste wagte man nicht offen zu widersprechen.

Derselbe Innocenz III. ward aufmerksam auf die vielen Veränderungen in dem Mönchsthum, da immer eine Ordensregel sicherer zur Seligkeit zu führen versprach, als die andere, und gegenseitige Feindschaft zwischen den verschiedenen Orden eintrat; er verbot die Errichtung eines neuen Ordens geradezu. Aber sein Nachfolger kehrte sich daran nicht, er erlaubte den Dominikaner- und Franziskaner-Orden, und gründete eben damit diejenigen Institute, welche zur Beherrschung und Unterdrückung der Gewissen bis zur Reformation am kräftigsten gedient haben.

Dennoch blieb, namentlich durch die Hohenstaufen beschützt,

---

[1]) Neander 5, 470. [2]) Neander 5, 428. 429. Anm. 2. [3]) Neander 5, 431.

noch einiger Raum für die freiere christliche Entwicklung des Volkes. Unter dem Adel fand der sogenannte Minnegesang allgemeine Anerkennung. War freilich die irdische bräutliche Liebe der Hauptgegenstand desselben, so waren doch manche Sänger vorhanden, welche eine höhere Liebe kannten. Bernhard Freidank, ein Ritter im Kreuzheere Friedrichs II., einer der gelesensten Dichter, schrieb das trefflichste religiös-moralische Gedicht des Mittelalters: „Die Bescheidenheit" *). — Unter seinen kurzen, sinnigen Worten finden sich unter andern folgende:

Gott dienen ohne Wank (en),
Das ist aller Weisheit Anfang;
Wer um diese kurze Zeit
Die ewige Freude gibt,
Der hat sich selber gar betrogen
Und zimmert an dem Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Sünden läßt, eh' sie ihn lassen,
Der fährt der Weisen Straßen.

Sein treues Halten an den Staufen spricht sich in den Worten aus:

Gott und der Kaiser hat erlost
Ein Grab, das ist aller Christen Trost,
Seit er das Beste hat gethan,
Soll man ihn aus dem Banne lan.

Aber, fährt er fort:

Dessen wollen die Römerleute nicht,
Was ohn' ihren Urlaub Gut's geschicht,
Dem wollen's keine Stätte jehen (zugestehen),
Nun ist das ohn' ihren Dank geschehen.

Wenn alles Krumme wird werden schlecht (gerade),
So findet man zu Rome Recht [1]).

An Freidank reiht sich Rudolph von Ems mit seinem sehr beliebten christlichen Lehrgedicht: „Barlaam und Josaphat," in welchem die Bekehrung eines heidnischen Fürsten

[1]) Deutsche Literaturgeschichte von den beiden Scholl p. 65 ff.
*) s. Anhang Nro. 23.



dargestellt wird. Auch hier wird die Verläugnung der Welt empfohlen, um ein besseres Leben zu gewinnen, aber dabei mit aller Innigkeit und in lieblichen Darstellungen der Werth des Evangeliums hervorgehoben. So singt Rudolph:

> Wilt du, daß die Wahrheit
> Von Gott werde dir geseit,
> So sollt du in den Buchen
> Die Evangelia suchen,
> In denen gar geschrieben stat,
> Was Gott durch uns erlitten hat.

Und weiter:

> Durch uns Christus menschliche starb,
> Mit seinem Tod er uns erwarb
> Ein Leben, das des Todes Noth
> Hat ertödtet und den Tod.

Dieß Gedicht, sagt Rudolph, habe er abgefaßt, damit wer es höre oder lese, sich bessere, und durch Gott an ihn, „viel-armen Sünder" im Gebete gedenke. So dieser Freund des staufischen Hauses.

Andere Sänger, wie der alte Winsbeck, zeigen ihren religiösen Sinn in der Weise, wie sie zwischen dem Amte und der Person unwürdiger Geistlicher unterscheiden, und sie geben gewiß den Sinn eines großen Theils des schwäbischen Volkes wieder, dem die Hohenstaufen doch je und je zu weit zu gehen schienen:

> Sohn, geistlich Leben in Ehren habe,
> Das ist dir gut und ist ein Sinn,
> Deß Willen komm' durch niemand abe,
> Bring' ihn zu deiner Gruben hin,
> Das wird an Seelen dein Gewinn.
> Sorg' nicht, wie die Pfaffen leben,
> Du sollt doch dienen Gott an ihn'n —
> — thust du das,
> so wird dein Ende werden gut,
> Und wird zu Lohne dir bescheert
> Gottes Leichnam und sein heilig Blut[1]).

[1]) Studien und Kritiken 1846. 3, 705 ff.

So allgemein waren die Minnesänger in Schwaben[1]), daß man ihre Zeit, „die Zeit der schwäbischen Dichter" nannte[2]). Sollte nicht in der ernsten Zeit manches ihrer Worte auch unter dem gesangliebenden Theile des schwäbischen Volkes Aufnahme gefunden haben?

Aber auch unter dem Mittelstande und dem Volke der unteren Classen entstand eine merkwürdige Bewegung, welche freilich mit dem Schimmer des Minnegesanges nichts gemein hatte. „Als im 13ten Jahrhundert," — sagt Gerbert, — „alles von Predigten ertönte, wurden die Herzen vieler Sünder gerührt, haufenweise kamen sie, ihre Sünden zu bekennen und Buße zu thun." Von den aus dem Benedictinerorden zu einer strengeren Regel übergehenden Mönchen her wußte man, wie diese zur Genugthuung für ihre Sünden sich selbst gegeißelt hatten bis zum Ohnmächtigwerden. Das griff jetzt das Volk auf[3]). Wohl mag auch hiezu die Noth der Zeit, in der man ein Gericht Gottes erkennen mußte, mitgewirkt haben. Von Baiern her verbreiteten sich diese Leute, Geißler genannt, nach Schwaben ums Jahr 1261[4]). „Schmerzvoll war ihr Büßen, schrecklich und Erbarmen erregend anzusehen. Vom Nabel an aufwärts entblößten sie den Leib, den unteren Theil desselben bis zu den Knöcheln hatten sie verhüllt, und damit niemand sie erkenne, auch das Haupt und Angesicht bedeckt. Je zu zwei oder zu dreien giengen sie einher; voran eine Kirchenfahne oder ein Kreuz. Zweimal des Tages geißelten sie sich, und zwar zum Andenken an die Zeit der Wallfahrt Jesu auf Erden 33 Tage lang, während sie Lieder von seinem Leiden und Sterben sangen. Zwei oder drei begannen den Gesang, in oder neben einer Kirche. Man sahe sie während desselben bald sich zur Erde werfen, bald die entblößten Arme gen Himmel erheben. Koth und Schnee, Hitze und Kälte achteten sie gering. Ihre jammernden Geberden, ihre fürchterlichen Schläge rührten Viele zu Thränen und reizten zur nämlichen Bußübung. Aber weil weder der römische Stuhl noch eine Person von Bedeutung die Sache begonnen hatte und stützte, so verschwanden sie in kurzer Zeit[5])." Niemand fand sich, der den armen ver-

[1]) Cleß 3, 573. [2]) Cleß 3, 761 ff. cf. Stälin 2, 756. [3]) Gerbert 2, 109. [4]) Cleß 3, 574 ff. [5]) Gerbert 2, 109 ff.





schmachtenden Schafen mit evangelischem Troste nachgegangen wäre, der die irrenden zurückgeführt hätte. Im 14ten Jahrhunderte flackerte dieses Feuer wieder auf.

Die freien religiösen Vereine, aus denen die Dominikanerfrauenklöster theilweise hervorgiengen, sind oben genannt worden, ihre Mitglieder hießen später Beguinen, — und ebenso gab es freie Vereine von ledigen Männern, die wie jene, zu gemeinschaftlichem Leben, Handarbeiten, dann zu Armenpflege, Leichenbestattungen und andern christlichen Werken der Liebe sich vereinigten, die Beghar den, welche späterhin mehr genannt werden. Unter ihnen bildete sich theilweise eine der bestehenden Kirche feindselige Richtung aus. Weil das Volk aus den niederen Ständen versäumt worden war und fortwährend versäumt wurde, so schloß es sich an diese Leute da und dort an. Laien übernahmen das Lehramt, und weil sie oft eine selbst erfundene Mystik vortrugen, weil heillose Leute sich einmengten, so gab es irrige Lehren und gottlose Beispiele unter diesen Leuten, womit viele arme, suchende Seelen verführt wurden *).

Neben diesen an sich keineswegs unkirchlichen Volksbewegungen regten sich indessen seit Anfang der hohenstaufischen Zeit auch wirklich einzelne der damaligen Verweltlichung der Kirche entschieden entgegentretende Richtungen. Von besonderem Einflusse war in dieser Hinsicht ein frommer Geistlicher zu Brescia, Arnold, welcher die Macht des Papstes in weltlichen Dingen bestritt, und für eine Erneuerung des geistlichen Standes nach dem Muster des apostolischen Zeitalters zu wirken suchte. Da Leben und Lehre dieses Mannes in schönem Einklange standen, so fand er in Italien und in der Schweiz vielen Beifall, und Schutz bei dem Bischofe von Constanz[1]). Seine Ansichten verbreiteten sich in die Reichsstädte, namentlich unter dem Bürgerstande, den Zünften. So las man in Ulm von ihm angeregt die Bibel, entzog sich dem Bilder- und Reliquien-Dienste, und hob die weltliche Wirkung des päpstlichen Bannes auf[2]). Es half nichts, daß, vom Papste verleitet, Friedrich Barbarossa diesen Mann seinen Feinden überlieferte, welche

[1]) Jäger-Ulm 1, 195 ff. [2]) Jäger 1, 192 ff.
*) s. Anhang Nro. 24

ihn so schnell als möglich in Rom verbrennen ließen (1155)[1]). Seine Grundsätze blieben in den deutschen Reichsstädten in unvergessenem Andenken. In schwäbisch Hall z. B. traten noch 1248 Leute auf, welche offen gegen den Papst, die Bettelmönche und die damalige Geistlichkeit überhaupt predigten, und insbesondere gegen den Ablaß eiferten, dagegen zur Fürbitte für Kaiser Friedrich II. und seinen Sohn Conrad ermahnten[2]).

Dennoch möchte wohl die stillere Wirksamkeit, welche einfache Laien entfalteten, noch mehrere und gesegnetere Früchte getragen haben, als die Predigt Arnolds von Brescia. Vor und nach ihm kamen „Handelsleute über die Alpen ins Schwabenland, welche die Bibel auswendig gelernt hatten, und die kirchlichen Gebräuche als Neuerungen verwarfen, den Bilder- und Reliquien-Dienst verabscheuten, und rücksichtlich ihrer Nahrung mit geringer Speise sich begnügten[3])." Das waren Leute des Volkes, welches durch fortgesetzten Verkehr mit ihnen einigen Ersatz für das erhielt, was es von Seiten seiner geistlichen Leiter entbehren mußte.

Diese giengen aber, erschreckt durch die allgemeine Verbreitung biblischer Grundsätze, zu Versuchen über, jene Bewegung zu erdrücken. Dominikaner und Franziskanerprediger zogen überall umher, ihre Armuth, ihr Eifer, ihre Predigten sollten den Ernst jener Laien und deren Armuth übertreffen; die Masse jener allgemein verbreiteten, dem römischen Stuhl gänzlich unterworfenen Mönche sollte überall auch den ersten Regungen der sogenannten Ketzerei begegnen[4]). Als aber trotz einzelnen gelungenen Versuchen doch im Ganzen nichts ausgerichtet ward, als das Verbot, die Bibel in der Landessprache zu lesen, in Deutschland so gar nicht befolgt wurde[5]), als die Hohenstaufen nicht mehr zu Verfolgern sich hergaben, als die Bischöfe und Ortsgeistlichkeit zu nachsichtig verfuhren, als selbst manche Franziskaner verdächtig wurden, so bildeten sich Inquisitionstribunale, und der Papst übergab dem Dominicanerorden dieß blutige Amt[6]).

Nach Deutschland sandte er den bekannten Conrad von

---

[1]) Neander 5, 212. Raumer 2, 37. [2]) Neander 5, 822 ff. [3]) Jäger l. c. Anm. [4]) Weißmann intr. in mem. hist. eccl. 1, 110. [5]) Neander 5, 821. 822. Gieß 3, 572. [6]) Neander 5, 867—869.





Marpurg als General-Inquisitor des römischen Stuhles [1]). Dieser harte, grimmige Mann hatte den Gebrauch: „Sobald jemand vor ihm angeklagt war, der Kläger mochte seyn wer er wollte, so ward der Beklagte an dem nämlichen Tage verdammt, er mochte schuldig seyn oder unschuldig, ohne daß er sich vertheidigen und einen höheren Richter anrufen durfte, und ohne Verzug und weiteres Bedenken zum grausamen Flammentode geführt [2]).“ Hie und da ließ der Wütherich seine Opfer die Feuerprobe bestehen, d. h. sie mit einem glühenden Eisen brennen; da sie alle Spuren des Brandes trugen, hieß er dieß: „sie haben das Gottesurtheil nicht bestanden, man solle sie verbrennen.“ Edle und Unedle, Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen verbrannte er unter dem Namen der Ketzerei [3]). Endlich, als er den Grafen von Sayn vor sein Tribunal lud, standen die deutschen Fürsten gegen ihn auf, und hielten ihm zu Mainz offen seinen Hochmuth und seine Grausamkeit vor. Zürnend zog er von ihnen hinweg mit dem Vorsatz, sein Amt niederzulegen. Aber unterwegs ward er von einigen Edelleuten angehalten, und um sein Leben flehend mit den Worten erschlagen: „Nieder mit dem Grausamen, nieder mit dem Missethäter, er hat nie eines Menschen verschonen wollen, den Tod soll er sterben, wie er ihn verdient hat [4]).“

Dieß war der erste, und da sein Ende schreckte, der letzte päpstliche Generalinquisitor in Deutschland.

Einen merkwürdigen Contrast gegen diesen Dominicaner bildet der wandernde Franziskanerprediger Berthold, welcher in den letzten Jahren Conradins und in den Zeiten des Zwischenreiches durch seine deutschen Predigten auch Schwaben bewegte. Zu Tausenden strömte ihm das Volk zu, und keine Kirche war groß genug [5]). Seine Predigten handelten hauptsächlich von christlicher Vollkommenheit, von der Tödtung aller Hauptsünden, von der Gottes- und Nächsten-Liebe. Mit großer Entschiedenheit trat dieser Mann gegen die Ablaßprediger auf, welche er „Pfennigprediger“ nennt, gegen diese „Mörder aller Welt.“ Es ist wie wenn Luther redete, wenn wir Berthold gegen diesen Greuel zeugen hören:

---

[1]) Trith. 1. 547—557. [2]) Trith. 1, 558. [3]) Trith. 1, 557. [4]) Trith. l. c. [5]) Trith. 2, 11. Neander 5, 423.

„Du (Ablaßprediger) verheißest so vielen Ablaß, daß manche 1000 Menschen wähnen, sie haben alle ihre Sünden gebüßt durch einen Pfenning. — So fahren sie hin ohne Buße, und dafür wirft man dich an den Grund der Hölle, und wirft alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gott entführet hast und verkauft, ja die Seele um einen Heller oder Pfenning [1])."

Aber wir lesen auch nur von einem einzigen Berthold.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeiten des herrschenden Papstthumes.

Es war eine Wohlthat für das arme, vom Faustrechte — nach der Hohenstaufen Untergang — zerrüttete Schwaben, daß sich die deutschen Fürsten entschlossen, auf den Jahre lang erledigten Kaiserthron einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, Weisheit und Tapferkeit zu rufen, den Grafen Rudolph von Habsburg. Er hatte zu wenig Erbmacht, um dem Papste fürchterlich werden zu können, seine Frömmigkeit rühmten die Geistlichen, und so war auch von dieser Seite keine Einwendung gegen seine Wahl. Nur die schwäbischen Großen, welche das Erbe der Staufen an sich gerissen hatten, unter ihnen Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg, wollten ihn nicht anerkennen [2]). Aber als Rudolph den König Ottokar von Böhmen geschlagen hatte, und dieser selbst in der Schlacht gefallen war, wurde auch der Widerstand der schwäbischen Großen gebrochen. Der Kaiser ordnete die gegenseitigen Verhältnisse der schwäbischen Stände, und nöthigte sie über dem Landfrieden zu halten, und die schwächeren Stände, Städte und Klöster zu schonen [3]).

Bei dem sichtbaren Bestreben Rudolphs, mit dem römischen Stuhle Friede zu halten, trat dieser auch kühn mit neuen Ansprüchen in Deutschland auf. Seit dieser Zeit fiengen die

---

[1]) Neander 5, 469. [2]) Sattler Gesch. d. Grafen 1, 6. [3]) Cleß 2. und 3. oftmals.





Päpste an, den Fußkuß von den Fürsten zu begehren[1]), und nunmehr beginnen auch ihre Geldforderungen in Deutschland drückender zu werden. Als die Hohenstaufen zu erliegen begannen, und Rom die weltliche Macht in seiner Hand sah, da trat mit Innocenz IV. auch die Habsucht ungescheut hervor[2]). In Deutschland hatte Gregor X. im Jahr 1275 von der Geistlichkeit den Zehenten ihrer Einkünfte (freilich ausnahmsweise) sich erbeten. Honorius IV. schickte 1287 einen Cardinallegaten, und ließ auf einer Synode zu Würzburg, bei welcher auch aus dem Württembergischen Geistliche erschienen, „zum Türkenkriege" auf vier Jahre den vierten Theil sämmtlicher Einkünfte der Geistlichkeit abverlangen. Da trat Probus, Bischof von Toul, ein geborner Tübinger, früher ein Glied des Franziskanerordens, auf, und hielt eine gewaltige Rede, in der sich die ganze Erbitterung eines deutschen Gemüthes über den römischen Geiz und Habgier und über alles Unheil und Blutvergießen, das Rom in Deutschland verursacht hatte, aussprach. Nun wagte die Versammlung dem Papst sein Verlangen abzuschlagen, aber der freimüthige Bischof mußte in das Kloster zurücktreten[3]).

Als Rudolph gestorben war, und sein Sohn Albrecht (der Stifter des Klosters Königsbronn im Jahre 1302) nach der deutschen Krone verlangte, war dieser zu allem bereit, was der Papst Bonifacius VIII. von ihm forderte[4]), und nachdem der edle Kaiser Heinrich VII. (von Luxemburg) in Italien eines bedenklichen Todes gestorben war[5]), schien die Zeit gekommen, in welcher die Deutschen wie noch nie dem Papste zu Füßen gelegt werden konnten.

Ludwig, Herzog von Baiern, hatte über seinen Mitbewerber um die deutsche Krone, Friedrich von Oestreich, bei Mühldorf einen entscheidenden Sieg erfochten (1322), und nun sich als Kaiser geltend gemacht, ohne das Verbot des Papstes zu achten, der ihm die Regierung auf drei Monate untersagte, „während der er über seine Ansprüche auf den Thron unter-

---

[1]) Pfister G. d. D. 3, 60. [2]) Raumer 4, 143. 153 ff. Weber Gesch. d. akathol. Kirchen und Secten von Großbrittannien 1, 1. 35 ff. [3]) Crusius ed. Moser 1, 857 ff. Cleß 3, 423 ff. [4]) Cleß 3, 70. Pfister 3, 109. [5]) Pfister 3, 144.

suchen wollte." Als der Kaiser sich auf die fast einstimmige Wahl der deutschen Fürsten berief, ja die Sache auf eine allgemeine Kirchenversammlung ankommen lassen wollte, ließ der Papst das Interdict über Deutschland ergehen, welches insbesondere auch unsere Gegend traf (1324) [1]).

Aller äußerliche Gottesdienst mußte aufhören, die Altäre wurden entkleidet, alle Statuen der Heiligen, alle Kreuze wurden zu Boden geworfen, keine Glocke ertönte, kein Sacrament (Oelung, Taufe und Beichte ausgenommen) ward verwaltet, kein Todter in geweihter Erde begraben, und die Ehen nur auf Kirchhöfen eingesegnet. Niemand durfte einen Freund auf der Straße begrüßen, jeder Anblick sollte verkündigen, daß das mit dem Interdicte belegte Land ein Land des Fluches sei [2]). Als die wiederholten Versuche, durch die demüthigsten Bitten den Papst zur Aufhebung des Interdictes zu bewegen, dem Kaiser mißglückt waren, erklärten die deutschen Stände zu Frankfurt: „er habe alles gethan, was man erwarten könne, und man solle die Reichsacht ergehen lassen gegen alle, die das Interdict befördern oder verkündigen würden (1338) *)."

So verkündigte denn Graf Ulrich III. von Württemberg, als Anhänger Kaiser Ludwigs und als Landvogt von Schwaben, jenes Verbot, und handhabte es mit Nachdruck. Die Reichsstädte traten demselben ohnedem gerne bei [3]). Aber auch viele vom Adel, viele Kloster- und Weltgeistliche, Männer und Weiber aus dem Volke erkannten, was ihre Pflicht gegen den Kaiser fordere, und verschmähten lieber ein ehrliches Begräbniß, als daß sie dem Kaiser die Treue gebrochen hätten. Dennoch war zum großen Verderben der Kirche das Interdict nicht ohne Folgen, und diese um so schwerer, je länger dasselbe dauerte; mit dem Gottesdienst zerfiel auch die Gottesfurcht. Da ward offenbar, wie wenig dem Papste am Seelenheil des Volkes lag, wo es sein Ansehen galt.

Jenem äußerlich gedrückten Zustand der Kirche giengen ebenso bedenkliche Erscheinungen zur Seite, welche die christliche

---

[1]) Pfister 3, 164. 167. [2]) Spittler K.G. 319. [3]) Sattler Gesch. d. Grafen 1, 127 ff. Beilage Nro. 107. Jäger, Ulm Heft 2, 223 ff. Gratianus Reutl. 1, 235 ff. Trith. ad. ann. 1341. 2, 188.

*) s. Anhang Nro. 25.



Glaubenslehre betrafen. Die Marienverehrung gieng in eine wirkliche Anbetung und Vergötterung der heil. Jungfrau über. Es kam so weit, daß ein marianischer Psalter erschien, d. h. das biblische Psalmbuch wurde umgearbeitet und in Stellen, wo der Name Gottes stand, an die Stelle des Namens Gottes der Name Marias gesetzt *). Mit Wehmuth sieht man die innigsten geistlichen Liederdichter und die edelsten Mystiker zwischen der Anrufung Jesu Christi und zwischen der Anrufung der Maria getheilt [1]. Dazu kommt noch, daß in dieser Zeit die Schultheologie (Scholastik) das Bibelstudium unter den Gelehrten verdrängte, und manchen edeln Geist auf den Abweg nutzloser, oft alberner Zänkereien führte, oder ihn doch bewog, Menschensatzungen, als wären es göttliche Ordnungen, zu vertheidigen [2]. Nur ein Mann, Nicolaus de Lyra († 1341), damals zu wenig geschätzt, brach die Bahn zur Uebersetzung der heil. Schrift aus den Grundsprachen und zu deren Erklärung [3], eine Arbeit, die späterhin im Württembergischen viel benützt wurde [4].

Wie groß das religiöse Bedürfniß in jenen Zeiten war, und wie wenig befriedigt, erhellt aus der wiederholten Erscheinung der Geißelbrüder. Eben das, daß nun auch die geistlichen Führer des Volks durch die Scholastik vollends von der Bibel abgezogen wurden, machte sie zur Seelsorge immer untüchtiger; in den Benedictinerklöstern war an die Stelle geistlicher Uebungen und des Bibellesens „Müssigang, Jagd, Schwelgerei fast durchgängig getreten [5].“ Wo ein um seine Seligkeit bekümmertes Gemüth sich hinwandte, fand es keinen Trost. Und doch war man in jenen Zeiten und in den unmittelbar folgenden durch die Landplagen der Pest, des Hungers, des Krieges eines Trostes so bedürftig! Der Papst ordnete zwar ein sogenanntes Jubeljahr an (1300 und 1350), und schrieb aus an alle Welt: „daß Erlassung und Verzeihung aller Missethaten haben solle, wer reuig seine Sünden bekenne, die heil. Pforten (sacra limina, d. h. die Kirchen Roms) besuche, dort

---

[1]) Tauler bei Hagenbach, Dogmengesch. 2, 193. Gerh. fid. cath. 1002 ff. [2]) Gerbert hist. n. silv. 2, 292. u. 183. not. a. b. [3]) Hase K.G. 361. [4]) Gerbert l. c. u. Cleß 3, 869. 870. [5]) Trith. ad. ann. 1317. 1354. 2, 143. 144. 226.

*) s. Anhang Nro. 26.

nach päpstlicher Anordnung Gebete verrichte, und, so weit es seine Kräfte erlauben, Gaben darreiche [1])." Aber selbst das Volk kam mitunter zur Einsicht, daß damit der Seele nicht geholfen sei, und als 1349 die furchtbare Seuche, „der schwarze Tod" genannt, auch in Deutschland den vierten Theil aller Lebendigen hinraffte, schlossen sich die Deutschen den Geißelbrüdern (Flagellanten), die aus Ungarn und Italien kamen, an [2]). Ihre Weise war fast dieselbe, wie die ihrer Vorgänger im 13ten Jahrhundert, nur hielten sie genaue Ordnung, so wie eine Art Gütergemeinschaft unter sich, und machten sich durch Aufnahme von den strengeren Bettelmönchen in ihre Gemeinschaft dem Papste verdächtig. Er schrieb deshalb nach Mainz dem Erzbischofe, man solle gegen diese Secte einschreiten, sonst seie für Staat, Kirchenglauben und Kirchengut das Aeußerste von ihnen zu befürchten. Und dem gemäß wurde denn auch diese Regung der Gewissen, statt recht geleitet, durch Kerker, Tortur und Hinrichtungen erstickt [3]).

Es blieb dem Volke und redlich denkenden Geistlichen nun nichts mehr übrig, als in der Stille da und dort Nahrung zu suchen und für die Brüder zu arbeiten.

Was um diese Zeit die verfolgten, aber nicht ausgetilgten Waldenser, deren Zufluchtsorte besonders die Reichsstädte blieben, wirkten, davon haben wir keine nähere Kunde [4]). Dagegen bildeten sich aus der Zahl der Geistlichen der herrschenden Kirche, namentlich auch aus den sogenannten Bettelorden, freie Vereine, welche nicht nur die Rettung der eigenen Seele suchten, sondern auch der Laien mit Treue sich annahmen und in eine brüderliche Verbindung mit ihnen traten. Es sind dieß die sogenannten mystischen Theologen, „die Freunde Gottes," welche am Ober- und Niederrhein und an der Donau sich verbreiteten [5]). Unter ihnen steht der Dominicaner Johann Tauler, Prediger zu Köln und Straßburg, oben an, ein Mann, aus dessen Schriften der angefochtene Luther großen Trost schöpfte [6]), und dessen Predigten noch jetzt da und dort im Segen wirken. Seine Bekehrung durch einen Laien gehört

[1]) Trith. 2, 78. 79. [2]) Trith. 2, 206. [3]) Trith. 2, 207—211. [4]) Pfister G. d. D. 3, 373. [5]) Cleß 3, 580 ff. [6]) Seckendorf ed. Junius 1, 44. 45.

6*



wohl zu den lieblichsten christlichen Erzählungen des Mittelalters. Mag auch Manches zu derselben ohne historische Wahrscheinlichkeit beigefügt worden seyn, das ist nicht zu verkennen, welch' ein tiefes religiöses Verlangen, welche entschiedene Verfolgung des Weges zum Leben, welch' seliges Ruhen und Wirken nach erlangtem Frieden mit Gott auch damals unter Volk und Geistlichkeit zu finden war. Um Gotteswillen bittet der alte redliche Tauler einen Laien, dessen religiösen Werth er im Beichtstuhl kennen lernte, ihm den rechten Weg zu zeigen*). Zwei Jahre lang kann er im Gefühl seiner Unwürdigkeit keine Kanzel mehr betreten, seine Zeit bringt er mit Prüfung seiner selber, mit Betrachtung der Liebe Christi, mit viel Fasten und Gebet zu. Seine Klosterbrüder verachten ihn, er erkrankt und muß mit Mangel kämpfen. Aber das ist sein größter Kummer nicht, sondern: „er kam in eine große Reue aller seiner Sünden, aller seiner verlorenen Zeit, und sprach mit Mund und Herzen also: ach barmherziger Gott, erbarme dich über mich armen Sünder durch deine grundlose Barmherzigkeit, denn ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage. Da ist es ihm, als rufe eine Stimme: Traue Gott, stehe nun fest in deinem Frieden und wisse, daß, da er auf Erden in menschlicher Gestalt war, welchen Kranken er am Leibe gesund machte, den machte er auch der Seele nach gesund." Da er sich nun leiblich gestärkt und geistig genesen fühlt, so ermahnt ihn sein Freund, der Laie, der ihm in all seiner Noth thätig beigestanden hatte, wieder zu predigen. Er versucht es, aber das erstemal ersticken Thränen seine Stimme, er muß, ohne seine Predigt beginnen zu können, das Volk entlassen. Unter Spott und Hohn kehrt er in sein Kloster zurück, nur der treue Laie tröstet ihn: „diese Demüthigung sei ein Zeichen, daß Gott ihn liebe, er solle getrost nochmals einen Versuch machen." Und siehe, nun wird ihm gegeben, über die Worte: „Sehet der Bräutigam kommt, gehet ihm entgegen, Matthäi 25, 6.," eine tiefergreifende Predigt zu halten, womit eine achtjährige weithin gesegnete Wirksamkeit beginnt. Erneurung des innern Menschen, Verläugnung seiner selbst, Ruhe suchen und Ruhe finden in Gott und Christo, ist

---

*) s. Anhang Nro. 27.

der Hauptinhalt der Predigt Taulers. Er starb in Straßburg (1361), auf seinem Grabstein ist er abgebildet, wie er auf das Lamm Gottes deutet[1]). Unter seinen Freunden und Schülern ist für Württemberg besonders zu nennen: Heinrich von Nördlingen, der sich eine Zeitlang zu Sulz am Neckar aufhielt[2]). Noch wichtiger ist Heinrich Suso, sein Freund und Zeitgenosse, geb. zu Constanz um das Jahr 1300, lieblich in seinem ganzen Wesen. Seine Lehre ist wesentlich die gleiche mit der taulerischen, nur gleichnißreicher, kindlicher. Wenn er von der Liebe Jesu reden will, so führt er den Herrn redend ein: „Siehe ich habe dich (Sünder) so sauer erarnet (erworben), gewinne einen guten Muth! Darum, wäre alles Erdreich ein brünstiges Feuer und läge mitten darin eine Hand voll Flachses, das wäre seiner natürlichen Art nicht so bald empfänglich der feurigen Flamme, als der Abgrund meiner Barmherzigkeit einem wiederkehrenden Sünder[3]).“ Und vom Leiden spricht er: „Wäre nichts am Leiden, denn allein daß wir dem schönen klaren Spiegel Christo so viel ähnlicher werden, so viel wir ihm nachfolgen, es wäre wohl angelegt. Ach du würdiges Haupt unser aller Glieder, sei uns gnädig, und wo uns gebricht rechte Geduld in einiger Widerwärtigkeit aus menschlicher Schwachheit, das vollbringe du vor deinem himmlischen Vater[4]).“ So wie Suso lehrte, lebte er. Furchtlos und kindlich redet er den Mörder, der auf ihn zutritt, an, ihn von der Sünde des Mordes abmahnend, und der trotzige Mensch kann seinen holden Worten nicht widerstehen. Still ergeben nimmt er das Kind einer gefallenen Dirne in seine Pflege, und achtet die Schmach nicht, mit der er belastet wird, da sie ihn als den Vater des Kindes angibt, der Zeit wartend, da seine Unschuld an den Tag kommt. Sein ganzer Lebensgang ist ein Wandel „in der Liebe Gottes, und in der Hoffnung des himmlischen Jerusalems.“ Bald da, bald dort als Prediger weilend, stiftet er religiöse Gemeinschaften und ermuntert zu fleißigem Lesen der heil. Schrift; „die von Jesu dem Geminnten (Geliebten)



---

1) Arnold vitae patrum Anhang 1 ff. bes. 3. 22 ff. Pfister G. d. D. 3, 372. Neander 6, 538. 2) Cleß 3, 581 – 583. Ullmann Reformatoren vor der Reformation 2, 206. 3) Geistliche Blüthen aus Suso Bonn 1834 p. 35. 4) Geistliche Blüthen p. 34.



so minniglich (lieblich) zeuge." So wirkt er lange Zeit; und entschläft endlich zu Ulm (1365)*). Daß diese drei Männer, besonders die so weithin berühmten Beiden, Tauler und Suso, jener in Straßburg, dieser in Ulm wirkend, auf unsere Gegenden von nicht unbedeutendem Einflusse seyn mußten, dürfen wir mit Bestimmtheit glauben, so wenig die Geschichtbücher davon zu erzählen wissen.

Eine zwar nicht ausschließlich kirchliche Erscheinung dieser Zeit, welche aber später für die Kirche von großer Bedeutung wurde, ist das Aufkommen der Stadtschulen. Während an den Bischofssitzen und in den Klöstern die Schulen zerfielen[1]), erhoben sich in den süddeutschen Reichsstädten, z. B. in Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Biberach die städtischen Schulen; selbst kleinere Reichsstädte, wie Ehingen, Gmünd, Giengen, Riedlingen, Rottweil, errichteten solche. Latein und Kirchengesang waren die Hauptgegenstände des Unterrichtes, welcher den jüngeren Schülern ertheilt ward; in größeren Städten wohl auch etwas von der damaligen Philosophie, namentlich Logik. In Ulm, welches durch Förderung des Jugendunterrichtes berühmt war, wurde bereits über theologische Gegenstände öffentlich disputirt, und auch die Arzneiwissenschaft gelehrt[2]). Mit Freuden sieht man die württembergischen Städte und Städtchen den Reichsstädten in Gründung von Stadtschulen nacheifern. Unter ihnen haben Kirchheim u. Teck (seit 1249), Balingen (seit 1277), dann Bulach (1281), Wildberg und Stuttgart (im 14ten Jahrhundert) bereits ihre lateinischen Schullehrer (rectores scholarum)[3]).

Freilich dürfen wir die Wirksamkeit der „Freunde Gottes" uns nicht als eine sehr ausgedehnte denken; auch die lateinischen Schulen (denn von den deutschen Volksschulen weiß diese Zeit nichts) stehen recht vereinzelt da, und bringen für die Kirche und die bürgerliche Gemeinde noch wenig Nutzen — aber es sind stille Anfänge zur Besserung der Kirche im Leben und Wissenschaft.

---

[1]) Gerbert 2, 178. Trith. loc. supr. cit. [2]) Jäger 2, 590. [3]) Pfaff, Gesch. des gelehrten Unterrichts in Württemberg 1842 p. 3. Cleß 3, 555 ff. Eisenlohr Sammlung der württemb. Schulgesetze Einleitung p. 45.

*) s. Anhang Nro. 28.

Sechster Abschnitt.

Wie das Papstthum anfieng abzunehmen.

Erstes Kapitel.

Das vierzigjährige Schisma und das Concil zu Constanz.

Nachdem die Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiern Deutschland tiefer als je erniedrigt hatten, begann ihre Macht nach und nach abzunehmen. Kaiser Carl IV., obgleich er sich sehr bemühte, mit dem römischen Stuhle Friede zu halten, konnte doch nicht anders, als den vom Papste so lange bestrittenen Grundsatz: „daß die Wahl des Kaisers einzig den Churfürsten zustehe," zum Reichsgrundgesetz zu erheben. Dieß geschah durch die sogenannte goldene Bulle (1356).

Fast die ganze zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts hindurch dauerten Landplagen, Hunger, Pest, Erdbeben und das schrecklichste Blutvergießen in Schwaben [1]). Während das verblendete Volk da und dort die Juden als angebliche Ursächer der Pest grausam verfolgte und viel unschuldiges Blut vergoß [2]), wüthete der Krieg in der Christenheit fast noch fürchterlicher. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg führte fortwährende Kriege, bald mit dem Kaiser, bald mit dem Adel, besonders häufig aber mit den Reichsstädten. Erst sein friedliebenderer Enkel Eberhard der Milde, obgleich ein tapferer Mann, machte dem Blutvergießen ein Ende. Wie wohl mag einem ehrlichen Bürger und Bauern geworden seyn, als man endlich zu einiger Ruhe gelangte; welche Erinnerungen aber mögen die ausgerotteten Baumgüter und Weinberge, die verbrannten Dörfer, die elenden neu entstehenden Hütten, die verstümmelten Glieder der armen Leute noch lange erhalten haben! Was in diesen langen greuelvollen Nothzeiten Gutes keimte, mochte einer Blume in der Wüste gleichen, welche Gottes Auge bewahrt. Selbst in Klo-

[1]) Crusius 1, 914. [2]) Sattler G. d. Grafen 1, 184.

stermauern war keine Zuflucht mehr; so wurde Denkendorf 1377 von den Reichsstädten geplündert und dann verbrannt [1]). Dann und wann rieth wohl ein Bischof zum Frieden; vergeblich aber dürfte man suchen, wenn man einen päpstlichen Friedensversuch finden wollte. Dieß Stillschweigen gereichte den Päpsten nicht zur Ehre in den Augen des Volkes.

Aber weit mehr sank das Ansehen des Papstthumes durch die zwiespältigen Papstwahlen, welche seit dem Jahre 1378 die abendländische Christenheit erlebte. Nach dem Tode Gregors XI. entstund Streit unter den Cardinälen, wen sie zum Papste machen sollen, einen Italiener oder einen Franzosen? Die einen wählten den Venetianer Donato (Urban VI.), die andern den Robert von Genevois (Clemens VII.) [2]). Die abendländische Christenheit theilte sich. Italien und Deutschland zum größeren Theile hielt es mit Urban; Frankreich, England, Spanien mit Clemens, auch die deutschen Benedictiner, deren Gönner Clemens war, schloßen sich ihm an [3]). An öffentlichen Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten verfluchte ein Papst den andern, und verdammte den Anhang seines Gegners so schrecklich, als er immer in Worten nur konnte [4]). Die Völker mußten am Ende irre werden an der Unfehlbarkeit der Päpste. Aber als nach eilf Jahren Urban VI. starb, wurde noch kein Rath. Die Italiener wollten nur einen Italiener zum Papste haben, daher setzten sie dem Clemens den Gegenpapst Bonifacius IX. entgegen. Die Franzosen wählten dafür nach Clemens VII. Tode Benedict XIII.; als Bonifacius IX. gestorben war, wählten die Italiener Innocenz VII., und nach dessen Tode Gregor XII. Laut erscholl die Klage der Fürsten und Völker, der Laien und Geistlichen, der Gelehrten und Ungelehrten: „man könne nur einen Papst haben." Aber vergeblich, keiner dieser Päpste wollte dem andern weichen. Alle Bemühungen, sie dazu zu bewegen, wurden mit Trotz und Spott von ihnen vereitelt. Jeder strebte indessen sich und seine Familie möglichst zu bereichern,

[1]) Cruf. 1, 937. Sattler Topographie 11. 256. Gesch. d. Grafen 1, 264. Besold docum. Denk. p. 487 ff. [2]) J. v. Müller allg. Gesch. 2, 348. [3]) Trith. 2, 276. Gerbert 2, 114. 115. [4]) Trith. 2, 285. Gerhardt fid. cath. 113.

verkaufte Kirchenämter, und suchte von den Klöstern Steuern einzutreiben. So besonders Bonifacius IX. Freilich als dieser auch an die württembergischen Klöster seine Forderungen stellte, antwortete Graf Eberhard der Greiner: „seine Klöster seien im Kriege verarmt, geben können sie nichts; aber reformiren wolle er sie, das haben sie nöthig [1]."

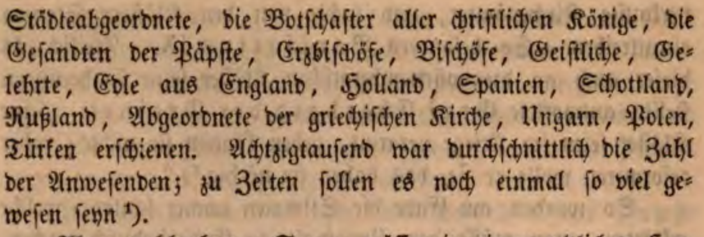
So wurden am Ende die Stimmen immer lauter, welche erklärten, man müsse dem Zwiespalt ein Ende dadurch machen, daß man den beiden Päpsten den Gehorsam aufkündige [2]). Man suchte die alte längst vergessene Lehre von den Universal-Synoden und ihrem Ansehen hervor, aber die erste dieser Synoden, die zu Pisa 1409, gab der Welt den dritten Papst, ohne die beiden andern vernichten zu können [3]). Nach dem Tode dieses Papstes Alexander V. schwang Johann XXIII. sich auf den päpstlichen Thron, von dem Pfister schreibt: „daß er mit der Rohheit eines Seeräubers, was er von Jugend auf gewesen, alle Laster und Ausschweifungen auf eine solche schamlose Weise trieb, daß man darin eigentlich eine Verhöhnung der öffentlichen Meinung sah [4])."

Nun schien endlich doch das Maß voll, die Klagen der Kirchenpatrioten über den Verfall des geistlichen Standes, über die Versunkenheit der Klöster, über die allgemeine Gottlosigkeit gränzten an Verzweiflung. „Die Kirche," sagte ein Sprüchwort, „sei so zerfallen, daß sie durch keine andere als verworfene Leute regiert werden könne." So brachte denn dieses Jammern der besserdenkenden Geistlichkeit und die Bemühungen der Städte, unterstützt durch Kaiser Sigismund, endlich das allgemeine Concil zu Constanz zu Stande, auf welches Aller Augen gerichtet waren (1414 bis 1418) [5]).

Wäre die Zahl der Anwesenden, Geburt, Gelehrsamkeit, Reichthum, Ansehen und Macht derselben das, was eine christliche Kirchen-Versammlung ziert, keine herrlichere wäre zu finden, als diese. Der Kaiser, die Churfürsten, die Bischöfe und Fürsten des Reiches (unter diesen auch der Graf Eberhard der Milde von Württemberg und sein Sohn), Prälaten, Adel und

[1]) Sattler G. d. Grafen 1, 264. [2]) Gerbert 2, 115. [3]) Spittler K.G. [4]) Pfister G. d. D. 3½, 365. [5]) Pfister 3, 367. 368. Hase K.G. 305.





Städteabgeordnete, die Botschafter aller christlichen Könige, die Gesandten der Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche, Gelehrte, Edle aus England, Holland, Spanien, Schottland, Rußland, Abgeordnete der griechischen Kirche, Ungarn, Polen, Türken erschienen. Achtzigtausend war durchschnittlich die Zahl der Anwesenden; zu Zeiten sollen es noch einmal so viel gewesen seyn [1]).

Aber, welche bange Sorgen müssen in einem redlichen Herzen aufgestiegen seyn, wenn es beim Eintritt in die Stadt auf Harlekine und Musikanten in großer Anzahl stieß, von Hunderten öffentlicher Dirnen hörte, von dem schändlichsten Ehebruch, den die Räthe des Kaisers fortgesetzt trieben, sich sagen lassen mußte, ja, die Schwaben öffentlich klagen hörte: „daß Constanz in 30 Jahren von den Gräueln des Concilii nicht gereinigt werden könne [2])." Wer konnte da mit Zuversicht hoffen, daß die Stimme der Christlichernsten durchdringen werde?

Zwar der Eingang gab einige Hoffnung. Das Concilium erklärte: der Papst seie ihm unterworfen, es wolle die Kirchenspaltung hinwegräumen und eine allgemeine Verbesserung der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern vornehmen [3]). Alsdann lud die Kirchen-Versammlung denjenigen Papst, der am meisten Macht hatte, Johann XXIII., vor ihren Richterstuhl; „und da er nicht erschien, erklärte sie ihn (wie der Abt Gerbert schreibt) für einen Widerspenstigen, und entsetzte ihn seines Papstthums, wegen offenbarer Verbrechen. Er selber, da Gesandte des Concils ihm diesen Spruch überbrachten, erkannte die Gerechtigkeit desselben an und erklärte sich zur Abdankung bereit, welche auch am Ende des Monates Mai 1415 wirklich stattfand." Hierauf ward er in ein leidentliches Gefängniß nach Heidelberg gebracht, bis er vom neuen Papste ledig gelassen und zum Cardinal ernannt ward [4]). Die beiden anderen Päpste wurden — Gregor XII. durch Güte, Benedict XIII. dadurch, daß Kaiser Sigismund seine Anhänger von ihm abwendig machte — zur

[1]) Pfister Gesch. v. Schwaben 4, 287—289. [2]) Pfister Gesch. von Schwaben 4, 429. Rieger die alten und neuen böhm. Brüder 4tes St. p. 318 319. [3]) Gerbert 2, 200. Gerb. fid. cath. 694 b. [4]) Gerbert 2, 201. Das Ausführlichere nach Zeitgenossen bei Weißmann 2, 1229 ff. Joh. v. Müller 2, 352. 353.

Abdankung bewogen. Damit, glaubten nun die Italiener, sei Alles geschehen, und wenn nur ein neuer Papst gewählt sei, habe das Concil seine Aufgabe erfüllt. Allein die deutsche Nation hatte mehr gefordert, und kämpfte lange genug gegen eine voreilige Papstwahl. Sie ließ sich durch den Vorwurf der Begünstigung hussitischer und wiklefitischer Ketzerei nicht irre machen, sondern übergab eine Protestation, in welcher sie erklärte: „da von der Verderbniß der öffentlichen Sitten der Geistlichkeit alle Spaltung und Entartung der Kirche entstanden ist, so muß vor allen Dingen und nach den bereits geschehenen Erklärungen eine Reformation in Haupt und Gliedern vorausgehen, auf welche erst die künftige Papstwahl zu gründen wäre" [1]). Nach langem Kampfe brachten die Italiener endlich die Spanier, Franzosen und Engländer auf ihre Seite, und nun ward Papst Martin V. erwählt. Dieser Mann verstand die Maßregel: „Theile, so wirst du herrschen." Er unterhandelte mit jeder Nation im Einzelnen, gestand Einiges in Abstellung von Mißbräuchen, namentlich der Geldforderungen, den Deutschen zu, versprach ihnen, in fünf Jahren ein Concil zur Reformation der Kirche zu halten, ohne daß er jedoch Ernst in Erfüllung seiner Versprechungen zeigte [2]). Dieß waren dann alle Früchte des Constanzer Conciliums.

Hatten aber wohl die damaligen Sprecher für Kirchen-Reformation, und die Obrigkeiten, welche Land und Meere durchreisten, um die Kirchen-Versammlung zu Stande zu bringen, es besser verdient? Wie sollte denen Freiheit vom päpstlichen Joche zu Theil werden, welche göttliches und menschliches Recht mit Füßen traten, — wie sollte eine Reformation an Haupt und Gliedern von denen ausgehen, welche einen ausgezeichneten Bekenner christlicher Wahrheit auf die ungerechteste Weise gerichtet und endlich verbrannt haben? Die Blutschuld des Concils, die es an Johann Huß begangen, ist weltbekannt [3]). Nichts hatten sie finden können, weßhalb er des Todes schuldig seie, als: „weil er das heil. Abendmahl gehalten, wie es Jesus Christus eingesetzt [4]), und behauptet hatte: die Gemein-

[1]) Pfister Gesch. v. Schwaben 4, 341. [2]) Spittler 322. [3]) Ueber den Geleitsbrief von Huß s. Rieger 2, 473. auch 463 ausführlich. [4]) Pfister Gesch. v. Schwaben 4, 433.



schaft der Glaubigen, nicht das päpstliche Kirchenregiment, sei die Kirche Christi." Darum brachten sie ihn von Gefängniß zu Gefängniß, er aber blieb unerschütterlich in seinem Bekenntnisse und tröstete seine Freunde mündlich und durch Briefe voll evangelischer Kraft und Einfalt; — so führten sie ihn endlich hinaus zum Scheiterhaufen, wo er seine Seele in die Hände Gottes, seines Heilandes, übergab. Ein Jahr darauf ward auch sein treuer Freund Hieronymus ebenso verbrannt. Beider Ende beschreibt Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II., mit folgenden Worten: „Sie haben ihren Tod mit standhafter Seele erduldet, und sind dem Scheiterhaufen entgegen gegangen, als seien sie zu einem Gastmahle eingeladen. Kein Wort kam über ihre Lippen, aus dem zu schließen gewesen wäre, daß sie sich unglücklich gefühlt hätten. Als die Flamme sie ergriff, sangen sie das Lied: »»Ave vivens hostia veritas et vita.«« (Sei gegrüßt, du Lamm Gottes, du Wahrheit und Leben." Kaum konnte die Flammenlohe und das Prasseln des Feuers den Gesang dämpfen. Von keinem Weltweisen hat man je gelesen, daß er mit dem unverzagten Muth gestorben ist, mit welchem diese den Flammentod erduldet haben" [1]).

Mit Theilnahme war das Volk dem Concilium gefolgt, mit Theilnahme sah es Huß sterben. Als der neu erwählte Papst, Martin V., im Prunkgewand die Stadt durchritt, da gefiel das Gepränge vielen frommen Leuten nicht: „Sankt Peter sei nicht also gekrönt worden," sprachen sie, „und habe ihm kein römischer Kaiser sein Pferd am Zaume geführt" [2]). Huß, der seinen Weg nach Constanz durch Oberschwaben nahm, ward schon damals mit Theilnahme betrachtet. In Biberach hatte sein Freund und Begleiter, der Ritter von Chlum, sehr lebhafte Unterredungen theologischen Inhalts mit den Besuchenden, und Huß nennt ihn deßhalb in seinen Briefen den Doctor von Biberach [3]). In Constanz, als Huß zum Tode geführt ward, machten die Gebete und Reden des sterbenden Christen einen tiefen Eindruck auf das Volk. „Was er zuvor gethan hat," sprachen sie, „das wissen wir nicht, daß er aber jetzt christlich und herzlich Gott anruft, das hören wir" [4]). Andere verglichen

[1]) cit. bei C. Calvör fissurae Sionis 1, 393. [2]) Pfister Gesch. v. Schwaben 4, 434. [3]) Rieger 3, 207. [4]) Rieger 13, 431.

das Loos des Papstes Johann XXIII. mit dem Tode des Huß, und viele, nicht blos gelehrte Leute, meinten, er hätte seiner bekannten schändlichen Thaten wegen „wohl baß verdient, denn Huß, verbrannt zu werden" [1]).

Ist je ein Märtyrer der evangelischen Wahrheit unvergessen geblieben, so ist es Huß, und es gilt von ihm, was Luther von zwei andern theuern Blutzeugen der Wahrheit singt:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen:
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub', noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort,
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. —

Zweites Kapitel.

Die Hussiten und das Concil zu Basel.

Als die Nachricht von Huß's Tode nach Böhmen kam, erhob sich die Universität Prag, der Adel und das Volk, selbst viele Geistliche, für die unterdrückte Sache. Es kam eine schriftliche Vereidung von beinahe 60 Magnaten und Ständen des Königreiches Böhmen und der Markgrafschaft Mähren zu Stande, darin sie sich gegenseitige Hülfe versprachen zur gemeinsamen Vertheidigung der auf dem Concil von Constanz verdammten evangelischen Lehre, der Weise ihrer Väter, welche Huß wieder hergestellt hatte [2]). Dagegen vereinigte sich die päpstliche Parthei, welche dann auf die Hussiten mit wüthender Grausamkeit einbrach, Tausende lebendig in die tiefen Schachte der Bergwerke stürzte, oder Andere, mit Pech überzogen, als Fackeln brennen ließ. Aber nun setzten die Hussiten einen so tapfern Widerstand entgegen, daß Papst Martin V. wohl sah, die böhmischen Katholiken bedürfen der deutschen Hülfe. Sofort ließ er einen Kreuzzug predigen, und verhieß vollkommenen

[1]) Pfister Gesch. v. Schwaben 4, 433. [2]) Rieger 14, 564 ff. 584.



Ablaß der Sünden allen, die an diesem Kriege gegen die Hussiten Theil nehmen würden [1]). Mit Mühe brachte man die Schaaren in Schwaben zusammen, wegen einheimischer Fehden. Mehrere Züge waren vergeblich, immer siegte der Hussitenführer Ziska. Endlich zog der Kaiser mit einem Heere von 100,000 Wohlbewaffneten, unter ihnen ein starkes Aufgebot aus Würtemberg, gegen die Hussiten. Aber, als diese heranstürmten, ein wilder Streithaufen, keine Gnade gebend, keine verlangend, fiel Schrecken auf die vordersten Reihen, dann auf das ganze Heer [2]). Die Deutschen flohen, verfolgt, durch die Wälder. Ihr großes Heergeräthe fiel ohne Schwertschlag den Hussiten in die Hände, viele Deutsche kamen unter dem Schwert der Feinde, viele durch das Elend der Flucht um's Leben. Der Cardinal-Legat Julian, der zum Kriege aufgetrieben hatte, und mitgezogen und mitgeflohen war, rief mit Thränen: „Unsere Sünden verfolgen uns [3])." Allgemein war der Glaube: hier offenbare sich ein Gottesurtheil. Selbst die befangensten Freunde des Papstthumes erkannten „wunderbare Geheimnisse" in dieser Sache [4]).

Man entschloß sich nun zu friedlicheren Verhandlungen, und da auch anderwärts die Wünsche nach einer Reformation der Kirche noch unvergessen waren, so mußte Papst Eugen IV. die Kirchen-Versammlung zu Basel eröffnen (1431).

Auch diese Kirchen-Versammlung schien mit Ernst die Kirchen-Reformation vornehmen zu wollen. Reservationen, Annaten, Exspectativen und andere neu erfundene Künste der Päpste [5]), die Geistlichkeit zu besteuern, Pfründen zu verkaufen oder Günstlingen (Curtisanen) zuzuwenden, wurden für unrechtmäßig erklärt, und der Grundsatz, daß der Papst unter der allgemeinen Kirchen-Versammlung stehe, standhaft während des Concils behauptet [6]). Auch die Constanzer Versuche zur Reformation der Klöster wurden wieder aufgenommen, man wollte namentlich die alte Benedictinerregel in ihrer ganzen Strenge wieder zurückführen [7]). Aber wie das Papstthum so lange zögerte und mit den einzelnen Nationen verhandelte, bis

---

[1]) Pfister 4, 368 ff. [2]) Steinhofers Chronik 11, 748. [3]) Trith. 2, 380. [4]) Bulaeus bei Gerbert 2, 205. Aeneas Sylvius bei Weißmann 1, 1164. [5]) Ueber diese Cleß 3, 407 ff. [6]) Spittler 323. [7]) Gerbert 2, 275. 280. Steck Hirschau 119. 120.

es sich die alten Wege, Geld zu erlangen, wieder geöffnet hatte, so wurde auch auf seinen Betrieb die Reformation der Klöster dem Willen der einzelnen Aebte heimgegeben [1]). Die Reformation der Weltgeistlichkeit kam ohnedem nicht zu Stande. Und, aller ferneren Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzubeugen, erklärte Papst Pius II. durch ein Decret: „Wer an ein künftiges Concil, das der Papst kraft des Constanzer und Basler Concils zu halten schuldig seie, appellire, der seie im Banne" (1461) [2]). So war denn die Frucht beider Concilien für das Ganze der abendländischen Kirche eine geringe. Die Macht über die Kirche kam nach und nach ganz wieder in die alten Hände, und dem gerechten, wahrhaft christlichen Verlangen nach einer „Reformation" (freilich zunächst der kirchlichen Ordnung und Zucht, nicht des Lehrbegriffes) ward kein Genüge geleistet; nur blieb bei den ernster Denkenden noch lange Jahre die Erinnerung daran, daß eine allgemeine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche begehrt und nicht erreicht worden sei, und immer wieder beim Anblick neuer Mißbräuche erneuerte sich das alte Verlangen.

Für den unterdrückten Theil der abendländischen Kirche schien anfangs auf der Kirchen-Versammlung eine Hoffnung aufzugehen. Das Concilium zu Basel lud die böhmischen Hussiten zur Theilnahme ein. Es wurde ihnen ein genügender Geleitsbrief gegeben, und das Recht, ihre Wünsche frei und in öffentlicher Sitzung vor dem versammelten Concile vorzutragen. Allein schon das war ein bedauerlicher Umstand, daß nur ein Theil der Hussiten, und zwar die nachgiebigere Parthei, in Basel vertreten war, nicht aber diejenige, welche eine Reformation der böhmischen Kirche nach dem Worte Gottes und nach dem Vorbild der ersten christlichen Jahrhunderte verlangte. Doch begehrten auch jene Gestattung des Kelches im Abendmahle (daher Calixtiner genannt), Predigt in der Landessprache, Beschränkung der überreichen Einkünfte der Geistlichkeit, und strengere Sittenzucht unter Geistlichen und Laien. Das Concilium gestand den ersten Wunsch völlig zu, die drei letzteren aber unter allerhand Beschränkungen und der Bedingung der Unterwerfung unter die päpstlichen Entscheidungen.

---

1) Spittler 323 ff. Gerbert 2, 280. 2) Pfister G. d. D. 2, 525.



Die Calixtiner giengen das ein, die strengere Parthei der Taboriten aber erklärte sich auf's Entschiedenste gegen diesen Vergleich. Darüber kam es zu einem Kriege der Hussiten unter sich, welcher mit Besiegung und gänzlicher Unterdrückung der Taboriten endigte. Dieß Unterliegen war aber für den wilden Haufen, der sich zu ihnen geschlagen hatte, eine wohlverdiente Strafe für so viele verübte Greuelthaten, und eine nöthige Läuterung für die Besseren unter den Taboriten.

Viel verfolgt dienten diese Uebriggebliebenen in der Stille ihrem Gott, und da bald darauf auch die Calixtiner auf treulose Weise verfolgt wurden, schlossen sich die Redlichgesinnten beider Partheien zu einer geistlichen Gemeinschaft zusammen und bildeten jene ehrwürdige „alte Brüderkirche" von der die herrenhutische Brüdergemeinde ihren Ursprung herleitet, und welche ebenso sehr durch glaubiges Halten an dem göttlichen Worte, als durch eine enge brüderliche Verbindung und eine ernste Kirchenzucht ehrwürdig ist [1]).

Von dem Einflusse jener Protestation der Böhmen zu Basel auf Württemberg finden sich wenige Spuren. Doch darf man es nicht gering anschlagen, daß eine so nachdrückliche Erklärung gegen die Kelchentziehung, und andere neue Menschensatzungen und Mißbräuche, laut und vor dem Angesicht der ganzen Christenheit abgelegt wurde, und daß die Basler Kirchen-Versammlung, ohne den Papst darüber zu fragen, das wohl begründete Recht der Böhmen wenigstens theilweise anerkannte. Auch nennt die Geschichte wirklich drei Männer, welche an und in den Gränzen von Württemberg hussitische Lehren predigten, einen Friedrich Müller, der im Taubergrunde, und einen Johann Drändorf von Schlieben, der in der Pfalz und zu Heilbronn lehrte, ja selbst in Weinsberg „gegen den Papst und für den Kelch im Abendmahle zeugte." Ferner einen Friedrich Reiser, gewöhnlich der Tunauer genannt, der die hussitische Lehre in geheimen Versammlungen predigte. Beide letztere starben den Feuertod *). Solche Dinge fallen nicht sobald einer allgemeinen Vergessenheit anheim. Auch ist es wirklich merkwürdig, daß

[1]) Gedenktage der alten Brüderkirche, Gnadau 1821, p. 49. Joh. v. Müller 2, 415. Weißmann 1, 1265. 1266.

*) s. Anhang Nro. 29.

Papst Nicolaus V. im Jahr 1454 gegen Graf Ulrich den Vielgeliebten von Württemberg von „einem Zurückkehren desselben zur römischen Kirche“ redet, und „aufrichtiges Verharren bei der Lehre und Einigkeit mit derselben, nebst Gehorsam und Verehrung gegen den römischen Stuhl“ zur Bedingung der päpstlichen Gnade für ihn und all' die Seinigen macht [1]). Im Jahre 1468 aber ließ ein päpstlicher Legate ein Schreiben an diesen Grafen ergehen, worin er ihn ermahnt: „die podiebradische Ketzerei nicht aufkommen zu lassen [2]);“ woraus erhellt, daß man in Württemberg keineswegs ganz gleichgültig gegen die hussitische (nachmals von ihrem Beschützer, dem König von Böhmen, die podiebradische genannte) Lehre war *).

Von minderer Bedeutung ist ein anderer Erfolg der Concilien, der aber um seines Charakters und seines Einflusses willen doch noch zu berühren ist. Beide Concilien veranlaßten eine Art von Reformation unter den Benedictinerklöstern, deren tiefer religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Verfall offenkundig und nicht bestritten war. Die besseren Glieder dieses Ordens, namentlich auch von Hirschau, fanden sich bei den Concilien zusammen, und versprachen eidlich, an eine Verbesserung des Klosterlebens zu gehen. Verschiedene Versuche glückten im Kleinen, ohne besondern Erfolg für das Ganze des Ordens zu haben, doch endlich gelang es einem, allgemeinere Aufmerksamkeit und theilweise Nachahmung zu erregen. Johann Dederoth von Minden hatte das gänzlich verfallene Kloster Bursfeld an der Weser wieder aufgerichtet, und an Johann von Hagen einen ausgezeichneten Nachfolger in dem Amte eines Abtes erhalten [3]). Ihm gelang es, viele Klöster des Benedictiner-Ordens zur Ordensregel zurückzuführen. Gerne schlossen sich ernster denkende Männer an diesen Johann von Hagen an, und der Ruf des Klosters verbreitete sich auch in das entlegene Württemberg. Das Kloster Hirschau war seit 1280 herabgekommen, ohne sich in irgend einer Hinsicht wieder erholen zu können [4]), und verschiedene Versuche, ihm wieder aufzuhelfen, waren mißglückt. Vergeblich hatte Abt Friedrich sein

[1]) Sattler Gesch. d. G. 4, 80. Beil. Nr. 34. [2]) Sattler 4, 78.
[3]) Leukfeld antiquit. bursf. 20 ff. [4]) Trith. 2, 39.
*) s. Anh. Nr. 30.



1417 zu Constanz abgelegtes eidliches Versprechen, Hirschau zu reformiren, erfüllen wollen, immer war sein Bestreben an der hartnäckigen Widerspenstigkeit seiner Mönche gescheitert. Sein gleichgesinnter Nachfolger, Wolfram, führte endlich, nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, mit Hülfe einiger vom St. Jakobsberg bei Mainz berufenen reformirten Brüder, die Bursfelder Weise in's Hirschauer Kloster ein (1458), und auch seine Nachfolger kämpften über deren Erhaltung. Ja sie suchten auch andere Klöster nach der Bursfelder Weise zu reformiren [1]).

So hat Abt Bernhard, nach Tritheims Angabe [2]), acht Manns- und Frauenklöster reformirt, so hat er mit den Begharden, welche als Claußner in den Wäldern um Hirschau lebten, einen harten Kampf bestanden, weil er die Begutten zu Altburg, mit denen sie in unerlaubtem Umgange standen, vertrieben, und Dominikanerinnen an ihre Stelle gesetzt hatte [3]). Neben einer unverkennbar ernsteren sittlichen Gesinnung dürfte auch ein neues religiöses Interesse dieser Reformation nicht ganz abgesprochen werden. Schon die Vorschrift für die geistlichen Exercitien enthält manches Schöne: die Ermahnung, Morgens und Abends um Treue zu beten, die oftmalige Aufforderung zur Danksagung gegen Gott und zur Betrachtung seiner Wohlthaten, zum aufrichtigen Sündenbekenntniß vor den Brüdern, zur ernstlichen Prüfung seiner selbst. Es sollte der Klosterbruder mit all' seinen Gedanken, mit all' seinem Thun und Lassen ganz und vollkommen von Schritt zu Schritt geleitet werden, und Tag und Nacht wissen, was er zu thun habe. Gegen 130 Punkte und darüber waren dieser Vorschrift gemäß bei feierlichen Gelegenheiten zu beobachten, nicht viel wenigere auch an Wochentagen. Dieß mochte freilich manchen übeln Zwang mit sich bringen, indessen konnte doch ein redlich denkender Mönch die Uebung des Gebetes lernen, wie denn der selige Luther gerade dieß im Kloster gelernt, und nachmals täglich „zwei bis drei der besten Stunden“ zum Gebet verwendet hat [4]). Auch hätte Luther, wenn er in Bursfeld (1457) gewesen wäre, in seinen innern Kämpfen an dem Prior, Christian von Bleichenrode, einen Tröster gefun-

[1]) Trith. 2, 350. 373. 374. 432. Gerbert 2, 248. 249. Cleß 2, 490 ff. Steck, Hirschau 121. 122. Leukfeld 95. [2]) Trith. 2, 441. [3]) Trith. l. c. Cleß 3. 197. 198. [4]) Leukfeld 165 ff.

den, wie an Staupiz [1]). Denn so schreibt dieser Bursfelder Prior (ein Jahr, ehe seine Reformirregel nach Hirschau kam): „Ich vertraue auf das alleinige Verdienst des Sohnes Gottes, und halte fest in meinem Herzen, daß dieß, und sonst nichts, mehr als hinreicht, um für meine Seele genug zu thun. Allzeit und ohne Unterlaß rufe ich den Vater an im Namen Christi, daß der heil. Geist mich in diesem Bekenntniß regiere und erhalte in der Stunde meines Todes und bis an's Ende."

Bei dem sittlichen Ernst und bei diesen religiösen Gesinnungen ist es nicht zu verwundern, warum die Bursfelder Weise zu einer durch Aberglauben, wie durch Sittenlosigkeit, verdorbenen Zeit auch in Württemberg in so wenigen Klöstern Eingang gewann [2]). Denn selbst zu Hirschau war noch kein Menschenalter seit Einführung der Bursfelder Reformation vergangen, als die erbittertsten Streitigkeiten zwischen Aebten und Convent wiederholt davon zeugten, wie der Geist der Religiosität, den die Bursfelder Reformation geweckt hatte, auf bedauernswerthe Weise abgenommen habe [3]).

Es war der letzte allgemeinere Versuch gewesen, dem Klosterleben wieder aufzuhelfen. Auch dieser hinterließ am Ende nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer wahren, umfassenderen und durchgreifenderen Reformation [4]).

Drittes Kapitel.

Die Grafen von Württemberg und die Kirche.

Seit dem Untergange der Hohenstaufen und in deren Erblande erhob sich das mächtige Grafenhaus der Württemberger zu einer immer höheren Blüthe, und schon um die Zeit des Constanzer Conciles überragte es manches fürstliche Haus. Es war vorauszusehen, daß in Kurzem unter den deutschen Herzogen — auch die von Württemberg genannt werden würden. Erwerben, zu Rath halten, kaufen, wo es Noth that

[1]) Leukfeld 29. [2]) Leukfeld 49 — 146. 117 vergl. mit 118. [3]) Trith. 2, 516. 521. 564. [4]) Werner Rolwink fasc. temporum bei Gerhardt fid. cath. 889*b* lin. 13 ff. Trith. de lugubri statu bei demselben 889*a*.





jahrelang das Schwert nicht ruhen lassen, das war das Leben der ersten Grafen. Mancher Zug eines biedern Sinnes zierte die sonst so rauhen, gewaltigen Krieger, aber nur wenige aus dem Stamme Württemberg wandten damals ihre Liebe und Kraft vornehmlich der christlichen Kirche zu. Hie und da mag ein nachgeborener Sohn in Kirchendiensten seine Versorgung gefunden haben, wie der edle Bruno, Abt zu Hirschau, wie Heinrich, Bischof zu Eichstädt, und die Ulriche, der Höfinger und der Propst zu Speier, aber es waren dieß doch seltene Fälle [1]).

Im Allgemeinen fand sich im württembergischen Grafenhause eine gewisse Achtung vor der Kirche und Kirchengewalt, und man beobachtete hierin, was die Würde der Familie erforderte. So ward das Chorherrenstift von Beutelspach nach Stuttgart verlegt (1321), und die Zahl der Chorherren verdoppelt. Ein Propst und zwei Gesellen mit zwölf Chorherren und zwölf Chor-Vikarien mußten den Gottesdienst an der Kirche versehen, in der das Erbbegräbniß der Grafen war; ihr Amt bestand in Haltung von Messen und kirchlichen Gebeten. Um diese Verlegung des Stiftes in's Reine zu bringen, war Graf Eberhard der Erlauchte (1320) in eigener Person „zum Papste Johann XXII. gen Avignon gefahren." An den Kreuzzügen nahmen sie Theil, und noch Herzog Ulrich rühmt, daß seine Vorfahren im Kampfe gegen die grausamen Türken für die Kirche ihr Blut vergossen haben. Auch durch kleinere Stiftungen und Wohlthaten an Klöster zeigten die Grafen ihre Achtung und ihr Wohlwollen gegen dieselben. Andererseits war es ihnen aber auch sehr um die Schirmvogteien über die Klöster zu thun, indem sie dieselben in ein Abhängigkeitsverhältniß zu sich brachten, welches nach und nach in ein Unterthanenverhältniß übergieng. Als besondere Armenwohlthäterin zeichnete sich aus Gräfin Catharina von Württemberg, geb. von Helfenstein, Schwägerin Graf Eberhards des Greiners. Sie stiftete den älteren, nach ihrem Namen benannten, Hospital zu Stuttgart, und einen zweiten zu Eßlingen [2]).

Aber sich selbst und ihr Land der Kirche, oder vielmehr dem

[1]) Sattler Gesch. d. Gr. 1, 142. — Uebelen, Eberhard der Erlauchte 1839. [2]) Sattler Beil. p. 2 — 1, 88. — Beil. p. 60. — 1, 199.

Papst und den Klöstern zu opfern, das kam den Grafen nie in den Sinn. Wenn der Papst von den Klöstern des Landes den Zehnten haben wollte, so vertraten sie dieselben als Schirmvögte, und noch strenger waren sie in der Abwehr der Curtisanen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert überschwemmten nämlich die päpstlichen Höflinge, Curialen und Curtisanen genannt, Deutschland auf eine höchst ärgerliche Weise, und verschafften sich geistliche Stellen und Anwartschaften darauf. Die deutsche Nation klagte öffentlich: „man befördere Stallknechte, Maulthiertreiber, Köche zu geistlichen Pfründen, weil sie am päpstlichen Hofe gedient, vielleicht auch nur zum Gesinde eines Cardinals gehört hatten [1])." Diese Menschen setzten dann Vikare als ihre eigentlichen Taglöhner auf ihre Pfarreien, bezahlten sie zum Hungersterben, und zogen die Besoldungen ein. Mit Macht schützte der Papst sein Gesinde, trotz allen gerechten Klagen, und nur mit der äußersten Härte ließen sich die Curtisanen von ihrem Beginnen abtreiben. Und wirklich gelang das dem württembergischen Volke unter dem kräftigen Beistande seiner Grafen, wenn schon bis zur Reformation immer wieder versucht ward, diesen Buben, „den Bapalen," Eingang zu verschaffen. „In den Geschichtbüchern meiner Ahnen (dieß erklärte Herzog Ulrich noch 1517 dem Papste) finde ich, was das ganze Herzogthum und Mömpelgard betrifft, daß sie ihr Patronatrecht ungestört übten. Nur fanden sich einige Fälle, daß Curialen, unter dem Vorwand päpstlicher Bullen, sich erfrechten, das alte Recht anzutasten. Aber auch das findet sich, daß man sie damals auf die höchsten Dächer der Kirche setzte, damit sie also von der erlangten Pfründe Besitz nehmen. Und dieß so lange, bis sie vor Hunger herab fielen, worauf man sie entweder ertränkte, oder die Bulle (den päpstlichen Brief) zu verschlingen zwang. Als Papst Sixtus darüber gegen den Herzog Eberhard im Bart sich beklagte, hatte dieser erklärt, unter ihm sei so etwas nicht vorgefallen. Aber es sei auch kein Curtisane gekommen, und er wolle es auch keinem rathen, denn die Württemberger würden ihn für einen Bastarden halten, wenn die Curtisanen nicht von ihm bestraft, und seine Patronatsrechte behauptet wür-

[1]) Cleß 3, 411 ff.





den, wie von seinen Ahnen [1]). — So standen also die württembergischen Grafen (was freilich die Verhältnisse so mit sich brachten) freier dem Papste gegenüber, als die Kaiser, und ihre Unterthanen fühlten dieß und verließen sich darauf [2]).

Auch in anderen kirchlichen Angelegenheiten besaßen die Grafen zwar kein förmlich bestimmtes umfassendes Aufsichtsrecht über die Kirche ihres Landes [3]), allein schon ihre Pflicht als Schirmherren der Kirche brachte sie in ein Verhältniß zu derselben, in welchem sie kirchliche Zwecke zu unterstützen hatten, und eben diese Mitwirkung begründete auch ihren Einfluß. Sattler bemerkt daher: „Die Gerichtsbarkeit über die Geistlichkeit ihres Landes kann man den Grafen von Württemberg nicht absprechen. Die Aufsicht über der Geistlichen Lebenswandel, über die richtige Besorgung des Gottesdienstes, die Reformation der Klöster (über welche sie nach und nach die Schirmvogtei erworben hatten), die Anrichtung neuer Gattungen des Gottesdienstes, Aufrichtung geistlicher Brüderschaften und Gesellschaften sind lauter Rechte, welche vormals den Kaisern eigen gewesen, und welche sich die Grafen noch zueigneten [4])." In der Regel mochten sie in diesen Beziehungen in Gemeinschaft mit den kirchlichen Oberen wirken, wenigstens nicht ohne Zugeständniß derselben, mitunter sich Anordnungen erlauben, welche damals nur Sache der Bischöfe waren; aber kein Graf von Württemberg dachte daran, am kirchlichen Bekenntniß oder in Gottesdienstordnungen selbst auch nur das Geringste zu ändern; in Beidem fügten sie sich der römischen Kurie und den damaligen Kirchensatzungen.

Kein Graf von Württemberg hat seit Anbeginn dieses Hauses wohl so viel für die Kirche seines Landes gethan, als Graf Ulrich der Vielgeliebte, und keiner so selbständig in ihre Angelegenheiten eingegriffen [5]). Keiner lag so dem Papst zu Füßen, keiner wandte so viel Kosten auf Kirchenbauten und so viel Mühe auf Klosterreformationen. Und doch war er der ein-

---

[1]) Sattler Gesch. d. Herzoge 1, 259. 260. (Beilage). [2]) Cleß 3, 345. Sattler Gesch. d. Gr. 4, 74 ff. der Beilagen. [3]) Eisenlohr Schulgesetze Einleitung S. 9. [4]) Sattler Gesch. d. Gr. 4, 58 d. Beil. [5]) Sattler Gesch. d. Gr. 4, 74 – 128 Beil. — Auf seinem Epitaph heißt er: patriae clerique amicus Steinhofer 3, 318.

zige Graf von Württemberg, dem der Papst eine Ketzerei zutrauen konnte, und der die Unterwerfung der Klöster unter sein Haus begründete.

Das ängstliche Gewissen Ulrichs zeigte sich bei verschiedenen Anlässen. Seit undenklicher Zeit hatten die Württemberger in den Fasten Milchspeisen genossen. Nun bat Ulrich und sein Bruder für sich und seine Unterthanen um Vergebung dieser Sünde, und um päpstliche Erlaubniß, in Ermanglung von Fischen und Oel doch Milchspeisen genießen zu dürfen. Papst Nicolaus V. erlaubte ihnen dieß (1448), und verdammte die, welche diese Erlaubniß anfechten würden; den Propst Spönlein, der behauptete, es gebe genug Fische und Oel in Württemberg, ließ der Papst zu Constanz untersuchen, in Ketten und Bande schlagen und zum Widerruf nöthigen [1]). Ebenso ängstlich bewies sich Ulrich in einer andern Sache. Sieben Jahre lang hatte er mit seiner dritten Gemahlin in der Ehe gelebt, da erfährt er, daß er in einer Todsünde gefangen sei, weil seine Gemahlin im dritten Grad der Schwägerschaft mit ihm verwandt war. Er wandte sich an den bekannten Cardinal-Legaten Bessarion, welcher in einem ungemein hohen Tone „die unterthänige Bitte" um Zulassung dieser Ehe gewährte, wobei er freilich bemerkte, daß solche Erlaubniß nur vornehmeren Personen werde (1460) [2]). Mit derselben Aengstlichkeit erbat er sich einen Tragaltar (1459), um an Orten, wo etwa durch das Interdict der Gottesdienst verboten war, doch im Zimmer und bei verschlossenen Thüren mit seiner Gemahlin und Kindern Messe lesen lassen zu können [3]). Ebenso wirkte er sich einen eigenen Beichtvater aus, der die Vollmacht hatte, ihn und seine Gemahlin, wenn sie anders im aufrichtigen Gehorsam und Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl bis an's Ende verharren würden, Einmal, so lange sie lebten, und dann zuletzt, im Augenblick des Todes, von allen denjenigen Sünden loszusprechen, deren Vergebung der römische Stuhl allein sich vorbehalten habe (d. h. der schrecklichsten Sünden). Diese Lossprechung wurde an die Bedingung geknüpft, daß der Graf unrechtes Gut und Scha-

[1]) Cruſ. 2, 81. [2]) Sattler Geſch. d. Gr. 2, 241 Beil. dieſes Bandes 166. 167. [3]) Sattler ibid. 4, 83 ff.





den erstatte, nicht auf dieß Privilegium hin leichtsinniger sündige, und, worauf besonders gedrungen wird, ein Jahr lang wo möglich einmal in der Woche faste, oder, falls dieß nicht thunlich sei, nach Anweisung des Beichtigers ein anderes gutes Werk thue [1]). — Von Alters her hatten die Grafen von Württemberg von den meisten Pfarreien den kirchlichen Zehnten bezogen, mitunter unstreitig gewaltsam sich zugeeignet [2]), dafür aber die Priester besoldet; nun ward dem Grafen Ulrich von diesen bange gemacht, er genieße die Zehnten mit Unrecht. So wandte er sich dann an den Papst Pius II., der ihm hiezu die Erlaubniß ertheilte (1463) [3]), denn der armen „Leutpriester" sich anzunehmen, war man in Rom selten geneigt.

Hatte Ulrich so oftmals etwas vom Papste zu erbitten, so wollte er auch nicht der Letzte seyn, der ihm zu lieb gegen den Erzbischof Dietrich (von Isenburg) zu Mainz sich zum Kriege rüstete. Denn dieser hatte dem Papst Pius II. für die Bekleidung mit dem Erzbisthum die geforderten zwanzigtausend Gulden nicht zahlen wollen, sich einer päpstlichen Schatzung des deutschen Landes widersetzt, und das Recht der Haltung allgemeiner Concilien vertheidigt [4]). Darum erklärte ihn auch Pius II. für einen meineidigen, der Ketzerei äußerst verdächtigen, unbotmäßigen Mann, für ein Kind der Bosheit, und forderte den Grafen Ulrich von Württemberg dringend auf, dem vom päpstlichen Stuhle zum Erzbischof in Mainz bestimmten Adolph von Nassau mit Rath und That behülflich zu seyn, und wenn Dietrich nicht gutwillig verzichte, ihn mit dem Schwerte dazu zu nöthigen. Von allen etwaigen beschworenen Pflichten gegen den Letzteren sei Ulrich entbunden [5]). Aber Dietrich, im Vertrauen auf den Beistand des Churfürsten von der Pfalz, wich nicht. Und als Ulrich mit dem Markgrafen von Baden und dem Bischofe von Metz gegen Beide zu Felde zog, fielen alle drei Fürsten (1462) in pfälzische Gefangenschaft, aus der kein Kaiser und kein Papst sie befreien konnte, bis sie sich mit großen Summen loskauften [6]).

---

[1]) Sattler l. c. Beil. 4, 143. [2]) Eisenlohr S. 20. 23. 24. [3]) Sattler 4. Beil. p. 112. [4]) Steinhofer 3, 22. 23. [5]) Pfaff 1, 210. Pfister G. d. D. 3, 525. Trith. 2, 443. Sattler G. d. Gr. 3, 9. 10. Beil. p. 1. 2. [6]) Pfaff 1, 210. Steinhofer 3, 84 ff. 89 ff. 95 ff.

Nicht minder eifrig, als im Dienste des Papstes, zeigte sich Ulrich in der Sorge für die Kirche seines Landestheiles. Es ist doch denkwürdig, daß Stuttgart diesem Grafen die Erbauung seiner gegenwärtigen drei Hauptkirchen verdankt, welche er von Grund aus von Steinen aufführte, — an der Stelle von drei kleinen, theilweise baufälligen Kirchlein. Die Kosten, namentlich der Stiftskirche, wurden durch Ablaßgelder mitbestritten, aber der Graf gab zu diesem Baue 16,000 Gulden, eine damals ungemein große Summe. Es war ihm aber hiemit nicht genug, er wollte auch Prediger für seine Residenz haben. Darum verband er mit der nunmehr sogenannten Hospitalkirche ein Dominikanerkloster, in welchem jüngere Mönche in der Theologie förmlich unterrichtet werden und dann als Prediger durch Lehre und Leben unter dem Volke wirken sollten (1473)[1]. Ulrich begnügte sich jedoch mit dieser Stiftung nicht, sondern auch an andern Orten suchte er, im Vereine mit den Seinigen, klösterliche Institute zu begründen, und wandte hierauf namhafte Summen, wiewohl sie zu keiner besondern Blüthe gelangten, wenn man die einzige Carthause Güterstein ausnimmt. Das von ihm gegründete Chorherrenstift zu Göppingen, welches ihn so große Opfer gekostet hatte, konnte nicht gedeihen. Mußte man doch bald diesen Chorherren das Tragen von Waffen, Dolchen und langen Messern, das Zechen in Wirthshäusern, unsittliches Tanzen und Spielen, das öffentliche Halten von Concubinen, das Fluchen u. dgl. verbieten[2].

Auch der bereits bestehenden Klöster in seinem Lande nahm sich Ulrich an und suchte zunächst die innere Ordnung derselben wieder herzustellen. Sie waren verweltlicht, mit wenigen Ausnahmen, und dieß mitunter nicht ohne Schuld der Grafen und des Adels. Wie sehr wurde das alte Recht der sogenannten Hundelege mißbraucht. Wenn die vornehmen Herren der Jagdlust pflegen wollten, kamen sie wohl mit Jägern und Dienern, mit Rossen und Hunden in die Klöster zu Gaste, um dort Gelage zu halten. Ein Theil der Mönche seufzte, entweder aus besseren Gründen, oder doch

[1]) Cleß 3, 162. Sattler Topogr. p. 34. Steinhofer 3, 217 ff.
[2]) Cleß 3, 232.





Frivolität hin; auch der Graf Ulrich selber war in seinem Wirken nicht ganz rein und lauter. Daß seine älteste Tochter Catharina Nonne und dann Aebtissin in Lauffen ward, mochte mit dem von ihr gerühmten religiösen Sinne übereinstimmen; aber auch eine zweite Tochter aus seiner zweiten Ehe, und zwei weitere, uneheliche Töchter brachte er in Klöstern unter[1]), und wie viel Mühe gab er sich, seinem jüngeren Sohn Heinrich im geistlichen Stande eine ansehnliche Versorgung zu verschaffen! Der siebenzehnjährige Jüngling sollte für den kränklichen Churfürsten Adolph von Mainz das Erzbisthum verwalten und bei dessen Tode wirklich antreten. Doch mehr noch als alles Andere hinderte den Grafen Ulrich in seinen Reformationsversuchen der Leichtsinn seiner beiden Söhne, „die er zu lieb gehabt" zu haben beklagte, deren Erziehung er aber, wie die seines Neffen Eberhards, auf unverantwortliche Weise vernachlässigt hatte[2]). Besonders der ältere Sohn Ulrichs, Eberhard (der nachherige zweite Herzog), war ein wilder Mensch und Verschwender, über den der Vater nicht bitter und schmerzlich genug jammern konnte. Den Aebten und Pröpsten verthat er das Ihre, wie sein Vater selber klagte; das Kloster Herrenalb beraubte er förmlich, und im Nonnenkloster Kirchheim trieb er (kurz vor dessen Reformation) ein „solches sündliches und schändliches Wesen" mit seinen „Buben," daß Ulrich ihm erklärte: „wenn es im offenen Frauenhause geschehen wäre, so wäre es doch zu viel gewesen[3])." Auch der jüngere Sohn und der Neffe Eberhard mißbrauchten ihre Jugend zu ähnlichen Unthaten, ohne daß Ulrich sie in Schranken halten konnte. Zwar mit dem Neffen Eberhard ging eine wunderbare Veränderung zum Besseren vor; aber die Söhne wollten sich nicht bessern, und der Kummer über sie beschleunigte den Tod des Vaters.

Als Ulrich einem höheren Alter sich näherte, und in den bisherigen päpstlichen Absolutionen doch keinen vollkommenen Trost auf den Tag des Todes finden mochte, wandte er sich an den Dominicaner-Orden, auf den er immer so viel gehalten hatte. Der Meister desselben, Leonhardt de Mansuetis

[1]) Steinhofer 1, 201. Cleß 3, 146. 152. [2]) Sattler 3, Beil. p. 96. [3]) Sattler 3, 119. Heyd Gesch. Herzog Ulrichs 1, 20. Sattler l. c. 3, 120.

von Perusia, tröstete ihn und schrieb ihm: „Da die Fülle göttlicher Gnaden bei denen in besonders reichem Maße sich kund thun muß, welche durch edle Geburt und Macht Andere überragen, damit sie den Uebrigen durch ehrbare Sitte und reines Leben vorleuchten mögen; da ferner die göttlichen Gaben des Erlösers desto reicher auf sie herabfließen, wenn die Vermittlung des Verdienstes derer eintritt, welche die Lust der Welt verläugnen, und die göttlichen Gebote und Rathschläge unaufhörlich beobachten, — so gewähren wir Euch (dem Grafen, seiner Gemahlin und seinen Söhnen) für Leben und Sterben den Antheil an unsern Messen, Gebeten, Predigten, Fasten, Kasteiungen, Nachtwachen, Arbeiten und an den andern guten Werken, welche die Brüder und Schwestern unseres Ordens mit Christi Beistand auf der ganzen Erde verrichten, damit Ihr durch eine reiche Vermittlung hier in dieser Zeit reichere Gnade und dort das ewige Leben zum Lohne zu empfangen gewürdiget werdet [1])".

Nach kurzer Krankheit entschlief Graf Ulrich zu Leonberg bei seinem Neffen, dem Grafen Eberhard, welcher in den letzten Jahren seine Stütze und sein Trost gewesen war [2]). Ihm hinterließ er (1480) eine große Aufgabe: die Sorge für seine Söhne, die Ordnung der verwirrten Verhältnisse in seinem Landesantheil, und die Fortsetzung seiner Bemühungen für das Wohl der Kirche.

Siebenter Abschnitt.

Die Zeiten Eberhards im Bart.

Erstes Kapitel.

Eberhard im Bart und die württembergische Kirche.

Eberhard im Bart, zuerst Graf, dann Herzog von Württemberg, hatte einen die Kirche von Herzen liebenden

[1]) Sattler 3. Beil. p. 82. [2]) Steinhofer 3, 303 ff. — Sein feierliches Begräbniß, wobei 900 Geistliche erschienen, s. ebendaselbst.





Vater, den Grafen Ludwig, und eine ebenso wohlgesinnte als einsichtsvolle Mutter, Mechthild, eine pfälzische Prinzessin. Aber er war noch ein kleiner Knabe, als er seinen Vater durch den Tod verlor, und seine Mutter durch ihre Wiederverheirathung an Erzherzog Albrecht von Oestreich ihm entzogen wurde. Sein Oheim, Graf Ulrich, leitete seine Erziehung, wie schon erzählt wurde, nicht gut. Der junge Eberhard, so erzählt ein Zeitgenosse, „begieng so viel Böses als Jüngling, als er im Mannesalter nicht hören konnte." Plötzlich, in seinem achtzehnten Jahre, zu einer Zeit, in welcher Andere sich erst recht in den Strudel der Welt stürzen, änderte sich sein Sinn. Das Kloster Offenhausen (oder Gnadenzell), dessen Nonnen es für eine Schande hielten keinen Buhlen zu haben [1]), suchte er schon 1463 zu reformiren, und zwar mit einem Ernste, der es verdient hätte, nicht durch siebenzehnjährige Widerspenstigkeit der gefallenen Dirnen aufgehalten zu werden [2]). Doch noch mehr. Er richtete seinen Blick auf das gelobte Land, und alle seine Vorbereitungen zu dieser Reise zeigten, wie er gesonnen seie, andere Wege zu betreten, als die seiner früheren Jugend. Der edle Georg von Ehingen [3]), Sohn Rudolphs von Ehingen, eines frommen und weisen Ritters, Johann von Udenheim, Abt von Herrenalb, und der alte Prior auf dem Güterstein, aus dem adelichen Geschlechte derer von Münchingen [4]), waren seine Rathgeber, die er befragte. Nachdem er die Einwilligung seiner Mutter erhalten hatte, machte er sein Testament, zog nach Güterstein, legte es dort in die Hände des Abtes von Herrenalb, und empfieng von ihm auf den Gräbern seines Vaters und Bruders den Segen zur Reise. Er zog hin in das gelobte Land, nicht um zu kämpfen, sondern um den Ort der Geburt und die Grabesstätte zu sehen, in welcher der Heiland der Welt geruhet hatte (1468). Dort empfieng er den Ritterschlag, aber von dort auch brachte er den Entschluß mit, den er in einem einigen Worte bezeichnet hat. Das Sinnbild, das er sich von nun an erwählte, war die Palme Judäas, und um diese schlingt sich ein Band mit dem bekannten »Attempto« (Ich wag's). Wohlbehalten kehrte Eber-

[1]) Pfister Eberh. 28. 30. [2]) Cleß 3, 157—161. [3]) Ueber ihn Pfister Eberh. 33. 34. [4]) Pfister Eberh. 35.

hard in seine Heimath zurück. Ehe er aber die Seinigen begrüßen wollte, gieng er in die stille Carthause Güterstein zu dem alten Vater, dem Prior. Das Land empfieng den Heimgekehrten mit ungemeiner Freude. Und nicht ohne Ursache, denn es durfte sich von dem hochbegabten, nun ganz umgewandelten Manne Vieles versprechen. Ihn trieb die schmerzlichste Erinnerung an seine Jugendsünden, die ihn nie verließ, doppelt an, die zweite Hälfte seines Lebens dem eigenen und der Unterthanen Heile zu weihen [1]).

So viele Arbeit es Eberharden brachte, die nach dem Tode seines Oheims Ulrich zerrüttete Haushaltung seiner Vettern herzustellen, so viele Verhandlungen es kostete, den Grundsatz der Landesuntheilbarkeit zum Landesgrundgesetz zu erheben [2]), so umsichtige Vorbereitungen erfordert wurden, die Grundlagen zu einem Landrechte und einer Landesverfassung zu legen, die gegebenen Grundsätze und Ordnungen in's Leben einzuführen und sie bei Kraft zu erhalten [3]), — so fand doch Eberhard immer noch Zeit, für die Kirche seines Landes zu sorgen [4]).

Ihr zu lieb machte er (1482) eine Reise nach Rom, da er ohne des Papstes Gutheißen es nicht wagen durfte, seine Verbesserungsplane durchzuführen. Er glaubte durch persönliche Unterredungen mit dem Papste am meisten zu erreichen, und wirklich gewann er auch das Wohlwollen desselben (Sixtus IV.). Seine Patronatrechte wußte er auf eine dem Papste genügende Weise geltend zu machen, wie wir schon gesehen haben. Mit der goldnen Rose beschenkt, „wegen seiner Verdienste um den heil. Stuhl," kehrte Eberhard zurück; ungehindert setzte er nun das begonnene Werk der Verbesserung der württembergischen kirchlichen Institute fort. Er durfte darauf rechnen, von Rom aus nicht gestört zu werden.

Die Reformation, sofern eine solche damals möglich war, sollte wieder den Klöstern gelten, an denen schon längst gearbeitet worden war. Eberhard konnte dem Papste berichten, wie er eben, nach dreißigjährigem Kampfe, den strengeren Mönchen

[1]) Pfister Eberh. 17—19. [2]) Münsinger Vertrag 14. Dec. 1482. Pfister 106. [3]) Pfister Eberh. 176—191. 304. [4]) Gutscher Eberh. der erste Herzog von W. Stuttg. 1822. p. 53—176. Pfister Eberh. 91—208.





im Kloster Alpirsbach habe zum Siege helfen müssen (1481) [1]. Und kaum war er wieder von Rom zurück, so reformirte er das Augustinerkloster in Tübingen (1483), und mit so gutem Erfolge, daß ein Johann Staupitz daselbst seine Bildungsstätte finden konnte [2]).

Mehr Eindruck aber, als eine Reformation eines Klosters, mußte die kräftige Hülfe machen, welche Eberhard dem reformirten Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck (1488) leistete. Jedermann mußte sich überzeugen, daß der Graf, ein entschiedener Feind aller Unordnungen in den Klöstern, das Ansehen keiner Person scheue. Der nachmalige zweite Herzog von Württemberg, Eberhard der Jüngere, hatte in früheren Zeiten dieß Kloster auf's schändlichste entweiht. Sein Vater Ulrich hatte es hierauf reformirt. Nun aber warf Eberhard d. J. auf das Kloster seinen Groll, und ein frecher Mönch Holzinger nebst einer Nonne Anna Dürrin thaten das Ihrige, ihn gegen die neuen Reformirschwestern aufzubringen. Anfangs forderte er Geld, dann den Einlaß in das Kloster; und als die Nonnen bescheiden aber standhaft ihn zurückwiesen, ließ er das Kloster umstellen, und die Zufuhr ihm abschneiden.

Zunächst hätte der Bischof von Constanz der Bedrängten sich annehmen sollen, aber er zögerte, so daß der Graf Eberhard im Bart zürnend in die Worte ausbrach: „Wenn ein armes Bäuerlein Euer einem nur eine Garbe auf dem Acker vorenthielte, so müßte es gleich im Banne seyn. Aber die Bedränger des würdigen Gotteshauses, und so vieler seliger Gotteskinder darin, welche jetzt Hunger und Mangel leiden müssen, — diese Bedränger sollten nicht im Bann seyn [3])?"

Endlich that der Bischof die Stadt Kirchheim, welche es mit dem jüngern Eberhard hielt, in Bann, und der ältere Eberhard rüstete sich mit gewaffneter Hand, das Kloster zu befreien [4]). Die armen Nonnen! Ihnen drohte Holzinger, sein Herr werde das Kloster verbrennen. Aber ehe Holzinger es ahnte, standen von Eberhard gesandt 4000 Gewaffnete vor dem Kloster, mitten in der Nacht, weil man glaubte, die Feinde der Nonnen seien

[1]) Pfister Eberh. 214. [2]) Pfister Eberh. 212. 213. [3]) Pfister Eberh. 130 (in altdeutschen Worten). [4]) Pfister Eberh. 128 ff. Sattler G. d. Gr. 3, 186 ff.

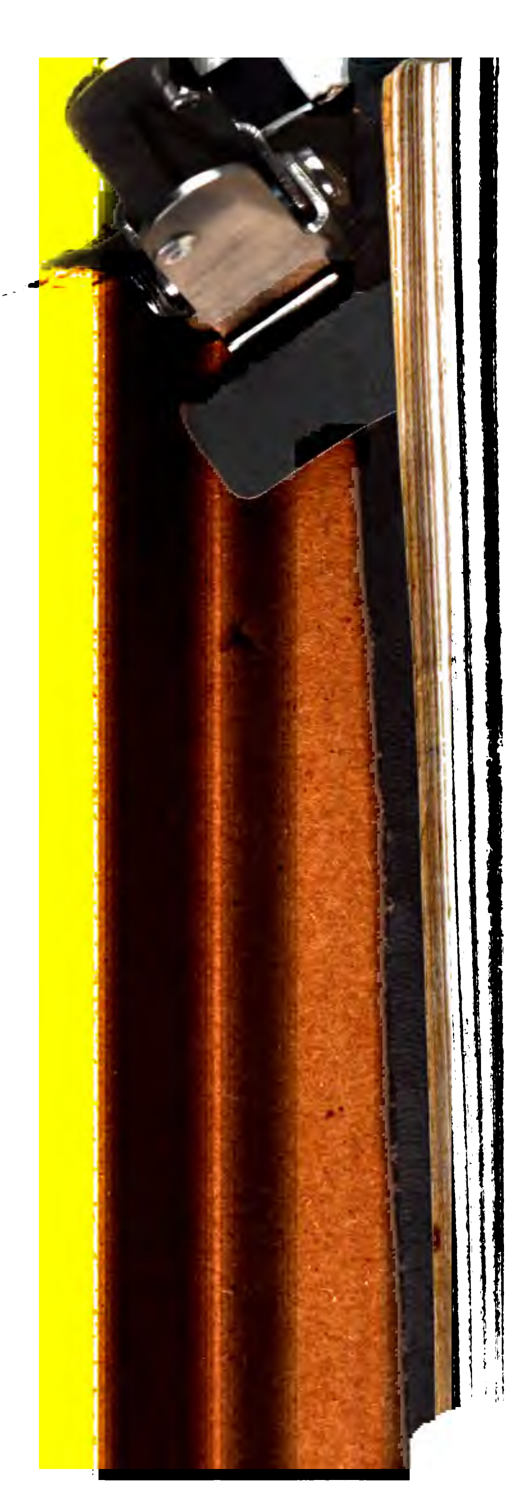
eingebrochen. Tags darauf kam Eberhard im Bart selber, sprach den geängstteten aber nun auch hoch erfreuten Nonnen Muth zu, und lobte ihre Standhaftigkeit und Eintracht. Seine Gemahlin Barbara (v. Mantua) versprach er ihnen zu senden; „daß sie sie auch geistlich machen." Und er hielt Wort, sie kam wirklich nach Kirchheim, hielt in der Charwoche ihre Andacht im Kloster, und gewann und behielt dasselbe so lieb, daß sie nirgends anders begraben seyn wollte, als bei den Reformirschwestern zu Kirchheim [1]). Wirklich dürfte auch ein ernsterer religiöser Sinn in dasselbe eingekehrt seyn, wie sie denn in schriftlichem Verkehr mit ausgezeichneteren Geistlichen des Landes standen, und von diesen zur fleißigen Lectüre der „das Verständniß erleuchtenden heil. Schrift," ermuntert wurden [2]). Wenige Jahre nachher hatten sie die Freude, ihre Reformirregel auch in dem Nonnenkloster Söflingen mit Hülfe Eberhards, auf dringendes Verlangen der Ulmer Bürger eingeführt zu sehen [3]).

Nicht weniger als auf die Reformation der Klöster verwandte Eberhard auf die Verbesserung der Chorherrnstifte; von ihnen aus hoffte er auch die Weltgeistlichkeit überhaupt auf eine höhere Stufe zu heben. Er richtete hiebei sein Augenmerk auf die Verbesserung der Chorherrnstifte in den Niederlanden [4]).

Zwei fromme Männer, Gerhard Groot von Deventer und Florentius Radewin, sein Freund und Schüler, welche ebenso bekümmert waren um ihr eigenes Heil, als um die Seligkeit ihrer Brüder, hatten einen freien religiösen Verein gestiftet, unter dem Namen der Brüder vom gemeinsamen Leben. Ohne eine auf Lebenszeit sie verbindende Regel, aber in einer Gemeinschaft der Güter lebten diese Brüder, Geistliche und Laien, in Häusern zusammen. Ihre Zeit war getheilt zwischen frommen Uebungen, unter denen die Betrachtung der heil. Schrift, das Gebet, das gegenseitige brüderliche Bekenntniß der Sünden und die damit verbundene Er-

---

[1]) Sattler G. d. Gr. 3, 194. Topogr. 2, 110. [2]) Pregizer Suevia 109 ff. Crusius Annal. deutsch Bd. 2 p. 140. Sattler G. d. Gr. 4 Beil. Nro. 42 p. 153 ff. [3]) Sattler G. d. Gr. 3, 186. 194. Topogr. 2, 110. [4]) Pfister E. 217 ff.



mahnung oben an stunden. Ein Theil des Tages ward auf Handarbeit, oder auf Abschreiben der heiligen Schrift, dann auch anderer frommer Schriften, namentlich kleinerer Tractate verwendet. Alles was nicht zur Förderung des eigenen Heiles und des Besten der Mitmenschen diente, sollte beseitigt werden. An Sonn- und Festtagen kamen zu bestimmten Stunden Schüler oder auch erwachsene ehrbare Bürger des Ortes, in denen ein solches Bruderhaus war, in dasselbe. Diesen wurden aus der Bibel in deutscher Sprache faßliche und erbauliche Stellen vorgelesen und mit ihnen darüber gesprochen, aber nicht in Predigtform, noch weniger mit Beiziehung gelehrter Bemerkungen, sondern nur zur Besserung. Einzelne wurden auch nach ihrem besondern Gemüthszustand befragt, ermahnt, getröstet; mit vielem Eifer wirkten diese Institute auch für bessern Jugendunterricht [1]). In diesem Geiste und zu diesen Zwecken wurde endlich zu Windesem oder Windesheim ein Chorherrnstift errichtet, welches eine Zeitlang einen Mittelpunkt für diese Bestrebungen bildete [2]).

Schon die Hinneigung der Brüder zur edleren Mystik, welcher die Mutter und Gemahlin Eberhards zugewandt waren, noch mehr ihre praktische Tüchtigkeit empfahl sie auch in Württemberg. Im Jahre 1477 errichtete Eberhard zu Urach in Gemeinschaft mit der Bürgerschaft ein Chorherrnstift nach dem Vorbild des Windesheimer [3]), verwandelte das weltliche Chorherrnstift zu Sindelfingen in ein regulirtes nach derselben Weise, und reformirte darnach auch die Stifte zu Dachenhausen (bei Nürtingen) und Dettingen (bei Urach), so wie das sittlich zerfallene Stift zu Herrenberg [4]). Noch wenige Jahre vor seinem Tode errichtete er, im Wesentlichen ganz nach der Windesheimer Regel, das Stift der sogenannten blauen Mönche auf dem Einsiedel: „Gott zu Danke und zu Ehren, zur Mehrung göttlichen Dienstes, zu seiner und der Seinen Seelen Heil," besonders aber zur „Wiederkehrung und Erstattung unrechten Gutes, so er den Erben nicht wüßte [5])." Von den drei Ständen seines Landes „Geistlichkeit, Adel, Städte und gemein

---

[1]) Cleß 3, 272 ff. Ullmann Ref. 2, 8. 80. 103. 104. [2]) Ullmann 2, 94. [3]) Cleß 3, 271–281. [4]) Cleß 3, 280–283. [5]) Pfister E. 221. 222.

Volk," sollten je zwölf Männer, welche gern in der Stille Gott dienten, dort ihre Aufnahme finden. Besonders empfahl er diesen aus drei Ständen gesammelten Brüdern: „brüderliche Liebe, und daß keiner sich über den andern erhebe, sondern gedenke, daß sie alle gleich von Einem ersten Vater Adam kommen, auch durch Eine Pforte des Todes für das strenge Gericht und Urtheil Gottes kommen müssen, da kein Unterschied sei zwischen Geistlichen und Laien, Edeln und Unedeln, Reichen und Armen." Einigkeit, Wahrhaftigkeit, fleißiges Lesen guter deutscher Bücher und namentlich der heil. Schrift, war Vorschrift dieses Ordens [1]).

Bei aller dieser Mühe hatte Eberhard wenig Lohn. Die Chorherren waren meist Ausländer, und der gemeine Mann klagte, daß er sie bei den gottesdienstlichen Handlungen und zu Hause nicht verstehe; die Geistlichen und Laien sahen darin eine „Neuerung," mit der sie sich nicht befreunden konnten [2]).

Die württembergischen Chorherren selber scheinen mit den windesheimer Ordnungen nicht immer den Geist, aus dem sie hervorgegangen waren, verbunden zu haben; und so blieb das neue Institut ohne besondere Frucht [3]).

Zweites Kapitel.

Eberhard als Gründer der Universität Tübingen und im Tode.

Glücklicher war Eberhard mit der Stiftung der Universität Tübingen (1477) [4]). Auch dazu wurde er durch seinen religiösen Sinn bewogen. Er wollte „einen Brunnen des Lebens graben, daraus von allen Enden der Welt geschöpft möge werden tröstliche und heilsame Weisheit, zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit [5])." Und noch deutlicher, wohl auch im Hinblick auf seine vernachlässigte Jugendbildung, spricht sich diese Gesinnung in folgender Erklärung Eberhards aus: „Wir dachten lange darüber nach,

[1]) Pfister S. 219 ff. [2]) Sattler, Herzoge v. W. 1. Beilage 236.
[3]) Cleß 3, 283 ff. [4]) Böckh Geschichte der Universität Tübingen p. 6.
[5]) Böckh p. 15.

8*



wie wir unserem Schöpfer danken und das Wohl unserer Unterthanen fördern möchten. Da kam uns der Gedanke, daß nichts zur Erlangung wahrer Glückseligkeit Förderlicheres, nichts dem ewigen Gott Wohlgefälligeres begonnen werden könne, als das, daß wir die Erlernung guter Künste und Wissenschaften (die uns unterweisen, wie wir Gott erkennen, ihn allein anbeten, ihm allein dienen können,) unterstützen. Wir ziehen diesem nicht kunstvolle Tempelgebäude, nicht Kirchenstiftungen vor, denn daran ist unsere Zeit reich genug. Wir sind gewiß, daß vor Gott der einzig wohlgefällige Tempel des Menschen Herz ist, daß ihm ein reines rechtschaffenes Herz angenehmer ist, als Tempelprunk. Hilft doch dieser Schmuck wenig, wenn diejenigen, welche Kirchen besuchen, nicht reine, keusche Herzen mit sich bringen. Und diese erlangen wir gewiß auf keinem andern Wege so leicht und so bald, als durch wissenschaftlichen Unterricht.“ Darum, fährt Eberhard fort, habe er eine hohe Schule zur Erlernung göttlicher und menschlicher Wissenschaften errichtet [1].

Freilich kostete es Mühe, bis ein auch nur mittelmäßiger Fond für die Universität zusammengebracht ward. Doch wurden acht Canonicate und die Propstei des reichen Stifts Sindelfingen nach Tübingen verlegt, und die Chorherrn übernahmen zugleich das Amt der Professoren [2]. Ferner wurde die St. Georgenpfarrei in Tübingen mit zwölf Caplaneien und mehrere gut dotirte Pfarreien des Landes der Universität einverleibt, welche gegen die Verpflichtung, Vikarien auf jenen Stellen zu unterhalten, die Besoldungen derselben bezog [3]. Die päpstliche Einwilligung zur Errichtung und Dotation der Universität mit jenen Pfarreien wirkte Eberhard bei Sixtus IV. aus (1476), und ebenso die Bestätigung derselben, bei Kaiser Friedrich III. (1484) [4]. Die Zahl der Professoren war anfangs dreizehen, nämlich drei Lehrer der heil. Schrift, zwei der geistlichen und zwei der weltlichen Rechte, zwei der Arzneiwissenschaft und vier der freien Künste [5]. Mit der Universität war eine Vorbereitungs-Anstalt verbunden, das sogenannte Pädagogium,

---

[1]) „Intimatio fundationis Universitatis tubingensis“ bei Pfister und Schmid Beiträge zur Reformationsgeschichte 1, 176. [2]) Pfister E. 73. [3]) Pfister E. 70 f. 72. Cleß 3, 296. [4]) Zeller Merkwürdigkeiten der Stadt und Universität Tübingen p. 289. 302. [5]) Böckh p. 22.

eine Anstalt, welche das Mittelglied zwischen den lateinischen Landschulen und der Universität bildete, wie jetzt die oberen Gymnasien [1]). Für die äußere Existenz und die Sittenzucht unter den Studirenden war durch das Contubernium (Burse) einigermaßen gesorgt. Ein Theil derselben wohnte in dem also benannten Gebäude, unter Aufsicht eines Rectors, zusammen, und erhielt gegen einen sehr billigen Preis die Kost. Die Herrschaft und der Senat gaben jährlich bedeutende Naturalbeiträge. Auch dieß war ein Werk Eberhards [2]).

So war denn wenigstens einem langgefühlten Bedürfniß abgeholfen. Die Württemberger durften nicht mehr auf fremde Universitäten ziehen, welche meist sehr ferne lagen, und durch das Pädagogium wie durch die Burse wurde doch einigermaßen dem Unwesen der fahrenden und bettelnden Schüler gesteuert.

Bald wurde Tübingen ein Lieblingsaufenthalt Eberhards. Manchen Tag brachte er im Canzellariathause, in vertrautem Umgange mit seinem Johann Naucler zu. Dort ward in aller Frühe nach dem Morgengebet das Beste des Landes berathen, und die Befehle des Fürsten ausgefertigt. Hierauf gieng Eberhard in die Kirche, und dann zu einem einfachen Mittagsmahle, wozu öfter einige Lehrer an der Universität geladen wurden. „Die Gespräche über Tische handelten von der Kirche, göttlicher Lehre, öffentlichem Regiment und gegenwärtigen Gefahren.“ Nach Tisch gab Eberhard Jedem, der ein Anliegen hatte, Audienz. Dann ruhte er ein wenig, las in theologischen Schriften, und beschloß den Rest des Abends in gemeinsamen Berathungen mit seinen Vertrauten [3]). Ein besonderer Gegenstand derselben war das Wohl der Universität. Oftmals empfahl er den Professoren aufs ernstlichste „seine Söhne,“ wie er die Studirenden nannte. Bei seinen Gängen durch die Stadt pflegte er sie mit Namen zu nennen und freundlich zu grüßen; aber dennoch wurde durch seine Gegenwart mehr, als durch Gesetze, Zucht und Ordnung unter ihnen erhalten [4]).

Bei all' diesem rastlosen Wirken nach außen vergaß Eberhard die Sorge für seine Seele nicht. „Hohe Religiosität bleibt der Grundzug seines Charakters,“ sagt sein Biograph Pfister [5]).

---

[1]) Böckh p. 24. [2]) Zeller p. 233. ff. Böckh p. 25. [3]) Zeller p. 261. 262. [4]) Pfister S. 90. [5]) Pfister S. 57.



Es war ganz in der Weise seiner Väter, daß er sich in die Brüderschaft von zwölf verschiedenen Mönchsorden aufnehmen ließ, um der Verdienste der Orden, ihrer guten Werke und ihrer Fürbitte theilhaftig zu werden. Zugleich aber sprach er die Ueberzeugung aus, daß keine Fürbitte und keine guten Werke etwas frommen, wo es an eigener Reue und Besserung fehle [1]). Vor allem suchte Eberhard Bekanntschaft mit der heil. Schrift sich zu erwerben. Sein Leichenredner Summenhardt schreibt: „das alte und neue Testament las er so häufig, und ließ sich daraus lesen, las es von Anfang bis zu Ende, und prägte das Gelesene seinem Gedächtniß so tief ein, daß man hätte meinen können, er wäre ein Professor der heil. Schrift. Oftmals wurden seine Vorleser müde und überdrüssig, denn er konnte die himmlische Weisheit zu hören nicht satt werden. Jene Stelle des fünften Buches Mosis (Kap. 17, 18. 19.), welche den Königen gebietet, das Buch des Gesetzes zu lesen ihr Lebenlang, mag ihn dazu ermuntert haben [2]).

Drei Jahre vor seinem Tode machte er sein Testament, in welchem er verordnet, daß wo irgend ungerechtes Gut unter dem Seinigen sich finde, dieß zurückerstattet werden solle. Dann, „von Stunde nach seinem Abgang," sollten die Pfarrer im ganzen Lande den Gemeinden seine letzte Meinung verkündigen: daß „wo er jemand an Leib und Leben geschädigt hätte, sie ihm solches um Gotteswillen verzeihen möchten [3])."

In den letzten Tagen des Februar 1496 berief er seine vornehmsten Räthe, und erinnerte sie in einer ernsten Rede ihrer Pflichten gegen das Land; seine Gemahlin aber tröstete er mit liebreichen Worten, unter den Thränen der Umstehenden. Als ihn einige Meßpriester noch über weltliche Angelegenheiten fragen wollten, erklärte er, er wolle nichts mehr davon hören, ihn verlange nur nach Stärkung seines Glaubens, seiner Liebe und Hoffnung. Die Krankheit stieg. Drei Tag lang vermochte er nicht zu reden. Am dritten Tage fragte ihn Wendelin Steinbach, sein Beichtvater, ob er beichten und das heil. Abendmahl empfangen wollte? Er bejahte dieß. Hierauf sammelte er seine Kräfte und sprach: „Herr Gott, du Schöpfer Himmels und der Erde, ich bitte Dich, gib mir zu erkennen, ob meine Regierung

[1]) Pfister E. 216. 217. [2]) Zeller 259 b. [3]) Sattler G. d. Gr. 4, 35.

jemanden wider Recht und Billigkeit beschwert habe, es soll ihm aus meiner Verlassenschaft mit allen Unkosten ersetzt werden. Und wenn Dir auch durch dieses keine Genugthuung geschehen kann, so hast Du hier meinen Leib, gütiger Schöpfer, ich gebe Dir ihn, züchtige ihn immerfort, laß ihn ein Opfer seyn." Noch tröstete er sich mit den Worten Christi: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," und empfieng das heil. Abendmahl. Dann redete er wenig mehr und entschlief am 24. Februar [1]).

Einen Wunsch nahm Eberhard mit in's Grab, den so Viele mit ins Grab genommen haben, ohne seine Erfüllung zu sehen. Summenhardt, einer seiner Vertrauten, bezeugt: „daß er kein heißeres Verlangen gehabt habe, als daß er noch eine allgemeine Kirchenversammlung, eine Reformation an Haupt und Gliedern erleben möchte [2])."

Drittes Kapitel.

Die Theologen Eberhards.

So war denn nun die Stätte gegründet, von der Eberhard so große Hoffnungen für sein Land und seine Kirche hegte, daß er sie einem Lebensbrunnen verglich. Und wenn wir die ersten Lehrer der Theologie an der Universität betrachten, so ließen sich dazumal manche Erwartungen an ihre Namen knüpfen, wiewohl nur einer kirchengeschichtliche Berühmtheit erlangt hat, nämlich Gabriel Biel.

Gabriel Biel war früher Propst zu Butzbach gewesen, und dem Rufe Eberhards zur Propstei nach Urach, und dann zur Professur der Theologie in Tübingen gefolgt, welche er acht Jahre lang verwaltete, bis er sich zu den blauen Mönchen in das Kloster Einsiedel zurückzog, wo er auch ein Jahr vor seinem Gönner Eberhard starb [3]).

Er wird gewöhnlich als der letzte Scholastiker genannt, als derjenige, mit dem die mittelalterliche Theologie und Philosophie

---

[1]) Pfister S. 331. Sattler G. d. Gr. 4, 39. Zeller 263, b. [2]) Pfister S. 233. Cruſ. 2, 146. Steinhofer 3, 648. [3]) Pfister S. 51. 302 ff. Cleß 3, 857.





schloß. Ein scharfsinniger Mann wie er konnte die Labyrinthe seiner Vorgänger durchforschen, ohne zu ermüden, und die vielfachen Fragen, die mit wahrer Spitzfindigkeit aufgestellt waren, untersuchen und beantworten. Er that dieß in seinen Vorlesungen über die Messe und über den dogmatischen Lehrbegriff, überhaupt (über die Sentenzen). Wie einflußreich dieser Mann war, sieht man schon daraus, daß er gewöhnlich nur mit seinem Vornamen „Gabriel" angeführt wird, gleich andern großen Scholastikern, und daß sowohl die lutherische Theologie[1]) als die katholische Kirchenversammlung in Trient, jede in ihrer Weise, auf ihn besondere Rücksicht nahm[2]). Man darf annehmen, daß Biel als Theologe auch in Tübingen den bedeutendsten Einfluß hatte, und es darf somit seine Glaubenslehre nicht ganz übergangen werden.

Biel hatte Ansichten, welche ihn in eine offene Polemik gegen die Theologie und gegen die Praxis der römischen Curie bringen konnten und auch wirklich brachten.

Es ist von einem Scholastiker, wie von einem im römischen Kirchenthum erzogenen Manne, doch unerwartet, Aeußerungen zu hören, wie diese: „Was nicht von den Höhen der heiligen Schrift herabkommt, kann ebenso leicht verneint, als bejaht werden[3])." „Die Weisung eines Kirchenhauptes darf man nicht verachten, es sei dann, daß sie dem (göttlichen) Gesetz widerstreitet, denn in einem solchen Falle sitzt er nicht auf Mosis Stuhl, — nicht von Mosis Stuhl gehen solche Dinge aus, sondern von dem Stuhle des Verderbens[4])." Auch vom Papste behauptet er: daß er „irren könne," und hielt fest an dem Grundsatze des constanzer Concils, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste sei[5]). Auch eiferte er mit Ernst gegen das Küssen des päpstlichen Pantoffels[6]), und sprach sich gegen die Lehre: daß der Papst durch seinen Ablaß Seelen aus dem Fegfeuer erlösen könne, offen aus. Die letztere Lehre war erst von Sixtus IV. aufgebracht worden, denn bis dahin hatten die Päpste nur Strafen in dieser Welt nachzulassen sich für be-

---

[1]) Melanchthon, Chemnitz, J. Gerhard. [2]) Lebret de originibus et vicissitudinibus ecclesiae Württembergicae I, 39. Zeller 402 ff. bes. 403. [3]) bei Gerhard loci 1, 11. [4]) Gerhard loci 17, p. 26. [5]) Lebret 1, 58. Zeller 404. [6]) Cleß 3, 860.

fugt gehalten; und es war leicht erklärlich, daß ein Mann, welcher die sittlichen Nachtheile des Ablaßwesens erkannte, und wie Biel wirklich auch um das Wohl der Seelen bekümmert war, nicht schweigend zusehen konnte[1]. Aber als der römische Hof auf seiner Sache beharrte, bestand Biel seine Probe nicht, und that einen Widerruf[2].

In andern Hauptfragen kann es aber nicht leicht einen Theologen geben, der die römisch-katholische Glaubenslehre so fleißig vertheidigt; nur schwach schimmert da und dort eine der heil. Schrift entsprechendere Ansicht durch. Beispiele hievon mögen folgende Lehren seyn, welche in Biel ihren Hauptvertheidiger fanden.

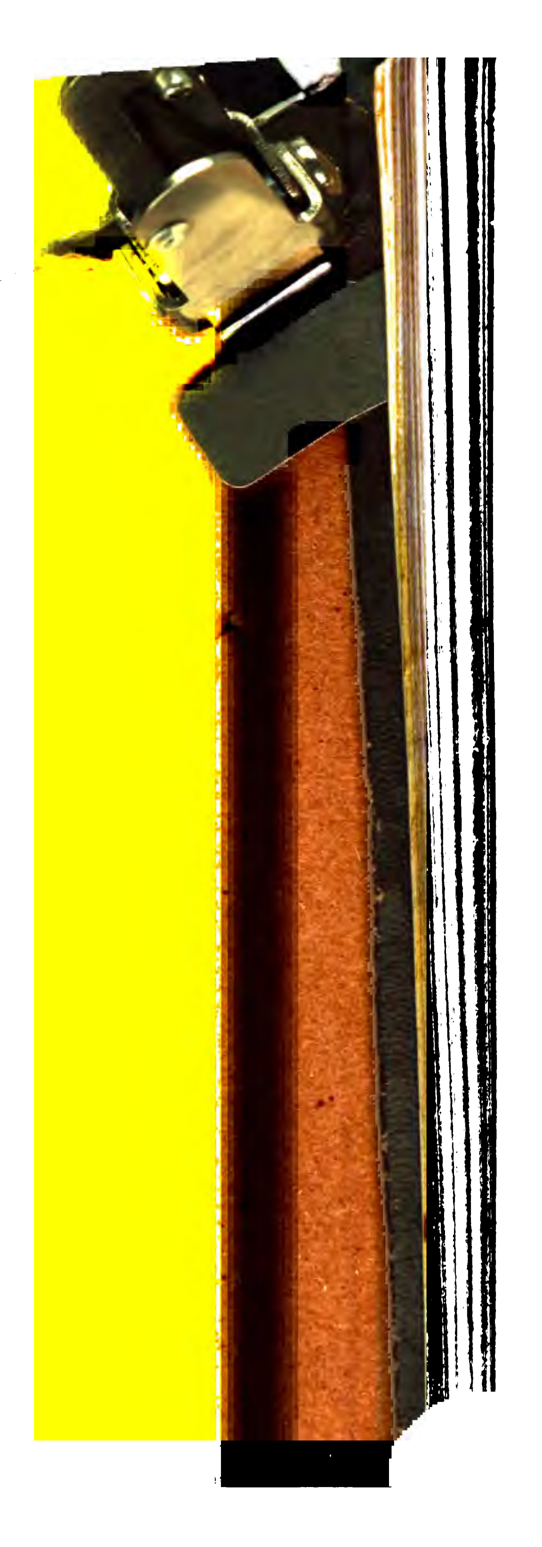
Bekanntlich ist die evangelische Kirche hauptsächlich in der Lehre von dem Verdienst der Werke von der katholischen Kirche abgegangen, und gerade gegen Biel in den entschiedensten Widerspruch getreten. Biel lehrte geradezu: „Aus natürlichen Kräften, ohne Beistand der Gnade Gottes, kann der Mensch Gott über Alles lieben und die eingegossene Gnade sich verdienen, denn es ist schicklich, daß Gottes Güte den Menschen damit belohne (dieß das sogenannte Meritum de congruo.)[3] Wenn aber der Mensch in Kraft dieser ihm eingegossenen Gnade und kraft des in ihm wohnenden heil. Geistes ein verdienstliches Werk thut, so kann dieses durch kein anderes Gut in Zeit und Ewigkeit genügend belohnt werden, es sei denn die Seligkeit selber (dieß das sogenannte Meritum de condigno.)[4]." Daher lehrt er auch: „Obgleich Christi Leiden das Hauptverdienst ist, um dessen willen Gnade, Himmelreich und Herrlichkeit uns zu Theile wird, so ist es doch nicht die einzige und vollkommene verdienstliche Ursache, weil immer mit seinem Verdienst die verdienende menschliche Thätigkeit zusammen wirkt[5].

Eine zweite Hauptlehre, welche die evangelische Kirche von der römisch-katholischen scheidet, ist die Anrufung der Heiligen. Auch hier erklärt sich Biel im Sinne der letzteren. Er sagt: „Nach der von Gott getroffenen Anordnung müssen wir zu der Hülfe der Heiligen unsere Zuflucht nehmen, um durch

---

[1]) Cleß 3, 874. [2]) Lebret 1, 65. Cleß 3, 861. [3]) Gerh. loci 2, 86 a 4, 418. 2, 251. 392 b. Chemnitz exam. 1, 172. 173. [4]) Gerhard loci 3, 251, a. [5]) Gerh. loci 3, 306, b.





deren Verdienste und Fürbitte das Heil zu erlangen." — „Der himmlische Vater hat die Hälfte seines Reichs der Himmelskönigin übertragen, wie solches in der Geschichte der Esther vorgebildet ist, welcher der König Ahasverus die Hälfte seines Reiches versprach. So hat der himmlische Vater, welchem beides eigen ist, Gerechtigkeit und Erbarmung, die Gerechtigkeit für sich behalten, die Uebung des Erbarmens der jungfräulichen Mutter überlassen [1]." Nur dagegen spricht Biel, daß man so häufig die Feste wenigbekannter Heiligen um des Gewinns willen mit Geläute, Kerzen, Gesang, Orgelton und festlichem Gewande feierlicher begehe, als die höchsten Feste der Christenheit [2], und auch das vermuthet er, daß bei den Heiligenbildern mitunter teuflische Wunder geschehen [3].

Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt Biel die Lehre von dem heil. Abendmahle und von dem Meßopfer. Das Meßopfer, sagt er: „sei nur dadurch von dem Opfer Jesu am Kreuze verschieden, daß es ein unblutiges Opfer seie. Dem Wesen nach sei es dasselbe, und habe dieselbe Frucht, das heißt: die Versöhnung des Vaters und die Erlangung des ewigen Heiles. Der Meßpriester könne durch die Messe die Kraft des Leidens Christi zuwenden, wem er wolle; im Allgemeinen der katholischen Kirche, im besonderen Sinne dem Stifter (der Meßpfründe ꝛc.) und dem, in dessen Namen Messe gehalten werde, im besondersten Sinne sich selbst. Der Priester führe in der Messe unsere Sache als Mittler gegenüber von Christo dem ewigen Richter, und erwerbe der Kirche auf diese Weise viele leibliche und geistliche und ewige Gaben durch sein Gebet und sein Opfer [4]." Ferner lehrt er: „Der Meßpriester verwandelt durch Einsegnung die Elemente Brod und Wein ganz und gar in Leib und Blut Christi. Es ist kein Brod mehr da noch Wein, wenn er also gethan hat. Das ist eine Macht, die den Priester noch über die Maria stellt, welche," sagt Biel, „Christum nur einmal vom Himmel herabgebracht habe, der Priester aber in der Messe täglich. *). Dieß geschehe durch eine geheime (göttliche) Kraft, welche dem Priester nicht innewohne, sondern beistehe, wenn er

[1]) Chemnitz exam. 3, 142. 143. Gerhard fid. cath. 1020, a.
[2]) Lebret 1, 51. [3]) Lebret 1, 52. [4]) Chemnitz 2, 155. Lotter Motiv. ꝛc. 49.
*) s. Anhang Nro. 31.

über Brod und Wein die Consecrationsworte spreche, womit die Wandlung vollzogen werde."

Bei dieser hohen Stellung, welche nach Biels Meinung der Priesterstand einnimmt, ist es kein Wunder, wenn er für die Kelchentziehung spricht. Die Frage über die Kelchentziehung seie freilich, sagt Biel, erst auf dem constanzer Concil entschieden worden, indessen müsse man doch einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien machen; der Priester sei der Mund der Kirche, könne für die Gemeinde trinken[1]). Zu solchen Behauptungen, denen Biel da und dort selbst zu widersprechen scheint, brachte ihn seine immerwährende Beschäftigung mit den alten Scholastikern. Doch hätte er auch die klare Wahrheit erkannt, wie schwer wäre für ihn gewesen, sie öffentlich zu lehren; wie mancher Widerruf hätte auf den obengenannten noch folgen können? Man sieht es an seinem liebsten Schüler, dem Beichtvater Herzog Eberhards, an Wendelin Steinbach, der auch den Unterschied der biblischen und scholastischen Lehre erkannte, wie schüchtern selbst edlere Gemüther[2]) damals waren.

Entschiedener für die Wahrheit sprachen zwei andere Tübinger Theologen, Paul Scriptoris und Conrad Summenhardt. Beide waren Zöglinge der Pariser Universität, ohne die dortige Scholastik, mit der sie wohl bekannt waren, billigen zu können; beide dagegen Freunde des biblischen Studiums, der heiligen Sprachen (der griechischen und hebräischen), und der Schriften des heil. Augustinus.

Summenhardt soll die Kenntniß der hebräischen Sprache nach Tübingen gebracht haben[3]). Sein ganzes Wesen war demüthig und anspruchslos, aber wo es galt, fürchtete er sich nicht, die Wahrheit offen zu sagen. Es ist noch eine Rede von ihm vorhanden, in welcher er zwölf Mißbräuche iu den Klöstern rügt. Gegen die Scholastik hatte er einen tiefen Widerwillen, den er mit schmerzlicher Bewegung kund gab[4]). „Wer," so hörte ihn sein Freund und Schüler, der berühmte Staupitz, oftmals ausrufen: „wer wird mich Armen endlich erlösen von dieser zanksüchtigen Theologie[5])?"

---

[1]) Gerhard loci 4,36 b. cf. apolog. 235. Chemnitz 2, 126, b. [2]) »vir sanctus« Zeller 406. [3]) Cleß 3, 797. [4]) Cleß 2, 458. 466. [5]) Böch 38. Luthers Leben v. Matthesius 12te Pred. Güstrower Ausg. S. 396.





Lauter noch als Summenhardt sprach sich Scriptoris aus, ein Franziskanermönch, oder wie man die Ordensglieder auch nannte, ein Minorite. Scriptoris war ein ebenso beliebter Prediger als Universitätslehrer, und wurde deßwegen zuweilen auf hohe Festtage in umliegende Städte berufen. Er machte hier Aufsehen durch tadelnde Aeußerungen über den Ablaßkram und über die Klostergelübde. Auch vor seinen Ordensbrüdern hielt er nicht zurück. Laut empfahl er ihnen das Studium der hebräischen Sprache, und forderte sie auf, die scholastische Lehrweise in der Theologie zu verlassen und an die alten heil. Lehrer sich zu halten. Ueber die sogenannte Transsubstantiations-Lehre äußerte er sich gleichfalls nicht nach dem Sinne der damaligen Satzungen, und behauptete: „Alles müsse nach dem Worte Gottes geprüft werden, und was in diesem nicht stehe, seie klarer Irrthum [1]."

Dieß war der Grund seiner Entfernung aus Tübingen. Da er auch anderwärts seinen Ueberzeugungen treu blieb, so mußte er mehrmals den Wanderstab ergreifen. Als er endlich in Frankreich einen Ruheport zu finden hoffen durfte, und sich dahin auf den Weg machte, starb er auf der Reise in einem Kloster zu Kaisersberg eines plötzlichen Todes.

Scriptoris hat oftmals eine Reformation in der Kirchenlehre vorhergesagt [2]) — *).

Viertes Kapitel.

Päpste, Bischöfe, Weltgeistlichkeit.

Wenn eine gewisse Selbständigkeit der Kirche gegenüber von den weltlichen Obrigkeiten, wenn die Menge der verschiedenen kirchlichen Aemter, wenn Ansehen und Reichthum, wenn die Unterordnung aller Geistlichen unter Ein Haupt auf Erden das Glück der Kirche begründete, so wäre das Ende des 15ten Jahrhunderts ihre Blüthezeit zu nennen.

Als das höchste Haupt auf Erden, von Königen und Fürsten gefürchtet, stand der Papst da. Unter ihm und seinem Rathe, den Cardinälen, standen die Weltgeistlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe, unter diesen die Erzdiaconen, dann die Erzpriester

---

[1]) Crusius 2, 150. Cleß 3, 854 ff. [2]) Crusius 2, 150.
*) s. Anhang Nro. 32.

(was jetzt die Dekane), die Leutpriester, die Capellane, die Frühmesser [1]); unter dem Papste standen die geistlichen Orden mit ihren Generalen, Provincialen, Prioren, oder Visitatoren, Provincialkapiteln und Aebten. Der Geistliche konnte nur von geistlichen Obrigkeiten in allen kirchlichen Angelegenheiten gerichtet werden, und selbst in bürgerlicher Hinsicht war er der Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeit nur dann unterworfen, wenn Bischof oder Papst es gestattete, daß ihn diese richte. Auch die Oberaufsicht über die Kirchengüter hatte der Papst sich vorbehalten. Und endlich hatte in der ganzen abendländischen Christenheit kein anderer Glaube öffentliche Anerkennung und freie Uebung, als der von Rom aus gepredigte.

Was haben bei solcher Macht und Mitteln Gutes zu stiften die Päpste für die Kirche unseres Vaterlandes gethan?

Wenn man anerkennt, daß das Papstthum hie und da eine Schutzwehr gegen die Uebergriffe weltlicher Gewalt in kirchliche Rechte gewesen, so dürfte wohl alles gesagt seyn, was zu dessen Lobe gesagt werden kann. Sein Charakter war ein vorherrschend politischer, nicht ein religiöser. Sorgfältig und wissenschaftlich ausgebildet war damals unter seiner Leitung das Kirchenrecht (**Jus canonicum**); mit ungemeiner Thätigkeit wurde die kirchliche Canzleipraxis betrieben, und dabei auch das Einzelnste und Kleinste erwogen; aber beides, Kirchenrecht und Canzleipraxis, zielte nur auf Befestigung einer irdischen Herrschaft und auf Gewinn hinaus. Die ebenso wahre als allgemeine Klage war: daß in Rom mit Kirchenstellen, Erlassung kirchlicher Strafen, Ausnahmen von der Regel (Dispensationen) förmlicher Handel und der unverschämteste Wucher getrieben wurde.

Laut und wiederholt waren die Klagen über das durchgängige sittliche Verderben in der Kirche, und hauptsächlich um diesen zu steuern, wünschte man öftere freie Synoden. Aber die Päpste hielten sie nicht. Und daß sie aus eigenem Antrieb dem Jammer abgeholfen hätten, das durfte man den Päpsten des 15ten Jahrhunderts ohnehin nicht zutrauen.

Nicht minder versäumt war der Kern der Religion, der christliche Glaube. Die heilige Schrift zu verbreiten, und die dar-

[1]) Cieß 3, 446. 447.





auf gründende religiöse Belehrung des Volkes zu fördern, das war nie Sache des Papstthums. Selten mochte es sich die Mühe nehmen, den unnützen Grübeleien und oft an das Alberne gränzenden Spitzfindigkeiten seiner Theologen Ziel zu setzen. Ja wenn sich Dominikaner und Franziskaner mit solcher Heftigkeit zankten, daß eine Kirchenspaltung zu fürchten war, dann konnte ein Papst Frieden gebieten. Im Uebrigen bekümmerte man sich um die Glaubenslehre in Rom nicht viel. Hie und da kam etwas Neues hinzu. So wurde z. B. eine Lehre bestätigt, welche auf dem sonst dem Papste so feindlichen Constanzer Concil der abendländischen Christenheit als Glaubensartikel war aufgedrungen worden. Diese Kirchenversammlung hatte den Beschluß gefäßt, den Laien den Kelch im Abendmahle zu entziehen, „wiewohl das Concil anerkenne, daß Christus das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalten eingesetzt, und die alte christliche Kirche es also empfangen habe [1])“. Eine weitere Irrlehre entstand um diese Zeit, nämlich die: „daß der Papst Macht habe, von allen zeitlichen Strafen in dieser und in jener Welt (d. h. von den Fegfeuerstrafen) loszusprechen [2]).

Diese letztere Lehre begründete einen immer ausgedehnteren Ablaß, und war eigentlich dazu geeignet, der christlichen Religiosität und Sittlichkeit den Todesstoß zu geben. Zwar wird in den Ablaßbriefen immer bemerkt, daß Reue über die Sünde und Bekenntniß derselben vorausgesetzt werde zur Erlangung des Ablasses. Aber diese Bemerkung muß dem Leser der Ablaßbullen eine blos gelegentliche scheinen, weil sie nicht weiter ausgeführt wird; und die Willigkeit, alle Sünden (mit Ausnahme der Sünden gegen den Papst, die Bischöfe und die nach Rom Wallfahrtenden) zu erlassen, mußte das Reuegefühl eher hemmen als fördern. Der Hauptpunkt bei dem Ablaß war dann die Satisfaction, das heißt die Genugthuung, welche theils in Dienstleistungen (z. B. bei Kirchenbauten), theils in zu erlegendem Gelde zu bestehen pflegte. Dafür wurden vom Papste vierzig bis hundert Tage an jenen zeitlichen Strafen (s. oben), bisweilen ein Jahr, oder zehen Jahre (z. B. für die, welche seine goldene Rose zu Urach besuchten) und darüber nachgelassen. Wer

[1]) Gerh. fid. cath. 1165. [2]) Gerh. fid. cath. 1297.

zweimal an gewissen Festen kam, erhielt zwanzig Jahre Ablaß und so fort. Je mehr man solchen Ablaß verdiente, je mehr wurde Hoffnung gegeben, daß die Strafen im sogenannten Fegfeuer ganz nachgelassen werden. Ja es wurde je und je der Ablaß mit der Erlangung der ewigen Seligkeit in eine Beziehung gesetzt, welche dem Nichttheologen es höchst wahrscheinlich machen mußte, daß auch den Höllenstrafen dadurch zu entgehen seie. So heißt es in einer Ablaßbulle: „man habe nach gehöriger Vorbereitung auf die Ablaßgnade Aussicht, durch diesen Ablaß, vermittelst der Verdienste Christi, seiner heiligen Mutter und aller Heiligen, vor dem Teufel beschützt zu werden, und das ewige Leben zu erlangen [1]."

Einige Hülfe hätten in diesen Zeiten die Bischöfe schaffen können, welchen die württembergischen Lande damals untergeben waren. Aber Augsburg, welches einige wackere Bischöfe zählte [2]), Speier und Würzburg hatten nur geringen Einfluß; mehr wäre von Constanz zu erwarten gewesen, dessen Sprengel sich über den bedeutendsten Theil unseres Landes erstreckte. Aber wie mochte ein Bischof von Constanz sich dem römischen Stuhl widersetzen, der von dem Papste sein Bisthum um's Geld gekauft hatte? Oder war ein anderer Bischof, der die Einkünfte verschwendet hatte und seinem Nachfolger gehäufte Schulden hinterließ, wohl der Mann, dem das Heil der Kirche am Herzen lag [3])? Bald war das Domkapitel durch innerlichen Zwiespalt unter sich verfeindet, bald gab es zwei Bischöfe von Constanz neben einander, welche beide Beistand in Rom suchten [4]). Unter diesen Umständen war von ihrer Seite eine Einsprache gegen irgend eine Maßregel des Papstes nicht zu gewarten. In manchen Stücken war Constanz im Kleinen nur das, was Rom im Großen. Auch hier handelte es sich damals nicht um die Kirche, sondern um Befriedigung des Geldbedarfs, und hiezu wurde kein Mittel verschmäht.

Als Thomas Berlower 1491 Bischof zu Constanz ward, wirkte er sich vom Papste die Erlaubniß aus, zu den bedeutenden ordentlichen Abgaben, die er von der württembergischen Geistlichkeit bezog, noch eine außerordentliche Auflage ihr anzusetzen,

[1]) Crusius 2, 79. [2]) Pregizer, Suevia 491. [3]) Pregizer 475 ff. [4]) Pregizer 476



nach der sie den fünften Theil ihrer Einkünfte ihm auf einige Jahre überlassen sollte [1]. Mit Mühe wendete der schwäbische Bund und Graf Eberhard dieß ab, und der Bischof mußte mit dem Zwanzigsten vorlieb nehmen. Allein die fortwährenden kleinen Plackereien des Bischofs und seiner Procuratoren ließen sich nicht beseitigen [2].

Aber die größte Schuld, die das Bisthum auf sich lud, war die leichtfertige Nachlässigkeit, mit welcher es die Weltgeistlichkeit behandelte, welche zu überwachen seine Hauptaufgabe war.

Die arme Geistlichkeit! In einem Kloster oder in irgend einer lateinischen Schule, vielleicht als armer fahrender Schüler, erwarb sich der künftige Seelsorger das Wenige, was von ihm gefordert ward [3]. „Gut lesen, gut construiren (den Satzbau verstehen), gut singen und ordentlich lateinisch sprechen," das waren die Forderungen, welche Papst und Bischof an ihn stellten [4]. Ob er die heil. Schrift kenne, darnach wurde wenig gefragt, und der Abt Tritheim behauptet: „die damaligen Priester wissen von der Bibel so wenig als das Volk [5]." Kamen sie dann ins Amt, so war ihr Hauptgeschäfte das Messelesen und die Ceremonien. An Sonn- und Festtagen wurde wohl da und dort gepredigt, aber man fand nichts Auffallendes darin, wenn der Geistliche, statt über das Evangelium zu predigen, dasselbe blos las, und zeitenweise das Predigen unterließ [6].

So in der Erziehung vernachläßigt, von ihren Oberen gedrückt, vom Familienleben geschieden, war es kein Wunder, daß viele von den Weltgeistlichen ihre Ergötzung in der Weltlust suchten. Schmausen, Spielen, Jagen war nach Tritheim die gewöhnliche Erholung. Aber tiefer in das Verderben dieses Standes, als Tritheims Klagen, läßt eine Urkunde des Generalvikars von Constanz hineinblicken. Derselbe schreibt unter Anderem an die Geistlichen des Landcapitels (Dekanates) Kirchheim unter Teck um's Jahr 1484 Folgendes:

„Zur Beruhigung Eurer Gewissen wird Eurer Liebe erlaubt, daß jeder irgend einen eigenen Beichtvater sich erwähle, dem Ihr Eure Sünden bekennen dürfet, als da sind: Unzucht

[1]) Cleß 3, 428 ff. [2]) Cleß 3, 109. [3]) Cleß 3, 491. [4]) Cleß 3, 548. 549. [5]) Cleß 3, 548. [6]) Sattler Gesch. d. Gr. 4, 65. Cleß 3, 551 ff.

und Concubinat mit Weibern und Schändung von Jungfrauen, Schande mit Nonnen und Beguinen; Uebertretung kirchlicher Gesetze, Nachläßigkeit und Fehler in Verwaltung der Gottesdienste und Sacramente; Besuch verbotener Orte, Würfel-, Karten-, Brettspiel, Saufen und Fressen, Wucher, Beherbergung verdächtiger Personen, Umgang mit Gebannten, Weinschank, Tragen verbotener Kleider und Waffen, Jagen, Schelten, Meineid, Fluchen, Gotteslästerung, sonstige Verbrechen und schändliche Ausschweifungen — und andere Sünden, von denen die Lossprechung der Papst sich nicht (ausschließlich) vorbehalten hat. Davon soll Euch in kirchlicher Form der Beichtvater lossprechen können, unter der Bedingung, daß Ihr die unterlassenen canonischen Stunden hereinbringt, Eide, die Ihr geschworen habt, haltet, das Unrecht vergütet, und durch Besserung Eures Lebens die früheren Sünden tilget." Nur von Sünden gegen die Schlüsselgewalt, d. h. den Papst und Bischof, könne der Beichtvater sie nicht freisprechen [1]). War dann ein Mensch absolvirt, so ward ihm „die Genugthuung" auferlegt, welche meistens in einer Geldabgabe geleistet wurde, von der dann ein beträchtlicher Theil in die Kasse des Bischofs floß. Diese Absolution der Kirchheimer Diöcese steht nicht allein da, auch in die Reutlinger kamen ähnliche bischöfliche Schreiben (1496) [2]), und seine ganze Diöcese besteuerte ein constanzer Bischof kurz vor der Reformation auf ähnliche schändliche Weise. So stand es auch in andern Reichsstädten, so in Hohenlohe [3]).

Wie viel kam in dieser Zeit des Verfalls der Kloster- wie der Welt-Geistlichkeit auf die Gesinnung der Landesfürsten an! Es war eine Wohlthat für Württemberg, daß so manche Fürsten, insbesondere aber Eberhard im Bart, christlicher dachten, als diejenigen, in deren Hand eigentlich die Leitung

---

[1]) Crusius 2, 79. Sattler G. d. Gr. 4, 81. 82. u. Beilagen p. 146 ff.
[2]) Gratianus Reutlingen 2, 22. 120. [3]) Schnurrer Erläuterungen der württemb. Reformations- u. Gelehrtengeschichte p. 10. Wibel hohenloh. Kirchengesch. p. 262.

Wibel führt eine Reihe von fast unglaublichen Beispielen des Sittenverfalls der Geistlichkeit im Hohenloheschen an. In Ulm verursachten die Aergernisse von Seiten der Geistlichen mehr als einmal öffentliche Auftritte, welche Volksaufstände befürchten ließen. S. Keim, die Reformation der Reichsstadt Ulm, Stuttg. 1851 p. 19 ff. Jäger, Ulm, im Mittelalter, Heft 2, 505.

der Kirche sich befand. Nicht der Papst noch der Bischof, sondern Eberhard war es, der die Jahrmärkte von Sonn- und Festtagen auf Wochentage verlegte, der die Trunkenheit und Gotteslästerung bestrafte, der auch ungeordnete Geistliche in die Schranken wies, so weit es in seiner Gewalt stand [1])! Die Treue, mit der er hier handelte, und der ernste feste Wille, der auch in diesem seinem Thun zu erblicken war, trug im Stillen doch gesegnete Früchte. Der Graf Kraft zu Hohenlohe und Wilhelm Landgraf zu Hessen haben es von ihrem väterlichgesinnten Vetter Eberhard gelernt, in ihrem Lande zu reformiren. Im Württembergischen aber fühlten sich redliche, durch ihre Kirchenhäupter so vielfach gedrückte und zurückgestoßene Welt-Geistliche aufgerichtet durch die Ermunterung und den Beistand, den ihnen Eberhard zu Theil werden ließ. Sie suchten ihm aber auch ihren Dank an den Tag zu legen. So gab Johann Naukler, Kirchherr zu Brackenheim, diese schöne Pfründe auf, damit ihr Fond zur Errichtung der Universität Tübingen verwendet werden könnte, so machten einzelne andere Weltgeistliche später Stiftungen für Studirende [2]). So verwandten andere Weltgeistliche ihre Habe zur Gründung von Predigtämtern. Es war so ganz im Sinne Eberhards, als der im Jahre 1490 verstorbene Priester Conrad Schütz in Lauffen am Neckar, „zu Ehren des heil. Geistes,“ ein Predigtamt stiftete, dessen Besetzung er dem Grafen von Württemberg übertrug. Auch zu Blaubeuren, Sulz, Dornstetten und Bottwar wurden von Geistlichen Stiftungen zu Predigtämtern gemacht [3]). Thomas Pflüger, welcher 1492 ein solches für die Stadt-Gemeinde Sulz stiftete, spricht sich über den Beweggrund dieser wohlthätigen Handlung also aus: „er habe diese Stiftung gemacht, in Ansehung, daß dem Menschen hie in Zeit der Gnaden zu Verfolgung ewiger Seligkeit aus fleißigem Predigen und heilsamlichen Unterweisungen des göttlichen Wortes vielfältiger Nutzen entspringe; in Ansehung, daß dadurch menschliche Vernunft und Erkenntniß in christlichem Glauben erleuchtet, zu Erkenntniß Gottes des Allmächtigen geleitet, und

---

[1]) Eisenlohr Einleitung S. 11. [2]) Cleß 3, 345. [3]) Sattler, G. der Gr. 4, 13. Cleß 3, 478 ff.

die christglaubigen Menschen zu Behaltung seiner göttlichen Gebote gefördert und gezogen werden [1])."

Von der Verdorbenheit der Welt- und Kloster-Geistlichen jener Zeit klagte der Abt Tritheim*) und sang das Volk Spottlieder, aber das Wirken jener stillen, meist verachteten Weltpriester hat keinen Redner und Sänger gefunden.

Fünftes Kapitel.

Gottesdienst und Volksreligiosität in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wie überall in der römischen Kirche, so bestand im Mittelalter auch in Württemberg der öffentliche Gottesdienst hauptsächlich in der Messe oder vielmehr im Meßopfer; (denn unter der Messe wurde neben jenem sogenannten Opfer auch das heil. Abendmahl mitbegriffen, so genau beides zu unterscheiden ist.) Unter verschiedenen Ceremonien: in eigenen kostbaren Kleidern, unter Weihrauchwolken, Gesängen, dem Klange von Glöckchen, Kniebeugungen, Ausbreitung und Wiederfalten der Hände, Emporhalten der Monstranz und des Kelches geschah das sogenannte Meßopfer, und was dem Ganzen das Gepräge des Magischen gab, die Gebete und Bibel-Lectionen dabei wurden in lateinischer Sprache gehalten [2]).

Ueber dieser Satzung wurde das heil. Abendmahl und die heilige Taufe gering geachtet, und ersteres nur unter einerlei Gestalt dargeboten, wie bereits gezeigt wurde. Wie vernachlässigt die eigentliche Verkündigung des Wortes Gottes, die Predigt war, das ist schon aus dem Umstande klar, daß man in Städten, welche an Geistlichen keinen Mangel litten, dennoch für nöthig fand, besondere Predigtämter zu stiften, und daß man auch da, wo Prediger waren, auf regelmäßige Besorgung dieses Amtes nicht sehr strenge drang.

Meßopfer war und blieb eben Hauptsache, und weil man von Jugend auf hörte, wie Vergebung der Sünde durch das

---

[1]) Cleß 3, 479. [2]) Sleidan bei Seckendorf historia Lutheranismi Anhang zu B. 4. p. 105 ff.

*) s. Anhang Nro. 33.





von einem Priester dargebrachte Opfer erworben werde, so wurden unzählige Messen für's Geld bestellt, für Lebendige wie für Todte, und im Vertrauen hierauf lebte und starb das Volk. Kam dann hiezu noch der außerordentlicher Weise ertheilte Ablaß, so wurde auch dieser mit allem Pompe verkündigt, und Jedermann mußte glauben, daß darin die Hauptsache des Christenthums bestehe, daß man Sündenvergebung durch die Priester erlange und mit Geld erwerbe.

Nächst der Messe war die Verehrung der Heiligen eine Hauptsache des damaligen Gottesdienstes. Theils ihre Personen, theils ihre Reliquien, theils ihre Bilder wurden verehrt. Einen Landespatronen hat zwar Württemberg nicht gewählt; aus der Zahl seiner Entschlafenen wurden nur sehr wenige, und außer Wilhelm von Hirschau wohl kein allgemein gerühmter Heiliger canonisirt. Am häufigsten verehrt wurden: St. Peter, St. Martin, St. Georg, St. Leonhardt, der Erzengel Michael, vor allen Heiligen und Engeln aber die Jungfrau Maria. Noch 1520 wurde letzterer zu Ehren eine Glocke in die Stiftskirche in Stuttgart gegossen, worin sie als die Mutter des Erbarmens und der Gnade angerufen wird um ihren Schutz vor dem Teufel, um ihre Hülfe in der Todesstunde, um die Fürbitte bei ihrem Sohne, welche Vergebung aller Sünden bewirke.

Besondere Gegenstände der Verehrung waren ferner die Reliquien der Heiligen, welche in großer Zahl im Lande sich fanden. Nur das Städtchen Künzelsau rühmte sich, 94 Reliquien zu besitzen, und dem Kloster Zwiefalten hatten zwei Mönche durch einen Diebstahl 81 Reliquien zugetragen. Unter besonderen Feierlichkeiten wurden sie zum Beschauen, Küssen, Betasten, zu kirchlicher Verehrung ausgestellt [1]).

Doch nicht nur den Reliquien und Personen oft sehr unbekannter Heiligen wurde diese Verehrung bewiesen, sondern auch den Bildern der „Himmelskönigin," wie man die heil. Jungfrau oftmals nannte. Man glaubte, daß einigen von diesen Bildern geheime Kräfte mitgetheilt werden; man wollte bemerken, daß Marienbilder Haupt und Glieder bewegen, und

[1]) Gerhard fid. cath. 1031.

so bald dieß kund ward, begann eine Wallfahrt, namentlich Kranker und Gebrechlicher, welche da Hülfe suchten. Und damit man ja zu dem Bilde wallfahre, kam noch ein besonderer Ablaßbrief des Papstes, welcher besagte: „die Gläubigen möchten doch da- und dorthin wallfahren, weil die heil. Jungfrau durch fortwährende Wunder in dieser oder jener Kirche schimmere." Wie mancher Betrug mußte sich bei solchen Bildern auch im Württembergischen finden [1])! Das Volk war wirklich dadurch in einen solchen Aberglauben versunken, daß es überall von Wunderheilungen träumte. Einem Fuhrmann bei Möhringen auf den Fildern verunglückte sein Weib auf der Straße, er setzt ihr ein kleines Denkmal. Aber ehe man es sich versah, wurde diese Stelle ein Wallfahrtsort für Krüppel aller Art, und nach und nach kam durch das häufig fallende Opfer eine Summe zu Stande, von der man eine Kirche erbaute [2]).

Doch nicht bloß Krüppel und Lahme, Gebrechliche und Kranke suchten auf diesem Wege ihre Heilung. — Die Gesunden suchten bei den Wallfahrten ihre Lust. Als z. B. ein Mensch in der Nähe von Schwäbisch Hall einmal Erscheinungen und Offenbarungen vorgab, und an eine alte Eiche eine bleierne Medaille mit dem Bild der „vierzehn Nothhelfer" angeheftet hatte, entstand ein ungemeiner Zulauf der Haller. Alles eilte: „mit Fläschlein guten Weins, Küchlein und Hippen" hinaus. In der Eile baute man eine bretterne Hütte, hielt darin Messe, und Alles vergnügte sich [3]).

Zur Belustigung bot freilich das römische Kirchenthum damals noch Anderes dar. Keine Zeit wurde, wie Luther sich ausdrückt, mehr entweiht, als die heil. Osterzeit. Am Palmsonntage wurde an den Orten, welche einen sogenannten Palmesel halten durften (was ein großes, mitunter am päpstlichen Hofe ausgewirktes Recht war), dieser große hölzerne Esel, auf dem ein Geistlicher saß, herumgezogen, und selbst die Rathsherrn mußten ziehen helfen. Mit grünen Zweigen, unter Glockengeläute und Gesang, geleitete man ihn von Kirche zu Kirche, wo dann Feuer und Wasser von dem auf dem Esel sitzenden Geistlichen geweiht wurde [4]). Am Charfreitage legte man ein hölzernes

[1]) Wibel 215 ff. [2]) Crusius 2, 145. [3]) Crusius 2, 95. [4]) Leutfeld antiq. bursf. 252. 253.



Christusbild in ein eigens verfertigtes Grab, am Osterfest nahm man es heraus[1]), und nun betrat ein Geistlicher die Kanzel, um durch Possen das Volk zu belustigen und das sogenannte Ostergelächter hervorzubringen[2]). Einige dieser Leute ahmten auf der Kanzel statt der unflätigen Scherzreden das Geschrei von unvernünftigen Thieren nach. Wer dann das Volk am meisten zum Lachen bewegen konnte, galt für den besten Prediger.

Immer mögen besser denkende, unter Eberhard gebildete Geistliche im Stillen guten Samen ausgestreut haben, doch dürfen wir ihre Zahl und Einfluß nicht als zu groß annehmen. Ernstere Bedenken gegen diese Mißbräuche wurden erst in der Reformationszeit laut. Aber wie arm stand das Volk da, wenn es an seinen hohen Festen Solches hören mußte, wenn es immer von einer Menschensatzung zu der anderen hingetrieben wurde; denn auch das Leben gab wenig Ersatz für das, was die kirchlichen Anstalten vermissen ließen. Bibeln waren nirgends zu finden unter dem Volke, und wenn es sich je eine deutsche hätte anzuschaffen vermocht, so hätten die Wenigsten davon Nutzen ziehen können. Noch im Jahr 1492 verstanden sich nur die wenigsten Stadtgerichtsmitglieder in Stuttgart auf's Lesen. So entbehrte der Hausgottesdienst der Hauptgrundlage[3]). Die Schulanstalten gaben wenig Ersatz. Von deutschen Schulen in jener Zeit hat man keine Spur, die wenigen lateinischen schienen sich im Religionsunterricht darauf zu beschränken, für den lateinischen Chorgesang Knaben zu erziehen, mit denen hie und da vielleicht die sonntäglichen Evangelien und Episteln in lateinischer Sprache durchgegangen wurden[4]). Geistliche Lieder in deutscher Sprache, welche auch unter dem ungebildetsten Theile des Volkes von Mund zu Mund hätten gehen können, gab es wenige, und noch wenigere waren um ihres Inhaltes willen genügend. Nur einzelne bessere Verse, wie der erste des (von Luther ergänzten) Liedes: „Nun bitten wir den heil. Geist" ꝛc., und das alte kleine Osterlied: „Christ ist erstanden" ꝛc., dürften allgemeiner bekannt gewesen seyn. Letz-

---

[1]) Crusius 2, 55. [2]) J. G. Müller Reliquien 3, 259. Schuler, Veränderungen des Geschmacks in Predigten 31. Matthesius Luthers Leben 177. [3]) Pahl, Gesch. 2, 165. [4]) Sattler, Gesch. d. Herzoge 1, 76. Eisenlohr Schulgesetze Einl. S. 45.

teres soll man in Schwaben an Ostern haben in der Kirche singen dürfen [1]). Sonst war der Gesang geistlicher Lieder, besonders in der Kirche, dem Volke streng verboten, besonders seit dem Concil zu Constanz.

Was unter dem damaligen Verderben von christlicher Wahrheit noch übrig war, läßt sich kurz zusammenfassen. Vor Allem sind die beiden Sakramente, Taufe und Abendmahl, zu nennen. Aber wie sehr ward ihr Genuß erschwert! Unter wie viel Ceremonien war ihre eigentliche Bedeutung verdunkelt! Jedermann mußte irre werden an der Bedeutung der heiligen Taufe, wenn er sah, wie man Glocken und Altarsteine taufte, und Gevattern dazu bat [2]), oder die Weihung von Salz, Wein, Fleisch, Kräutern mit anhörte. Und wie manches denkende Gemüth gerieth in Zweifel, ob es denn auch den Segen des heil. Abendmahls empfange, weil ihm der Kelch des neuen Bundes nicht gereicht wurde! Als einen besonderen Schatz, der sich noch in der Kirche erhielt, nennen Luther und Brenz: die Kenntniß des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zehen Gebote, welche da und dort dem Volke öfters auf der Kanzel vorgesprochen und so eingeprägt wurden [3]).

Aber auch das Wenige, was von christlicher Erkenntniß gepflanzt wurde, mußte in redlichen Gemüthern seine Kraft offenbaren. Das schwäbische Volk galt damals für ein religiöses Volk [4]). Es war ungemein willig im Geben, bald zu Klosterstiftungen, bald zu Kirchenbauten, bald zur Gründung von Hospitälern. Die reichsten dieser letzten Anstalten und die schönsten Kirchen wurden im fünfzehnten Jahrhunderte gegründet. Inschriften an Hochaltären und die um diese Zeit häufiger werdenden kirchlichen Kunstwerke, die sogenannten Oelberge [5]), zeugen davon, wie der Name des Weltheilandes im Stillen doch manchem Herzen über alle Namen theuer war. Eigenthümlich endlich ist dieser Zeit die Errichtung eigener Predigtämter, auch von Seiten der Gemeinden [6]).

---

[1]) Koch, Kirchenlied 1, 45 47. — Lieder in Klöstern z. B. in Zwiefalten und Pfullingen, bei Wackernagel Kirchenlied von Luther bis Nik. Hermann u. Ambr. Blaurer S. 29. [2]) Articuli smalcaldici ed. Hase 337. [3]) Württemb. große Kirchenordnung p. 97. [4]) Cleß 1, 91. [5]) Cleß 3, 476. Heyd Herzog Ulrich 1, 199. Zeller Tüb. 652. [6]) Cleß 3, 484.



Zudem finden wir da und dort ein bewußtes Hervortreten gegen das sittliche Verderben der Zeit. Ein Krebsschaden jenes Jahrhunderts waren die vielen öffentlichen Frauenhäuser und die dadurch verbreiteten Unzuchtssünden. Aber die sogenannten Brüderschaften, welche von Geistlichen und Laien errichtet waren, und deren Hauptzweck zunächst die Armenpflege, ehrliches Begräbniß ihrer Todten, Fürbitte für Lebende und Verstorbene war, verbanden hiemit öfters eine strenge Sittenzucht. So hatte z. B. die Sindelfinger Brüderschaft als ersten Grundsatz den ausgesprochen: „Wir sollen und wollen keinen Gottesschwörer, Lästerer, noch unrichtigen Menschen, auch keine Person, es sei Mann oder Frau, die zu den Unehren und nit im ehelichen Stande bei einander säßen und Wohnung hätten, nimmer aufnehmen in unsere Brüderschaft" (1470). Auch bürgerliche Vereine, wie die Zünfte, gestalteten sich zu religiösen; unter ihnen ist besonders die Weberzunft zu nennen, selbst die Spielleute traten da und dort zu einer Brüderschaft zusammen, und alle gelobten: „Keiner solle eine Frau haben oder mit sich führen, die Geld oder Nahrung mit Sünden verdiene [1]."

Neben jenen Brüderschaften bestehen noch immer Beguinen und Beghardenfort. Die ersteren namentlich genossen im fünfzehnten Jahrhundert im Württembergischen alle Achtung und Unterstützung, und standen unter dem Dominikaner- oder Franziskaner-Orden, als sogenannte Tertiarierinnen. Zur besonderen Ehre gereicht ihnen, daß Eberhard im Bart, der doch überall zu reformiren suchte, wo sittliche Zucht erschlafft war, die sehr zahlreichen „Beguinensammlungen" und „Bruderhäuser" ruhig und ungestört ihrem eigenen Gange überließ. Beguinen und Begharden besorgten, wie früher, die Pflege der Kranken, Wanderer und Sterbenden; ihren Unterhalt erwarben sie sich meist durch Händearbeit, namentlich durch Webereien. Nicht unbekannt scheinen sie gewesen zu seyn mit der heil. Schrift. Ein stilles, zurückgezogenes, und dennoch in Liebe thätiges, gemeinschaftliches Leben war ihr Hauptbestreben, und wenn auch einzelne Mitglieder jener Vereine diesem Streben untreu wurden, so wäre es Unrecht, diese Schuld der besseren Mehrzahl aufzubürden [2]. Wohl

[1] Jäger Ulm 535. 545. Sattler Gesch. d. Gr. 4, 264. (Beil.).
[2] Lebret 2, 43 ff. 54 unten.

möchte die Vermuthung eines würtembergischen Gelehrten nicht viel gegen sich haben: „daß in diesen Kreisen eine besondere Neigung und Empfänglichkeit für christlich-reformatorische Grundsätze sich gefunden habe [1]." Aecht evangelisch war wenigstens das Gebet, das die Beguinen den Sterbenden pflegten vorzusprechen, und womit sich viele alte Laien im Papstthum trösteten, welches also lautet:

O Marter groß, o Wunder roth,
O bitterer Tod
Des Sohnes Gottes!
Komm' mir zu Hülf' in meiner letzten Noth,
Wenn mein Herz bricht,
Verlaß mich, Herr Jesu Christe, nicht [2])!

So übten diese Weiber, und so wohl auch manche Hausväter und Hausmütter das geistliche Priesterthum an den Sterbenden und das Lehramt an den Kindern. Und eben der damit gepflanzte Sinn der Liebe zum Erlöser war die beste Vorbereitung zur Reformation.

Eine Bewegung dagegen, welche damals die Masse des Volkes ergriff, verdient den Namen einer Vorbereitung auf die Reformation keineswegs [3]). Ein junger Mensch, Johann Beheim zu Niklashausen, vom Volke der „Hänselin" genannt, rühmte sich vorgeblicher Erscheinungen von der Jungfrau Maria. Bald wallfahrteten Schwaben, Franken, Baiern zu ihm (1475). Seine Predigten gegen Kleiderluxus und gegen das üppige Leben der Vornehmen, namentlich auch der Geistlichkeit, zogen das Volk an. Sie drängten sich zu ihm; wer ihn nur anrühren konnte, hielt sich für geweiht und beseligt; Stückchen von seiner Kleidung wurden ihm abgerissen und als Reliquien vertheilt. Mit gebeugten Knieen und gefalteten Händen flehten die Leute: „O heiliger Mann Gottes, bitte für mich!" Wie an berühmten Wallfahrtorten, so wurden ihm reiche Gaben an Gold, Silber, Wachs, Kleidungen dargebracht. Als der Bischof von Würzburg gegen ihn einschritt, zogen Schaaren von Volk heran und drohten mit der Zerstörung Würzburgs, wenn der Bischof

[1]) Lebret 2, 43 ff. 54 unten. [2]) Matthesius Leben Luthers 450.
[3]) Trith. chron. 2, 486 ff.





„den Jüngling“ nicht freigeben würde. Nur die Lanzen der bischöflichen Reiter und das bischöfliche Geschütz brachten die aufrührerischen Haufen zum Weichen. Ueber den Jüngling wurde Gericht gehalten; er bekannte, daß er das Volk mannigfach betrogen habe, und ward verbrannt. Noch als er auf dem Scheiterhaufen stand, glaubten viele seiner Anhänger, er werde durch ein Wunder der Mutter Gottes gerettet werden [1]. Sein Tod hinterließ viel Bitterkeit unter dem Volke, und nicht mit Unrecht wird er als ein Vorbote des die Reformation so sehr gefährdenden Bauernkrieges angesehen, in welchem der Unwille über die damalige höhere Geistlichkeit und das Mönchthum sich auf so schreckliche Weise Luft machte.

Eine Verbesserung der kirchlichen Zustände war unumgänglich nöthig; aber worin sie bestehe, und wie sie durchzuführen seie, das wußte damals noch Niemand mit Gewißheit, und nur Wenige hatten davon eine Ahnung.

Eine Reformation, wie man sie bedurfte, war Sache einer höheren Hand, welche das Geschick der Kirche lenkt und ihre Krankheiten allein heilt. Wenn von Menschen etwas für diesen Zweck geschah, so waren es kleine, fast unabsichtliche Vorbereitungen, zu denen das Gewissen und die Sorge für das allgemeine Wohl einzelne fromme Männer antrieb. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Gebete redlicher Christen, so verborgen sie vor Menschen sind, so gewiß nie verloren gehen, und man möchte schwerlich irren, wenn man behauptet, daß die Reformation erbetet war; wie Luther singt:

> Gott spricht: ich muß auf seyn,
> Die Armen sind verstöret;
> Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
> Ich hab' ihr Klag' gehöret;
> Mein gutes Wort soll auf den Plan,
> Getrost und frisch sie greifen an
> Und seyn das Heil der Armen.

[1]) Trith. 2, 490.

Die

Zeiten der Reformation.





Erster Abschnitt.

Das Bedürfniß einer Kirchen-Reformation und die erste Vorbereitung derselben in Württemberg.

Erstes Kapitel.

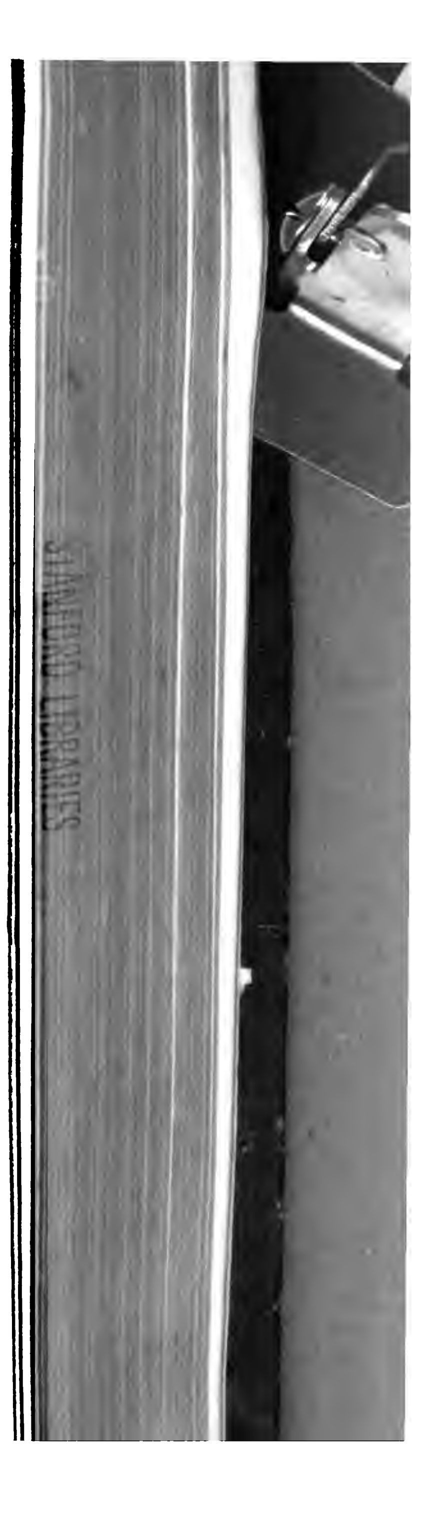
Papst und Herzog.

So lange Eberhard im Bart lebte, mochten wohldenkende Männer eine Verbesserung der kirchlichen Zustände wenigstens im Lande Württemberg hoffen, ja glauben, eine solche sei angebahnt. Aber kaum hatte der edle Fürst seine Augen geschlossen, so zeigte es sich, wie die gründliche Reformation, nach der er sich gesehnt, und um welche er oft zu Gott gebetet hatte, noch ein sehr fernes Ziel seie für die württembergische Kirche, geschweige für die ganze abendländische [1]).

Wie mag wohl Eberhard, der durch nahe Anverwandte in Italien über den römischen Hof auf's genaueste unterrichtet war [2]), noch in seinen letzten Jahren so tief betrübt worden seyn, als er hörte, daß der Cardinal Roderich Borgia den päpstlichen Stuhl bestiegen habe (1492). Dieser Mensch, der unter dem Namen Alexander VI. bekannt ist, hatte an Gottlosigkeit, auch nach den Zeugnissen römisch-katholischer Schriftsteller, Seinesgleichen nicht. So sagt ein französischer Geschichtschreiber von ihm [3]): „Ganz Europa verfluchte ihn wegen seiner öffentlichen Ausschweifungen, seiner Treulosigkeit, seines unmäßigen Hochmuthes, seines unersättlichen Geizes, seiner Grausamkeit, seiner Gottlosigkeit;" und ein italienischer Geschichtschreiber berichtet: „Als

---

[1]) Cleß 3, 589. [2]) Lebret p. 1. 27. [3]) bei Weismann 1, 1281 ff.



er gestorben war, lief ganz Rom mit unglaublicher Freude zusammen zu seiner Leiche, und konnte seine Augen nicht genug sättigen am Anblick der todten Schlange, welche mit ihrem unbegränzten Hochmuth, mit ihrer verderblichen Treulosigkeit, mit ihrer abscheulichen Wollust 2c. die ganze Welt vergiftet hatte[1])." Ein Dritter berichtet, wie Rom in der That und Wahrheit eine Mördergrube unter ihm und durch ihn geworden seie[2]). — *)

Es war ein wahres Glück für Württemberg, daß die Leute diesen vorgeblichen heil. Vater und Nachfolger Petri, den sogenannten Statthalter Christi, den Hirten der einen, heiligen, katholischen Kirche, nicht mit Augen sahen; wie damals die Sachen stunden, wäre nichts als die Verbreitung der äußersten Gottlosigkeit durch dies Beispiel zu gewarten gewesen[3]). Indessen ganz ohne Einfluß auf das Land war auch dieser Papst nicht. Unter ihm kam der Ablaß erst recht nach Schwaben und Franken[4]). Der Cardinal-Legat Raimund von Gurk war sein Stellvertreter in unserem Lande, wie er's schon vorher gewesen war, und diente auch dem Geize dieses Papstes, wie dem seiner Vorgänger. Dieser Raimund trieb nun den Ablaßhandel in's Große und ertheilte nicht allein Erlassung der Kirchenstrafen, sondern auch „vollkommene Vergebung der bereuten, bekannten und unbekannten Sünden, und Erlassung der Fegfeuerstrafen[5])." Während der Cardinal das Land durchzog, trieb ein anderer Ablaßkrämer und Reliquienumträger, Namens Eiselin, gleichfalls unter päpstlichem Schutze, seinen Handel auf's unverschämteste im Kleinen. An dem einen Orte wies dieser als Reliquie eine Schwungfeder vom Erzengel Michael vor, am andern nahm er, Angesichts seiner Wirthin, Heu aus einem Stalle, und sagte ihr, wie er am andern Tage dies Heu, als Heu vom Stalle zu Bethlehem, in der Kirche zur Verehrung aufstellen wolle, und er hielt damit Wort **). Vergeblich war der Widerstand der besser denkenden Geistlichkeit Württembergs.

---

[1]) Guicciardini bei Weißmann 1, 1284. [2]) Onuphrius bei Weißmann 1, 1282. [3]) cfr. Bellarmin bei Cypr. hist. c. a ed. 1 p. 15. [4]) Wibel 204 u. 206 Anm. Sattler Herzoge 1, 69 ff. [5]) Cypr. 4. 5. Calvör fissurae Sionis 765.

*) s. Anhang Nro. 34. **) s. Anhang Nro. 35.

Er lachte ihnen in's Gesicht [1]). Als man sahe, daß Ablaß auf „Tage" nicht mehr wohl in die Länge viel Beifall finde, so ward „die römisch Gnad" immer reicher. Im Jahr 1502 kam sie nach Calw; man führte dort am Sonntag nach Frohnleichnam ein Trauerspiel von der Passion auf, und Cardinal Raimund bewilligte Jedem, der demselben mit Andacht zusehe, auf 240 Jahr Ablaß. Von dannen zog er nach Schwäbisch-Hall, mit großen Indulgenzen, dann nach Hohenlohe [2]). Der Cardinal bezog von dem eingegangenen Gelde sein Dritttheil. Das Uebrige sollte versprochenermaßen zum Türkenkriege verwendet werden, und Kaiser Maximilian machte deßhalb darauf Anspruch; aber der Cardinal verbot dem jungen Herzog Ulrich, diese Gelder dem Kaiser auszuliefern (1504) [3]). Wo dieselben hinkamen, weiß man nicht. Aber daß der Ablaß fortwährend betrieben wurde, und fortwährend versprochen ward, man wolle damit gegen den Türken einen Kriegszug veranstalten, das ist gewiß [4]). Und der Erfolg von Allem diesem war kein anderer als der, von dem die deutsche Nation (1522) zu Nürnberg klagte: „Unter dem Schein der Frömmigkeit, als wären Kirchen zu Rom zu bauen, oder Kreuzzüge gegen die Türken zu unternehmen, haben die römischen Päpste den einfältigen, leichtgläubigen Deutschen ihr Geld abgenommen und sie bis auf's Blut ausgesaugt. Und was noch viel höher anzurechnen ist, durch diese Betrügereien und die gemietheten Ablaßkämer und Ablaßprediger ist die deutsche christliche Frömmigkeit von Haus und Hof vertrieben worden, weil Jedermann für das bezahlte Geld Freiheit zu sündigen erkauft zu haben glaubte. Das war der Ursprung von so vieler Unzucht, Blutschande, Ehebruch, Meineid, Mord, Diebstahl, Raub, Wucher und einer Masse anderer Laster. Jedermann glaubt nicht allein in dieser, sondern auch in jener Welt strafefrei zu seyn. — Zu einem Türkenzug Hülfe zu leisten, will Niemand sich verstehen, denn allgemein weiß man, daß das Geld nicht zum Nutzen der Christenheit, sondern für die Verwandten und Diener des Papstes verwendet wird [5])."

---

[1]) Cleß 3, 590. Zeller Tüb. 649. [2]) Heyd Ulrich 1, 196. Sattler Topogr. 1, 166. Crusius 2, 157. Wibel p. 205. Sattler Herzoge 1, 70. [3]) Sattler 1, 70. [4]) Pfister G. d. D. 3, 647. [5]) Cypr. p. 8. Gravam. nat. germ. b. Gerb. fid. cath. 1299 u. Seckend. hist. Luth. 1,376.



War das sogenannte Haupt der Kirche der Urheber dieses Verderbens, so mußte sich dieses in Württemberg um so weiter verbreiten, da mit dem Tode Eberhards im Bart die öffentliche Sittlichkeit ihre irdische Hauptstütze verloren hatte. Sein Nachfolger, zum Unterschied von ihm gewöhnlich Eberhard der Jüngere genannt, war ein Mann von zerrüttetem Geiste und frechen Sitten [1]). Sein Liebling war der berüchtigte entsprungene Mönch Holzinger, den er aus dem wohlverdienten Gefängniß befreite und zu seinem Rathgeber machte. So etwas hatte Eberhard im Bart vorhergesehen, und, um seine mühevollen Pflanzungen durch den Nachfolger nicht ganz zertreten zu lassen, noch bei seinen Lebzeiten eine Regimentsordnung entworfen, wornach ein Landhofmeister mit zwölf Räthen aus den drei Ständen dem jüngeren Eberhard bei der Landesregierung zur Seite stehen, und dieser gehalten seyn sollte, ohne ihren Rath, Wissen und Willen nichts vorzunehmen [2]). Dies geschah mit Eberhards des Jüngeren Zustimmung im Eßlinger Vertrag. Als er aber die Regierung angetreten hatte, erklärte er, wie er sich an denselben nicht binden werde. Die Regimentsräthe und die Stände des Landes blieben fest, suchten ihn zuerst auf gütlichem Wege zu gewinnen, da er aber hartnäckig widerstand, sagten sie ihm den Dienst auf und bewogen den Kaiser Maximilian I., den Herzog abzusetzen. Eberhard dankte dann zu Gunsten des jungen Ulrich ab, und starb bald darauf in der Pfalz auf dem Schlosse Lindenfels.

Die Stände des Landes, unter denen die Prälaten (Aebte der Benediktinerklöster und der Propst zu Denkendorf) bereits eine bedeutende Stimme führten, hatten nach den Landesgesetzen gehandelt, aber darin besonders gefehlt, daß sie den Kaiser mit dem Versprechen gewannen, seine Nichte, Sabine von Baiern, durch Verheirathung an den jungen Herzog Ulrich zu versorgen. Ihr Wille geschah, einer jugendlichen Neigung zu einer edlen brandenburgischen Prinzessin mußte der junge Herzog entsagen, und dies, verbunden mit einer gewissen Sorglosigkeit in seiner Erziehung, war für die Bildung seines Charakters von entscheidend üblen Folgen. Es war nicht mehr jener liebevolle

[1]) Heyd Ulrich 1, 14. [2]) Pfister Eberh. 146. 147.

Ernst, mit welchem einst Eberhard im Bart den Knaben, mit anderen adelichen Jünglingen zusammen, erzog, ihn den Katechismus und seine übrigen Lectionen hersagen ließ, und ihn durch die Würde seines Beispieles nach dem Grundsatze leitete, „daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sei." Wie bildsam Ulrich gewesen seyn dürfte, mag man aus der Anhänglichkeit schließen, mit der er seinen Wohlthäter, „den frommen, seligen Eberhard, der nicht als sein Vetter, sondern als Vater an ihm gehandelt habe," bis in den Tod ehrte [1]). Eine gewisse Aufrichtigkeit in religiöser Hinsicht und eine Ehrfurcht vor dem Heiligen, welche nur durch den Sturm des wild aufbrausenden Temperamentes zu Zeiten verdunkelt ward, läßt sich bei Ulrich nicht ganz verkennen. Das Unglück des Jünglings zu vollenden, erklärte ihn Kaiser Maximilian in seinem sechszehnten Jahre schon für regierungsfähig. Ein glücklicher Krieg gegen die Pfalz, bei welchem das Kloster Maulbronn, das an Reichthum einem Bischofssitze glich, erworben wurde [2]), ein prächtiges Hoflager, glänzende Turniere, die Anhäufung einer Masse von Schulden, der zügellose Sinn seines Adels bezeichnet die ersten zehn Jahre der Regierung Ulrichs. Es ist nur zu wahr, was Heyd, sein Biograph sagt: „Die reiche Hochzeit Ulrichs war ein Vorspiel von dem armen Conrad [3])."

Während der Druck dieser Ereignisse auf dem Volke lastete, hat weder Constanz noch Rom etwas gethan, um den Herzog auf die Bahn einer christlichen Mäßigung zurückzuführen. Der Papst hatte genug an den Höflichkeitsbezeugungen des Herzogs, sah es ihm auch nach, wenn er keine Curtisanen auf Landpfarreien zuließ, oder auch gegen einen Prälaten Strenge übte, gab seine Einwilligung zur Verwandlung von Chorherrnpfründen in Pfründen für die Hof-Capelle des Herzogs, der die Musik sehr liebte, und redete ihm auch nicht darein, wenn er seine Sänger und die Verwandten seiner Gewaltigen zu Pfründen vor Anderen beförderte [4]). Ein höherer Richter mußte es dem Herzoge fühlbar machen, wie sehr er sich verschuldet hatte, als er den wilden Junker Dietrich Spät zum Propst an der Stifts-

[1]) Heyd Ulr. 1. [2]) Heyd Ulr. 1, 118. [3]) Heyd Ulr. 1, 164.
[4]) Sattler, Herzoge 1, 230. 163.

Zudem finden wir da und dort ein bewußtes Hervortreten gegen das sittliche Verderben der Zeit. Ein Krebsschaden jenes Jahrhunderts waren die vielen öffentlichen Frauenhäuser und die dadurch verbreiteten Unzuchtssünden. Aber die sogenannten Brüderschaften, welche von Geistlichen und Laien errichtet waren, und deren Hauptzweck zunächst die Armenpflege, ehrliches Begräbniß ihrer Todten, Fürbitte für Lebende und Verstorbene war, verbanden hiemit öfters eine strenge Sittenzucht. So hatte z. B. die Sindelfinger Brüderschaft als ersten Grundsatz den ausgesprochen: „Wir sollen und wollen keinen Gottesschwörer, Lästerer, noch unrichtigen Menschen, auch keine Person, es sei Mann oder Frau, die zu den Unehren und nit im ehelichen Stande bei einander säßen und Wohnung hätten, nimmer aufnehmen in unsere Brüderschaft" (1470). Auch bürgerliche Vereine, wie die Zünfte, gestalteten sich zu religiösen; unter ihnen ist besonders die Weberzunft zu nennen, selbst die Spielleute traten da und dort zu einer Brüderschaft zusammen, und alle gelobten: „Keiner solle eine Frau haben oder mit sich führen, die Geld oder Nahrung mit Sünden verdiene [1])."

Neben jenen Brüderschaften bestehen noch immer Beguinen und Begharden fort. Die ersteren namentlich genossen im fünfzehnten Jahrhundert im Württembergischen alle Achtung und Unterstützung, und standen unter dem Dominikaner- oder Franziskaner-Orden, als sogenannte Tertiarierinnen. Zur besonderen Ehre gereicht ihnen, daß Eberhard im Bart, der doch überall zu reformiren suchte, wo sittliche Zucht erschlafft war, die sehr zahlreichen „Beguinensammlungen" und „Bruderhäuser" ruhig und ungestört ihrem eigenen Gange überließ. Beguinen und Begharden besorgten, wie früher, die Pflege der Kranken, Wanderer und Sterbenden; ihren Unterhalt erwarben sie sich meist durch Händearbeit, namentlich durch Webereien. Nicht unbekannt scheinen sie gewesen zu seyn mit der heil. Schrift. Ein stilles, zurückgezogenes, und dennoch in Liebe thätiges, gemeinschaftliches Leben war ihr Hauptbestreben, und wenn auch einzelne Mitglieder jener Vereine diesem Streben untreu wurden, so wäre es Unrecht, diese Schuld der besseren Mehrzahl aufzubürden [2]). Wohl

[1]) Jäger Ulm 535. 545. Sattler Gesch. d. Gr. 4, 264. (Beil.).
[2]) Lebret 2, 43 ff. 54 unten.

möchte die Vermuthung eines würtembergischen Gelehrten nicht viel gegen sich haben: „daß in diesen Kreisen eine besondere Neigung und Empfänglichkeit für christlich-reformatorische Grundsätze sich gefunden habe [1])." Aecht evangelisch war wenigstens das Gebet, das die Beguinen den Sterbenden pflegten vorzusprechen, und womit sich viele alte Laien im Papstthum trösteten, welches also lautet:

> O Marter groß, o Wunder roth,
> O bittrer Tod
> Des Sohnes Gottes!
> Komm' mir zu Hülf' in meiner letzten Noth,
> Wenn mein Herz bricht,
> Verlaß mich, Herr Jesu Christe, nicht [2])!

So übten diese Weiber, und so wohl auch manche Hausväter und Hausmütter das geistliche Priesterthum an den Sterbenden und das Lehramt an den Kindern. Und eben der damit gepflanzte Sinn der Liebe zum Erlöser war die beste Vorbereitung zur Reformation.

Eine Bewegung dagegen, welche damals die Masse des Volkes ergriff, verdient den Namen einer Vorbereitung auf die Reformation keineswegs [3]). Ein junger Mensch, Johann Beheim zu Niklashausen, vom Volke der „Hänselin" genannt, rühmte sich vorgeblicher Erscheinungen von der Jungfrau Maria. Bald wallfahrteten Schwaben, Franken, Baiern zu ihm (1475). Seine Predigten gegen Kleiderluxus und gegen das üppige Leben der Vornehmen, namentlich auch der Geistlichkeit, zogen das Volk an. Sie drängten sich zu ihm; wer ihn nur anrühren konnte, hielt sich für geweiht und beseligt; Stückchen von seiner Kleidung wurden ihm abgerissen und als Reliquien vertheilt. Mit gebeugten Knieen und gefalteten Händen flehten die Leute: „O heiliger Mann Gottes, bitte für mich!" Wie an berühmten Wallfahrtsorten, so wurden ihm reiche Gaben an Gold, Silber, Wachs, Kleidungen dargebracht. Als der Bischof von Würzburg gegen ihn einschritt, zogen Schaaren von Volk heran und drohten mit der Zerstörung Würzburgs, wenn der Bischof

---

[1]) Lebret 2, 43 ff. 54 unten. [2]) Matthesius Leben Luthers 450.
[3]) Trith. chron. 2, 486 ff.





Kein Gelehrter noch irgend ein Mann von angesehenem Stande wollte mehr eintreten, die Predigermönche bekamen Streit mit den Stiftsgeistlichen, und machten sich durch liederliche Händel bei Jedermann gehässig, so daß man ihrer und ihres Klosters überdrüssig ward [1]). Nur die übermäßige Verehrung ihres Dominicus und die Verfolgungssucht gegen Andersglaubige erinnerte an das Eigenthümliche des Dominikaner-Ordens [2]).

Ihre Brüder, die Franziskaner, scheinen noch verdorbener gewesen zu seyn. Bebel erzählt, wie er zu Tübingen über Tische einen Franziskaner sich habe rühmen hören: „er wisse von drei Dingen, von der Armuth — im Bad, von dem Gehorsam — bei Tisch, von der Keuschheit — am Altar." „Euer Kloster wird noch ein Stall werden," prophezeite diesen Leuten ein Tübinger Weingärtner [3]).

Nicht viel länger hielt die Zucht unter den Augustinern. Zu Eberhards Zeit waren sie reformirt worden, und hatten sich an die Provinz Sachsen (den Sprengel der reformirten Augustiner in Sachsen) angeschlossen Aber als Eberhard gestorben war, stand es nicht lange an, so wollten sie nichts mehr von der eingeführten Reformation wissen, und suchten die laxere Regel wieder geltend zu machen [4]). Oft und vergeblich war die Klage: „daß der Augustiner-Herrn Thun und Lassen mehr zum Aergerniß als zur Besserung diene [5])." Daß der edle, fromme Prior Staupiz nach Sachsen zurückgekehrt war, war für das Augustinerkloster in Tübingen ein ebensogroßer Verlust, als es für das Ganze des Reiches Gottes ein Gewinn war [6]). Selbst in der kleinen Cartheuserklause auf dem Güterstein, in der einst der edle Rudolph von Ehingen seinen Lauf beschlossen hatte, in der Graf Ludwig begraben war, in der Eberhard im Bart die Weihe zur Wallfahrt empfangen und sein Inneres dem alten Prior aufgeschlossen hatte, war die alte Zucht dahin [7]).

Und wie schnell gieng die Reformation der Chorherrnstifte, welche Eberhard nach dem Vorbild der Windesheimer vorgenommen hatte, zu Grabe! Immerhin mag es den Würt-

[1]) Sattler Topogr. 1, 34. [2]) Cleß 2, 466. [3]) Crusius 2, 82. Zeller, Tüb. 136. [4]) Heyd Ulrich 1, 192. (Dagegen Sattler Herzoge 1, 132.) [5]) Cleß 3, 183. [6]) Pfister Eberh. 213. [7]) Cleß 3, 100. Gratianus 2, 99.

tembergern ungewohnt gewesen seyn, daß viele Stiftsherrn Ausländer waren, und die niederländische Sprache redeten; aber warum sollte denn die windesheimer Ordnung deshalb abgeschafft werden, welche so augenscheinlich auf das Bedürfniß des Volkes berechnet war? Würde sie nicht dem immer allgemeiner werdenden Verlangen nach religiösem Unterrichte entsprochen haben, wenn sie treu befolgt worden wäre? Aber so wurde die Rückführung der Stifte auf ihren alten Stand von den Ständen schon 1514 gefordert, und von Papst Leo X. 1516 gestattet, „um dem Aergerniß und Mißvergnügen, das die Kappenherrn erregten, zu steuern [1]." Und endlich die Lieblingsstiftung Eberhards, die blauen Mönche zu Einsiedel, leisteten so wenig für das Ganze der Kirche, daß sie lange Zeit nicht einmal den eigenen Gottesdienst vollständig zu besorgen wußten. Nur die Achtung vor Eberhards Namen sicherte dem Kloster seine kümmerliche Existenz [2].

Von den Nonnenklöstern am Anfang des 16ten Jahrhunderts ist wenig aufgezeichnet, und die Erzählungen, die sich finden, werden besser mit Schweigen übergangen; doch scheint eher noch eine gewisse äußerliche Zucht von den Reformationen am Ende des 15ten Jahrhunderts her sich hier erhalten zu haben. Aber auch das beste unter diesen Klöstern, das zu Kirchheim unter Teck, war tief in Aberglauben versunken. Im Jahre 1500 kam ein Legat von Rom ins Land, mit so großer Gnad und Ablaß, „dergleichen zuvor nit gehöret ward. Die Priorin (zu Kirchheim) nahm für das Kloster fünf Briefe, die kosteten mehr denn zehn Gulden. Aber es durfte nun jede Schwester von unserer lieben Frauen bis St. Michaelis-Tag Seelen erlösen, so viel sie wollt oder vermocht. Wenn sie die sieben Kirchen ausgieng, und in jeder Kirch die ganze Vigil sprach, so hätt' sie dann von jeder Vigil eine Seele in jeder Kirch erlöst, und dieß mochte sie thun, so oft sie des Tages wollte. Und mochte eine Schwester Seelen nehmen, welche sie wollte, doch standen Vater und Mutter zuerst in der Bulle benennt. Es holten (aus dem Fegfeuer) etlich Schwestern 200 Seelen, etlich 100, etlich 50, wie jede vermochte [3]."

[1]) Heyd Ulrich 1, 189 190. Sattler Herzoge 1, 230., Beilage ib. p. 236. [2]) Cleß 3, 293 ff. [3]) Studien der württ. Geistl. Bd. 4 p. 192.



Blickt man auf den Zustand der Weltgeistlichkeit, so läßt sich nur das sagen, daß er im Leben wie in der Lehre sich nicht gebessert zu haben scheint. Mag auch da und dort ein Schüler von Scriptoris und Summenhardt in der Stille gewirkt haben, es ist nur zu klar erwiesen, daß die große Masse der Geistlichkeit sich in drei Classen theilte. Die eine sehr bedeutende wollte gar nicht predigen. So hatte man z. B. in Dornstetten acht verpfründete Priester, und doch an Sonn- und Festtagen oft Mangel an Geistlichen in der Pfarrkirche. Eine andere Classe predigte zwar, aber sie suchte ihren Ruhm darin, allerhand Fabeln zu erfinden, Träume und Offenbarungen vorzugeben, ihre Heiligen marktschreierisch zu erheben, mitunter auch dem Volke einen Spaß zu machen [1]). Weltpriester wie Mönche wetteiferten darin. Weil aber auch Gelehrsamkeit aufkam, so stand ein Prediger und Doktor der Theologie in Stuttgart auf mit der Lehre: „er halte die Bibel gar nicht für nöthig, durch die Philosophie und Aristoteles Ethik könne die Kirche belehrt und regiert werden;" und ein Tübinger Diaconus führte in einer Predigt gegen vierzig Stellen aus dem canonischen Rechte an [2]). Solchen Lehren entsprach auch das damalige Leben. Das sieht man aus einem im Reformationsjahre 1517 erlassenen Schreiben des Bisthums Constanz [3]), welches auch offenbar schändliche Geistliche gegen Laien um diese Zeit zur eigenen Schande beschützte [4]). Der Bischof schreibt: wie er vernehme, bleibe ein sehr großer Theil der Priester in den bekannten (in früheren Ausschreiben aufgeführten) Lastern, treibe Unzucht, Spiel, Saufen, Gotteslästerung, unerlaubten Besuch der Nonnenklöster rc.; er habe lange vergeblich gewarnt, jetzt wolle er eine Visitation der Diöcese vornehmen lassen, und das solle von den Prälaten und Dechanten allen ihren einzelnen Untergebenen, den Weltgeistlichen und Klostergeistlichen angezeigt werden, damit „Keiner unvorbereitet überfallen werde [5])." — Laut, aber mit geringem Erfolge, klagte die Landschaft, und verlangte (1520) strengere Maßregeln gegen die unter der Weltgeistlichkeit überhandnehmende Gotteslästerung und Trunkenheit [6]).

---

[1]) Heyd Ulr. 1, 182. Pregizer Suevia 116. Zeller Tübing. 652. [2]) Heyd Ulr. 1, 224. [3]) Schnurrer Erläut. 293 ff. [4]) Sattler Herz. 1, 203 ff. Schmid Denkw. 2, 16. 17 [5]) Schnurrer Erl. p. 9. [6]) Heyd Ulr. 2, 182.

Wie aber unter den Geistlichen damals das Christenthum selten war, so auch unter den Laien. Vom Herzog herab bis zum Bauern wird allgemein geklagt, daß es anders geworden sei, als zu Eberhards Zeiten. Nachdem der Bauernaufruhr des armen Conrad mit so viel Mühe getilgt war (1514), und als nun der Herzog für nöthig fand, durch den Tübinger Vertrag das mit seinem Thun unzufriedene Volk auch für die Zukunft zu beruhigen, so hielten es die Stände für Pflicht, den Herzog vor allem zu ermahnen: „daß er zuerst an seinem Hofe und ganzen Land das Zutrinken, Gotteslästerung, Ehebruch und Hurerei verbieten möchte, als welches bisher großes Aergerniß gegeben habe, zumal solche Sünden ohne Furcht, Scham oder Strafe begangen worden seien [1])." Der Uebermuth des Adels, das Aergerniß, das die höhere Geistlichkeit durch Ueppigkeit und Müßiggang gab, die Erbitterung der niederen Geistlichkeit, die Selbstsucht der sogenannten Ehrbarkeit, die Rohheit des Volkes machte, daß das unter der Asche fortglimmende Feuer später noch einmal fürchterlich aufflammte [2]). Die Stimme der Besserdenkenden, welche im Geiste Eberhards auf jenem Landtage gesprochen hatten, ward zwar als Stimme der Wahrheit erkannt, und ist ein schönes Zeugniß davon, wie viel Ernst und Gottesfurcht in jener betrübten Zeit noch vorhanden war. Aber weder der Herzog noch das Volk folgte dieser Stimme [3]). So wurden der Herzog, die Ehrbarkeit, der Adel, das Volk sich gegenseitig zur herben Zuchtruthe, und mit ihnen büßte die Geistlichkeit in dem allgemeinen öffentlichen Unglück die alte und neue Schuld.

Drittes Kapitel.

Die Universität.

Das Beste was Eberhard gepflanzt hatte, gieng darum nicht verloren. Wie er selbst das Wort Gottes liebte, so hatte er auch seiner Landesuniversität Männer gegeben, welche in der heil. Schrift forschten, sie liebten, erklärten, Andere zur Liebe

[1]) Sattler, Herzoge 1, 160 ff. [2]) Sattler, Herzoge 1, 176.
[3]) Sattler, Herzoge 1, 160 – 164.





derselben heranzogen, und so, mitten unter den bürgerlichen Unruhen des Landes, in der Stille Grundsätze verbreiteten, welche das Heilmittel der Zeit wurden.

Gabriel Biel und seine Schüler schienen zwar in der theologischen Facultät die Scholastik erst recht zu Ehren gebracht zu haben. Aber ganz vergessen wurde doch die heil. Schrift darüber nicht, und in der sogenannten Artisten-Facultät fanden sich Männer, welche als Vorläufer einer besseren, schriftmäßigen Theologie zu betrachten sind. Zwar nicht unter den eigentlichen Philosophen, aber während die philosophischen Secten der sogenannten Nominalisten und Realisten sich unter einander zankten, und über Dinge, welche die Wenigsten nur verstanden (weiß man doch heute noch nicht genau, was eigentlich die Hauptsache jenes Streits gewesen sei), nicht bloß disputirten, sondern in wirkliche Schlägereien geriethen[1]), — erhoben sich neben diesen Philosophen die Philologen. Heinrich Bebel, ein eifriger Lateiner, brachte die Kenntniß der alten lateinischen Classiker nach Tübingen, mit einem wahrhaft unermüdlichen Eifer und einer fast ans Marktschreierische gränzenden Erhebung dieser Sprache[2]). Wohl mochte bei ihm ein Theil seiner schmutzigen Reden auf Rechnung der Nachahmung frivoler Italiener kommen. Wäre es ihm aber gelungen, eine Schule zu hinterlassen, sie würde von Unsittlichkeit zum ausgesprochenen Unglauben fortgeschritten seyn.

Es war eine wirkliche Gottesgabe, daß mitten unter das Getreibe der Schultheologen, der Philosophen und ungezügelter Philologen hinein ein Mann und ein Jüngling gestellt wurden, welche den Theologen durch gründliche Schriftkenntniß, den Philosophen durch gründliche Logik, den Philologen durch ausgezeichnete classische Bildung wissenschaftlich überlegen waren, und die mit dieser wissenschaftlichen Ueberlegenheit eine untadelhafte Reinheit der Sitten und den liebenswürdigsten Charakter verbanden. Wer kennt nicht diesen Mann, Reuchlin, und diesen Jüngling zu Tübingen, Melanchthon?

Johann Reuchlin (geboren zu Pforzheim am 28. December 1455)[3]) hatte zwar zu seinem Berufe die Laufbahn eines

[1]) Cleß 3, 754. [2]) Cleß 3, 782. 784. 787. [3]) Lamey Joh. Reuchlin. Pforzh. 1855, S. 5.

Rechtsgelehrten und Staatsmannes gewählt, und in dieser Ausgezeichnetes geleistet, aber die Hauptneigung seines Herzens, die bis zum Tode nicht erkaltete, war die christliche Theologie. Da die Scholastik in so hohen Ehren stand, und die Theologie auf derselben beruhte, so warf sich Reuchlin auch auf diese und studirte mit allem Eifer den Aristoteles. Aber er fand an dieser Philosophie kein Genüge, und gab ihr um so mehr den Abschied, als er eine bessere Nahrung für seinen Geist kennen lernte. Der bekannte fromme Gottesgelehrte Johann Wessel von Gröningen, welcher mit Reuchlin zu Paris zusammentraf, und der ihm seine Liebe schenkte, ermahnte den Jüngling zum Studium der heiligen Schrift in den Grundsprachen, und lehrte ihn die Anfangsgründe des Hebräischen; Kenntniß des Griechischen hatte Reuchlin sich bereits erworben [1]). Mit unermüdetem Eifer sehen wir nun den Letzteren darnach ringen, die heiligen Sprachen, nicht bloß wie es einem gewöhnlichen Gelehrten nöthig war, sondern wie es einem wissenschaftlichen Meister geziemte, kennen zu lernen. Bald finden wir ihn als Schüler zu den Füßen eines durch die Eroberung Constantinopels vertriebenen griechischen Gelehrten, die griechische Sprache studirend, bald bei gelehrten Juden im Hebräischen sich fortbildend. Als Gesandter des Churfürsten Philipp von der Pfalz wußte er auch zu Rom noch so viele Zeit sich zu erübrigen, um bei einem dortigen angesehenen jüdischen Gelehrten sich unterrichten zu lassen. Eberhard im Bart lernte den edeln Mann kennen, und gewann ihn für Württemberg, machte ihn zu einem seiner Vertrauten und zum Mitglied des Hofgerichts zu Tübingen, und bediente sich seiner auch als Gesandten bei der Krönung Kaisers Maximilians I. Reuchlin war es, der besonders die Verhaftung des bekannten Mönchs Holzinger betrieb, und er mußte deßhalb eine Zeitlang Württemberg verlassen, als Eberhard II. Herzog wurde [2]). Aber kaum hatte dieser abdanken müssen, als Reuchlin wieder nach Württemberg zurückberufen wurde. Nun, obgleich immer noch als Staatsmann fortarbeitend, wirkte er mit neuem Eifer als Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache in kleineren Kreisen seiner

[1]) Lamey S. 10. [2]) Lamey S. 23.



Freunde. Schon 1503 erschien unter seiner Leitung die erste hebräische Grammatik von Pelican zu Tübingen; Reuchlin selber gab in diesem Jahre heraus „ein deutsches Missive, warum die Juden so lange im Elende sind[1])?“ Er sagt in dieser Schrift: „Ihr Elend werde endigen, wenn sie Christum als den rechten Messias anerkennen, und von ihrer Gotteslästerung abstehen würden. Um ihrer Abgötterei willen seien sie nur auf 70 Jahre nach Babel ins Gefängniß geführt worden, wie groß müsse die Sünde seyn, um deren willen sie nun mit 1400jähriger Gefangenschaft gestraft seien?“ Am Schlusse erbietet er sich: „welcher vom Messias und rechtem Glauben gerne wollte unterwiesen seyn, dessen wolle er sich getreulich annehmen, und dem wolle er auch für seine zeitliche Nahrung sorgen.“ Drei Jahre darauf erschienen seine Anfangsgründe der hebräischen Sprache, auf welche er „viel Schweiß, Gebet, Zeit, ja einen großen Theil seines Vermögens“ verwendet hatte[2]); im Jahre 1512 folgte die Erklärung der sieben Bußpsalmen[3]).

Die Bewunderung, welche Reuchlin als Sprachgelehrter fand, ist wohl ohne ihres Gleichen geblieben. Als ihn einer der ausgezeichnetsten griechischen Gelehrten in dieser Sprache Unterricht ertheilen hörte, soll er seufzend ausgerufen haben: „unser Griechenland ist über die Alpen gewandert.“ Als Schüler von Reuchlin die Universitäten Italiens bezogen, erklärte der berühmte Marsilius Ficinus: „sie kommen so ausgestattet, als hätten sie bereits ausstudirt.“ Allgemein verbreitete sich unter den Gelehrten durch Reuchlin die Achtung und Liebe zu der griechischen Sprache. Was von ihm kam, wurde in Italien, Frankreich, England als etwas Außerordentliches bewundert, wie in Deutschland[4]). Er selbst spricht sich über den Zweck seiner rastlosen Bemühungen also aus: „Er gehöre Christo an, darum

---

[1]) Nach Lamey S. 38 im Jahr 1505. [2]) Joh. Reuchlini Libri III. Rudimentorum linguae E. Pforzhemii Fol. per Thomam Anshelmum 1506 – desselben Dictionarium Ebraicum Fol. – Ebendess. Praemonitio pro fontium Ebr. studio bei Klemm Andenken des dritten Jubelfests S. 73. [3]) Das erste hebr. Büchlein gedruckt 1512 zu Tübingen durch Th. Anshelm v. Pforzheim ib. p. 75. [4]) Klaiber de litteris humanioribus restitutae doctr. evang. praenuntiis (Gymnasialprogramm 1817) 21 ff. Mayerhoff Reuchlin p. 73.

wolle er auch all' sein Vermögen zu Nutz und Zierde der christlichen Kirche anwenden. Durch Ihn fühle er sich angetrieben und geleitet, wenn er noch als Greis die Sprachen lerne, und er thue das mit um so größerer Begierde, weil er wohl wisse, wie zur Auslegung der heiligen Schrift von menschlicher Seite nichts sich finde, was mehr erfordert werde, als die Sprachenkunde. Man könne bei den Kirchenvätern sich überzeugen, welch' ein Unterschied zwischen erfahrenen Sprachkennern und denen sich finde, welche es nicht seien. Es seie nichts Unbedeutendes, was Grammatikalkenntniß zu Stande bringe. Das sei der wahre und ächte Sinn der heil. Schrift, der aus der Grundbedeutung jedes einzelnen Wortes derselben dem Erklärer sich ergebe [1])."

Würde doch Reuchlin bei diesem von ihm ausgesprochenen und sonst so treu festgehaltenen Grundsatze geblieben seyn! Aber er ließ sich durch den Fürsten Pico von Mirandula zur Beschäftigung mit der hebräischen Geheimlehre, der Cabbala, bewegen. So sehr sich Reuchlin sonst hütete vor Allem, was Magie hieß, so nahm er nun doch den abergläubischen Hauptgrundsatz der Cabbalisten an: „daß nicht nur die einzelnen Worte der h. Schrift Alten Testamentes, wie sie von derselben zu Darstellung von Wahrheiten verbunden werden, den Grund des Heiles uns lehren, sondern daß noch zudem jeder Buchstabe neben dem klaren Sinne des ganzen Wortes, in welchem er sich findet, einen weiteren geheimen Sinn habe [2])." Er legte seine Ansichten hierüber in einer besonderen Schrift dar, zum Staunen der Welt, und wer gerade seine cabbalistischen und astrologischen Behauptungen am meisten aufgriff und bewunderte, das waren Ordensgenerale, Cardinäle, ja Papst Leo X. selbst.

Was an seinen hebräischen Studien Gold, und was Stoppeln war, das wurde durch ein heißes Feuer geprüft in seinem Streite mit den Dominikanern und dem getauften Juden Pfefferkorn. Der letztere trug auf Vernichtung aller hebräischen Schriften, mit Ausnahme der heil. Schrift, an, und Kaiser Maximilian befahl eine Untersuchung dieser Schriften,

[1]) Klaiber 26. [2]) de verbo mirifico Lamey 24 — 28. Ueber cabbalist. Kunst (ein anderes Werk Reuchlins) 1516 Lamey 39.





falls sie aber Lästerungen gegen Christum enthielten, ihre Verbrennung. Reuchlin nahm sich nun dieser Schriften an, theils weil darin die Cabbala enthalten seie, theils weil man daraus in sprachlicher Hinsicht Vieles zur Erklärung der heiligen Schrift lernen könne [1]). Und hierüber entbrannte der bekannte Streit Reuchlin's mit den Dominikanern, der nur durch die kräftige Fürsprache deutscher Fürsten den Ausgang gewann, daß die Dominikaner von Reuchlin's Verfolgung und Verbrennung der jüdischen Bücher abstehen mußten *). Was übrigens diesem Kampfe Reuchlin's eine besondere allgemeine Bedeutung gab, das war der Umstand, daß bald an den Tag kam, wie es sich eigentlich von Seiten der Dominikaner nicht nur um die Unterdrückung der jüdischen Schriften, sondern der christlich-freien, durch Reuchlin in Deutschland begründeten, wissenschaftlichen Richtung handelte [2]). Das Ungesetzliche, Stürmische, Lügenhafte in der Handlungsweise des Dominikaners Hochstraten konnte nur zur Förderung der Reuchlin'schen Richtung dienen; denn alle für Sittlichkeit, Wissenschaft, biblisches Christenthum fühlenden und wirkenden Männer mußten durch dieses Treiben der Mönche empört werden. So entstand denn eine eigene Parthei, der Reuchlinistenbund, welcher namentlich in Stuttgart, Tübingen, Heidelberg Theilnehmer und Gönner fand. Der damals noch jugendliche Luther konnte endlich an Reuchlin schreiben: „Das hat Gott durch dich gethan, daß die Tyrannei der sophistischen Irrlehrer sich gegen die wahre Theologie doch nun mäßigen und gelinder bezeugen muß, und daß Deutschland auch angefangen hat, Odem zu schöpfen, nachdem die heilige Schrift und ihr richtiges Erkenntniß so viel Hundert Jahre nicht nur unterdrückt, sondern fast ganz vertilgt gewesen ist [3])."

Unter den Schülern Reuchlin's in Würtemberg sind besonders zu nennen: die Mönche Leontorius und Baselius, die Lehrer zu Tübingen: Simler, Brassikanus und Hildebrandt, vor

---

[1]) 1513 Defensionsschrift von Reuchlin contra calumniatores Colonienses Tubingae apud Thomam Anshelmum Badensem Klemm, Andenken S. 76 [2]) Heyd Ulr. 1, 212. [3]) Seckendorf hist. Luth. 1, 169.

*) s. Anh. 36.

Allem aber der von ihm gebildete Philipp Melanchthon, welchen Reuchlin mit wahrhaft zärtlicher Liebe umfaßte und nur „seinen Sohn“ nannte [1]). Während Reuchlin an anderen seiner Schüler das jugendliche Ungestümm tadelte, oder wie bei Bebel den sittlichen Ernst vermißte, fand er an Melanchthon ein stilles, tiefes, frommes Gemüth und Gaben, welche er bei keinem andern Schüler entdecken konnte. Reuchlin und der Tübinger Professor Simler [2]) leiteten die Studien Melanchthons, — in der Philosophie ihn mehr an Aristoteles verweisend, und von der Scholastik zurückhaltend, in der Theologie ihn zur Schriftauslegung anleitend [3]). Kaum war Melanchthon im 16ten Jahre [4]) seines Lebens Magister der Philosophie geworden, als ihm auch die Leitung der in der academischen Voranstalt (der Burse) befindlichen Jünglinge übergeben wurde, so daß er hier Classiker in einer Stunde erklärte, während er in der nächsten vielleicht unter den Schülern des Professors der Theologie Lempp dessen Vorlesungen anhörte [5]). Bei aller Stille entwickelte nun der edle Jüngling eine ebenso ausgebreitete als einflußreiche Thätigkeit. Bald stand er seinem Wohlthäter Reuchlin in Abfassung einer Schutzschrift gegen die Dominikaner als Vertrauter zur Seite, bald arbeitete er in der Buchdruckerei Anshelms an der Herausgabe bisher ungedruckter Werke alter Classiker, bald besorgte er die Chronik Nauclers als treuer Mitarbeiter zum Drucke, und dazu hörte er noch theologische, mathematische, medicinische, juristische Vorlesungen mit allem Fleiße [6]). Vor allem aber studirte er die heil. Schrift mit solchem Eifer, daß er den Brief Pauli an die Römer dreimal abschrieb, um ihn sich recht einzuprägen [7]).

Von dem Einflusse Melanchthons kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er mit Wort und Beispiel dem glühenden Haß der beiden philosophischen Partheien des Nominalismus und Realismus gegeneinander ein Ende machte. Seiner aristotelischen Gewandtheit im Disputiren, seiner Milde und seiner ächtsittlichen würdigen Haltung (auch



[1]) Er war der Enkel der Schwester Reuchlins Lamey 94. „Sein gesippter Vetter“ ib. 93. [2]) Damals in Pforzheim Lamey 77. [3]) Heyd, Melanchth. 39. [4]) Im 18ten nach Lamey 77. [5]) Heyd, Melanchth. 70. [6]) Heyd, Melanchth. 8. 47 50. 52 ff. 66 ff. 70. [7]) Heyd, Melanchth. 74.



gegenüber von dem Gegner) hatte man es zu danken, daß doch endlich keine Schlägereien der beiden Partheien mehr vorkamen [1]). Und wie manchen Jüngling mag Melanchthon als Lehrer der Sprachen gebildet, und zum Betreten des rechten Weges in der Theologie angeleitet haben? Konnte er es doch nicht lassen, neben der Erklärung der alten griechischen Schriftsteller, eines Homer und Hesiod, welche ihm amtlich oblag, auch über einen und den anderen Brief des Apostels Paulus zu lesen [2]).

Nur sechs Jahre war er Schüler und Lehrer zu Tübingen; schon 1518 erhielt er die Professur der griechischen Sprache zu Wittenberg, und wurde Luthers Mitarbeiter nach Gottes Willen [3]). Unvergeßlich blieb ihm die in Tübingen geschlossene Freundschaft mit Oecolampadius, Blaurer, Matthäus Aulber [4]). Reuchlin, welcher seinen Melanchthon nach Wittenberg empfohlen hatte, faßte bei dieser Empfehlung wohl auch die äußerliche Lage seines Lieblings ins Auge. Denn er sah, wie unter Ulrichs Regierung die besten Anstalten zerfielen, und wie viel für das Land Württemberg noch zu fürchten seyn mochte. Als Ulrich durch den schwäbischen Bund vertrieben worden war, flüchtete Reuchlin nach Ingolstadt. Von hier kehrte er nach Stuttgart, und auf die Bitte der Universität nach Tübingen zurück (1521). Dort lehrte der Greis mit jugendlicher Frische nochmals die hebräische Sprache und ließ, da man in Deutschland keine hatte, viele hebräische Bibeln zu seinen Vorlesungen aus Venedig kommen [5]). Aber nur kurze Zeit besaß ihn Tübingen. Nach einer Badekur in Liebenzell, welche ohne Erfolg blieb, starb er zu Stuttgart den 20. Juni 1522 [6]). Hier, in der St. Leonhardskirche, hatte er sich seine Ruhestätte schon längst ausersehen, hier harrt er „der Auferstehung.“ Sein Grabstein ist noch im Kreuzgang der Hospitalkirche zu sehen [7]).

---

[1]) Zeller, Tüb. 488 (Auszug aus Camerar Leben Melanchthons). [2]) Heyd, Melanchth. 76. [3]) Heyd, Melanchth. 104 [4]) Heyd, Melanchth. 79. [5]) Crusius 2, 196. [6]) So Crusius lat. Ausg. bei Zeller, Tüb. 490. Nach Lamey den 30. Jun. [7]) Sattler, Topogr. 35.

Zweiter Abschnitt.

Einführung der Reformation in Württemberg.

Erste Abtheilung.

Erste Anfänge der Reformation in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Luthers Freunde.

Wie gering mögen die Hoffnungen der Freunde christlicher Religiosität und evangelischer Erkenntniß in Württemberg gewesen seyn, als Reuchlin begraben ward, und mit ihm die letzte aus der eberhardinischen Zeit noch vorhandene Stütze gefallen war? Im ganzen Lande Württemberg lebte kein Mann mehr, der einen Mittelpunkt der bessern Bestrebungen hätte bilden, der evangelisch anregend in weiteren Kreisen hätte wirken können.

Aber die Vorsehung ist an keine Menschen und an keine Umstände gebunden: der verlassenen Kirche Württembergs, dem elenden, vor anderen gedrückten Volke kam dennoch Erneuerung und Hülfe und Trost. Wie die Stimme eines Predigers in der Wüste erhob sich der Augustinermönch Dr. Martin Luther zu Wittenberg. Der heillose, wahrhaft satanische, Tausende bezaubernde Ablaßkram des bekannten Tetzel rief nicht darum Luthern zum Kampfe, weil er etwas höchst Unvernünftiges war, sondern weil der fromme Mann in großen Nöthen seines Gewissens endlich gefunden hatte, wo Friede mit Gott und Vergebung der Sünden zu suchen ist, und weil ihn des armen durch Tetzeln verführten und verderbten Volkes in innerster Seele jammerte. Ein Mann, in dessen Gewissen sich die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes so klar geoffenbaret hatte, dem Tod, Gericht und Ewigkeit immer vor Augen schwebte, der vom tiefsten Dankgefühle gegen seinen Erlöser durchdrungen war — ein solcher Mann, von dessen Herzen Gott alle falsche Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hinweggenommen hatte, konnte nicht schweigen gegenüber von einem Menschen, welcher im Namen des





Statthalters Christi auf Erden ausziehend, auf das absichtlichste der Sünde, der Ewigkeit, ja Gottes selber spottete [1]).

Der Kampf gegen die Irrlehre war aber Luthern nicht die Hauptsache. Ihm lag zuerst und vor allem am Herzen die Verkündigung: des gewißlich wahren und theuerwerthen Wortes, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, und daß wer an ihn glaubet, gerecht ist. Dieß ist das Fundament der Reformation. Längst hatte Luther im stillen Kreise seines Amtes diese große Wahrheit bekannt, als ihn endlich sein Eid: die heil. Wahrheit der Schrift gegen jede Irrlehre zu bekennen, bewog, öffentlich aufzutreten. Er that dieß mit jenen fünfundneunzig Sätzen, welche seine Sache zur Sache der ganzen Christenheit machten [2]). Diese Sätze (Artikel) „liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier durch die ganze Christenheit, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's für aller Menschen Augen [3]).“ Von der Wirkung dieser denkwürdigen kleinen Schrift in Württemberg ist zwar nichts Näheres bekannt, wohl aber das, daß schon im Jahr 1517 Schriften von Luthern sich in Tübingen verbreitet hatten, und besonders an dem talentvollen Matthäus Alber einen eifrigen Leser fanden [4]). Bedeutend einflußreicher als die ersten Schriften Luthers war wohl seine im Jahre 1518 auf den Convent seines Ordens in Heidelberg unternommene Reise. Dort studirten damals mehrere junge Männer, welche später unter den Reformatoren Württembergs eine Stelle einnahmen, und von denen Johann Brenz und Erhard Schnepf besonders zu nennen sind [5]).

Der Hauptgegenstand der von ihm dort gehaltenen Disputation war „die Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus Gnaden,“ und der Eindruck so tief, daß die Professoren der theologischen Fakultät über die Gewalt der Beweisgründe Luthers staunten, und nicht selten zugaben, sie wüßten ihn nicht zu widerlegen. Besonders ergriffen war die studirende Jugend. Brenz und Schnepf „besuchten ihn nach der Disputation auf

---

[1]) Seckendorf 1, 30. 23. 29. 33. [2]) Seckendorf 1, 50. [3]) Worte von Luther und von Myconius bei Seckendorf 1, 31. u. 35. [4]) Heyd Melanchthon und Tübingen 74. [5]) Seckendorf 1, 58.

seiner Stube, um sich über ein und anderes, so sie nicht genugsam fassen konnten, weiter unterrichten zu lassen," und Luther sprach die Hoffnung aus: „die wahre Gotteslehre, welche von den vorurtheilsvollen Alten verworfen worden seie, werde zu der Jugend hinüber wandern [1])." Der damalige Hofcaplan des Churfürsten von der Pfalz, Martin Bucer, schrieb einem Freunde: „Luther habe in Langmuth und Geduld seine Gegner angehört, und in seinen Antworten den hohen Geist und den durchdringenden Verstand nicht eines Scotus (ein bekannter Scholastiker), sondern gewiß Pauli selbst gezeigt, besonders da er alles kurz und aus der heiligen Schrift zu aller Zuhörer höchstem Erstaunen beantwortet habe [2])."

Auch stand es keineswegs lange an, bis einzelne Gemeinden mit der Hauptsache der evangelischen Wahrheit bekannt wurden. Im württembergischen Unterlande predigte auf dem neugestifteten Predigtamte zu Brackenheim Conrad Sam bereits 1520, Oecolampadius und Erhard Schnepf, dieser seit 1522 zu Weinsberg, Johann Gayling zu Ilsfeld 1523, und zu gleicher Zeit Dr. Johann Mantel zu Stuttgart; in der lateinischen Schule letzterer Stadt wirkte damals Alexander Markoleon (Märklin) als Anhänger der lutherischen Lehre [3]). In den Ortschaften des württembergischen Oberlandes fanden sich wenigere Verkündiger des Evangeliums, aber desto kräftigere Stimmen in den angränzenden Reichsstädten, besonders in Reutlingen, das an dem jungen Matthäus Aulber einen unerschütterlichen Vertheidiger der evangelischen Lehre besaß, dem der bischöfliche und päpstliche Bann und die kaiserliche Acht an Einem Tage vergeblich angekündigt wurde [4]). So fanden sich allenthalben im Württembergischen Mittelpunkte für die Reformation des Landes, denn auch einzelne Männer vom reichsfreien Adel gaben lutherischgesinnten Predigern in ihren kleinen Herrschaften Aufenthalt. Selbst in die Klöster drang die Kunde von dem wieder auf den Tisch gestellten Leuchter, und unter den Franziskanern Reutlingens wie unter den Carthäusern Gütersteins fanden sich bereits im Anfange der zwan-

---

[1]) Brenz Leben von Jäger und Hartmann 1, 31. [2]) Alting bei Seckendorf 1, 57. 58. [3]) Heyd, Ulrich 2, 179 ff. 501 ff. [4]) Fischlin supplementa ad memorias Theol. Wirtemb. 94 f. 96.



ziger Jahre dieses Jahrhunderts Anhänger Luthers, und ebenso unter den Mönchen zu Blaubeuren [1]).

Am meisten Eingang fand die evangelische Lehre im Kloster Alpirsbach. Dort lebte ein Mönch Ambrosius Blaurer, der in Tübingen studirt und mit Melanchthon eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Der Eifer, seine Seele zu retten, hatte ihn später wie Luther in das Kloster getrieben. Hier erlangte er bald hohes Ansehen. Sie machten ihn zum Prior, er verlangte aber, man möge ihm dieß Amt abnehmen, damit er desto mehr Zeit auf Erforschung der Wahrheit verwenden könne. Luthers Schriften, die ihm unter die Hand kamen, bewogen ihn, im Worte Gottes Belehrung zu suchen, und was er dort gefunden hatte, das trug er als Lesemeister den Mönchen und von der Kanzel dem Volke vor. Nun aber erhob sich ein Sturm gegen ihn, man nahm ihm das Predigtamt und seine Stelle als Lector, und er sollte als gemeiner Mönch im Kloster leben. Er erklärte, er lasse sich das gerne gefallen, wenn ihm nur nicht verboten werde, was er in der heil. Schrift gefunden habe, für sich selbst zu glauben und im Privatumgange auch denen mitzutheilen, die ihn aufsuchen würden. Allein dieß wurde ihm nicht gestattet, und so verließ er (den 8. Februar 1522) das Kloster, und gieng in seine Heimath, Constanz, wohin ihn das Zeugniß begleitete: „daß er sich im Kloster wohl und fromm gehalten habe, nur daß er die lutherische Lehre angenommen, sie gegen den Willen des Abtes gelehrt, und etliche vom Convent damit angesteckt habe.“ So wirkte Blaurer noch anderwärts, bis er später zur Reformation des Landes nach Württemberg zurückberufen wurde [2]). — *)

Aber die östreichische Regierung, welche damals Württemberg beherrschte, trat mit gewaltiger Hand der Einführung der Reformation entgegen. Da die Schriften Luthers sich mit bewundernswürdiger Schnelle verbreiteten, und in Schwaben und der Schweiz häufig sogar nachgedruckt wurden, so fürchtete von dieser Seite her die östreichische Regierung besonders viel [3]).

---

[1]) Fischlin 95. Heyd, Ulrich 2, 180. 181. Gratianus 2, 183 ff.
[2]) Schnurrer, Erläuterungen 12 ff. [3]) Hartmann, Gesch. der Reformation in Württemb. p. 8.

*) s. Anhang Nro. 37.

Ganz im Gehorsam gegen den römischen Stuhl erließ sie im November 1522 ein drohendes Mandat: „Da leider vielfältig gefunden worden und offen am Tage liege, wie einer, genannt Martin Luther, und seine Anhänger im Ungehorsam päpstlicher Heiligkeit und kaiserlicher Majestät zur Verachtung auf irrigen Meinungen verharren, diese täglich öffentlich und unverschämt von den Canzeln, und sonst schriftlich und mündlich als ein Gift ausrufen, predigen und lehren rc. — so sollen auch in Würtemberg geistliche und weltliche Obrigkeit darauf Acht haben. Amtleute, Richter und Räthe sollen Leute, welche lutherische Schriften drucken, verkaufen, lesen, behalten, oder sich solches lutherischen Gemüths, in was Weg das geschehen möchte, hören und vernehmen lassen, gefänglich einziehen und wohl bewahrt halten, auch ferneren Bescheids erwarten *). Die Geistlichen sollen auf den Canzeln und sonst das Volk von solchen lutherischen Lehren abwenden. Die Anhänger Luthers aber sollen nach Gestalt eines jeden Verschuldens an Leib und Gut bestraft, die Hälfte ihrer Habe dem Angeber zu Theil, die andere Hälfte zum Türkenkrieg verwendet werden" [1]).

Und nicht ohne Erfolg war dieß Mandat gegeben. Die evangelischen Prediger Conr. Sam, Erh. Schnepf, Hans Gayling, Dr. Mantel wurden vertrieben. Sam floh nach Ulm, wo er sogleich als Prediger angestellt wurde; Schnepf fand bei den edeln Herrn Philipp und Dietrich von Gemmingen zu Fürfeld Schutz; Gayling wurde Hofprediger des vertriebenen Herzogs Ulrich. Mantel in Stuttgart, der trotz dem Mandate gegen die Heiligenanbetung und Werkgerechtigkeit predigte **), wurde gefangen gesetzt, und kam erst im Bauernaufruhre 1525 in Freiheit [2]).

Aber der Erfolg war von kurzer Dauer. Die Reichsstädte und der reichsfreie Adel behielten ihre Prediger, und die Reutlinger zeigten sich 1524 bereit, ihren kühnen Reformator Aulber nöthigenfalls mit den Waffen zu schützen, als er zu Eßlingen vor dem Reichsregimente erklärte: das sei der

---

[1]) Sattler, Herzoge 2, 226—229. [2]) Pfister und Schmid, Denkwürdigkeiten 2, 48 ff. — Manuscript des verstorbenen Regierungsraths Günzler.

*) s. Anhang Nro. 38. **) s. Anhang Nro. 39.



Unterschied zwischen Christi Ablaß und des Papstes Ablaß, „daß des Papstes Ablaß den Seckel (Geldbeutel) fege, Christi Ablaß aber die Sünde wegnehme durch sein Blut“ [1]). Zu solchen Männern, welche in einem vom Württembergischen umschlossenen Gebiete predigten, namentlich auch zu Brenz in schwäbisch Hall, eilte ungehindert das Volk. Und da gerade die frohe Kunde erscholl, wie der rechtmäßige Fürst des Landes in der Verbannung der evangelischen Lehre sich zugewendet habe [2]), so ward auch hiedurch manches Gemüth zu der Hoffnung erhoben, einmal öffentlich bekennen zu dürfen, was das Herz längst glaubte und liebte.

Zweites Kapitel.

Der Bauernkrieg und dessen Folgen.

Obgleich der Aufstand des armen Conrad gezeigt hatte, wie viel Zündstoff für bürgerliche Unruhen auch im Lande Württemberg sich finde, so war, als der süddeutsche Bauernkrieg ausbrach, dennoch der württembergische der letzte, welcher sich erhob, „mehr von Außen als durch eigenen Antrieb veranlaßt, soweit er württembergisch gewesen, gemäßigter als andere, auf Württemberg allein beschränkt und seiner Dauer nach einer der kürzesten“ [3]).

Unleidlicher Frohndienste müde, erhoben sich zuerst die Unterthanen des Grafen Sigmund von Lupfen, von da aus verbreitete sich der Geist des Aufruhres im ganzen südlichen Schwaben [4]). Georg Truchseß von Waldburg, ein harter, tapferer Kriegsmann schlug ihre Haufen bei Leipheim, Günzburg und Wurzach, und machte so dem ersten Sturme ein Ende. Die Rache war blutig. Ein lutherischer Prediger, der sich zu den Bauern geflüchtet und mit den Aufrührern sich verbunden hatte, büßte mit dem Tode; ein katholischer dagegen, der in gleicher Schuld war, wurde von Georg Truchseß dießmal freigelassen [5]). Ein menschliches Gefühl wandelte den harten Kriegsmann an, als man den ersteren zum Tode führte: „Lieber Herr,“ sprach er zu ihm, „wäret ihr bei eurem Predigen geblieben, so wäre dieß für euch

---

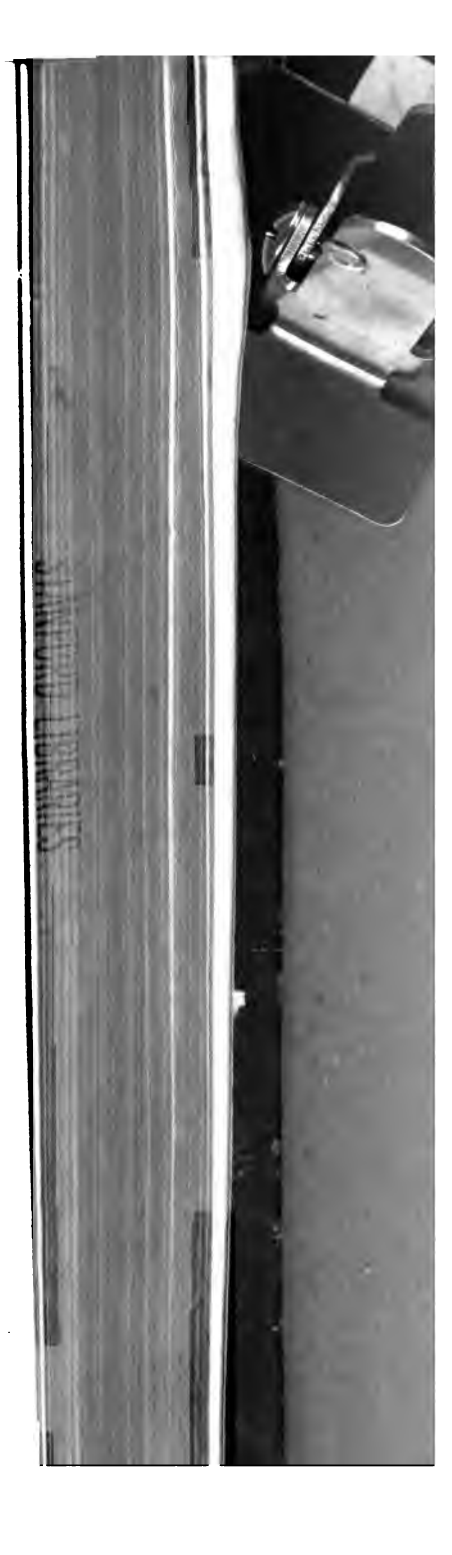
[1]) Schnurrer, Erläut. 33. [2]) Schnurrer 56. [3]) Heyd, Ulrich 2, 261. [4]) Pahl, Geschichte von Württemberg 3, 14. [5]) Pahl 2, 20. Pfister und Schmid 2, 65. 66. Wibel 1, 243.

und mich wohl besser, und ihr und ich befänden uns nicht in dieser schweren Stunde" [1]).

Dann erhob sich im Norden, wo einst der „Hänselin" von Niclashausen gepredigt hatte, im Fränkischen ein Haufe, welcher südwärts herabzog, Mergentheim, Neuhaus, Schönthal eroberte und plünderte und die Grafen von Hohenlohe zwang, Brüderschaft mit den Bauern zu machen [2]). Hierauf brach ein Theil dieses „schwarzen Haufens," verstärkt durch Bauern aus der Gegend von Heilbronn, gegen Weinsberg auf, wo sie die bekannten Greuel übten.

An demselben Tage, da dieß geschah, erhoben sich die Württemberger im Zabergäu und im Bottwarthale. Maternus Feuerbacher und Hans Wunderer wurden ihre Führer, ersterer gezwungen von den Bauern und gebeten von vielen edeln und ehrbaren Leuten, welche glaubten, er werde im Stande seyn, der wilden Wuth Einhalt zu thun. Dieser Haufe, der mit dem fränkischen keine Gemeinschaft haben wollte, nannte sich den hellen christlichen Haufen, unterschied sich aber auch in der That von jenem durch die mildere Art des Verfahrens. „Was wir wollen (erklärten seine Anführer den Abgeordneten des Landes), das ist rechte Gerechtigkeit und das lautere Evangelium, nicht aber Dimperlin Damperlin" [3]). An die Stuttgarter schrieben sie: „daß sie sich vorgenommen, allein nach göttlicher Ordnung aus christlicher Liebe, und zu Aufgang, Nährung und Erhöhung göttlichen Wortes und des Evangeliums, so wie Gott dem Allmächtigen zu Lob, allen aber zu Schutz, Schirm und Befriedigung ein recht Regiment aufzurichten" [4]). Beamte, Adel, Weltgeistlichkeit wurden in der Regel geschützt. Nur die Klostergeistlichkeit wurde durch eigene Pfaffenschätzer heimgesucht [5]); im Verlaufe des Aufruhrs aber kamen auch Plünderungen von Klöstern vor, welche die Anführer nicht verhindern konnten [6]). Und dieß wurde ihnen auch durch den obengenannten Georg Truchseß schrecklich vergolten, als in der Schlacht zwischen Sindelfingen und Böblingen gegen 5000 Bauern von dem hellen Haufen erschlagen wurden (1525) [7]). Von da zog

[1]) Vanotti, Geschichte der Grafen von Waldburg, bei Memminger Jahrb. 1834. 2, 296. [2]) Pahl 3, 21. [3]) Pahl 3, 23. [4]) ibid. [5]) Pfister und Schmid 1, 22. [6]) Pahl 3, 24 ff. [7]) Pfister, Uebersicht 106.





Herr Georg mit dem Bundesheer durch das Land hinab, den Bauern ihre Ungebühr grausam vergeltend, bis gen Weinsberg, das er, die Unschuldigen mit den Schuldigen strafend, in einen Aschenhaufen verwandelte [1]). Der schwarze Haufe war seiner letzten Rache aufgespart, sie war die schrecklichste. Zu Königshofen in Franken wurden 6000 Bauern erschlagen, Tausende starben noch später durch Henkershand [2]). Also war in und für Württemberg die Ruhe wieder hergestellt.

Wenn irgend etwas dafür zeugte, daß nicht der evangelische Glaube, den Luther verkündigte, den Aufruhr in Württemberg veranlaßt hatte, so war es das Benehmen seiner Freunde Aulber und Brenz. Sonst wäre hier wohl noch anzuführen, daß der helle Haufe ausdrücklich erklärte: „er wolle bei der Kirche bleiben, und nur seine Gegner heißen ihn lutherisch;" — daß Maternus Feuerbacher als Katholik lebte und starb [3]), — daß der Aufruhr in solchen Gegenden angefangen, wo der Katholicismus herrschte, — daß allein im Mergentheimischen sieben katholische Geistliche als Aufrührer hingerichtet wurden [4]), — daß endlich längst, ehe Luther auftrat, z. B. der arme Conrad und der Bundschuh von 1503 „die Fahne des Aufruhrs" erhoben hatten [5]).

Aber den besten Beweis dafür (auch vor den Augen der Württemberger), daß die lutherische Lehre und der Bauernaufruhr, daß evangelische Freiheit und Fleischesfreiheit himmelweit verschieden seien, lieferten Aulber und Brenz. Reutlingen lag noch im Banne und in der Acht, als die Bauern es aufforderten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Der Bauern Gewalt war damals hoch genug gestiegen. Sie schickten Abgesandte in die Stadt. „Aber Matthäus Aulber antwortete mit gewaltiger Donnerstimme: die Freiheit des Evangeliums wolle nicht mit Gewalt der Waffen erstritten werden, sondern sie bestehe in einer herzlichen Freude, Friede und Geduld des werthen heil. Geistes, sie lasse auch der Obrigkeit Ehre und Gehorsam vollkommen und ungekränkt" [6]). Die Reutlinger hörten auf dieses Warnungswort, und da die Bauern nicht vom

---

[1]) Pahl 3, 29. [2]) Pahl 3, 30. [3]) Heyd, Ulrich 2, 231. A. 70, ib 2, 230. [4]) Wibel 243. [5]) Pfister, Uebersicht der Gesch. v. Schwaben 94. [6]) Gratianus 2, 195.

Aufruhre abstanden, zogen sie mit aus gegen dieselben [1]). Als verführt von den fränkischen Aufrührern die Bauern um schwäbisch Hall sich erhoben hatten, waren sie gleichfalls bemüht, diese Stadt zum Beitritt zu zwingen. Aber die standhaftkräftige Haltung und die Worte von Brenz, der den Aufruhr laut „für ein Werk des Satans" erklärte, „der das Reich Christi hindern wollte," ermuthigte die wankende Bürgerschaft zum Widerstand; und auch diese Stadt wurde eine kräftige Stütze des schwäbischen Bundes bei Unterdrückung des Aufruhres [2]).

Aber ein solches Bezeugen konnte das Geschrei der Freunde des Papstthums, daß allein das Lutherthum am Aufruhr schuld sei, nicht stillen, und mehr, als bisher geschehen war, sollte gegen die heimlichen Ketzer das Gericht vollzogen werden. So ließ z. B. Dietrich Spät einen evangelischen Prediger zu Urach henken, einen Bürger, der ihn eingelassen hatte, viertheilen, fünf andere köpfen [3]), — und manches durch die ordentlichen Gerichte an den Lutherischen vollzogene Urtheil dürfte bei näherer Nachforschung noch an den Tag kommen*). Aber es trat auch als ein eigens ernannter Henker der Evangelischen Peter Aichele, des Reichs Profoß in Württemberg, auf. „Der war verordnet mit etlichen Reitern in Schwaben und Franken einen Schrecken zu machen. Wo ihm Schuldige gezeigt wurden, da plagte er sie jämmerlich, und hieng sie umher auf an die Bäume." Erfüllt von einem grimmigen Haß gegen das Evangelium, „griff er besonders evangelische Prediger oder sonst Priester, die eifrig waren und etwas lasen, an, fiengs, beraubts, schätzts, henkts, also daß er in Kurzem in naher Gegend ob vierzig an die Bäum hat elendiglich gehenkt" [4]). In Göppingen hatte er eben einen evangelischen Bürger gemordet, als ein Anderer diesen rächte. Das Volk sang:

„Gott hat den Mord gerochen:
„Der Aichelin zu Göppingen ward erstochen" [5]).

Der Bauern-Aufruhr hatte den schwäbischen Bund und die östreichische Regierung zur Aufstellung eines nicht unbedeutenden Heeres genöthigt; der Kriegszug sollte nun bezahlt werden.

---

[1]) Gratianus 2, 196. [2]) Jäger u. Hartmann, Brenz, 1, 65 ff. [3]) Heyd, Ulrich 2, 266. [4]) Heyd, Ulrich 2, 266. 267. [5]) Heyd, Ulrich 2, 321.
*) s. Anhang Nro. 40.



Erzherzog Ferdinand, der Württemberg an sich gezogen hatte, verlangte nun von den Ständen des Landes eine Sühne für die dabei gebrachten Geldopfer. Diese, im Bewußtseyn ihrer Unschuld, und in der Ueberzeugung, daß Rache genug genommen und das Land erschöpft sei, und gedrängt durch die Weigerung der Prälaten, an dem Schadenersatz irgend einen Antheil nehmen zu wollen, faßten den Muth, dem Herrscher des Landes gegenüber ihr Herz auszuschütten.

„Der Gehorsam der Unterthanen — sprachen sie — so er nicht fließt aus Lieb' des Herzens, mag nicht lange bestehen, läßt sich auch einzig durch Furcht und Zwang mit keiner Gewalt von Außen eintreiben, oder, wenn er gleichwohl aus Furcht der Strafe eine Zeitlang andauert, ist er doch in die Länge nicht beständig, sondern, so er gewiß und standhaftig bleiben soll, muß er endlich von Innen heraus seinen Ursprung haben. Zum andern so ist offenbar, daß bürgerlicher Friede und Einigkeit allein entspringt aus der Liebe, die Lieb' aus der Wurzel des Glaubens, der Glauben aber allein aus dem Wort Gottes. So nun dem also ist, so folgt ja, daß, wo das Wort Gottes nicht ist, noch gepflanzt wird, da mögen ja die Früchte des Glaubens, nämlich Friede, Einigkeit, Liebe und Gehorsam nimmermehr erfolgen noch erlangt werden" [1]).

Hierauf erklären die Stände offen, daß „nun das Wort Gottes jetzt bei unsern Zeiten allenthalben lauter und klar hervorbricht, und der gemeine Mann so viel weiß und berichtet ist, daß er sich mit menschlichem Tand, — so Eigennutz und menschlicher Vorwitz zu Heil der Seel', ohn' Zeugniß der Schrift, erfunden und erdacht haben, — nicht mehr will sättigen und bezahlen lassen, sondern allenthalben nach dem lauteren, unvermischten Worte Gottes schreien, wiewohl sie es mit Geschicklichkeit in Worte nicht bringen können. So man ihnen das mit Gewalt wehren, sie deßhalb gefangen setzen oder verjagen will, so erwächset daraus Bitterkeit gegen die Obrigkeiten und endlich offenbarer Aufruhr,

---

[1]) Sattler, Herzoge, 3, p. 1. d. Beilage.

wie man das in den vergangenen Aufrühren scheinbarlich erfahren hat, und kommt je dahin, was man davor mit Geschicklichkeit und guter Ordnung nicht will ändern, das wird darnach durch den gemeinen Mann mit Ungeschicklichkeit mißbraucht und fürgenommen."

„So ist der Landschaft Gutbedünken, auch unterthänige Bitte, gnädig zu verhelfen, damit das Gotteswort dem Volk fürderhin durch fromme, ehrbare, gottesfürchtige und verständige Prediger rein und lauter und nach dem Geist ohn' allen Menschen Nutz, Vorwitz und eigen Gutbedünken gelehrt und verkündet werde, doch also, daß solches allein auf den Glauben und das Vertrauen zu Gott, und darnach auf Lieb', Einigkeit und Gehorsam gegen alle Menschen gezogen, und daß die Freiheit des Geistes nicht zu der Freiheit des Fleisches gebraucht werde."

„Welche sich dann das Wort nicht wollten ziehen und weisen lassen, sondern in ihrem eigenen Muthwillen beharren, oder sich desselben mißbrauchen, da soll dann die weltliche Obrigkeit zugreifen und ihr Schwert gebrauchen, um die Frommen und Glaubigen bei Fried' und Einigkeit zu erhalten, wozu auch die Landschaft und alle Ehrbarkeit getreulich mithelfen wolle."

Was die Bezahlung der Kriegskosten des Bauernaufruhrs, die der Erzherzog verlangte, betreffe, so antworteten die Stände: „So unser gnädigster Herr nicht mag (nämlich die Kosten bestreiten) und die Kammer des Fürstenthums nicht kann, und das Land in den vergangenen Kriegen geplündert, geschätzt, verderbt und verarmt ist, so müsse man je in der allerletzten Noth auch das letzte Mittel versuchen und annehmen, und dieß seie kein anderes als das, daß man Mönche und Nonnen in den Klöstern und Stiftern bis auf eine ziemliche Anzahl, nach Größe und Gelegenheit der Stiftung, absterben lasse. Dergleichen geschähe auch mit den Weltgeistlichen, doch also, daß in jedem Flecken werde gehalten ein geschickter Seelsorger, und daß derselbe hab' in Wort und Reichung der Sacrament' einen, zwei oder mehr Mitgehülfen, nach Gelegenheit der Größin und Vielin der Pfarrkind; die übrigen lasse man bei ihren Pfründen im Frieden absterben, und ziehe darnach das Einkommen der Pfründen zur Unterhaltung des Landes" [1]).

[1]) Sattler l. c.



„Und so das geschieht, und dem Land damit zum Frieden und aus den Schulden geholfen ist, alsdann mag man die Sach' in den vorigen Stand richten. So seie man in Spanien verfahren, so verfahre der Papst, welcher z. B. viele Pfründen auf Einen Cardinal übertrage, ohne daß die Noth so groß sei, wie sie jetzt augenscheinlich in Württemberg vor Augen liege"[1]).

Der Erzherzog ordnete hierauf an, daß die Prälaten, gleich der Landschaft, zur Bezahlung der Schulden angehalten würden. Im Uebrigen verwies er sie „wegen Reformation der Geistlichkeit" auf den künftigen Reichstag zu Augsburg, wohin sie eigene Gesandte abgehen lassen können, damit solche Reformation desto stattlicher erlangt werden möchte. Allein wir finden keine Spur, daß dieß Versprechen bei dem fünf Jahre später zu Stande gekommenen Reichstag zu Augsburg (1530) wäre erfüllt worden[2]). Die öſtreichische Regierung blieb vielmehr dabei, die Reformation zu bekämpfen, doch wurde kein Peter Aichele mehr gebraucht. Die Stimme der Landschaft hatte gewirkt, und was die römisch-katholische Regierung bisher nicht begünstigt hatte, das Bibelstudium auf der Universität, das mußte sie nun selber befördern. Sie ordnete an, daß neben den sogenannten Sentenzen (scholastischen Systemen der Glaubenslehre) über die heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes Vorlesungen gehalten werden sollen, „um der unbändigen Freiheit, die jetzt selbst den Glauben und die Religion anfechte, zu steuern" (1525)[3]). Auch im Lande selbst verbarg sich die Wirkung jenes offenen Bekenntnisses nicht. Einige strenge Befehle (Mandate) der Regierung blieben ohne allen Erfolg, denn sie wurden nirgends mit Ernst vollzogen. Das Volk ließ es sich nicht wehren, nach Reutlingen, Ulm, Hall, Heilbronn zu gehen, um die reine evangelische Lehre zu hören, und als endlich im Jahr 1531 die Reichsstadt Eßlingen die Reformation öffentlich einführte[4]), konnte kein Edict die Württemberger mehr halten, dort Speise zu suchen und die „Messe" zu verlassen. Schon 1527 hatten es die Stuttgarter keinen Hehl, daß „bei aufkommender Dr. Luthers-Lehre" kaum der zehnte Theil Gottesdienstopfer mehr falle[5]);

[1]) Sattler l. c. 1—4. [2]) Sattler l. c. 4—8. Pfister u. Schmid 1, 24—26. [3]) Schnurrer, Erl. 330. [4]) Pfaff, Gesch. v. Württemb. 2, 692. [5]) Schnurrer. Erl. 94.

die Nürtinger erklärten laut, sie schicken ihre Kinder keinem katholischen Schulmeister mehr in den Unterricht, und die östreichische Regierung, der es angezeigt wurde, wagte keine Zwangsmittel anzuwenden (1531)[1]; die Balinger hatten zwar keinen eigenen Prediger, aber in Waldshut an der Schweizer Gränze lebte ein Geistlicher, der das Evangelium bis nach Balingen verbreitete. Buchführer und Briefmaler (Colporteurs) brachten die Schriften Luthers in's Land, und ließen sich nicht abtreiben; die evangelischen Lieder giengen von Mund zu Mund, und unter den Unterthanen selber waren Leute, welche, was sie gehört und gelesen hatten, auch anderen zutrugen[2]. Selbst in den Klöstern war das Verlangen nach der Reformation nicht zu unterdrücken. In Denkendorf, im Stifte Herrenberg, in Anhausen, in Maulbronn, in Herrenalb fand Luther nun entschiedene Freunde, und auch unter der Weltgeistlichkeit fanden sich nicht wenige lutherisch- und zwinglisch-gesinnte, wie man laut klagte[3].

Was die östreichische Regierung so lange sich verborgen hatte, mußte sie endlich gestehen: „daß die meisten Unterthanen dem Herzog und der evangelischen Lehre anhangen."

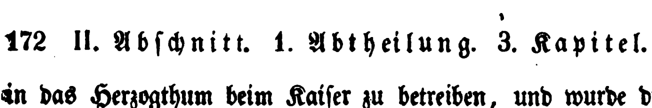
Drittes Kapitel.

Herzog Ulrich in der Verbannung.

Während die öffentliche Noth den württembergischen Unterthanen das Evangelium nur desto theurer machte, hatte auch Herzog Ulrich dessen Werth in seinem Unglücke schätzen gelernt. Aus seinem Stammlande vertrieben, weilte er bald zu Mömpelgard oder Hohentwiel, bald in der Schweiz. Hier traf er mit dem edlen Ritter Hartmut von Kronberg, einem eben so einsichtsvollen als offenen Bekenner des Evangeliums und einem vertrauten Freunde Luthers, zusammen, der gleichfalls als Verbannter in der Schweiz lebte[4]. Ulrich faßte Zuneigung zu ihm, bediente sich seines Rathes, um seine Wiedereinsetzung

[1]) Sattler Topogr. 1, 128. [2]) Sattler Topogr. 2, 127. Schnurrer Erl. 97 ff. [3]) Heyd, Ulrich 2, 305—313. [4]) Luthers Werke, Jenaer Ausg. 2, 88 b.





in das Herzogthum beim Kaiser zu betreiben, und wurde durch ihn mit Luthers Schriften bekannt [1]). Bald darauf wählte er einen Schüler Luthers, Johannes Gayling, zum Hof- und Reise-Prediger [2]). Zugleich knüpfte er mit Oecolampadius in Basel und mit dem berühmten Farell eine nähere Verbindung an, und bediente sich des letztern, um einen Anfang der Reformation in Mömpelgard zu machen. Später kam er auch nach Zürich zu Zwingli. Gewiß ist, daß Ulrich die Bedeutung dieses Mannes nicht nur in religiöser, sondern auch in politischer Hinsicht in Erwägung zog, und daß Zwingli auch Versuche machte, ihm zur Wiedereroberung seines Landes behülflich zu seyn; aber die religiösen Ansichten des Herzogs wurden durch die Politik nicht entschieden. Wußte er doch, daß seine Neigung zur Kirchenreformation nicht wenig die Zuneigung von zwei Cantonen entkräftete, die bisher seine feurigsten Freunde und Bundesgenossen gewesen waren: Luzern und Solothurn [3]).

Als Ulrich sah, daß von den Schweizern keine Hülfe zu erwarten seie, wandte er sich zu Landgraf Philipp von Hessen. Dankbar gedachte dieser, was Herzog Eberhard im Bart an seinem Vater, Landgraf Wilhelm, gethan, „den er ganz christlich, ehrlich und wohl erzogen [4])," und seine persönliche Zuneigung zu dem verbannten Herzoge bewog ihn, auf Wege zu denken, ihn in das Erbe seiner Väter zurückzuführen. Während längerer vergeblicher Unterhandlungen mußte Ulrich das Elend der Verbannung noch mehrere Jahre hindurch tragen; aber er fand auch Zeit, seinen religiösen Glauben tiefer zu gründen, und über wichtige Glaubenswahrheiten sich eine bestimmtere Ueberzeugung zu erwerben.

Landgraf Philipp hatte nämlich längst mit Sorge der Spaltung der Oberdeutschen und der schweizerischen Reformatoren — in der Lehre vom Abendmahle — zugesehen, und war bemüht, im Verein mit den Straßburger Theologen den Streit zu vermitteln, und zwar gerade dazumal, als der Herzog Ulrich bei ihm war. Wie viel mögen beide Fürsten darüber geredet haben, zumal da die Sache nicht bloß allgemein von Wichtigkeit

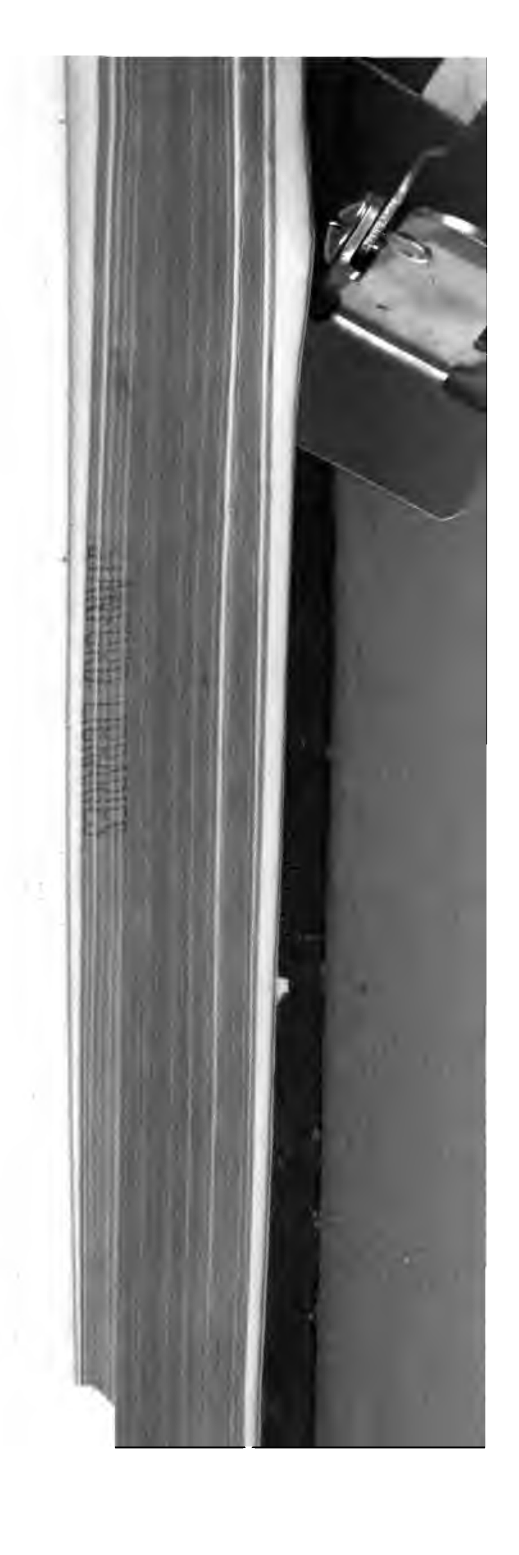
---

[1]) Heyd, Ulr. 2, 119. [2]) Fischlin, supplem. 1, 2 ff. [3]) Lebret de originibus 2, 9. Anm. k. [4]) Pfister Eberhard im Bart, 1, 156.

war, sondern auch besondere Bedeutung für Schwaben und Württemberg hatte.

Mit besonderer Angelegenheit hatten die schweizerischen Theologen Zwingli und Oecolampadius die von Anfang an zu Luthern sich haltenden schwäbischen Theologen auf ihre Seite zu bringen gesucht, und damit die Loosung zu dem ganzen Sacramentsstreite gegeben [1]). Zwingli schrieb im Jahre 1524 an Aulber in Reutlingen, dann auch nach Eßlingen, „daß Christi Fleisch und Blut nicht leiblich im Sacrament des Nachtmahls sei," und Oecolampadius wandte sich mit einer Schrift: „vom eigentlichen Verstand der Worte: das ist mein Leib," an die schwäbischen Theologen, um sie von der Lehre Luthers abzuziehen [2]). Aber die Reutlinger schrieben nun an Luther selbst, der sie ermahnte: „bei dem Text zu bleiben, man möge darüber schreiben und glossiren, wie man wolle," und ihnen ihren Matthes Aulber empfahl, als einen treuen Hirten [3]). Oecolampad aber erhielt von einem Vereine von schwäbischen Predigern, an dessen Spitze Johannes Brenz, Erhard Schnepf und Johann Gayling standen, eine zurückweisende Antwort in dem schwäbischen Syngramma, einer Schrift, welche später von Bugenhagen in's Deutsche übersetzt und mit Luthers Vorwort gedruckt wurde [4]). Gereizt antwortete Oecolampadius [5]) in seiner Gegenschrift: „der Teufel mache aus dem Zeichen des Leibs einen Leib;" und auch Zwingli erklärte: „der Teufel spreche überall aus den Verfassern des Syngramma." Endlich vergaß sich Oecolampad so weit, daß er den Gott Luthers „den brötenen und gebackenen Gott," und seine Anhänger „Gottsfleischfresser" und „Gottsblutsäufer" nannte [6]). Aber nun konnte auch Luther nicht schweigen, und es erschien die gewaltige Schrift, „daß die Worte Christi: das ist mein Leib, noch feststehen wider die Schwarmgeister" (1527). Dieser Schrift folgte im Jahr 1528 eine zweite, das sogenannte „große Bekänntniß

[1]) Seckendorf 2, 39 ff. Pfaff de actis et scriptis ecclesiae Wirtembergicae liber commentarius p. 6. Plank Gesch. der Entstehung des prot. Lehrbegr. 2, 260. [2]) Plank 2, 277. [3]) Gratianus Reutlingen 2, 198—200. [4]) Fischlin suppl. 1 ff. Pfaff de actis. [5]) Plank, 2, 297. primus Anm. 255. [6]) Luther Vorrede zum Syngr. Jenaer Ausg. 3, 285. Daß die Worte 2c. p. 339b.





vom heiligen Abendmahl [1])." „Zuerst (schreibt Luther) habe der Satan die Schrift weggeschafft in der Kirche, daß man ganz und gar auf Menschentand gekommen sei, und unter den Gehorsam der Glossen der Väter und des römischen Stuhls; nun wolle er's wieder dahin bringen, daß man der Schrift müde und blöde werde ihr zu trauen." „Wehe (fährt er fort) unseren Lehrern, die nicht einen Gedanken zehnmal ansehen, ehe sie ihn drucken lassen." — „Eben derselbige Teufel ist's, der uns jetzt in den Sacramentsschwärmern anficht; sie wollen aus dem heiligen Sacrament eitel Malzeichen und Denkzeichen machen, wie es ihnen träumt und gefällt, und soll nicht des Herrn Leib und Blut da seyn, wie doch die dürren, hellen Worte dastehen, und sagen: Esset, das ist mein Leib." — „Weltlich wollen wir mit ihnen eins seyn, das ist: leiblichen, zeitlichen Frieden halten; aber geistlich wollen wir sie meiden, verdammen und strafen, als die Gottes Wort verkehren. Daneben von ihnen leiden, als von Feinden, ihre Verfolgung und Zertrennung, so fern und lange Gott leidet, und für sie bitten; sie auch ermahnen, daß sie ablassen. Aber in ihr Lästern willigen, schweigen oder billigen, wollen oder können wir nicht thun."

Es kostete bei diesem Stand der Dinge den Landgrafen von Hessen keine geringe Mühe, bis er endlich (1529) ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther, Melanchthon und Brenz einerseits, und Oecolampadius und Zwingli andererseits zu Stande brachte. Wenn nun freilich beiden Theilen eine Vereinigung erwünscht gewesen wäre, eine brüderliche konnte nicht zu Stande kommen bei der Wichtigkeit, die Luther dem hohen Artikel vom Abendmahle beilegte, über den man sich nicht vereinigen konnte. Dennoch schied Luther mit Hoffnung, daß, da sie in allen andern wichtigen Glaubenslehren mit ihm einig seien, wohl auch in diesem noch eine Annäherung von ihrer Seite stattfinden, „und aus der gütigen, freundlichen Eintracht noch eine brüderliche werden könne, um was er Gott bitte" [2]). Herzog Ulrich lernte hier zuerst Luthern persönlich kennen, gewann ihn lieb, bewunderte ihn als einen Glaubenshelden, und wurde mit seiner Lehre bekannter.

---

[1]) Jenaer Ausg. 3, 336 ff. [2]) Seckendorf 2, 242—245.

Entscheidungsvoller für die deutsche Kirche, und besonders für Württemberg, war im folgenden Jahre der Tag der Uebergabe der augsburgischen Confession. Hiezu bekannten sich vor Kaiser und Reiche: der Churfürst Johann zu Sachsen, Johann Friedrich, sein Erbprinz, Philipp, Landgraf zu Hessen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, die beiden Herzoge Ernst und Franz zu Lüneburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, und die beiden Städte Nürnberg und Reutlingen. Unter den Theologen auf jenem Reichstage finden wir unsern Johannes Brenz und Erhard Schnepf[1]). Stille, aufmerksame Betrachter der Ereignisse des Reichstags zu Augsburg waren (außer dem Abgesandten der Stadt Ulm) Graf Georg zu Württemberg, Herzog Ulrichs Bruder, und der unvergeßliche Sohn des letztern, Herzog Christoph[2]). Dort mußten sie auch sehen, wie das Erbe ihrer Väter auf die unverantwortlichste Weise, und unter dem Widerspruch der evangelischen Fürsten, von dem Kaiser Carl V. seinem Bruder Ferdinand übergeben wurde[3]) *).

Da sichtbar alle Bitten Ulrichs, alle Versuche seiner Freunde, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, vergeblich waren, so beschloß der Landgraf von Hessen, im Einverständnisse mit mehreren Fürsten, namentlich auch mit den Herzogen von Baiern, ihn mit gewaffneter Hand in sein Stammland zurückzuführen. Luther und Melanchthon hatten in der Besorgniß, „es möchte mit diesem Kriege die Lehre des Evangeliums über den Haufen gestoßen, oder ihr doch ein Schandfleck angehängt werden," dem Landgrafen zwar den Zug nach Württemberg mißrathen[4]), denn, daß das Evangelium mit dem Schwerte verbreitet würde, war ihnen ein Gräuel; aber Philipp ließ sich nicht abhalten. Wohl erkennend, daß es sich zunächst nur um das wohlbegründete Recht des Herzogs handle, führte er ihn zurück in sein Land, siegte

---

[1]) Schnurrer Erl. 104. Jäger u. Hartm. Brenz 1, 257. [2]) Heyd, Ulr. 3, 144. Anm. v. Pfaff. — Jäger u. Hartm. Brenz 1,223. [3]) Sattler, Herzoge, 2, 197. [4]) Schnurrer, Erl. 89.

*) Hessische Geschichtschreiber erzählen, es seie dem Landgrafen Philipp die Wiederherstellung des Herzogs Ulrich unter der Bedingung versprochen worden, daß der Landgraf zur katholischen Parthei übertrete, aber vergeblich (cf. Denhard Geschichte der Entwicklung des Christenthums in Hessen p. 237.)





bei Lauffen (1534), und in wenigen Wochen huldigte das Land mit tausend Freuden dem Herzog[1]). In Stuttgart war beim Einzug der Fürsten „ein solches Freudengeschrei von Jungen und Alten, Weib und Mann, wie dergleichen nie gehört worden, und die Fürsten ließen, unter großem Zulauf des Volks, in der Stiftskirche zwei evangelische Predigten halten[2])." Kaum sieben Wochen nach jenem Sieg kam durch Vermittlung des Erzbischofs zu Mainz, des Herzogs Georg und des Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen der bekannte Cadaner Vertrag zu Stande[3]).

König Ferdinand, der bisherige Besitzer des Landes, nunmehr römischer König, machte hier die beiden Bedingungen: daß Ulrich das Land als östreichisches Afterlehen empfangen, und daß er in demselben die alte (katholische) Religion erhalten, ja mit Gewalt erhalten solle. Auf dem ersten Punkte beharrte Ferdinand, trotz der Reichsfürsten Einsprache; wegen der Religion aber erklärte der Churfürst von Sachsen standhaft: „er willige nicht ein, selbst wenn Herzog Ulrich und Landgraf Philipp von Hessen einwilligen sollten; er könne und dürfe dem Lauf des Evangeliums nicht wehren, lieber solle sich die ganze Handlung zerschlagen[4])." Der König Ferdinand gab ihm nun zu verstehen, daß es ihm eigentlich nur um die Entfernung des hereinbrechenden Zwingli'schen Irrthums zu thun seie, und so beruhigte sich der Churfürst. Nach einigen Verhandlungen über den Punkt, der die Religion betraf, kam im Jahr 1535 ein zweiter Vertrag zu Wien zu Stande, welcher dem Herzog Ulrich nur die Verpflichtung auferlegte, „Sacramentirer (Zwinglianer), Wiedertäufer und dergleichen unleidentliche Neuerungen nicht zuzulassen[5])."

So konnte Herzog Ulrich, was ihm am höchsten anlag, ausführen, nämlich seinem Volke, „das von dem einigen Troste unserer Conscienzen (des Gewissens), dem heil. Worte Gottes gedrungen und gewaltigt ward," dieß längst ersehnte Gut zuwenden[6]).

---

[1]) Sattler Herz. 3, 19. [2]) Heyd, Ulr. 2, 472. [3]) Sattler, Herz. 3. Beil. 137. [4]) Sattler l. c. 129. Heyd, Ulr. 2, 429. [5]) Sattler, Herzoge 3. 64. 89. (Eisenlohr Einleitung setzt aus Versehen Schwenkfeldianer statt Zwinglianer p. 46.) [6]) Heyd, Ulrich 2, 155.

Zweite Abtheilung.

Von der allgemeinen Einführung der Reformation in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Von der evangelischen Lehre, deren Aufnahme und ersten Verbreitern.

Viel Verlangen nach evangelischer Lehre traf Herzog Ulrich in seinem wieder erlangten Herzogthume an. Es war nicht nur allgemeiner Wunsch, daß die Mißbräuche des Ablasses, der Heiligen-Anrufung, der Messe, der erzwungenen Ehelosigkeit der Geistlichen abgeschafft werden möchten, und der Gemeinde der Kelch im Abendmahle zurückgegeben werde — es war wirklich Verlangen „nach dem Worte Gottes" da. Und diesem Verlangen sollte von nun an entgegengekommen werden. Ungehindert konnte der Bürger und Bauer jetzt seine deutsche Bibel lesen und die durch alle Lande sich verbreitenden evangelischen Lieder singen. Aber er sollte jene auch öffentlich in der Gemeinde auslegen hören, diese mit seinen Mitchristen öffentlich anstimmen dürfen.

Freilich hatte der Württemberger während der Verbannung des Herzogs Ulrich außer lutherischen Schriften auch andere zu Handen bekommen. In der Stille hatte die wiedertäuferische, die schwenkfeldische und andere Secten sich unter dem Namen des evangelischen Christenthums in das Land eingeschlichen, und es kam deßhalb darauf an, gegenüber diesen Secten offen zu bekennen, wie die württembergische Kirche das Wort Gottes verstehe und auslege. Es kam ferner darauf an, auch gegenüber von der sächsischen und hessischen evangelischen Kirche sich auszusprechen, welches Bekenntniß man zu dem seinigen mache; es kam darauf an, die Gemeinden nicht der Willkühr jedes einzelnen Lehrers zu überlassen, und selbst die rechtliche Anerkennung der württembergischen Kirche von Seiten des Kaisers erforderte die Annahme oder die Aufstellung eines bestimmten Bekenntnisses.

Doch ein solches Bekenntniß durfte nicht lange berathen und übergeben werden. Die Augsburger Confession war bereits vier Jahre lang das geistige Band, welches die deutschen Protestanten umschlang, und, man mochte nun auf ihren Inhalt,

oder auf die Art und Weise ihrer Abfassung und Uebergabe sehen, ein unwidersprechliches Zeugniß des evangelisch-christlichen Geistes ihrer Bekenner. Sie war das Ergebniß der gewissenhaftesten Schriftforschung; sie umfaßte die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens; sie war jedem denkenden Christen so faßlich, jedem Angefochtenen so tröstlich; sie nöthigte selbst dem entschiedenen Gegner eine solche unwillkührliche Achtung ab, daß Luther wohl mit Recht sagen konnte, sie habe ihres Gleichen nicht. Der Eindruck endlich, den ihre Uebergabe auf dem Reichstage zu Augsburg machte, gieng durch alle Lande, mußte durch Augen- und Ohrenzeugen auch nach Württemberg kommen, und ist geblieben bis auf diesen Tag, und versiegelt worden durch die Leiden und das Blut der edelsten Märtyrer.

Die württembergische Geschichte erzählt uns freilich nicht, wie die evangelische Lehre, wie die heil. Schrift und das Bekenntniß der evangelischen Kirche in den einzelnen Gemeinden eingeführt ward; nur das wissen wir, daß die Geistlichen verpflichtet wurden, die Gemeinden mit den einzelnen Hauptlehren der evangelischen Kirche durch Predigten bekannt zu machen, vor Allem aber sie in das Verständniß der heil. Schrift, namentlich Neuen Testamentes, dadurch einzuleiten, daß dasselbe von Anfang bis zu Ende erklärt ward. Ja im eigentlichsten Sinne des Wortes kann man sagen: „jetzt kamen erst Bibeln auf die Kanzeln." Denn vor Ulrichs Zeiten war das Wort Gottes so selten, daß der Herzog genöthigt war, für jede Pfarrei erst eine Bibel zu kaufen [1]). Auch die bittersten Feinde der evangelischen Kirche werden keine einzige Gemeinde nennen können, welche sich gegen diese Einführung der Bibel aufgelehnt hätte. Denn wenn schon vereinzelte Einsprachen gegen die Reformation des Landes da und dort geschehen seyn mögen, so waren es wirklich sehr seltene Fälle, und wohl mehr gegen die Person einzelner Geistlichen gerichtet. Der Landtag von 1535, auf welchem wenigstens die Abschaffung der ärgerlichen Heiligenbilder in den Kirchen beschlossen wurde [2]), hat so wenig gegen eine Reformation sich ausgesprochen, daß vielmehr von demselben an (freilich ohne näheren Nachweis) die Reformation des Landes

---

[1]) Sattler, Herzoge 3, 148. Eisenlohr, Kirchengesetze 1, 43. 44.
[2]) Pfister und Schmid 1, 45. 46.

datirt worden ist[1]). Nur davon erhielten sich eine Zeitlang noch Spuren, daß der gemeine Mann zu diesem oder jenem Heiligenbilde wallfahrtete, um Hülfe zu suchen. Wenn dagegen in den Magistraten der Stadt Calw und Stuttgart noch einige Mitglieder bei der alten Lehre blieben, so waren diese von geringem Einfluß auf das Ganze[2]). Es könnte zwar gesagt werden, Ulrich habe gegen die Gemeindeglieder eine Art von Gewissenszwang angewendet, da er bei Strafe eines Guldens das Besuchen der Messe (in auswärtigen Orten) verbot, und dagegen bei derselben Strafe jedem Hausvater auferlegte, alle Sonn-, Fest- und Feiertage zur Predigt zu gehen (1536)[3]). Aber so wenig diese Härte entschuldigt werden soll, so scheint doch selbst dieser Befehl nicht in seiner Strenge durchgeführt worden zu seyn.

Größeren Widerstand hätte man bei der Weltgeistlichkeit, bei den Klöstern und bei der Universität erwarten sollen. Aber bedeutend war er nur bei einzelnen Klöstern. Die Weltgeistlichen wurden zusammenberufen, und ihnen die Bedingung gestellt, entweder der augsburgischen Confession gemäß zu lehren, oder ihre Stellen zu verlassen. Manche traten nicht bei und verließen das Land; ältere Geistliche aber und kränkliche erhielten eine Pension, wovon sie leben konnten, auch wenn sie ihre Stellen aufgegeben hatten[4]). In Tübingen wurden drei theologische Professoren des Lehrens, mit Pensionen, gnädig entlassen; Peter Braun, der bedeutendste von ihnen, „sollte jedoch im Rath bleiben.“ Der einflußreiche Dr. Plantsch (erster Begründer des Martinianerstifts) war kurz vor der Reformation gestorben; sein College, Dr. Käufelin, fügte sich der neuen Ordnung der Dinge. Viele Magister und Studenten begaben sich auf die streng-katholische Universität Freiburg[5]). Simon Grynäus von Basel und Ambrosius Blaurer entwarfen nun einen Rathschlag zur Reformation der Universität. Als derselbe ungenügend schien, berief der Herzog den Melanchthon und Brenz zur Errichtung einer Universitätsordnung. Diese kam 1536 zu Stande, und die Universität hatte die Freude, ein Jahr lang des Raths, der Leitung und Lehre von Brenz

[1]) Eisenlohr, Einleitung p. 48. Anm. 252. [2]) Schnurrer, Erläut. 176. [3]) Fischlin suppl. 18. [4]) Hartmann, Reformationsgeschichte 45. Heyd, Ulr. 3, 84. 85. [5]) Schnurrer 344. 345.



genießen zu dürfen. Andere ausgezeichnete Männer, wie Joachim Camerarius der Philologe, und Leonh. Fuchs der Mediziner, wurden gleichfalls für die Universität gewonnen und blieben nicht ohne Einfluß auf die Bildung künftiger Geistlicher. Fuchs wurde Vorsteher des evangelischen Seminars. Die Vorbereitungsanstalt auf die Universität (Pädagogium) erhielt gleichfalls eine verbesserte, fast neue Einrichtung, und die philosophischen Secten (der Nominalisten und Realisten) wurden abgethan. Dieß alles geschah in Tübingen ohne bedeutende Schwierigkeiten, und nur das, daß der Kanzler Dr. Widmann sich von der Universität entfernte, weil er der Reformation nicht beitreten wollte, bereitete dem Herzoge Ulrich und noch seinem Sohne Christoph Verlegenheiten, welche aber noch vor des Kanzlers Tode sich erledigten[1]).

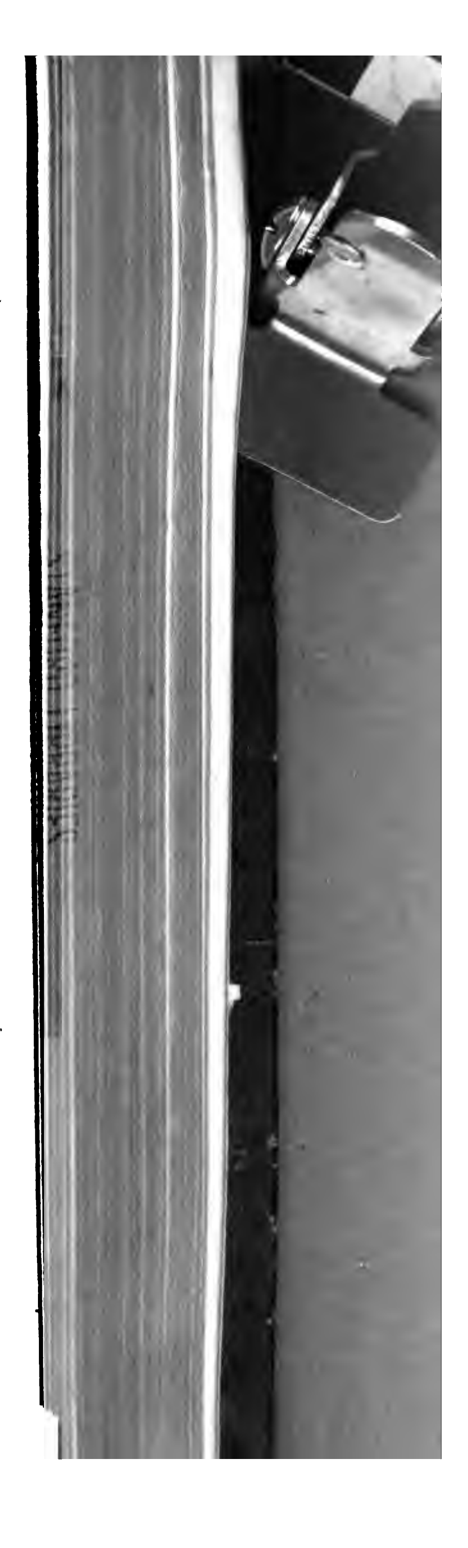
In den Klöstern wurde die evangelische Lehre gleich anfangs durch eigens dahin abgesandte Lehrer verkündigt, und den Aebten die Aufstellung evangelischer Geistlichen streng geboten. In einzelnen Klöstern traten Abt und Convent der Reformation mit Freuden bei und unterstützten den Plan des Herzogs[2]). Wer von ihnen aus seinem Stande austreten, die evangelische Lehre annehmen und im Lande bleiben wollte, erhielt 40 Gulden Leibgeding[3]). Wer aber Mönch bleiben wollte, mußte sich mit allen seinen Sachen in das Kloster Maulbronn begeben, wo alle noch übrigen Mönche der verschiedenen Orden ihren Unterhalt haben und evangelischen Unterricht empfangen sollten. Die meisten Mönche wählten die Auswanderung. Die Aebte sollten vor der Hand im Besitz des Klosters bleiben, ihnen jedoch ein herzoglicher Verwalter der Klostereinkünfte zur Seite gesetzt werden. Unter diesen Umständen leisteten namentlich die Klöster Herrenalb und St. Georgen einen so entschiedenen Widerstand, daß es zur wirklichen Austreibung mit Gewalt kam[4]). Die Stifter aber lösten sich in der Stille auf. Die Chorherren wurden mit einer Leibrente bedacht[5]). Mit den Frauenklöstern ging es am langsamsten; man beschränkte sie und ließ sie nach und nach aussterben. Besondere Rücksichten scheinen da

[1]) Hartmann 63. 65. Böckh, Gesch. v. Tüb. 48. 49. [2]) Hartmann 61. [3]) Schnurrer 132. [4]) Sattler, Herzoge 3, 72 ff. Schnurrer 135 ff. [5]) Hartmann 62.

und dort die längere Dauer eines Manns- oder Frauenklosters bestimmt zu haben[1]). In kurzer Zeit war wenig mehr von dem päpstlichen Gottesdienst im Lande sichtbar. Das Abendmahl wurde 1535 (im Februar) zuerst in Stuttgart und kurz darauf in Tübingen unter beiderlei Gestalt ausgetheilt; die Messe unterblieb, noch ehe der Herzog einen Befehl gegen sie erließ, zu Stuttgart, Herrenberg und Cannstadt. Im Laufe des Jahres hatten die bedeutenderen Städte und Ortschaften des Landes fast alle bereits evangelische Prediger[2]).

Die beiden Männer, welchen Herzog Ulrich die Reformation seines Landes übertrug, waren Ambrosius Blaurer und Erhard Schnepf. Beide hatten um des evangelischen Glaubens willen bereits viel gelitten und gearbeitet, beide waren für die Reformation auch im Württembergischen, wie wir schon sahen, gleich anfangs thätig gewesen und deßhalb vertrieben worden. Beide waren unermüdlich in ihrem Wirken, beide als Prediger ausgezeichnet, beide tüchtige Theologen, beide darauf bedacht, nicht nur für den evangelischen Glauben, sondern auch für evangelisches Leben, für christliche Zucht und Sitte zu wirken. Blaurer war ein mehr sanfter, freundlicher Charakter, hie und da zeigte er sich vielleicht zu viel als ein Mann der Rücksichten, wo es aber um die von ihm erkannte Wahrheit sich handelte, war er unerschütterlich[3]). Schnepf war von nicht gewöhnlicher Geisteskraft, Entschlossenheit, Gottesfurcht und Geradheit, und ein vertrauter Freund des Johannes Brenz, der einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte[4]). In Einem waren beide verschieden. Schnepf war ein entschiedener Anhänger Luthers in der Lehre vom heil. Abendmahl; Blaurer, durch persönliche Zuneigung zu Zwingli gezogen, begünstigte auch dessen Abendmahlslehre, obgleich er in diesem Glaubensartikel längere Zeit keine ausgebildete Ansicht gehabt zu haben scheint[5]). Die straßburgischen Theologen, welche zwischen den Lutheranern und Schweizern zu vermitteln suchten, zählten ihn zu den Ihrigen, die öffentliche Stimme zu den

[1]) Heyd 3, 118. Hartmann 62. [2]) Heyd 3, 89. 94. (1856 Anm.) Hartmann 49. [3]) Sattler, Herzoge 3, 113. Brief Bucers. 3, 118. Brief Blaurers. [4]) Schnurrer, Erl. 100—102. Heyd 3, 43. u. 193. [5]) Schnurrer 100.



Zwinglianern, wie er sich denn selbst einmal einen solchen nannte[1]).

Dieß bestimmte den Erhard Schnepf, gleich bei seiner Ankunft in Stuttgart dem Herzog zu erklären: „er könne nur dann mit Blaurern am Hause des Herrn bauen, wenn dieser mit ihm in der Lehre vom heil. Abendmahle einerlei Meinung habe.“ Und dasselbe erklärte er Blaurern selbst. Der Herzog suchte zwischen beiden Männern zu vermitteln, denn ob er gleich bereits 1534 völlig überzeugt war, daß Zwingli's Ansicht (als wären im heil. Abendmahl nur die Zeichen von Leib und Blut Christi gegenwärtig, und nicht beides selbst) die richtige nicht sei, so unterschied er doch zwischen Zwingli und seinen Schülern, und hoffte, daß letztere (nach dem Tode ihres Lehrers, 1531) sich mit den Lutheranern vereinigen werden[2]). Und wirklich erklärte Blaurer zur Beruhigung des Schnepf, daß er mit einer auch von Luther in Marburg gebilligten Fassung dieser Lehre einig sei, welche also laute: „daß vermöge der Worte: das ist mein Leib ꝛc., Leib und Blut Christi wahrhaftiglich, das ist, substanzlich und wesentlich, aber nicht in Maß der Größe und Qualität, oder Abmessung der Stätte, im Abendmahl gegenwärtig seie und gegeben werde.“ Als Schnepf hiemit sich einverstanden erklärte, rief der Herzog erfreut: „das walte Gott, der laß es eine gute Stunde seyn, dabei soll es bleiben“[3]). Als hierauf die Verpflichtung der Geistlichen zur Sprache kam, war Schnepf ganz einverstanden, daß dieselben rücksichtlich der Abendmahlslehre nicht auf jene an die theologische Schule erinnernde Formel, sondern auf die einfachere Lehre der augsburgischen Confession zu verpflichten seien[4]).

Aber Schnepf hatte die Sache ernst, Blaurer hatte sie dießmal leicht genommen. Die Schweizer konnten sich in Blaurern nicht finden, nnd klagten laut über ihn. Er erklärte ihnen zwar (zur Zufriedenheit der Lutheraner), wie er erst dann ihnen beigetreten sei, „als sie die Gegenwärtigkeit und Uebergebung des Leibes und Bluts des Herrn im heil. Abendmahle gelehrt haben,“ aber in der Stille beförderte er eine bedeutende Anzahl schweizerischer Geistlichen in seinen Sprengel, das württembergische Ober-

[1]) Heyd, Tüb. Zeitschr. 1838, 4, 13. [2]) Heyd, Ulr. 3, 40. 41. [3]) Heyd, Tüb. Zeitschr. l. c. 13 ff. [4]) Heyd, Tüb. Zeitschr. l. c. 16.

land, welche daselbst die zwinglische Lehre verbreiteten; während Schnepf in seinem Sprengel, dem Unterlande, lutherischgesinnte Geistliche anstellte[1]). Nicht allein diese klagten laut und öffentlich über den heimlich eindringenden Zwinglianismus, sondern die Räthe des Herzogs, die benachbarten Reichsstände, und selbst der kaiserliche Hof wurde aufmerksam[2]), und wenn auch Einige vom Adel in der Umgebung des Herzogs zwinglisch gesinnt seyn mochten, „so gab es dagegen im Lande ob der Steig viel Gutherzige, welche sich über Blaurern beklagten, und eine Ordnung wünschten, wie M. Erhard (Schnepf) sie im Lande unter der Steig zugerichtet habe“[3]).

Noch hoffte aber der Herzog auf die längst vorbereitete Vereinigung der Straßburger vermittelnden Theologen und der Zwinglianer mit Luthern, eine Vereinigung, welche Luthers größester Wunsch war, und für welche der edle Bucer so unermüdet arbeitete. Aber als nun die Straßburger und so manche andere bisher in der Mitte stehende Theologen der sogenannten wittenberger Concordia 1536 und damit dem Wesentlichen der lutherischen Abendmahlslehre beigetreten waren*), trennte sich Blaurer von Bucern, weil er ihm zu viel zugegeben zu haben schien, widersprach jener Uebereinkunft öffentlich, mit der Behauptung: „daß die Gottlosen Leib und Blut des Herrn nicht empfangen,“ und wich dem ihn mit großer Schonung behandelnden Jugendfreunde Melanchthon auf eine Weise aus, die deutlich zeigte, daß er sich von Luthers Freunden geschieden fühle[4]). Kaum ein Jahr nach jener öffentlichen Erklärung begab er sich in seine Vaterstadt Constanz, von der er sich nie ganz losgesagt hatte. Von dort aus wirkte er für die Reformation in Augsburg und Nürnberg, doch meist in Constanz selbst, bis der Kaiser 1548 die Stadt sich unterwarf und den Katholicismus wieder einführte, worauf er noch 19 Jahre bei seinen Freunden in der Schweiz lebte und arbeitete. Noch in hohem Alter predigte er mit Beifall, „zuletzt da er nit mehr predigte, brachte er einen gelehrten jüdischen Jüngling zum christlichen Glauben, und starb sanft und im Glauben an seinen

[1]) Schnurrer 122. [2]) Sattler, Herzoge 3, 43. [3]) Sattler, Herzoge 3, 67. [4]) Heyd, Tüb. Zeitschr. l. c. 23 ff.

*) s. Anhang Nro. 41.





Herrn Jesum" 1567. Die neuere Zeit hat ihn auch als Kirchenliederdichter bekannt gemacht [1]).

In einer Hinsicht hat Blaurer der württembergischen Kirche ein reformirtes Gepräge aufgedrückt, indem er auf dem sogenannten „Götzentage" zu Urach 1537 die Entfernung der Heiligenbilder aus den Kirchen gegen Brenz und Schnepf durchsetzte, welch' Letztere „nur die ärgerlichen, nicht die zur Zierde und zum Gedächtniß dienenden Bilder" entfernt wissen wollten [2]). In einer andern Rücksicht scheint auch Schnepf Blaurern und den Reformirten nahe gestanden zu seyn, denn mit ihnen wollte er den kirchlichen Gottesdienst möglichst einfach haben, wie denn wirklich in dieser Hinsicht die württembergische lutherische Kirche sich von den norddeutschen sichtbar unterscheidet.

Wie schon vor Blaurers Abgange, so beruhte noch sechs Jahre die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten Württembergs auf Schnepf [3]). Einrichtungen, welche das Ganze betrafen, wurden meist ihm übertragen. Vornehmlich ist es die sogenannte kleine Kirchenordnung (die erste im evangelischen Württemberg), welche sein Gedächtniß erhält. Noch im Jahre 1798 konnte Schnurrer schreiben: „die Formeln und Gebete, die bis auf die gegenwärtige Zeit in Württemberg bei den gottesdienstlichen Handlungen gebraucht werden, sind noch eben dieselben, wie sie Erhard Schnepf vor dritthalbhundert Jahren angegeben hat." „Das Kirchenbuch von 1843 hat sie in ihre Rechte wieder eingesetzt," dieß können wir in neuester Zeit hinzufügen [4]).

Zweites Kapitel.

Kirche und Obrigkeit.

Was Blaurer und Schnepf zur Reformation des Landes Württemberg thaten, das war Alles unter dem Schutz, auf Befehl und mit Genehmigung des Landesfürsten geschehen. Der Herzog hielt es für die Pflicht einer christlichen Obrigkeit, „vor allen Dingen mit emsigem eifrigem Fleiß, Ernst und Treue dahin zu trachten, wie der Name Gottes geheiligt, sein Lob,

[1]) Wackernagel, Kirchenlied 825. 826. [2]) Fischlin, suppl. 8.
[3]) Schnurrer, Erl. 393. 394. [4]) Schnurrer 170–174. — Kirchenbuch z. B. II, 434. cf. Eisenlohr, Kirchengesetze 1, 48. und 196.

Ehr und Preis gefördert, aller Aberglaube und Abgötterei zerstört und ab dem Weg gethan, und dann bei den Unterthanen Zucht und Ehrbarkeit, auch gute Ordnung und Polizei gepflanzt werde"[1]). Er hatte hiebei das Vorbild der reformirenden Fürsten des alten Bundes im Auge, und die Verheißung des Propheten Jesaias für die Kirche des neuen Bundes: „Könige sollen deine Pfleger seyn"[2]).

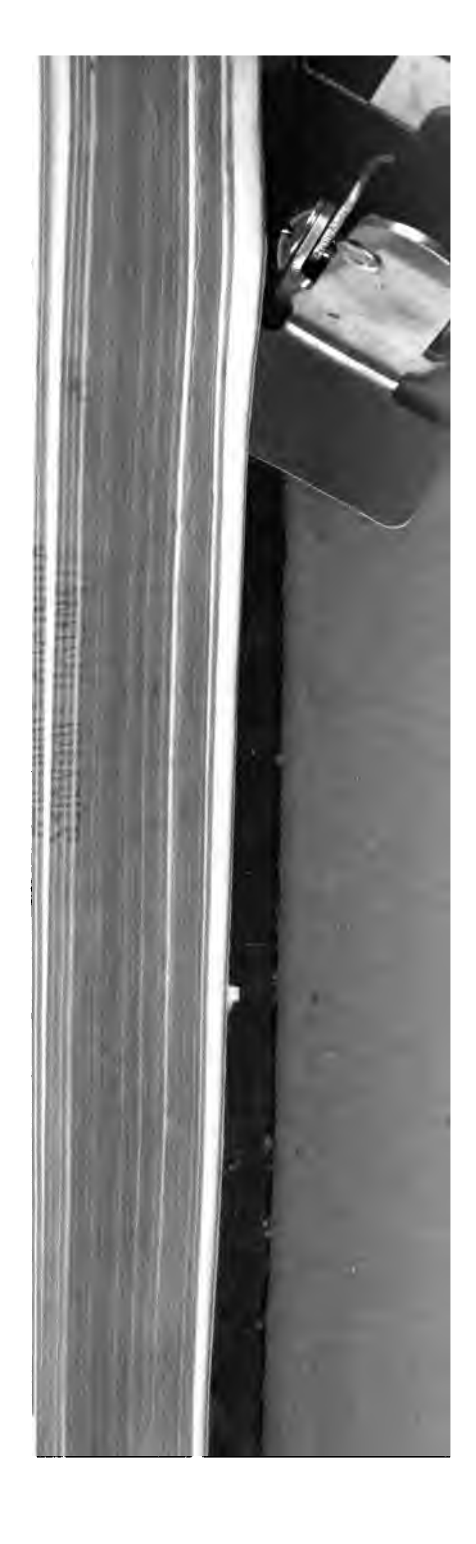
Von diesem Gesichtspunkte aus hatte Ulrich die Reformation der christlichen Kirche in seinem Lande vornehmen lassen, von diesem aus handelte er, wenn er die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten auch fortan in seinen Händen behielt. Die Bischöfe, zu deren Sprengel die einzelnen kirchlichen Gemeinden und Diöcesen des Landes gehört hatten, waren der Kirchenverbesserung nur hemmend in den Weg getreten, darum giengen ihnen ihre bischöflichen Rechte verloren, und kamen in die Hände der Landesfürsten, welche in jener Zeit in der Reihe der ersten Bekenner des Evangeliums standen, und dasselbe nach Außen gegen den Katholicismus wie gegen den mächtig sich erhebenden Sectengeist zu vertreten hatten.

So kam es, daß Ulrich, ohne jedoch auf den Namen eines Oberbischofs (Summus Episcopus) in seinem Lande Anspruch zu machen, die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten behauptete, und namentlich in den ersten Jahren viele Gesetze ergehen ließ, und Einrichtungen traf, welche dem Ganzen der Kirche galten.

Unter denselben sind besonders hervorzuheben die durch Schnepf abgefaßte (kleine) Kirchenordnung von 1536, welche bereits berührt worden ist. Sie bezieht sich hauptsächlich auf die gottesdienstlichen Handlungen, Predigt, Gesang, Sacramente, Einsegnung der Eheleute, Zuspruch am Krankenbett, Begräbniß. Die betreffenden Ansprachen an die Gemeinde, die kirchlichen Gebete auf wichtige Fälle sind überall eingestreut. Bürgerliche Verhältnisse werden nicht berührt, alles bewegt sich auf rein religiösem Boden. Die hohe Einfalt und Würde dieser Schrift erinnert an die ersten Jahrhunderte der Christenheit.

Was kirchliche Zucht und Ordnung betraf, so

[1]) Eisenlohr, Kirchengesetze 1, 70. (Visitationsordnung) und sehr oft ib. Einleit. 54. [2]) Jes. 49, 23.



behielt sich der Herzog als christlicher Landesfürst die Handhabung derselben vor. Den Geistlichen überließ er es, mit groben Lastern Beschwerte, jedoch „ohne öffentliche Schmach,“ vom Abendmahle zurückzuweisen [1]). Dagegen stellte er in der neuen Landesordnung von demselben Jahre mit aller Absicht diejenigen Artikel voran, welche von der Anhörung des göttlichen Wortes handeln, und gegen Gotteslästerung, Volltrinken, Spielen, Hurerei und Ehebruch gerichtet sind. Und mehrfache Generalrescripte betreffen gleichfalls die Sittenzucht [2]).

Bald jedoch zeigte es sich, daß die Einrichtung einer kirchlichen Behörde dringendes Bedürfniß war. Anfangs hatten Blaurer und Schnepf zugleich mit dem Reformationsgeschäfte auch als Superintendenten für das Innere der Kirche, Georg von Ow und Martin Nittel für das Kirchenvermögen zu sorgen gehabt, und jeder dieser Männer für sich mit dem Herzog verhandelt. Jetzt fand es Letzterer für zweckmäßig, durch drei Räthe: „einen Gelehrten der heil. Schrift, einen vom Adel und einen von der ehrbaren Bürgerschaft bei Geistlichen, Unterthanen und Amtleuten nachzuforschen, ob nichts der christlichen Lehre und Zucht Zuwiderlaufendes vorgehe.“ Dieß nannte Ulrich „seine Visitation (1547).“

Sie mußten nämlich vor allem die Ortsgeistlichen visitiren. Ihre Visitation begann mit Anhörung der Predigt des Geistlichen, dann wurde er gefragt, was er rücksichtlich der Grundlehren des Evangeliums der Gemeinde vortrage, wie er die Jugend im (lutherischen) Katechismo unterweise? [3]) Hierauf, wie sich die Ober- und Unter-Amtleute halten? Ob sie die in der Landesordnung verpönten Laster strafen, und die frommen und eifrigen Prediger in ihrem Amte schirmen? Ob fromme und tüchtige Personen in den Gemeinderath gezogen werden? Ob man Wahrsagern und anderem Aberglauben steure? Alsdann wurden Amtleute und Gemeinderäthe über des Predigers Lehre, Leben, Eifer im Amte und bei Kranken, über seine Hausordnung und Kinderzucht befragt. Desgleichen über die lateinischen Schulmeister, und wo es deutsche gab, über diese; endlich über die geistliche Besoldung, Unterhaltung von geistlichen Amts-

[1]) Kl. Kirchenordnung 47. bei Eisenlohr K.g. 1. [2]) Schnurrer 171. Eisenlohr K.g. p 64. [3]) Schnurrer 178.

wohnungen, vornehmlich aber über die Armenpflege. Alle Monate oder längstens alle sechs Wochen sollten diese Visitationsräthe zusammenkommen, das Ergebniß ihrer vorgenommenen Visitationen berathen, eingelaufene Schreiben der Prediger beantworten, und auf Mittel denken, die Gebrechen abzustellen. Nur in sehr wichtigen Fällen, wo es sich z. B. um Abschaffung ungottesfürchtiger, eigennütziger, päpstlicher Amtleute handle, oder heimliche Praktiken zur Untergrabung der evangelischen Kirche vorkommen würden, behielt sich der Herzog die Entscheidung vor. Im Uebrigen sollen sie nach den vorhandenen herzoglichen Anordnungen und Erlassen handeln, „es sei im Geistlichen oder Weltlichen"[1]). Die Einrichtung eines eigenen, die Kirchenleitung regelmäßig besorgenden Collegiums erlebte Herzog Ulrich nicht mehr[2]). Die Verbindung des bürgerlichen und kirchlichen Regimentes aber blieb lange, in manchen Theilen bis auf die neueste Zeit, so wie er sie geordnet hat.

An diese „Visitationsordnung" schloß sich die sogenannte Synodalordnung an von 1547. (Aehnlich dem von Brenz in Hall eingerichteten Capitel). Wie vor der Reformation die Landgeistlichkeit in Bezirke getheilt war, denen Erzpriester (oder decani rurales) vorstanden[3]), so wollte Ulrich auch fernerhin dieselbe unter beaufsichtigenden Dekanen erhalten. Das ganze Institut sollte aber in evangelischem Geiste neubelebt werden, „es sollten zu „„Dekanen"" gottesfürchtige, ernsthafte, tapfere Männer gewählt werden, die einen rechten Eifer zu Gottes Wort und christlicher Religion, und ein gutes Zeugniß der Lehre und des Lebens haben, damit sie mit Wahrheit dem Lästerer nit ins Maul fallen, wie der Apostel sagt." Das Amt derselben war wie noch jetzt hauptsächlich Einführung der Prediger in ihr Amt, und Aufsicht auf ihre Lehre und Leben[4]), wozu die jährlichen Visitationen dienen sollten, „bei welchen die ältesten und gutherzigsten des Gerichtes über Lehre und Wandel des Geistlichen" von dem Dekan zu befragen waren. Die Ernennung des ersten Dekans (seit der Reformation) für jede Diöcese behielt sich der Herzog vor, nach dem Abgang desselben

[1]) Eisenlohr K.g. 1, 66 ff. 69 ff. [2]) Binder, Württembergs Kirchen- und Lehrämter, Einleit. p. 8. [3]) Eisenlohr Einl. 3. [4]) Eisenlohr K.g. 1, 81. 82.



sollten die Kapitel das Wahlrecht ihres Dekans haben, und der Herzog die Bestätigung. Vieles scheint der Herzog von den jährlich zweimal stattfindenden Synoden (Diöcesan-Vereine würden wir sie nennen) erwartet zu haben. Das Ausschreiben dieser Diöcesansynoden durfte von dem Dekane nicht ohne Vorwissen seines Superintendenten geschehen, denn dieser sollte wo möglich persönlich oder durch einen Stellvertreter dem Synodus mehr Ansehen geben[1]). Der Synodus begann mit einer Predigt, welcher sämmtliche Diöcesanen anwohnten. Hierauf fand die sogenannte Censur statt. Diese leitete der (General-) Superintendent ein, mit einer ernsten Ermahnung an sämmtliche Geistliche, „daß sie jetzt Niemands verschonen, sondern allein Gottes Ehre, den Nutzen und Frommen der gemeinen Christenheit, und die Förderung des christlichen Friedens und wahrer Einigkeit im Geist, und gesunder Lehre und christliches Lebens ansehen, und auf alle Fragen gewissenhaft antworten wollen, damit das Gute gefördert, das Böse abgewendet werde." Hierauf mußte zuerst der Dekan, dann der Camerarius (Verwalter der Capitelseinkünfte), dann die übrigen Geistlichen abtreten, und der Superintendent fragte nach ihrer Lehre, Leben und Hausstand. Vorkommende Fehler wurden vom Superintendenten in Gegenwart eines Ausschusses der Diöcesangeistlichkeit an dem Einzelnen gerügt, im Wiederholungsfalle vor dem ganzen Diöcesancollegium. Hörte der Fehlende die „Brüder" nicht, so wurde er dem Herzog angezeigt. Auf die Censur folgte die Disputation, und mit einer Ermahnung des Dekans schloß die Synode. Die lateinischen noch vorhandenen Statuten derselben sind eine wahrhafte Pastoraltheologie[2]). Dieß ist das Hauptsächlichste, was Herzog Ulrich für das Innere der Kirche angeordnet hat.

Weniger berathen ward zu Ulrichs Zeit die äußerliche Existenz der Kirche, d. h. ihrer Diener und Anstalten.

Sämmtliche deutsche Protestanten sahen die Reformation nicht als Gründung einer neuen Kirche an, sondern nur als eine Reinigung der bestehenden christlichen Kirche von menschlichen Zuthaten, und als eine Rückführung auf ihre Grundlage,

[1]) Eisenlohr K.g. 1, 87. [2]) Eisenlohr K g. 1, 89.

auf das Wort Gottes. Und eben aus diesem Gesichtspunkt hielten sie sich für berechtigt, den fortwährenden Genuß der *kirchlichen Güter* zu behaupten. Theologen wie Fürsten waren hiebei gleicher Meinung. Es war unbestreitbarer Grundsatz, daß *diese Güter nicht secularisirt* (für Staatszwecke verwendet) werden, sondern für kirchliche Zwecke fernerhin dienen sollten. Nur das war unläugbar, daß bei dem großen Reichthum der Kirche die jährlichen Einkünfte mehr als bloß hinreichten zur Nothdurft der Lehrer an Kirchen und Schulen und zum Unterhalt der Armen. Und den jährlich sich ergebenden Ueberschuß zum Besten von Land und Leuten zu verwenden, und der Obrigkeit einzuhändigen, erschien um so weniger unbillig, da die reformirenden Fürsten bei Einführung und Erhaltung der Reformation in ihrem Lande einen Aufwand von Mühe und Kosten übernahmen, von welchem unsere Zeit kaum mehr eine Ahnung hat.

So wäre es denn auch dem Herzog Ulrich nicht zu verargen, wenn er den Ueberschuß der reichen Einkünfte des württembergischen Kirchengutes „zum Trost von Land und Leuten" verwandte. Es war in der That ein reiches Gut! Unmittelbar vor der Reformation war ungefähr ein Drittheil des schwäbischen Bodens gestiftetes Gut, Kirchen- oder Armen-Eigenthum[1]. Vierzehen reiche Mannsklöster, achtzehen Chorherrnstifte, eine bedeutende Zahl kleinerer Klöster, namentlich Klöster der Bettelorden, Frauenklöster und sogenannte Sammlungen zählte Württemberg[2]. Nächst diesem *Gute* der Klöster und Stifter, auf welchem jedoch die Pflicht der Besoldung der denselben einverleibten Pfarreien haftete, waren in den einzelnen Städten und Dörfern noch besondere kirchliche Localdotationen für Pfarreien, Predigtämter, Caplaneien. Dazu fanden sich überall kleinere Stiftungen für Arme, Brüderschaften, Messen, Vigilien, Lichter ꝛc., und in einzelnen Kirchen ein reicher Vorrath kostbarer kirchlicher Geräthe[3].

Die Einkünfte der Klöster und Stifter zog nun der Herzog *ein*[4], er ließ, wie wir bereits sahen, die alten Mönche aussterben, und gab den jüngeren Pensionen. Gänzlich

[1]) Pfister u. Schmid 1, 9. [2]) Hartmann, Ref.gesch. 23—25. [3]) Sattler, Herzoge 3, 77. [4]) ibid.





aufgehoben wurden zwar die Klöster nicht, weil die Prälaten blieben, und es ist sogar eine Klosterordnung vorhanden, nach der Ulrich sie ihrem ursprünglichen Zwecke, der Erziehung christlicher Geistlicher, zurückgeben zu wollen schien. Doch blieb letzteres fast nur Entwurf, kaum eine leise Spur zeigt, daß ein Versuch der Art mochte gemacht worden seyn [1]). Die Hauptsumme der jährlichen Einkünfte verwendete der Herzog zur Bezahlung seiner Schulden und zur Herstellung des zerrütteten öffentlichen Wesens. Die Geistlichen besoldete er äußerst sparsam, und die schmalcaldischen Bundesverwandten ließen es daher nicht an Ermahnungen fehlen, die Kirchengüter zu schonen [2]). Endlich 1540 trat der Herzog folgenden Grundsätzen bei, welche die evangelischen Fürsten aussprachen: „Die Kirchengüter sind zu verwenden 1) zum Predigtamt und für die Schulen; 2) für die Armuth; 3) was nach allem diesem übrig ist, soll der Schirmherr zu genießen haben; doch ist 4) Rechnung zu thun der Kirche, d. i. „etlich gewählten von der Landschaft." „Nach diesen Grundsätzen erhielten die Kirchengüter (wie Pfister sagt) nicht, wie es in neueren Zeiten nur Unwissenheit ansehen konnte, eine veränderte Bestimmung durch die Staatsgewalt, die Hauptsache, der Grundstock, wurde vielmehr ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben [3])."

Was dagegen die frommen Stiftungen betrifft, welche sich in den einzelnen Gemeinden befanden, so wurden die letzteren im Genusse derselben nicht gestört. Im Gegentheil war der Herzog von Anfang an bedacht, dieselben zu vermehren, und hat deßwegen schon 1536 die sogenannte Armenkastenordnung ergehen lassen. Alles was bisher auf Messen, Vigilien, ewige Lichter, Wachs und Oel gewendet worden, die Einkünfte der Brüderschaften und des Heiligen, die Fabrik (Casse zur Bestreitung der Kirchenbauten), kurz was man über der Kirchen- und Schuldiener Besoldung und dem Kirchenbau erübrigen mag, sollte Alles den Armen zu Steuer kommen [4]). Ferner sollten alle Sonntage in den Kirchen und auch in den Häusern Sammlungen veranstaltet werden, des-

---

[1]) Schnurrer Anhang 546 ff. [2]) Schnurrer Erl. 152. 153. Heyd Ulr. 3, 231. [3]) Pfister die ev. Kirche in Württemb. p. 18. Hartmann Refgesch. 84 ff. [4]) Sattler Herz. 3, 77.

gleichen bei Hochzeiten und Leichen, „auch solle man unsern gnädigen Herrn erinnern, und bei Sr. fürstlichen Gnad anhalten um eine tägliche Handreichung den Armen." Die ganze Kastenordnung ist in demselben Geiste wie die Kirchenordnung abgefaßt, und hat ganz in christlichem Sinne hauptsächlich auch auf die geistliche Berathung der Armen, auf die Erziehung ihrer Kinder, „da niemand gottlosere Kinder ziehe als die Bettler," so wie auf die Hausarmen Rücksicht genommen [1]).

Eine nicht unbedeutende Folge hat diese Armenkastenordnung für die Kirche gehabt. Es war darin bemerkt, „daß, wo eine lateinische Schule sei, man etliche arme Knaben dazu halten oder ihnen wenigstens eine Beisteuer geben solle [2])." Es sollten aber nach des Herzogs Willen arme Jünglinge auch dann noch von den Armen-Kästen unterhalten werden, wenn sie die Universität bezogen haben. Er selbst versprach einen bedeutenden Beitrag dazu. Anfangs lebten diese Studirenden, Stipendiaten genannt, da und dort in Privathäusern, und gehörten verschiedenen Facultäten an, wiewohl es meist Theologen waren, und wenigstens von einigen noch eine urkundliche Verpflichtung vorhanden ist: „allein in der h. Schrift zu studiren." Täglich waren gemeinschaftliche Gebete und Bibellectüre angeordnet. Als der Herzog sah, daß ein gemeinschaftliches Zusammenleben unter Aufsicht ersprießlich seie, gab er das Augustinerkloster in Tübingen für diese Anstalt her (1548) [3]). Dort besteht sie noch fort, als das „evangelische Seminar." Niemand ahnte damals, daß sie 30 Jahre, geschweige 300 Jahre sich halten werde, aber was Ulrich begonnen hatte, verbesserte, erweiterte, vollendete sein Sohn Christoph.

Drittes Kapitel.

Die ersten Früchte und die ersten Gegner der Reformation in Württemberg.

Wie die ältere Kirchengeschichte nur einzelne Blicke in das Leben von Christen und christlichen Gemeinden uns eröffnet, so ist dasselbe auch bei der Reformationsgeschichte der Fall. Es

[1]) Sattler Herz. 3, 162. [2]) Sattler 3, 161. [3]) Schnurrer 439 ff.



sind meist wenige Personen, welche als die irdischen Pfleger des Ganzen sich bemerklich machen, und die Gesinnung der Gemeinden und ihres Geistes tritt in seltenen Fällen dem suchenden Freunde der Geschichte entgegen. Im damaligen Württembergischen zumal erscheint auf den ersten Anblick alles als Werk des Regenten, und nur wenige thätige Männer werden neben ihm genannt. Da möchte man freilich fragen, ob denn jenes Erbauen aller Lebensverhältnisse auf das Evangelium, das die Grundtendenz der Reformatoren war, ebenso auch Absicht des Volkes war? Die bejahende Antwort darf hierauf mit Freuden gegeben werden, denn die Sehnsucht nach Gottes Wort war vor der Reformation des Landes schon allgemein, und der vereinzelte Widerstand ohne nachhaltigen Ernst. Es durchdrang das Wehen eines besseren Geistes auch das Volk, und eine religiöse Grundanschauung aller Dinge sprach sich auch bei ihm aus. Darum war auch in den nun württembergisch gewordenen Reichsstädten, in welchen die einzelnen Bürger ihre Stimme frei erheben durften, nur *eine* Stimme *für* die Reformation, und fast keine konnte sich derselben ganz entziehen, ohne mit Gefängniß und Verbannung und noch härteren Mitteln den Katholicismus zu retten [1]). Dieser Geist war aber kein leerer Freiheitsschwindel, kein Wegwerfen der Bande christlicher Religion, sondern ein Geist christlicher Zucht und Frömmigkeit, wenn auch da und dort noch manches Sündliche sich zeigte. Oder war es nicht ein edles Werk, daß in Württemberg und den Reichsstädten durch die Reformation auch *die öffentlichen Hurenhäuser fielen*, daß das schändliche *Concubinat* der Geistlichen *aufhörte* *)? War es nicht ein religiöser Geist, der damals in den Städten die *Meistersänger* beseelte, daß sie z. B. in Ulm „fast von nichts anderem singen wollten, als vom Sacramente [2])?" Giengen nicht die *geistlichen Lieder* von Mund zu Munde, noch ehe ein Gesangbuch in den Händen des Volkes war? Ist nicht *überall* mit der Einführung der Reformation das Bestreben verbunden gewesen, eine

[1]) So Rottweil, Pregizer Suevia p. 123. Crusius ed. Moser 2, 223. — Gmünd, Schwab Neckarseite d. Alp p. 283 ff. [2]) Jäger Ulm 587.

*) s. Anhang Nro. 42.

kirchlich-bürgerliche Zucht einzuführen, und ganz dieselbe, wie sie der Herzog von Württemberg haben wollte [1]? Doch wir wollen hauptsächlich darauf hinsehen, daß endlich einmal das Wort Gottes, das lebendige Wort, das uns unterweist zur Seligkeit, als ein Licht wieder auf den Leuchter der Kirche gesetzt wurde; daß es nicht bloß öffentlich in der Kirche gehört wurde, sondern daß es nun auch in den (höheren und niederen) Schulen, daß es namentlich in den Häusern seinen Eingang fand. Denn nun gab es auch einen Hausgottesdienst, seit es eine lutherische Bibelübersetzung gab. „Wo aber das Wort Gottes rein gelehrt wird, wo die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, da muß wohl eine christliche Kirche seyn."

Dennoch konnte bei dem Uebertritt so großer Massen zum evangelischen Glauben es nicht anders seyn, als es seit Anbeginn der christlichen Kirche war: es traten Viele zur evangelischen Gemeinde über ohne religiöses Interesse, ohne sich der christlichen Zucht fügen zu wollen, die das Evangelium fordert. Zwar der Herzog selber hatte in der Schule des Elendes viel gelernt; so üppig sein Hof in der Jugend war, so einfach war er in seinem Alter. Täglich ließ er sich seine Morgenpredigt halten, las fleißig in der heil. Schrift, und ließ selbst seine Hofbedienten durch die Anfangsbuchstaben seines Wahlspruchs auf ihrer Livree am Arme an ihre Christenpflicht mahnen, und auf seinem Wappen stand sein Wahlspruch: V. D. M. I. AE. (verbum Domini manet in aeternum) „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit," statt des bisherigen: „Ich wills" (stat animo) [2]. — Es ist gewiß ein Zeichen ernstlicher Sinnesänderung, daß der einst so stolze Herzog auf dem Tag zu Schmalcalden, als über ein projectirtes Concil und ein demselben zu übergebendes Glaubensbekenntniß verhandelt wurde, und Einige sich (nach damaliger Weise) um die Rangordnung beim Sitzen stritten, erklärte: „Mich mögt ihr immer hinter den Ofen setzen, ich achts nicht, wenn nur das zu Stande kommt, warum wir da sind [3])." Aber wenn nur auch sein Verhältniß zu seinem edeln Sohne, gegen den ihm so manches eingestreut worden war, und seinen

[1]) Pfaff Eßlingen. [2]) Sattler H. 3, 89. [3]) Schnurrer 161.



Bruder Graf Georg mehr ein Verhältniß der Liebe geworden wäre, wie es diese beiden so sehr um ihn verdient hatten!

An dem Hofe des Herzogs ward zwar kein wildes Wesen mehr geduldet, überall drang er auf Ernst, aber wie viele Noth hatte dennoch der redliche Erhard Schnepf mit den Hofleuten [1])! Mehr als einmal sehnte er sich hinweg, und endlich nahm er ein Professorat zu Tübingen an, freilich aber nur um auch dort schwierigen Zeiten entgegen zu gehen! Daß unter dem Volk eine gewisse Rohheit aus den unruhevollen Zeiten zurückgeblieben war, läßt sich erklären, sie zeigte sich hauptsächlich durch Volltrinken und Spielen [2]). Die Geistlichkeit selber war für ihren Beruf theilweise noch nicht genügend vorbereitet, und Einzelne waren des evangelischen Namens unwürdig.

Aber solche Dinge, wie sie in der ersten Zeit der Regierung Herzog Ulrichs in allen Ständen vorgekommen waren, ereigneten sich nicht mehr. Es war von Seiten der Obrigkeit Ernst vorhanden, der Rohheit und den herrschenden Sünden zu steuern. Unter den Geistlichen aber gab es nicht wenige von so vielem Eifer, daß die Leute sagten: „Ihr wollet den Teufel fromm machen [3])." Da indessen den redlichsten Bestrebungen es doch nicht möglich wurde, eine apostolisch-reine Gemeinde herzustellen, so fanden manche Sectenhäupter Eingang, welche dieses zu leisten versprachen. Dieß gilt besonders von den Wiedertäufern.

Noch ehe der Herzog in sein Land zurückgekehrt war, hatte die Betriebsamkeit des Thomas Münzer und seiner Rotte auch Anhänger in Schwaben geworben, wenn auch nicht für seine politischen Absichten, doch für seine Irrlehren. Voran verkündigten diese Männer: „der Buchstabe tödte, der Geist mache lebendig, — und sie haben den heiligen Geist!" — „Die lutherischen und reformirten Prediger," sprachen sie, „sind nicht die rechten Prediger, denn sie nehmen Belohnung, jeder Glaubige hat das Recht in den Versammlungen zu predigen; die Liebe erheischt Gütergemeinschaft; kein Christ darf daher Eigenthum besitzen, Magistratsstellen versehen, Krieg führen, sich des Schutzes der Gerechtigkeit bedienen. Die ächten Christen müssen

---

[1]) Schnurrer 398. 406. [2]) Schnurrer 176 ff. [3]) Schnurrer 405 ff.

sich von allen denjenigen trennen, die ihre Lehre nicht annehmen, und Verfolgungen geduldig leiden!" — Das Halbwahre, Scheinbare an manchem dieser Sätze und eine seltene feurige Begeisterung für ihre Sache verschaffte den Sendlingen der Wiedertäufer überall unter dem Volke Beifall. Kaum hatte ein solcher Redner aufgehört, „so forderten die Umstehenden mit lautem Geschrei die wahre Taufe als Pfand ihrer Zulassung zur wahren Kirche ohne Mackel." Mann und Weib trennten sich, um heilig zu leben, man sahe diese Leute in gichterischen Zuckungen hinfallen, und aus verzücktem Schlummer aufwachend prophezeien. In ihren Verzückungen glaubten sie sich zu Allem berechtigt. Es kam in der Schweiz vor, daß „vom Geist getrieben in einer Versammlung einer seinem Bruder das Messer in's Herz stieß." — Die Wiedertäufer bedauerten die Hinrichtung des Mörders, der ja nur Gottes Willen vollzogen habe [1]).

Die württembergischen hatten denselben Charakter, und standen auch mit denen in ganz Deutschland und der Schweiz in Verbindung. „Etliche von ihnen waren so verzuckten Geistes geworden, daß sie keine Schrift mehr lesen, noch Menschenstimme mehr hören wollten, so gar auf's himmlischen Vaters Stimm' sich getröstet und versichert — daß zu Eßlingen in der Versammlung der Brüder Einer sein Weib mit Füßen zu Tod getreten, beide sprechend: jetzt ist des Vaters Willen vollbracht und erstattet [2])." Zu Blaubeuren war ein Wiedertäufer, Augustin Bader (1530), der gab sich für einen Propheten und sein halbjähriges Knäblein „für den Messias und für den Stifter eines neuen Reiches aus, welches nach dritthalbjährigem Aufruhr, Mord und Plagen angehen, und eine zweite Offenbarung Christi seyn werde, nämlich eine geistige, bei welcher alle äußerlichen Sacramente aufhören, die Kirche nur die Gemeinschaft der Glaubigen und aller Besitz gemein seyn werde. Dieß Reich werde 1000 Jahre währen." Dieser Mensch hatte sich in der Stille bereits eine königliche Krone, Scepter, eine Kette, einen vergoldeten Dolch und köstliche Kleider verschafft, als er entdeckt und mit einigen Anhängern durch die östreichische Regierung zum Tode verurtheilt

[1]) Heß, Lebensbeschreibung Zwingli's 209 ff. bes. 218. [2]) Heyd Ulr. 2, 315.





ward [1]). Aber die Sekte starb nicht aus. Sie blieb, wie sie war, bis sie endlich in dem fürchterlichen Münsterischen Aufruhr ausbrach, welcher so schändliche Gräuel offenbarte, und mit so großer Mühe durch dieselben Truppen unterdrückt ward (1535), welche den Herzog Ulrich in sein Erbe wieder eingesetzt hatten [2]).

Und doch hörte diese Sekte im Württembergischen noch nicht auf; die nächtlichen Versammlungen derselben dauerten noch fort, und der Herzog fand sich genöthigt, mehrere Verordnungen gegen sie ergehen zu lassen. Indessen brach doch das aufrührerische Wesen wenig mehr hervor, denn das schreckliche Ende der westphälischen Wiedertäufer war eine Warnung. Während anderer Orten mit Feuer und Schwert gedämpft ward, ermahnten daher die evangelischen Theologen, voran Luther und Brenz, zur Milde gegen die Irrgeister, wo ihr Wesen nicht zur Zerrüttung bürgerlicher Ordnung führe [3]). Gefängniß, Beraubung der bürgerlichen Vortheile und Ehre erschien ihnen (als sie darüber befragt wurden) die höchste Strafe gegen diese Leute, namentlich gegen die Sektenhäupter, und erweislich ist, trotz aller Drohungen, kein Wiedertäufer in dem evangelischen Württemberg mit dem Tode bestraft worden. Man betrachtete sie endlich nicht mehr als Aufrührer, sondern mehr als „Irrsinnige" (furiosi), die man nicht bloß mit Ernst, sondern auch mit Geduld in den Schranken zu halten habe [4]).

Was die Theologen zu besonderer Nachsicht stimmte, war vorerst die Ueberzeugung, daß die heil. Schrift nicht dazu berechtige, Irrgläubige mit Todesstrafe zu richten, und daß die ältesten christlichen Obrigkeiten und Bischöfe mit den Ketzern Geduld gehabt haben. Es war aber auch das aufrichtige Bekenntniß, daß unter diesen Leuten mitunter ein großer, wenn schon irregeleiteter, Eifer für Gottseligkeit und ein feiner äußerer Schein sich finde, der die Lutheraner beschäme [5]).

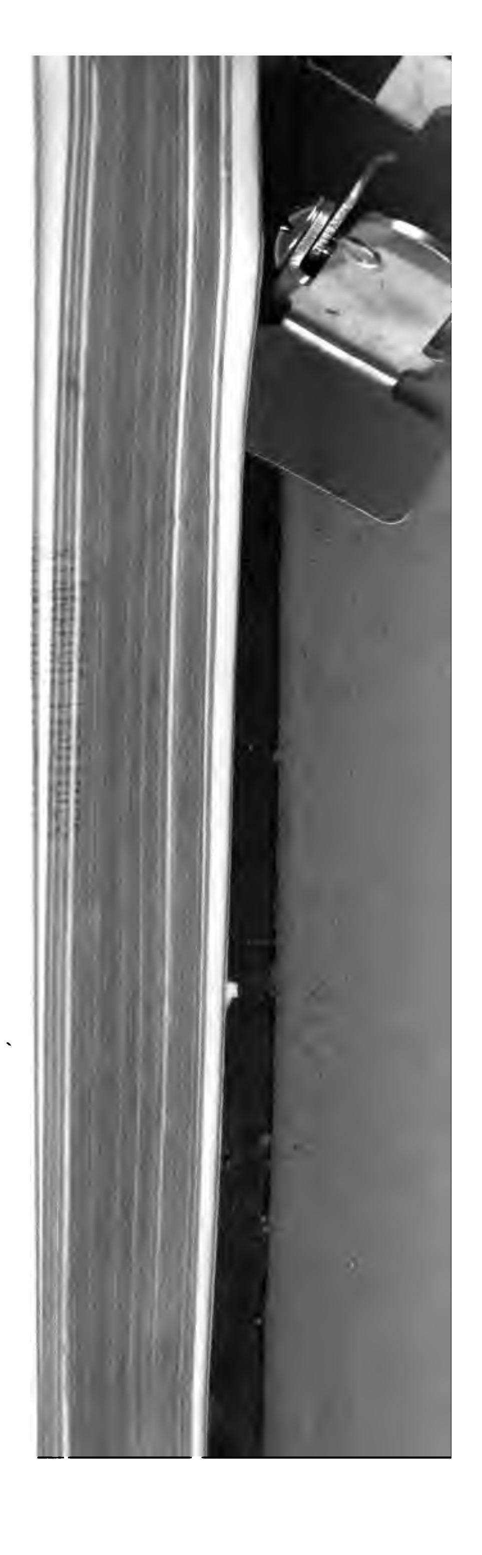
Mit der besseren Parthie unter den Wiedertäufern harmonirte ein Mann, dessen Name in Württemberg oft genannt wurde: Caspar Schwenkfeld von Ossing, ein schlesischer Edelmann. Er hatte an dem herzoglichen Erbmarschall Thumm

[1]) Heyd Ulr. 2, 318. 319. Sattler H. 2, 202 ff. [2]) Seckendorf 3, 147. Plank Gesch. d. Entstehung 2c. [3]) Hartm. u. Jäger, Brenz 1, 301. [4]) Eisenlohr Einleit. 90 ff. [5]) Sattler H. 3, 184 ff.

von Neuburg einen Verwandten und Beschützer, und nahm sich bei ihm auch der Wiedertäufer mit Erfolg an. In Manchem war er ihnen ohnedem gleich; z. B. darin, daß es ihm kein evangelischer Theologe recht machen konnte, und daß er sich, wie die Wiedertäufer, nicht bloß einer christlichen Wiedergeburt und Erneurung, sondern ganz besonderer Offenbarungen rühmte [1]); daß er der heil. Schrift eben so wie dem gepredigten Worte Gottes die Kraft absprach, die Seelen zu erneuern; endlich daß er den Glauben an die Kraft der Sacramente „ein Hängen am Aeußerlichen" nannte. Dazu bildete er sich eine besondere Meinung von der Person Christi, als wäre nun seine Menschheit von der Gottheit verschlungen, oder, wie er es ausdrückte, „vergottet [2])." So kam Schwenkfeld vom einfachen Worte Gottes ab, nahm den Glaubigen ihren Hauptanker in der Gewissensnoth und überließ sie dem inneren Leben — jenem, ohne die volle Kraft des Wortes und der Sacramente, so unzuverlässigen Wege. Nach langer Nachsicht, nach vergeblichen gütlichen Unterhandlungen mit dem Manne erhielt er Befehle, Württemberg zu verlassen, weil man keinen herumreisenden Prediger dulden wollte, der auf's hartnäckigste nicht der Menschen, sondern Christi Einsetzungen angriff, und sich überall einzuschleichen und Leute zu werben wußte. Dennoch mochte Schwenkfeld in einer Rücksicht ein Werkzeug zur Läuterung der ersten evangelischen Prediger des Landes seyn, indem er sie so oft daran erinnerte, „daß sie in der Seelsorge die Gemüther mehr auf das Innerliche und auf den Gang der göttlichen Gnade (bei den einzelnen Individuen), als auf's Aeußerliche zu leiten, und der Gewissen und innerlichen Empfindungen bei den Befohlenen wahrzunehmen hätten [3])."

Die beste, aber freilich auch die schwerste Schule und Läuterung war den Reformatoren und der ganzen Geistlichkeit Württembergs indessen noch aufgehoben. Alles Splitterrichten wiedertäuferischer Weiber, alle Eingriffe eines Schwenkfelds in die Seelsorge waren kleine Prüfungen gegen den Geist der Ungebundenheit bei so manchen ihrer Gemeindeglieder, der keiner

[1]) Heyd, Tüb. Zeitschr. 1838, 4, p. 28 ff. [2]) Hartm. u. Jäger, Brenz, 2, 391. [3]) Heyd Ulr. 3, 62. 72. Form. Concord. ed Hase 625. 828. Schnurrer 154.



Zucht mehr achten wollte [1]). Sie sahen mit Schmerzen das Herannahen unabwendbarer göttlicher Gerichte über die neuevangelisirte Kirche und über ihr eigenes Haupt. Bald nachdem Luther entschlafen war, schrieb Blaurer an seine Freunde in Eßlingen:

„Es ist große Zeit. Wir haben diese Speise (das Evangelium) jetzt so lange aus sonderer Gnade gebraucht, daß wir billig nunmehr zu rechtschaffener satter Gottseligkeit sollten erwachsen seyn — und wir nit um unserer Undankbarkeit willen müßten gestraft werden, — wie dann wahrlich das Gericht und die Ruthe Gottes wachet, und ist die Art an die Wurzel des Baumes gesetzt [2])."

Und in der That, wenige Monate nach diesem Briefe schien es mit der Reformation in der Kirche aus zu seyn. Aber die Gebete Blaurers um Rettung der Kirche aus diesem Schiffbruche, und seine Hoffnung „auf das herrliche Heil Gottes an seinem Völklein [3])" wurden auch nicht zu Schanden.

Viertes Kapitel.

Das Interim.

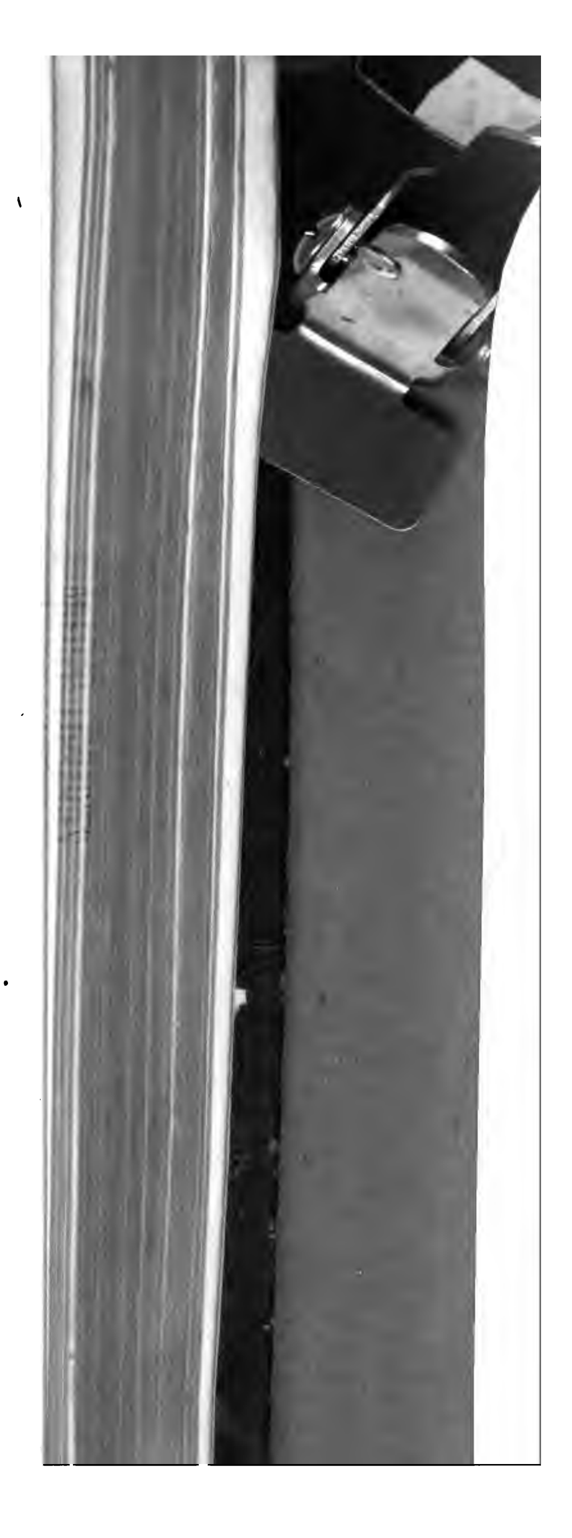
Ehe wir die erste Läuterungs- und Prüfungszeit der evangelischen Kirche näher in's Auge fassen, verlohnt es sich wohl, von dem Einfluß zu reden, den die Reformation Württembergs auf die vielerlei benachbarten Gebiete hatte. Die schwäbischen Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen, Hall, Ulm, Heilbronn waren der Reformation Luthers sehr bald und entschieden beigetreten, wenn schon auch in ihren Mauern es durch manche Kämpfe gieng, und die Spaltung zwischen Luther und den Schweizern manche schwere Sorge und Arbeit verursachte [*]). Auch Ißny, Ravensburg, Biberach, Leutkirch treffen wir in dem schmalkaldischen Bunde [4]), wenn schon das römisch-katholische Element in denselben seinen sehr bedeutenden Einfluß behielt. Diesen Reichsstädten war die Refor-

[1]) Schnurrer 401 gegen Sattler H. 3, 105 ff. [2]) Pfister u. Schmid 164. [3]) Pfister u. Schmid 165. [4]) Seckendorf, Anhang p. 37.
[*]) s. Anhang Nro. 43.

mation des Landes Württemberg um so erfreulicher, als sie darin eine Stütze ihrer Kirchen erblickten. Aber auch die bedeutende Grafschaft Hohenlohe wendete sich seit 1540 dem evangelischen Bekenntnisse zu, und zwar hier zuerst das Volk und dann die regierenden Grafen[1]). Die Stimme des frommen Domdechanten zu Straßburg (des Grafen Sigismund, aus dem Hause Hohenlohe), des Verfassers des „Kreuzbüchleins," war nicht vergebens gewesen. Auch in Hohenlohe „hatten die Schafe des rechten Hirten, Jesu Christi, Stimme und Horn gehört," und wollten „die vergiftete Weide nicht mehr." Brenz in Schwäbisch-Hall ward ihnen bald ein sehr lieber Prediger, und wenn wir auch nur von der rührenden Bitte der Stadt Oehringen (1544) um evangelische Prediger wüßten, welche uns der sel. Wibel in seiner hohenlohischen Kirchengeschichte aufbehalten hat, — wir müßten dem religiösen Sinne unserer fränkischen Brüder Ehre wiederfahren lassen. Der Umfang dieser Blätter gestattet nicht, die Reformation der einzelnen Reichsstädte, so viel Merkwürdiges diese darbietet, zu berichten; doch von Oehringen soll wenigstens jene Bitte an ihre Herrschaft nicht übergangen werden. Sie lautet also:

„Wir sind in der Kirche so ganz übel versorgt, daß wir glauben, in 40 Meilen Wegs werde keine Gemeinde also erbärmlich versäumt, denn wir [sind] mit Predigern und Pfarrherren also beladen, daß männiglich ob ihrer gottlosen Lehr' und ärgerlichem Leben einen Gräuel und Abscheu hat, die auch zu Zeit den Predigtstuhl ganz leer lassen, dadurch das gemeine Volk also gottlos und grob wird, daß es fast nicht mehr zu zähmen ist, und wie das Vieh ohne alle geistliche Unterweisung und Sacrament verscheiden. Derhalben ist an Ew. Gnaden unser höchstes, herzliches Flehen und demüthiges Bitten: Ew. Gnaden wollen um Gottes und unseres Elendes willen gestatten, und darob seyn, daß bei uns das heil. Evangelium nach rechtem christlichem Verstand, und der höchst Artikel unserer Heilwürdigkeit, als Vergebung der Sünden, allein aus dem Verdienst und Leiden unseres Herrn Jesu Christi, und damit die Lieb' des Nächsten und alle guten Werk' gepredigt werden ꝛc.

[1]) Wibel 314—323.



Das wollen um Ew. Gnaden wir in aller schuldiger gelobter Gehorsam mit Leib, Gut und Blut verdienen, und ist nochmal durch Gott herzlich seufzend, emsig, demüthig Flehen und Bitten, Ew. Gnaden wollen diesem unserem christlichen unvermeidlichen Anliegen gnädiglich willfahren [1])."

So waren die meisten nun württembergischen Reichsstädte, so war endlich auch Hohenlohe dem evangelischen Bekenntnisse beigetreten, als der lange vorbereitete Krieg, der diese Kirche vernichten sollte, zum Ausbruche kam. Längst hatte der Papst und der Kaiser keinen Hehl mehr daraus gemacht, was sie beabsichtigten; aber Gott hatte des sel. Luthers Gebet „stark erhört" und ihn diesen Krieg nicht mehr erleben lassen. Kaum war er weggerafft vor dem Unglück und zum ewigen Frieden gekommen, als (im Juni 1546) der römische Papst und der Kaiser sich auf's neue gegen die Protestanten vereinigten, und der erstere eine Ablaßbulle an alle ihm anhangenden Reiche ergehen ließ, in der er die allervollkommenste Vergebung allen denen versprach, „die mit Gebet um Ausrottung der Ketzerei anhalten würden, weil sein liebster Sohn, der Kaiser, entschlossen seie, das Schwert wider die Ketzer zu gebrauchen [2])." Bereits brachen die vom Papste geworbenen italienischen Truppen gegen Deutschland auf. Dieß und die Kreuzbulle des Papstes bewirkte, daß der schmalkaldische Bund sich waffnete [3]), und Alles unter die Fahnen des Churfürsten von Sachsen, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Württemberg eilte. Aber der Feldzug gegen den Kaiser endigte mit Auflösung des protestantischen Heeres, und es war für den Herzog von Württemberg und die schwäbischen Verbündeten desselben noch ein Glück, daß er in keiner Schlacht überwunden worden war.

Nun war der Kaiser Herr in ganz Schwaben, und es wäre, nach des Papstes Wunsch, Zeit gewesen, die römisch-katholische Religion mit dem Schwert den Württembergern aufzuzwingen, aber der Kaiser eilte damit nicht. Er wollte den Papst mit den Protestanten zugleich demüthigen; darum ließ er von einigen Männern, welche das Vermitteln verstehen sollten, einen Aufsatz ausarbeiten, den man „Interim" (das heißt:

[1]) Bibel 321—323. [2]) Seckendorf, Anhang 14—17. Plank 3, 2, 322. [3]) Plank 3, 2, 323

„Zwischenreligion") nannte, und in welchem er befahl, daß man alle in der römischen Kirche gewöhnlichen Satzungen wieder einführen solle, nur daß die zwei Punkte: den Priestern die Ehe, und der Kelch im Abendmahl den Laien gestattet seien, bis ein allgemeines Concilium über deren Zulassung entschieden habe.

Der Widerstand der politisch geschlagenen Protestanten gegen dieß Interim war fast allgemein, trotz der Gefahr, welche er mit sich brachte. Der edle gefangene Churfürst Johann Friedrich von Sachsen erklärte: „wenn er es annehme und das gute Bekenntniß, das er zu Augsburg abgelegt habe, verleugne, so wäre das die rechte Sünde wider den heil. Geist, welche weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werde." Für seine Person dachte der Herzog von Württemberg von Anfang an nicht anders[1]), aber sein Land vor dem Interim zu schützen, stand nicht in seiner Hand, und sein Versuch, bei dem Kaiser das Interim abzubitten, war vergeblich. Für sich behielt er seinen evangelischen Hofprediger, aber sein Land war in der Gewalt des Kaisers; so mußte er denn das Interim verkündigen, oder, wie er selbst sagt, „dem Teufel den Willen lassen" (1548)[2]). Er erließ einen Befehl an die Amtleute, in welchem er erklärte, er wolle es, der kaiserlichen Verfügung gemäß, nicht hindern, wenn Jemand „die Messe zu halten sich anmaße," desgleichen auch die äußerlichen Kirchengebräuche, Kleidungen und Gesänge, die nicht mit Aberglauben und Abgötterei vermengt seien, nicht wehren. Die Geistlichen sollen sich in ihren Predigen alles Polderns, Scheltens und Holhippens enthalten. Der Gemeinde solle am nächsten Sonntag durch den Stadtschreiber oder Ortsvorsteher von der Kanzel der kaiserliche Befehl verkündigt und dabei bemerkt werden, wie Kaiserliche Majestät zulasse, das heil. Evangelium rein zu predigen und das ganze Sacrament des Leibs und Bluts Christi auszutheilen, desgleichen den Ehestand der Kirchendiener und den Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienst gestatte." Endlich wurde bemerkt, „wie Kaiserliche Majestät auf Abschaffung des in die Kirchengebräuche eingedrungenen Aberglaubens bedacht seie, und

[1]) Schnurrer 193. [2]) Schnurrer 190. Pahl 3, 91.



die ganze Einrichtung des Interim nur bis zum künftigen Concilio vom Herzoge geduldet werde" [1]). Aber unleugbar war doch, namentlich in bedeutenderen Orten, das Interim von Folgen. Der Herzog mußte, da die evangelischen Geistlichen das Meßopfer nicht halten wollten, nach Meßpriestern sogar suchen und ihnen die Kirchen einräumen lassen [2]), und so kehrte Ohrenbeichte, Firmung, Oelung mit allen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes wieder in manche Stadt zurück. Was er im Stillen thun konnte, um den evangelischen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, das that er [3]); aber andererseits war auch die katholische Kirche bemüht, unter dem Titel des Interims und unter dem Schutze der kaiserlichen Besatzungen in Württemberg wieder festen Fuß zu fassen. Während auf einzelnen Dörfern der evangelische Geistliche fast ohne alle Schwierigkeit sein Amt versehen konnte, wurde in den Hauptstädten Württembergs und in den Reichsstädten für und wider das Interim gekämpft [4]).

Am schwersten drückte das Interim auf die Reichsstädte. Ihnen suchte der Kaiser es zuerst aufzunöthigen, und da die Reformation dort Volkssache war, unterdrückte er die Zünfte. So kam im Jahre 1548 das Interim nach Reutlingen. Der Stadtschreiber Grözinger trug dort den kaiserlichen Befehl wirklich der Bürgerschaft in der Kelter der Weingärtner vor, schloß aber mit den merkwürdigen Worten: „welcher nun das Menschengebot halten und annehmen will, der soll billig betrachten den Spruch Jeremiä im 17ten: Verflucht ist der Mensch, der auf Menschen vertraut und Fleisch für seinen Arm setzt. — Wir sollen billig auf Gott trauen und nicht fürchten, was uns ein Mensch zufügen werde." Aber die Mehrzahl der Bürger fürchtete den Kaiser, die evangelischen Geistlichen mußten weichen, selbst Aulber, und am 19. August las der Abt von Zwiefalten in der Reutlinger Hauptkirche wieder Messe. Als aber am 25. September der reiche Weinsegen an allen Stöcken erfror, sprachen die Bürger: „Das haben wir mit der Aufnahme der Messe verschuldet," und waren nicht mehr zum Inte-

---

[1]) Eisenbach, Ulrich, Beil. 389. [2]) Durch Sebastian Hornmold, Schnurrer 190 ff. [3]) Schnurrer 190—195. Hartmann v. Jäger, Brenz 2, 222 ff. [4]) Gratianus 2, 246. Heyd, Ulr. 3, 192 ff. Ueber Biberach und dessen edlen Bürgermeister Becklin vgl. K.bl. 1848. p. 65.

rim zu bewegen. In Ulm, wo der Kaiser sich selbst eine Zeitlang aufhielt, wurde den Predigern Martin Frecht, Jacob Spieß, Martin Reuber und Georg Füß die Annahme des Interim zugemuthet, als sie sich weigerten, wurden sie in Ketten geschlagen und abgeführt. Mit Mühe erlangte der Rath der Stadt, daß sie nicht weiter als nach Kirchheim u. T. geführt würden, wo sie sieben Monate lang in Banden blieben. Fast alle Landgeistliche des Ulmer Gebiets nahmen lieber den Wanderstab, als daß sie dem Interim sich unterworfen hätten. Auch Eßlingen und Hall und andere Reichsstädte mußten sich dem Kaiser fügen, und ihre evangelischen Prediger entlassen. Nur im Hohenloheschen gewann das Interim an dem sonst sehr edeln Caspar Huberinus einen bedeutenden Mann, der sich fügte, denn sein Schwager, der kaiserliche Vicekanzler Seld, hatte ihn beredet [1]).

Das Schicksal eines der vertriebenen Geistlichen, die damals um des Gewissens willen litten, ist ein Bild für das schwere Loos der Andern, und es darf um so weniger übergangen werden, als es den Mann betraf, der nach Gottes Rath ein Vater der evangelischen Kirche Württembergs werden sollte, nämlich Brenz. Gegen Ende des Jahres 1546 kam der Kaiser nach Hall. Seine Leute drangen in Brenz's Wohnung und fanden dort in einigen Handschriften seiner Predigten, daß er für das Glück der evangelischen Waffen gebetet habe. Das ward dem Kaiser hinterbracht, und nun sollte Brenz lebend oder todt ausgeliefert werden. Anfangs verbarg er sich in einem kleinen Winkel eines hohen Stadtthurmes, aber die Bürger, die sich seiner annahmen, mußten Alles fürchten; er erfuhr, was es heißt: „Du hast meine Bekannten ferne von mir gemacht." Weib und Kind verlassend, mußte er, in Lumpen gehüllt, am Thomasfeiertage die Stadt verlassen; auf den Feldern, in der Kälte umirrend, verbrachte er die Nacht, entblößt von aller menschlichen Hülfe, und ungewiß, wohin er sich wenden solle. Als der Kaiser die Stadt verlassen hatte, wagte er sich wieder hinein, um die Bürger zum Widerstand gegen das Interim zu ermahnen. Seine eifrige Ermahnung, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen,

[1]) Wibel 380.



stärkte Viele und setzte dem Interim auch außerhalb Halls einen Damm entgegen. Nun sandte der kaiserliche Minister Granvella einen eigenen Commissär mit einer Schaar spanischer Kriegsknechte nach Hall, doch mit dem Auftrag, die Gefangennehmung des Brenz mit größter Vorsicht zu vollziehen. Der Commissär berief den Rath zusammen, nahm ihm einen Eid ab, von seinem Vortrage nichts auswärts mitzutheilen, und eröffnete ihnen, nachdem sie geschworen hatten, wie er Befehl habe, den Brenz in Ketten nach Augsburg zu liefern [1]). Aber er hatte nicht bemerkt, daß ein weiterer Rathsherr indeß stille eingetreten war, und dieser sandte sogleich dem Brenz durch einen Freund einen Zettel zu, auf welchem stand: „Fliehe, fliehe, mein Brenz, eilig, so eilig du kannst." Brenz feierte gerade seinen Geburtstag im Kreise seiner Familie. Schweigend stand er auf und eilte zum Stadtthor hinaus. Kaum war dieß geschehen, als die Spanier in seine Wohnung einbrachen, und seine kranke Gattin mit sechs Kindern fliehen mußte. Der fromme Erasmus Schenk von Limpurg eröffnete Letzteren einen Zufluchtsort. Bei Nacht kam Brenz zu seiner Familie, um sich mit ihr zu gemeinsamem Gebet um Hülfe, um Glauben und Geduld zu vereinigen. Aber bald mußte er sich von ihr trennen, um weiter zu fliehen. Seine Habe war der Plünderung preisgegeben worden, die Krankheit seiner Gattin nahm von Tag zu Tage zu, seine Kinder waren noch unmündig bei der leidenden Mutter. Doch war er getrost. Damals schrieb er an den Rath der Stadt Hall: „Ob ich schon in der Menschen Ungnade seyn soll, so bin ich doch, wie ich gewißlich vertraue, nicht in Gottes Ungnade, sondern je mehr ich bin in das Elend verjagt, je mehr wird mir Gottes Sohn, dessen Hoffarb' ich jetzt wegen seines Evangeliums trage, beiständig seyn, und wird E. E., was sie mir und den Meinen erzeigen, reichlich vergelten."

Aber der Rath der Stadt Hall konnte in die Länge sich sein nicht nachhaltig annehmen; da eröffnete ihm Herzog Ulrich eine Zufluchtsstätte in seiner Burg Wittlingen. Hier hat Brenz eine Erklärung des 130sten Psalmen (Aus der Tiefe rufe ich 2c.) und des 93sten (Der Herr ist König 2c.) abgefaßt. Von da

---

[1]) Seckendorf, Anhang 97.

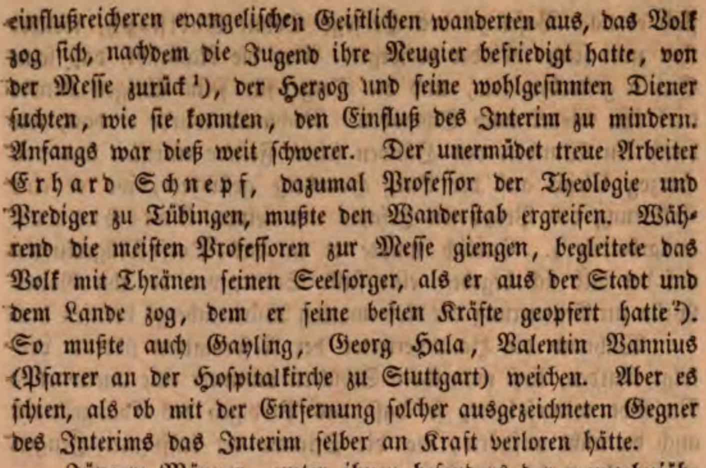
floh er nach Basel zu des Herzogs Sohne Christoph, welcher ihm zwei seiner Kinder versorgte. Aber die Nachricht, daß seine Gattin gestorben seie, und die Sorge für seine übrigen Kinder trieb ihn wieder nach Schwaben. Nochmals wurde er dort, wie durch ein Wunder, den Händen seiner Feinde entrissen und von Herzog Ulrich auf die Burg Hornberg geflüchtet, wo er eine Erklärung des Propheten Jesajas und seinen Catechismus ausarbeitete [1]). Endlich mußte er in das Dorf Mägerkingen auf der Alb sich begeben, eine stille Stätte, von der ihn Gottes Wille zur Erneuerung der Reformation Württembergs berufen hat.

Während die Hauptvertreter der Reformation überall verfolgt wurden, ließ man ihren Schülern mitunter eine unerwartete Nachsicht widerfahren, so daß das Predigen des Evangeliums auch da nicht aufhörte, wo die Stimme der kräftigsten Zeugen nicht mehr ertönen durfte.

Nicht geringer als in den Reichsstädten war anfangs der Schrecken in Württemberg, als die spanischen Truppen des Kaisers in's Land eindrangen. Man sagte allgemein, daß der evangelischen Prediger Leib und Gut, Weib und Kind in größter Gefahr seien. Manche mußten in der rauhesten Jahreszeit im Dickicht der Wälder sich verbergen, weil Niemand ihnen Obdach zu geben wagte. Noch als der Kaiser den Herzog zu Gnaden angenommen hatte, blieb der Schrecken. Mit Mühe wurde verhütet, daß die Spanier den Stadtpfarrer Johannes Wieland in Vaihingen nicht verbrannten. Mit Schrecken sahen die Württemberger, wie ihre irdische Stütze, der Landgraf Philipp von Hessen, 1548 vom Kaiser gefangen durch das Land geführt wurde, wobei der unerschrockene Wieland es wagte, dem gefangenen Fürsten eine Trostschrift zu übergeben [2]). Mit Schrecken hörte man, wie die Reichsstadt Constanz, welche das Interim nicht annehmen wollte, vom Kaiser erobert, ihrer Freiheit beraubt und offen gezwungen wurde, die päpstliche Religion anzunehmen. Unter diesen Umständen war freilich offener Widerstand gegen das Interim höchst gewagt. Es geschah aber, was unter diesen Umständen geschehen konnte. Die

[1]) Schnurrer 202 ff. 205. Hartmann u. Jäger, Brenz 2, 191. [2]) Studien der württ. Geistlichkeit 1, 3, 198. 200.





einflußreicheren evangelischen Geistlichen wanderten aus, das Volk zog sich, nachdem die Jugend ihre Neugier befriedigt hatte, von der Messe zurück[1]), der Herzog und seine wohlgesinnten Diener suchten, wie sie konnten, den Einfluß des Interim zu mindern. Anfangs war dieß weit schwerer. Der unermüdet treue Arbeiter Erhard Schnepf, dazumal Professor der Theologie und Prediger zu Tübingen, mußte den Wanderstab ergreifen. Während die meisten Professoren zur Messe giengen, begleitete das Volk mit Thränen seinen Seelsorger, als er aus der Stadt und dem Lande zog, dem er seine besten Kräfte geopfert hatte[2]). So mußte auch Gayling, Georg Hala, Valentin Vannius (Pfarrer an der Hospitalkirche zu Stuttgart) weichen. Aber es schien, als ob mit der Entfernung solcher ausgezeichneten Gegner des Interims das Interim selber an Kraft verloren hätte.

Jüngere Männer, unter ihnen besonders der neunzehnjährige Jakob Andreä, predigten neben den Meßpriestern das Evangelium noch fort, und das Volk zog sie sichtbar vor, denn die Messe blieb leer, die evangelischen Prediger wurden fleißig gehört; selbst die Spanier wunderten sich, „daß bei den sogenannten Ketzern der christliche Glaube und die Sacramente nicht aufgehoben seien“[3]). Von Stuttgart wurde Andreä zwar verwiesen, aber nun predigte er erst im Siechenkirchlein, dann im Hospital zu Tübingen, alsdann unter dem Namen eines Catecheten auf einem Stuhl in der dortigen Stiftskirche, endlich auf der Kanzel, unter einem sehr großen Zulauf von Bürgern und Studenten, mannigfach unterstützt von dem treu bei der evangelischen Kirche aushaltenden Professor der Medizin, Doctor Leonhardt Fuchs, welchem der Herzog Ulrich nach Schnepf's Abgang die Aufsicht über das evangelische Stipendium aufgetragen hatte[4]). Ehe man es sich versah, hatte der Herzog die vertriebenen Prediger der Reichsstädte Reutlingen und Hall auf mannigfache Weise als Geistliche untergebracht; Matthäus Aulber war von ihm sogar an der Stiftskirche angestellt worden, und mit den zurückgebliebenen Predigern,

---

[1]) Wie in den Reichsstädten. Sleidan bei Seckendorf Anhang 105. 106. [2]) Schnepf verließ Württemberg im Winter (Nov.) 1548, ging zuerst zu Eberhard von Gemmingen, dann nach Jena. K.bl. 1847, 629. [3]) Schnurrer 186 ff. [4]) Schnurrer 192. 193.

welche unter dem Namen von Catecheten wirkten, erhielten diese Männer die evangelische Lehre im Lande [1]).

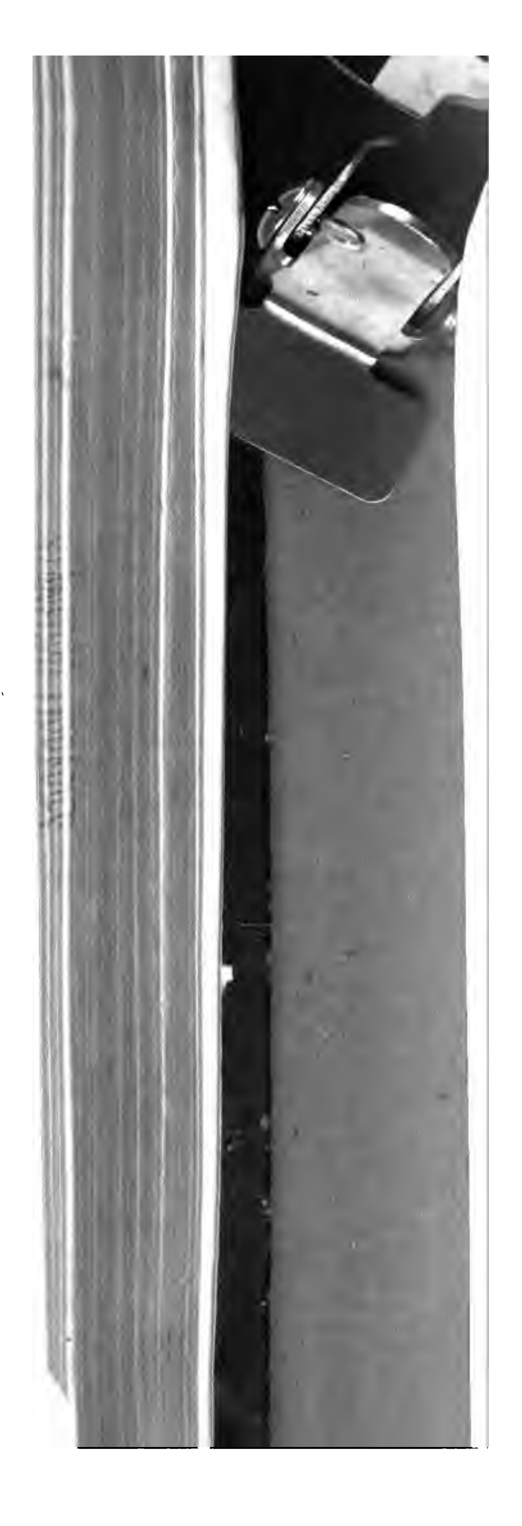
Sehr günstig war für die evangelischen Gemeinden der Umstand, daß nur mit äußerster Mühe, und doch keineswegs hinreichend, Interimsprediger zu haben waren; daß diejenigen, die man haben konnte, theilweise wegen offenbarer Liederlichkeit nicht zu gebrauchen waren, und daß bei Katholiken wie bei Protestanten das „Interim“ ein verachtetes Ding war. Bekannt ist aus jener Zeit der Vers:

„Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht in's Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm [2]).

Nur die Aebte und die Diöcesanbischöfe, unter denen Württemberg früher gestanden war, hatten das Interim zu nützen gewußt. Erstere hatten ihre Klöster wieder bezogen, letztere ihre bischöfliche Gerichtsbarkeit wieder auszuüben versucht. Das Fortbestehen der evangelischen Lehre, die fortwährende Verwaltung der Sacramente durch evangelische Geistliche war ihnen ein Dorn im Auge, sie klagten gegen den Herzog beim Kaiser [3]). Der Herzog erklärte: „er habe die Befehle des Kaisers erfüllt. Die Aebte seien wieder eingesetzt in ihre Klöster und ihnen die Verwaltung im Geistlichen wie im Zeitlichen zugelassen, die Fest- und Fasttage werden gehalten, die Messe dürfe ungestört gelesen werden. Gegen das Interim habe er seine Bedenken, und bitte um Aenderungen *). Catecheten habe er angestellt, den armen Seelen das Evangelium zu verkündigen, den Kranken beizustehen und die Sacramente zu reichen, und ihnen geboten, das Wort Gottes auf's einfältigste und ohne Schelten und Schmähen zu predigen. Auch sollten sie die Meßpriester in ihren Aemtern nicht hindern.“ Seine Gesandten wies der Herzog an, falls der Kaiser darauf dringe, alle Punkte des Interims zu erfüllen, zu erklären: „Er habe der kaiserlichen Ma-

[1]) Sattler H. 3, 275 ff. Hartm. u. Jäger Brenz 2, 184. Hartm. Ref.gesch. 100. Schnurrer 187. Kirchenbl. 1843 p. 569. [2]) Pfaff Gesch. v. W. 3, a. 48. [3]) Sattler H. 3, 283. Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 222. 223.

*) s. Anh. 44.



jestät zu unterthänigem Gehorsam das Interim bewilligt, aber nicht der Meinung, als ob er von seinem christlichen Bekenntniß abgefallen wäre und die vorerkannte Wahrheit des Evangeliums verdammte, oder alle Artikel des Interims für christlich und dem göttlichen Worte gemäß erkennen und billigen sollte, sondern daß er den Fürgang desselben in seinem Fürstenthum, so viel immer möglich, und die Gelegenheit der Unterthanen, Zeit und Lauf erleiden möchten, bis auf die Erörterung eines freien christlichen Concils gedulde, und nicht mit gewaltiger That und Verfolgung verhindern wolle [1])."

Es war dieß Ulrichs letzte Erklärung an den Kaiser, gegeben zu einer Zeit, da die spanischen Truppen die festen Plätze des Landes noch besetzt hielten, und der Herzog, krank und elend, wie er war, täglich bereit seyn mußte, sein Land zu verlassen. Im Herbste desselben Jahres erkrankte er heftiger; vergebens suchte er im Wildbade Heilung für seine Beschwerden, kam nach Böblingen, und von da mit Mühe nach Tübingen, seiner Auflösung sehnsuchtsvoll entgegenharrend. Dort empfieng er das h. Abendmahl und bestellte sein Haus. Zu seinen Dienern sprach der Sterbende: „Sehet zu, der ich viel Schmerzen und Herzeleid zu meiner Zeit erlitten hab' und durch manchen Unfall und Noth gejagt, und in dem Orden derer, die Christo das Kreuz sollen nachtragen, wohl geübt worden bin: da lieg' ich jetzt in Gottes Gewalt und will solcher Gestalten das Leben mit dem Tod vertauschen, daß mir dadurch Gott das ewig' Leben soll geben und mich durch Christum erhören. Dann Christus ist allein mein Hort, mein Schild und Hoffnung im Leben und Tod, der wird mich aus aller Noth erlösen. Dann Gottes Wort wird ewig bestehen und wird ehe der Himmel und Erde vergehen. Das ist mein Zeichen hie gewesen." Donnerstag den 6. November 1550, Morgens früh zwischen 5 und 6 Uhr, im 63sten Jahre entschlief er, und wurde, seinem Wunsche gemäß, neben Herzog Eberhard I. unter Einen Stein begraben. Er ruht in der St. Georgenkirche zu Tübingen [2]).

---

[1]) Sattler H. 3, 283—286. [2]) Pfister, Herzog Christoph 1, 186. Sattler H. 3, 282. 283. 287. 288.

Dritter Abschnitt.

Vollendung der Reformation in Württemberg zur Zeit Herzog Christophs und Ludwigs.

Erste Abtheilung.

Herzog Christoph.

Erstes Kapitel.

Herzog Christophs Jugendbildung.

Herzog Ulrich hatte seinem Sohne eine schwere Aufgabe hinterlassen: die Wiederherstellung einer gänzlich zerfallenen Kirche und eines fast in jeder Hinsicht zerrütteten und gefährdeten Staates. Da war zwar die evangelische Religion noch nicht verdrängt, aber im Kampfe mit der vom Kaiser aufgedrungenen Interimsreligion die evangelischen Prediger theilweise vertrieben, die kaum gegründeten kirchlichen Institute zerfallen; die Stände klagten nicht mit Unrecht, „es sei Alles übler, als man je gedenkt und gehört habe." Zudem war König Ferdinand bemüht, unter dem Titel der Felonie (d. h. des Treubruches eines Vasallen) nicht allein dem Herzog Ulrich, sondern auch dem Sohne noch, der an dem schmalkaldischen Kriege doch keinen Antheil genommen hatte, den Besitz des Landes streitig zu machen [1]).

Was dem nunmehrigen Landesfürsten Herzog Christoph unmöglich war, das that sichtbar eine höhere Hand für ihn, die sein Thun als Regent segnete, und die äußerlichen Umstände zu seinem, seiner Kirche und seines Landes Besten regierte, die ihn aber auch schon von Jugend auf für seinen schweren Beruf vorbereitet hatte.

Kaum fünf Jahre alt mußte „das junge Herrlein," von Vater und Mutter verlassen, aus dem Lande ziehen [2]); seine mütterlichen Oheime, die Herzoge von Baiern, übergaben ihn dem Könige Ferdinand (damals noch Erzherzog), der sich in

---

[1]) Pfister, Christoph 1, 179 ff. [2]) Pfister, Chr. 1, 78 ff.



den Besitz von dem Erbe zu setzen suchte, das dem unmündigen Kinde gebührte. Ferdinand übergab ihn in Innsbruck einem rechtschaffenen Rechtsgelehrten, Wilhelm von Reichenbach [1]); dieser erzog ihn mit seinen Kindern, unterrichtete ihn im Lateinischen, hielt ihn zur Gottesfurcht und zu allem Guten an und ließ ihn namentlich die sonntäglichen Evangelien und Episteln auswendig lernen. Hierauf kam er nach Wienerisch-Neustadt, wo er an Michael Tiffern einen gelehrten und für ihn treu besorgten Lehrer und Erzieher erhielt, und bei einem Ueberfall der damals bis vor Wien streifenden Türken wie durch ein Wunder gerettet wurde. Dann lenkte Gott des Kaisers Herz, daß er den Jüngling an seinen Hof nahm und auf's vertraulichste mit ihm umgieng. Wo er hinreiste, mußte ihn Christoph begleiten, denn sein Thun und Lassen gefiel dem Kaiser Carl V. wohl; öfters ließ er sich von ihm in weltlichen und geistlichen Büchern „beider Religion" vorlesen, und sprach über das Gelesene sein wohlerwogenes Urtheil aus. Für Christoph war das Urtheil dieses großen Staatsmannes und scharfblickenden Menschenkenners ungemein belehrend. „Nur Eines fehlte dem Kaiser, um der größte Fürst Europa's zu seyn: der Muth, den das Bewußtseyn reiner Absichten verleiht [2])." Christoph sollte bald mit Augen sehen, woran es dem großen Kaiser fehlte, ja es an sich erfahren. Vergeblich ließ sich der Kaiser von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 bitten, seinem Vater Ulrich sein Land zurückzugeben [3]). Als der Kaiser vielmehr bemerkte, wie viele Fürsten dagegen waren, daß er Württemberg an das Haus Oestreich verschenkte, suchte er den Erben dieses Landes, Christovh, an einen Ort zu bringen, von dem er nie mehr hätte zurückkehren dürfen [4]). Aber Michael Tiffern flüchtete ihn, als die höchste Zeit zum Entfliehen war, mit eigener Lebensgefahr zu seinen Oheimen nach Landshut (1532) [5]).

Zwar schien nun seine Lage sich zu verbessern, zumal da sein Vater wieder sein Land erobert hatte; aber Ulrich sah in seinem Sohne nur den Sohn der Herzogin Sabina und den Neffen der Herzoge von Baiern, in denen er die Ursächer alles

---

[1]) Bidembach in Mosers patr. Archiv B. 9, 21. 22. [2]) Johann v. Müller 3, 5. [3]) Bidembach l. c. 24. [4]) Pfister, Chr. 1, 85. [5]) Spittler, Gesch. W. 146.

seines Unglückes erblickte, und der Umstand, daß von Seiten Baierns öffentlich auf Beseitigung Ulrichs und auf Einsetzung seines Sohnes in das Herzogthum war angetragen worden, vermehrte die Spannung [1]). Auch der ehrfurchtsvollste, bewundernswerthe Gehorsam des Sohnes konnte den Argwohn des Vaters kaum mindern, nie entfernen.

So sah sich Christoph bald genöthigt, in auswärtige Kriegsdienste zu treten, um seine Existenz zu sichern; der König Franz von Frankreich nahm ihn auf. Acht Jahre lang erfuhr Christoph alle Mühseligkeiten, welche ein edler, tugendhafter Jüngling an einem höchst verdorbenen Hofe, ein gehaßter Ausländer unter einer Schaar von Großen, die alle durch gemeinsames Interesse verkettet waren, unvermeidlich zu erwarten hatte [2]). Mit allen Beschwerden und Gefahren des Krieges wurde er bekannt, kämpfte dabei mit Armuth, da er seinen Gehalt von dem französischen Hofe so unregelmäßig erhielt, trug zweimal aus den Händen von Mördern sein Leben wie eine Beute davon, hatte mit den Folgen eines ihm in den italienischen Kriegen beigebrachten Giftes zu kämpfen, sah in seiner Herberge in einer Nacht mehrere Personen an der Pest sterben, und blieb doch bewahrt unter diesen Gefahren, wie in dem Meeressturme, der ihn zu verschlingen drohte. Nie hatte Christoph unter allen diesen Prüfungen des Gebetes vergessen, und treu als Berather stand sein Tiffern ihm zur Seite [3]).

In Frankreich war wohl auch die Stätte, wo H. Christoph die ersten tieferen Eindrücke vor der evangelischen Wahrheit erhielt, wo wenigstens, was er in Augsburg (1530) gesehen und gehört hatte, aufgefrischt werden mußte. Der treuste Freund des Hauses Württemberg, Landgraf Philipp, der gegen den jungen Herzog wahrhaft väterlich gesinnt war, unterließ nicht, ihn auf die evangelische Wahrheit aufmerksam zu machen, wußte auch einen evangelischen Edelmann in seine Dienste zu bringen, und zu verhindern, daß er nicht durch seine Verbindung mit Baiern an der römisch-katholischen Weise festgehalten wurde [4]). Aber mehr als Philipp mochte auf den selbstdenkenden, langsamprüfenden jungen Herzog der Anblick der Leiden

[1]) Sattler, Herzoge 3, 92. 150. [2]) Spittler 147. [3]) Bidembach l. c. 28. 29. 27. 31. [4]) Schnurrer, Erl. 198. 199.

evangelischer Märtyrer in Frankreich wirken, — wenn er damit das päpstliche Wesen verglich, das er von Jugend auf kannte und zu Nizza (1538) in nächster Nähe gesehen hatte. Hier weigerte er sich, dem Beispiel des Kaisers Carl und des Königs von Frankreich zu folgen und dem Papst den Pantoffelkuß zu leisten, „denn Seine fürstlichen Gnaden wußten sich zu berichten, was vom Antichrist geschrieben steht [1])." Christoph kam hierüber bereits in den Verdacht des Lutherthums, doch stand er in des Königes Achtung zu fest, als daß man ihm zu nahe getreten wäre. „Da aber die Verfolgung (in Frankreich) wider die armen Christen vorgenommen worden, auch Ihre F. Gnaden etlichemal die armen, unschuldigen Christen greulich martern, und mit dem kleinen Feuer sengen und ustuliren (rösten) sehen, und dazu schweigen müssen, haben sich Ihre F. Gnaden wieder heim nach Deutschland begeben (1542) [2])."

Nun im Begriff als Reichshauptmann einen Zug gegen die Türken anzuführen, wurde Christoph durch den Befehl seines Vaters zurückgehalten. Dieser hielt es für gut, daß sein Sohn sich vermähle, und in dem kleinen Lande Mömpelgard sich auf die Regierung des Herzogthums vorbereite. Als Gemahlin ersah ihm sein Vater eine Tochter des „frommen Streiters," des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach. Dieser Glaubensheld, der zu Augsburg 1530 dem Kaiser erklärt hatte: „ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollte ich hier vor E. Kaiserl. Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen," lag dem Tode nahe darnieder, und es war seine letzte Freude, diesen Schwiegersohn segnen zu dürfen. Die Trauung der Verlobten nach des Markgrafen Tode fand in ernster Stille statt, und der Herzog begab sich mit seiner jungen Gemahlin nach Mömpelgard. Dort mußte er sich mit Geringem begnügen lernen, was er aber späterhin für nützlich erkannte. Die Verwaltung der kleinen Grafschaft und ein friedevolles glückliches Familienleben ließ ihm immer noch Zeit zur stillen Prüfung der Religionsangelegenheiten, wie denn sein Hofprediger Bidembach von ihm berichtet [3]): „Er hat in dieser Zeit alle Werke

[1]) Bidembach l. c. 32. [2]) Bidembach ibid. [3]) Bidembach l. c. 36.

des Mannes Gottes Lutheri, so viel damals im Drucke waren, desgleichen alle Bücher des Herrn Brentii, und andere mehr mit sonderem Fleiß und Nachdenken (judicio) ausgelesen. Und weil Ihro Fürstl. Gnaden sich die Lehre Pauli zu erinnern gewußt: prüfet Alles und das Gute behaltet, so haben Sie auch der Papisten und zwinglische Bücher viel gelesen, und eines gegen das andere, alles aber gegen dem Worte Gottes gehalten, gewogen und probiret, darum denn Gott Gnad' verliehen, daß obwohl J. F. Gn. heftig zugesetzt und die Sachen wohl fürgemacht worden, Sie dennoch der zwinglischen Opinion (Meinung) sich erwehrt, dafür Ihr F. Gn. nachmals oft Gott gedankt, mit dem Vermelden: ich kenne den Geist, und weiß, was dahinter steckt."

In den letzten Tagen seines Lebens rief Ulrich seinen Sohn zu sich, aber Christoph traf ihn nicht mehr am Leben. Nun trat er mit christlichem Ernste, das Andenken seines Vaters ehrend und sich dem Gebete seiner Unterthanen anempfehlend, seine Regierung an. Das Land huldigte mit Freuden, ehe der König Ferdinand eine Einsprache machen konnte, — dennoch war die Rechtsstreitigkeit über den Besitz Württembergs noch nicht entschieden, und die spanischen Besatzungen noch im Lande. Vom kaiserlichen Hofe gab man dem Herzog wiederholte Winke: „es werde sehr gut für ihn seyn, wenn er die alte Religion (das Papstthum) wieder herstelle." Der Bischof Otto von Augsburg bat um dasselbe, und sagte seinen Beistand zu. Selbst die Mutter des Herzogs Sabina wurde angegangen, diese Bitte zu unterstützen; freilich ahnte man nicht, daß auch sie an römisch-päpstlicher Religion irre geworden seie[1]). Doch ließ sich der Herzog keineswegs von seinem evangelischen Glauben abbringen, und er durfte erfahren, daß es einer Untreue gegen besseres Wissen und Gewissen nicht bedürfe, um zu behalten, was ihm Gott beschieden hatte. Der König Ferdinand wurde durch verschiedene Fürsten zuerst milder gestimmt gegen den Herzog, und endlich durch die Umstände genöthigt, ihn im ruhigen Besitz seines Landes zu lassen[2]).

Schien auch noch zwei Jahre lang bis 1552 die Thätig-

[1]) Sattler H. 4, 5. 6. [2]) Spittler 154 - 156.





keit Christophs für die Kirche beschränkt, weil er den König immer zu fürchten hatte, so bereitete er doch nun mit ruhiger Ueberlegung im Stillen dasjenige vor, was er bald mit Kraft und Entschiedenheit durchführte.

Zweites Kapitel.

Die Württembergische Confession und das Concil zu Trident.

„Das heilig Evangelium mit Zucht, Gelindigkeit und rechter Gottesfurcht pur, lauter und rein verkündigen zu lassen," war der Entschluß, den der Herzog schon bei seinem Regierungsantritte aussprach [1]). Er besuchte für seine Person die Predigt, aber nicht die Messe, und seine Unterthanen wie er verabscheuten das Interim [2]). Dennoch mußte er gestatten, daß die Messe da und dort noch fortdauerte [3]), aber er that es in der Hoffnung, daß nur kurze Zeit derselben noch Raum zu geben seie.

Es bereitete sich fühlbar eine Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten vor, denn das Interim konnte nicht bleiben, und der Kaiser erklärte selber, daß er wünsche, die Religionsangelegenheiten würden bald möglichst auf einer allgemeinen, freien, christlichen Kirchenversammlung vorgenommen.

Eine freilich nur mit Mühe eröffnete und zusammengehaltene Kirchenversammlung hatte sich erstmals 1545 zu Trient zusammengefunden. Sie bestand von Anfang bis zum späten Ende meist aus Italienern, mehr als zwei Drittheile waren Bischöfe und Theologen dieses Landes, die dem Papst verpflichtet waren. Es sollte ein allgemeines Concil, ein Concil aller Völker der Christenheit seyn, — und doch standen hundertundsiebenundachtzig italienische Prälaten — zwei deutschen gegenüber [4]). An ihrer Spitze die päpstlichen Stellvertreter als leitende Präsidenten, und doch sollte das Concilium ein freies seyn. Demgemäß fielen auch die ersten Beschlüsse

---

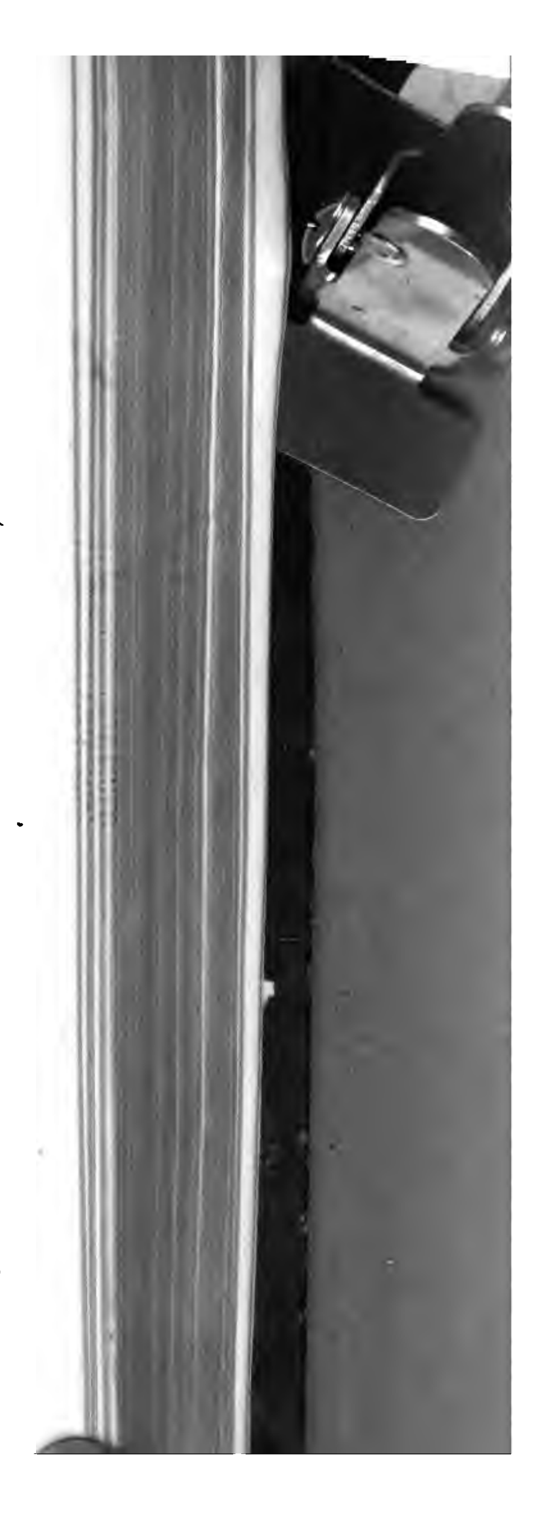
[1]) Hartmann und Jäger, Brenz 2, 194. [2]) Sattler H. 4, 8. 9. [3]) Schnurrer 202. [4]) Concil. trident. ed. Gallemant 1745 p. 485.

des Conciliums aus. Die Lehre der evangelischen Kirche von der heil. Schrift, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung waren bereits am Anfang des Concils verdammt worden, — nun als der Kaiser die Protestanten antrieb, das Concil zu besuchen, eilte man auch die evangelische Lehre vom Abendmahl zu verdammen [1]).

Unter solchen Umständen waren die Protestanten bedenklich, das Concilium zu beschicken, und allen Versprechungen des Kaisers: „es solle gewiß Alles nach der heil. Schrift und der ersten christlichen Kirche frei berathen und entschieden werden," setzten sie die Erklärung entgegen: „sie können nur dann etwas von dem Concilium erwarten, wenn der Papst nicht Parthie und Richter zugleich seie, wenn die bisherigen Verdammungen der evangelischen Glaubenslehren zurückgenommen werden, und das Concilium die Berathungen darüber von vornen anfange."

Als aber der Kaiser fortfuhr, auf Beschickung des Concils zu dringen, beschloß der Churfürst Moriz von Sachsen und der Herzog Christoph von Württemberg, jeder von der Kirche seines Landes ein besonderes Bekenntniß abfassen zu lassen, welches dem Concile übergeben und dort von den Theologen beider Fürsten vertheidigt werden sollte. Denn die Theologen des Herzogs von Württemberg erklärten: „Man müsse auch vor einem sündigen Geschlecht Christum bekennen, dem Kaiser Gehorsam bezeugen, der Kirche, der Nachwelt, den Feinden beweisen, daß man das Licht nicht scheue [2])." Dieß Bekenntniß, welches von Johannes Brenz abgefaßt und von einer Versammlung württembergischer Theologen auf den Befehl des Herzogs berathen worden war, wurde mit der sächsischen Confession, welche Melanchthon ausgearbeitet hatte, als übereinstimmend gefunden. Diese „württembergische Confession" ist in der Hauptsache nichts anderes, als eine Wiederholung, zum Theil auch weitere Ausführung der augsburgischen; ihre Bestimmung ist nicht die, eine Streitschrift zu seyn, sondern zu einem christlichen Frieden in der Kirche die Hand zu bieten. In der den Reformatoren eigenthümlichen Klarheit, und mit brenzischer Milde und Bestimmtheit sind die

[1]) ibid. [2]) Pfaff de actis 24—27 acta 229 ff.





Streitpunkte, welche die evangelischen Kirchen vom Papstthume trennen, dargestellt. Die reine evangelische Lehre wird aus der Schrift entwickelt, hierauf die Zeugnisse der Kirchenväter und der Kirchenversammlungen, ja auch einiger Päpste für dieselbe aufgeführt, wie es sich gegenüber von einer Kirchensynode geziemte, welche sich auf das Zeugniß der Väter zu berufen pflegte [1]). Mit dem Herzog von Württemberg sandte auch die Stadt Straßburg Gesandte nach Trident, welche daselbst bis ans Ende mit den Württembergern aushielten. An Straßburg schlossen sich an die Städte Reutlingen [2]), Eßlingen, Ravensburg, Biberach und Lindau.

Churfürst Moriz von Sachsen gab seinen Gesandten nach Trident besondere Instructionen, doch handelten sie im Einverständniß mit den Württembergern und Straßburgern.

Und so giengen nach reiflicher Ueberlegung zuvörderst die württembergischen Abgesandten politischen Standes nach Trident ab, um durch Uebergabe der württembergischen Confession und andere Verhandlungen den Theologen den Weg zu bahnen. Sie erklärten dem Concile: der Herzog werde den Verhandlungen desselben beitreten, sofern das Concil — den Reichstagsbeschlüssen gemäß — frei, gesetzlich und christlich dieselben vornehme. Seine Theologen zur Rechtfertigung seiner Confession werde er nachsenden [3]). Obgleich aber viele Mitglieder des Conciles und zwar solche, welche als Säulen desselben galten, oftmals sich hatten verlauten lassen, wie sie nichts sehnlicher wünschen, als daß die Protestanten das Concil besuchen und mit ihnen über die Lehre verhandeln möchten; obgleich die Kirchenversammlung selbst erklärt hatte, sie habe sie schon lange mit großer Sehnsucht erwartet: so machte man es doch den herzoglichen Gesandten und den bald darauf nachgesandten württembergischen Theologen Beurlin und Neobolus möglichst schwer, ihre Sache vorzutragen. Vergebens wandten sie sich an den kaiserlichen Gesandten, vergebens an einige Bischöfe und Cardinäle, um nur so viel auszurichten, daß sie dem Concile die Aufträge des Herzogs vorlegen dürften. So kehrten die

---

[1]) cf. die schöne Darstellung und Beurtheilung der confessio Wirtembergica bei Hartmann Ref.gesch. 120 ff. [2]) Große Kirchenordnung p. 7. [3]) Sattler Herzoge 4, 21.

Theologen zurück; schon waren auch die politischen Gesandten, in der Ueberzeugung, daß alle Mühe in dieser Hinsicht vergebens sei, bereit zur Rückkehr, als man sie wissen ließ, wenn sie einen Auftrag des Herzogs haben, so mögen sie diesen, zwar nicht öffentlich in einer Sitzung des Concils, aber „in einer Privatzusammenkunft der Väter“ (Congregatio) vorbringen [1]). Um nicht ganz umsonst da gewesen zu seyn, übergaben dann die württembergischen Gesandten dieser Congregation zuerst drei Beschwerdepunkte des Herzogs, alsdann die Confession. Die Beschwerden waren folgende: 1) Man habe von beiden Seiten noch keinen Richter in Sachen der Religion gewählt. Der Papst seie Parthei und Beklagter, er könne somit nicht Richter seyn, und ebensowenig die dem Papste mit einem Eide verpflichteten Bischöfe. 2) Der augsburgische Reichstagsreceß besage, daß auf dem Concile alles christlich, ehrlich und ordentlich zugehen solle. Dieses Versprechen habe der Herzog nicht anders verstanden, als daß die bisherigen Dekrete, bei deren Abfassung der Gegentheil gar nicht angehört worden sei, als nicht beschlossen angesehen und die Sachen nochmals vorgenommen werden sollen. 3) Er verlange, daß nicht nur das, was im Jahr 1546 schriftwidrig beschlossen, sondern auch neuestens Irriges angenommen worden seie, zurückgenommen werde. Nach Uebergabe der Beschwerdepunkte und der württembergischen Confession entgegnete der Notar Namens der Synode: „die Sache bedürfe Ueberlegung, und es werde seiner Zeit Antwort erfolgen.“

Später wurde den politischen Gesandten von Sachsen und Württemberg angedeutet, ehe die theologischen Gesandten wieder erscheinen, könne man über die Beschwerden und die streitigen Glaubenslehren sich nicht aussprechen [2]). Zugleich ward ein sogenannter Geleitsbrief für die Theologen ausgestellt, freilich nicht wie er den Böhmen auf dem Concil zu Basel gegeben war, doch so, daß Herzog Christoph vier Theologen nach Trient sandte, an deren Spitze Brenz stand. Aber vergeblich war alle ihre Bemühung, Gelegenheit zu erlangen, ihren Glauben öffentlich vertheidigen zu dürfen. Aufgefordert von dem kaiserlichen Gesandten, sich über die Weise auszusprechen,

---

[1]) Pfaff acta 242. [2]) Pfaff acta 247.

in welcher eine theologische Verhandlung begehrt werde, erklärten die Württemberger: „Entweder solle die Kirchenversammlung sich darüber äußern, was sie gegen die württembergische Confession einzuwenden habe, oder den württembergischen Theologen erlauben, ihre Bedenken gegen die Beschlüsse der Kirchenversammlung auszusprechen." Aber es war ein bloßes Spiel[1]). Der kaiserliche Gesandte gestand nach allerlei Vertröstungen endlich offen und redlich ein: „man wirke bei dem päpstlichen Legaten und seinem Anhang nicht so viel aus, daß sie die Protestanten vorlassen." Und zwar thaten sie das mit Grund, denn selbst die wenigen gedruckten Exemplare der württembergischen Confession, welche die Theologen unter der Hand vertheilten, fanden bei vielen italienischen und spanischen Bischöfen Beifall[2]). Der päpstliche Legat, der die früher dem Concil eingehändigte Confession zu Händen genommen und unterdrückt hatte, rief mit seinen Genossen laut: „Das Vertheilen der Confession sei als Geleitsbruch zu ahnen," und beharrte dabei, man dürfe die protestantischen Theologen gar nicht hören. So sahen sie sich endlich genöthigt, bei dem kaiserlichen Gesandten um Entlassung nach Hause zu bitten. Sie thaten dieß mit der Erklärung: „Wenn in Zukunft eine rechte und gerechte Unterhandlung wegen der Religionsangelegenheiten zu Stande komme, werden sie sich keineswegs entziehen"[3]), aber sie verstanden natürlich eine solche hierunter, bei welcher der Papst nicht Verklagter und Richter zugleich seie. Und eine solche kam nie zu Stand, in Trient blieben die Abgeordneten des Papstes Vorsitzer, und ihrer Entscheidung mußte sich alles fügen.

Als die Gesandten zurückkehrten, und die Kunde von dem brachten, was geschehen war, war es dem Herzog nicht unerwartet, aber er war tief gekränkt. Denn eine freie, öffentliche, allgemeine christliche Kirchenversammlung war ein Wunsch seines Herzens, den er noch Jahre lang nicht aufgeben konnte. Von nun an bekümmerte er sich aber um die Trienter Versammlung nichts mehr. Vergeblich war es, daß Fürsten und Könige ihn mahnten, bei Wiederzusammenkunft des Concils im Jahr 1562 seine Gesandten zu schicken. Er wollte von diesem Haufen „ge-

---

[1]) Pfaff acta 257. [2]) Sattler, Herz. 4, 26. [3]) Pfaff acta 260.

schworner Feinde des Evangeliums, welche nicht nur mit Dekreten und Bannflüchen, sondern mit Feuer und Schwert und allen möglichen Arten von Grausamkeit dasselbe verfolgten," nichts hören [1]).

Ganz in diesem Sinne sprach er sich mit den zu Naumburg (1561) versammelten Fürsten gegen einen päpstlichen Nuntius aus, der sie zur Beschickung des Trienter Concils eingeladen hatte, und zwar angehört, aber keiner anderen Antwort gewürdigt wurde, als daß sie ihm nachher durch ihre Räthe sagen ließen: „sie wundern sich, wie der Papst dazu komme, eine Kirchenversammlung auszuschreiben, und sie nach Trient zu fordern, — da ihm wohl bewußt sei, was die Stände augsburgischer Confession für eine Religion haben, und warum sie sich von einer Rotte absondern, die nur auf Unterdrückung der himmlischen Wahrheit bedacht seie. Sie seien des beständigen Vorhabens, des Papstes Geboten und Satzungen mit nichten zu gehorchen, und erkennen außerhalb des römischen Kaisers keinen Herrn. Diesem haben sie bereits durch seinen Gesandten ihre Meinung und Hoffnung von wegen eines Generalconcils erklärt [2])." Und dabei blieb man auch protestantischer Seits auf dem Tage zu Erfurt (1562).

So wurde denn die Trienter Kirchenversammlung ohne Anhörung der evangelischen Kirche beendigt. Ihre Geschichte ist mannigfach beschrieben worden. Das Hauptresultat war das: die unumschränkte Macht des Papstthums über die katholische Kirche wurde aufs neue bestätigt, denn das Recht, die Beschlüsse der Synode auszulegen, hatte der Papst sich vorbehalten. Die Kluft zwischen der nunmehr römisch-katholischen Kirche und zwischen der evangelischen wurde auf Jahrhunderte hinein befestigt. In der katholischen Kirche selber aber wurde manche Regung des Bessern dadurch unterdrückt.

„Das größte Verderben," sagt Spener, „ist durch dieß Concil erfolgt, da die ganze römische Kirche vollends abgefallen ist und eine ganz andere Art gewonnen hat. Denn die Artikel insgesammt, welche nachmal in diesem Concil als lutherisch verdammt, und das Gegentheil decretirt worden, waren noch in der

[1]) Sattler, Herz. 4, Beil. 206 f. 208. [2]) Sattler, Herz. 4, Beil. 166 ff. Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 215 ff.





Kirche frei geblieben, daher keiner von ihnen seyn wird, dessen Zeugen man nicht vor Luthero in der römischen Kirche finden sollte. Ob also wohl die Theologie von den Scholastikern schändlich verdorben wurde, ob auch solche Lehre meist in der öffentlichen Kirche gelehrt wurde, so waren doch noch redliche Lehrer übrig, die, ob sie schon in vielen Stücken mit dem gemeinen Irrthum angesteckt waren, gleichwohl in vielen anderen Punkten der Wahrheit noch beipflichteten, und andere darin erhielten, was geschehen konnte, weil solche Punkte noch nicht von der Kirche ausgemacht waren. Daher mochte, wer die Wahrheit in derselben erkannte, sie auch, ohne deßwegen ausgestoßen zu werden, bekennen. Wie wir denn sehen, daß noch selbst in dem tridentinischen Concile viele harte Disputationen gewesen sind, und zu den meisten Thesibus (Lehrsätzen), welche an uns verworfen worden, sich vornehme (ausgezeichnete) Theologen unter ihnen bekannt, auch davor gestritten haben, bis allzeit endlich nach des römischen Hofes Willen und Interesse entschieden worden [1])."

Indessen war in Deutschland eine große Aenderung der Dinge eingetreten. Als man sah, wie der Kaiser Carl V., nur um seine Macht zu vermehren, die Protestanten unterdrückt hatte, fürchteten die Stände des Reiches für ihre Freiheiten, und ungehindert konnte der Churfürst Moriz von Sachsen jenen unerwarteten Kriegszug thun, durch welchen er die Protestanten vom Interim befreite. Im Vertrage zu Passau (1552) und im Religionsfrieden zu Augsburg (1555) erhielt die lutherische Kirche in Deutschland die rechtliche Gleichstellung mit der katholischen. Es war nicht die Schuld des Herzogs Christoph von Württemberg, der die Seele der Vergleichsverhandlungen war [2]), daß der „geistliche Vorbehalt“ von dem Kaiser zu Augsburg ausgesprochen wurde, kraft dessen „der Uebertritt der geistlichen Fürsten mit ihren Fürstenthümern zur Reformation“ fernerhin nicht stattfinden dürfe, — ein Ausspruch, gegen den Christoph mit allen andern evangelischen Fürsten protestirte, und der erst im westphälischen Frieden entschieden werden sollte [3]).

[1]) Spener, theol. Bedenken S. 109. [2]) Spittler 181. [3]) Pfister u. Schmid 1, 105. Pfister, Uebers. der Gesch. v. Schw. 131. 132.

Aber nun hatte Christoph volle Freiheit zum Wirken für die evangelische Kirche seines Landes. Der sogenannte ferdinandeische Prozeß hatte aufgehört, die Spanier waren abgezogen, die Waffen ruhten, das württembergische Volk dankte Gott, daß es diese Stunde erlebt hatte [1]).

Drittes Kapitel.

Kirchenordnung und Kirchenzucht.

Die Verhandlungen über den passauischen Vertrag waren kaum zu Ende gebracht, als Herzog Christoph 1552 einen Befehl an die sämmtlichen Beamten des Landes ausgehen ließ, daß die päpstliche Messe überall aufgehoben und bis auf weiteren Befehl eingestellt werden solle [2]). Jedem Ausschreiben war ein Exemplar der württembergischen Confession beigefügt. Auch den Prälaten wurde fast zu gleicher Zeit die Confession zugeschickt, mit dem Ersuchen, daß der Prälat die inzwischen in das Kloster eingenommene Jugend mit Gelübden und Ceremonien wider die Confession nicht beschweren, sondern die Personen frei stehen lassen wolle. Eilf Tage nach dem Passauer Vertrag wurde die Messe in Stuttgart zum letztenmal gelesen. Jetzt wanderten die Meßpriester aus, und evangelische Prediger traten an ihre Stellen. Dieß geschah auch auf den zahlreichen Pfarreien, die bisher die Klöster zu vergeben hatten; der Herzog berief sich auf die Nothwendigkeit, da die Interimsgeistlichen ein ärgerliches Leben führten *), er versicherte aber die einzelnen Prälaten, daß ihr Patronatsrecht ihnen sonst belassen und nur dießmal eine Ausnahme eintreten solle [3]).

Doch mit der Wiederanerkennung der evangelischen Lehre und mit der Abschaffung des Interim waren nur die beiden ersten Schritte zur Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche Württembergs gethan, zur Vollendung des Werkes bedurfte es noch viel Mühe und Arbeit. Daher hatte sich Herzog Christoph von Anfang seiner Regierung nach redlichen und tüchtigen Män-

[1]) Sattler, Topogr. 1, 92. 93. [2]) Man sehe die Berichtigung in Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 227. [3]) Schnurrer, Erl. 229. 230.

*) s. Anhang Nro. 45

nern unter den Theologen umgesehen. Nicht allein die Beuerlin, Andreä, Dietrich Schnepf, Heerbrand zog er hervor, er stellte auch den aus Ulm vertriebenen Martin Frecht als Professor der Theologie in Tübingen an, und vor allem zog er den vielgeprüften, vielerfahrenen Johann Brenz in seine nächste Nähe, und würdigte ihn des vertrautesten Umgangs. Auf das Concil zu Trient mußte Brenz die Vorarbeiten übernehmen, mußte selbst dort erscheinen, und bereit seyn, die evangelische Lehre zu verantworten, über die Abschaffung des Interim, über den zu schließenden Religionsfrieden forderte Christoph wiederholt seine Bedenken [1]). Nun da der Friede geschlossen war, war er sein Rathgeber zur Aufrichtung der Kirche.

Brenz benützte hier mit großer Gewissenhaftigkeit, was unter Herzog Ulrich namentlich durch Erhard Schnepf war vorgearbeitet worden. Es wurden die alten Grundlagen in der Kastenordnung Christophs von 1552, in der Visitationsordnung von 1553, in seiner sogenannten kleinen Kirchenordnung von 1553 [2]), in der Klosterordnung von 1556, in der Eheordnung von 1553 im Wesentlichen beibehalten und darauf fortgebaut [3]). Die Visitation z. B. wurde ein ständiges Collegium, und demselben ein jährlicher Synodus beigeordnet. Die Visitation bestand aus Consistorium und Kirchenrath. Letzterer hatte die Oekonomie der Kirche zu verwalten, ersteres die inneren Angelegenheiten derselben. Das Consistorium als beständige Aufsicht (Visitation) und zur Ausrichtung der täglich vorfallenden Geschäfte wurde zusammengesetzt „aus etlichen fürstlichen Räthen von wegen des Herzogs und aus fünf Theologen im Namen der gemeinen Kirche.“ An der Spitze der letzteren stand der Landpropst, wie beim Kirchenrath der Director. Der gemeine Conventus oder Synodus hingegen war bestimmt für die jährliche Uebersicht und Abhülfe aller Fehl und Mängel, sowohl in der Lehre als bei Dienern [4]). Es traten die vier Generalsuperintendenten mit der Visitation und dem Landhofmeister zu jährlicher Berathung der kirchlichen Angelegenheiten

---

[1]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 221—239, bes. 235. [2]) „Ordnungen von 1553 und 1555“ hat Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 245. [3]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 245. vgl. Pfister evang. Kirche Württembergs 22 ff. 28 ff. [4]) Pfister ev. K. 28. ergänzt aus Eisenlohr Einl. 76.

zusammen, die wichtigeren Sachen wurden dem Oberrath (der höchsten Justizbehörde) vorgelegt, und dann zur Entscheidung an den Herzog gebracht. Diese Einrichtung ist in ihren wesentlichen Zügen bis heute geblieben, nur daß Consistorium und Kirchenrath vereinigt wurde. Man bedauerte später, daß, was Ulrich früher eingerichtet hatte, die Special-Synoden nicht mehr ins Leben gerufen wurden, und so der gemeine Conventus (die Generalsynode) keinen Stützpunkt hatte [1]).

Daß diese Lücke anfänglich weniger gefühlt wurde, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß neben dem ordentlichen Synodus die von H. Christoph angeordnete allgemeine Landes-Inspektion das Ganze in lebendiger Thätigkeit erhielt [2]). Er pflegte nämlich unvermuthet von Zeit zu Zeit einige geistliche und weltliche Räthe in die Aemter des Herzogthums auszusenden, um sowohl der Geistlichen Lehre und Wandel, als auch seiner Amtleute Thun und Lassen zu untersuchen, wobei er sehr darauf sah, daß durch strenge äußerliche Zucht und Ordnung den Geistlichen in die Hände gearbeitet werde [3]). Weil der Begriff kirchlicher Vergehen in einem christlichen Staate, wie ihn der Herzog vor Augen hatte, so nahe an den Begriff bürgerlicher Vergehen gränzte, so hatten die Superintendenten alle in Beziehung auf äußerliche Ordnung und Sittlichkeit zu ihrer Kenntniß gekommenen Vergehen zur Bestrafung der weltlichen Behörde anzuzeigen; so hatten die Amtleute auf die Befolgung der kirchlichen Ordnung, Bestrafung der Zauberer, Segensprecher, Gotteslästerer, des Concubinates und Volltrinkens, genaue Sonntagspolizei, ordentliche Besuchung des Gottesdienstes zu halten. Ja der Herzog hatte anfangs zur Entdeckung der Uebertretung der Sittengesetze heimliche Aufpasser angeordnet, stand aber davon ab, als eine Commission von Geistlichen und Weltlichen ihm vorstellte: „es widerfahre etwa jungen, auch frommen Leuten eine Thorheit, die sie sehr reue, und wenn es verborgen bleibe, nimmer geschehe, wenn es aber vor die Obrigkeit gebracht werde, so werde ihr Leumund gemindert [4])."

Dabei war jedoch Herzog Christoph nicht gemeint, die Kirchenzucht in eine polizeiliche zu verwandeln, sondern im

[1]) Pfister ev. K. 30. [2]) Pfister ev. K. 30. [3]) Sattler, Herz. 4, 200. [4]) Eisenlohr, Einl. 96. 97.



Gegentheil letztere sollte die erstere nur unterstützen. Zwar das behielt sich der Herzog vor, allen Religionspartheien, welche der württembergischen Confession zuwider lehren würden, sein Land zu verschließen. Dieß traf auch den bereits genannten Schwenkfeld, welcher durch sein ernstes Dringen auf innerliches Christenthum viele Freunde unter allen Ständen gewann, andererseits aber durch seine Abweichungen von der heil. Schrift, durch seine Bekämpfung der kirchlichen Lehre und Verdächtigung auch der redlichsten Geistlichen, trotz aller guten Worte, doch Verwirrung anrichtete. Ihm drohte Herzog Christoph mit dem Gefängnisse, wenn er sich wieder blicken lasse (1554), und ein Bürger in Cannstatt, Andreas Neff, der Schwenkfelds Lehre in Versammlungen verbreitete, wurde wirklich so lange eingesetzt, bis er versprach, davon abzustehen und sich stille zu verhalten. Mit Schwenkfeld wurde auch den Zwinglianern und Wiedertäufern das Land verboten (1558). In diesen Fällen handelte der Herzog für sich, nach seiner Ueberzeugung und als Landesherr. — Dagegen was die kirchliche Zucht betraf, so wollte er, daß neben bürgerlichen Strafen auch kirchliche für offenbare und grobe Sünder stattfinden sollten, wie solche im Anfang der christlichen Kirche sich fanden, bestehend in öffentlicher Ausschließung offenbarer und beharrlicher Sünder vom heil. Abendmahl und anderen Rechten christlicher Gemeindeglieder; doch sollten die Bußfertigen nach vorangegangener öffentlicher Abbitte wiederum in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden. Wie sehr er hiebei das Recht des Seelsorgeramtes und der Gemeinden anerkannte, zeigte sich auch bei einer besonderen Gelegenheit.

Zwei der ausgezeichnetsten jüngeren Geistlichen: Caspar Lyser, Pfarrer zu Nürtingen, und Jakob Andreä, Dekan zu Göppingen, fanden sich gedrungen (1554) [1], gegenüber von groben Sünden, welche in ihren Gemeinden vorkamen, namentlich Fluchen und Völlerei, um eine strengere kirchliche Censur zu bitten. Im Blicke darauf, was Calvin unter schwierigen Umständen Treffliches in Genf rücksichtlich der Kirchenzucht eingeführt hatte, trug namentlich Lyser dem Herzog die Bitte vor, zur Kirchencensur in seiner Gemeinde ein Collegium von sechs

[1] Pfaff 3, a. 86 ff.

bis acht Männern errichten zu dürfen, welches theils aus Laienältesten, theils aus Predigern bestehen solle, jede Woche zusammenkomme, die rohen Sünder vorfordere und zur Besserung ermahne, die hartnäckigen aber vom heil. Abendmahle ausschließen dürfe [1]). Der Herzog nahm diese Bitte wohlwollend auf, denn einen papistischen Bann konnte er in der Sache nicht erblicken. Allein die Räthe und selbst Brenz waren dagegen. Brenz erklärte: „es gebühre dem Lyser nicht, ein eigenes Consistorium zu Nürtingen zu errichten, zudem sei es gefährlich, jedem Geistlichen eine solche Gewalt einzuräumen, deren zu erwartender Mißbrauch nicht nur in kirchlicher Hinsicht schädlich wirken müßte, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht viel Uebles mit sich führen würde, weil es durch ein fast 500jähriges Herkommen Volksmeinung geworden seie, „der Excommunicirte sei bürgerlich infam." — „Den Predigern seie nur die Abmahnung der Sünder vom Sacramente bis auf Besserung zu gestatten. Versprechen sie Besserung, so solle man sie zum heil. Abendmahle zulassen. Halten sie ihr Versprechen nicht, so sei es bisher Ordnung gewesen, den beharrlichen Sünder dem Dekane anzuzeigen, der die zweite Ermahnung zu geben habe, und falls der Sünder auch hier nicht folge, so habe der Dekan ans Consistorium zu berichten, welches nochmals ermahne, und wenn es keine Besserung sehe, die Excommunication ausspreche." „So, sagt Brenz, liege es nicht an der kirchlichen Gesetzgebung, sondern an den Geistlichen, wenn sie dieselbe nicht befolgen, und an den weltlichen Beamten, wenn sie öffentliche Aergernisse nicht bestrafen wollen." Der Herzog ließ hierauf die Ansicht von Brenz und der Synode vorerst gelten, und verwies Lysern auf die bereits bestehenden kirchlichen Zuchtgesetze [2]). Vergebens bat auch Jakob Andreä in dem nämlichen Sinne. Auch er wurde bedeutet, daß eine solche Excommunication nicht Sache des einzelnen Geistlichen, sondern der gesammten Kirche und des dieselbe hierin vertretenden Kirchenregimentes seie. Hier wich Brenz, so viel auch seine Ansicht für sich haben mochte, doch von dem Vorbilde der apostolischen Zeit ab, in welcher die einzelnen Gemeinden die Kirchenzucht selber ausübten, und es zeigte sich auch bald,

[1]) Sattler, Herz. 4. Beil. 71 ff. [2]) Hartm. u. Jäger, Brenz 290.



daß durch die kirchliche Oberbehörde allein weit weniger für Kirchenzucht gesorgt werden könne, als wenn unter ihrer Aufsicht die Ortsgemeinden dieselbe geübt hätten. Brenz mußte noch selber klagen (1564): „daß so oft der Synodus gegen Einzelne die Excommunication ausspreche, doch niemals eine Execution darauf erfolge, und die Leute in ihren Lastern ungebessert und ungescheut zu großem Aergerniß fortfahren[1]). Es wünsche daher der Synodus, daß der Pfarrer, in dessen Gemeinde ein Aergerniß vorfalle, sammt dem Special, Amtmann und etlichen Räthen das erste Erkenntniß thue, ob jemand zu excommuniciren sei, und das an die Kanzlei berichten möchte." Aber diesem Wunsche von Brenz stellten sich die weltlichen Räthe mit eben der Entschiedenheit entgegen, mit der Brenz das Excommunicationsrecht den Ortsgeistlichen in Gemeinschaft mit ihren Gemeinden abgesprochen hatte. Der Herzog selber fand nach mancherlei Verhandlungen, auch mit den übrigen protestantischen Ständen, wie schwierig die Durchführung einer wahren christlichen Kirchenzucht seie, und bemühte sich, den bürgerlichen Zuchtgesetzen desto mehr Nachdruck zu geben; wie dann die Landesordnung von 1567 ernste Vorschriften gegen Sonntagsentheiligung, Gotteslästerung, Zauberei, Teufelsbeschwörung, Ehebruch und Hurerei enthielt. Seine in der großen Kirchenordnung nach Brenzens Grundsätzen eingerichtete Kirchencensur kam doch nach und nach in Anwendung, und endlich brachte der Enkel Jakob Andreäs, Johann Valentin Andreä, in der Einführung der Kirchenconvente zu Stand, was sein Großvater und Lyser gewünscht, und was Herzog Christoph so gern gesehen hätte. Die Gründe, welche letzterer seinem Landprobst und seinen Räthen entgegenhielt, sind eine Lehre für spätere Zeiten geworden. „Meine Absicht ist allezeit gewesen und ist noch, daß eine allgemeine christliche Vergleichung und (Kirchen-) Censur bei den der augsburgischen Confession verwandten Ständen angerichtet werde, damit die Laster bestraft, und der gemeine Mann davon abgehalten werde. Denn so wahr Gott ist, nit thut stetigs mit dem Thurm und in den Seckel strafen, und die geistlichen Sachen dem politischen Magistrat aufbürden, sondern es muß eine mehrere Kirchencensur angerichtet

[1]) Hartm. u. Jäger, Brenz 293.

werden, da dann die Ruch- und Gottlosen auch öffentlich gerügt und gestraft werden. Exempel sind leider mehr denn zu viel vorhanden, und thät mancher dieß und jenes nit, wo er wüßte, daß er von der Gemein Gottes, des Herrn Nachtmahl, der Gevatterschaft und anderer christlicher Versammlung ausgeschlossen sollte seyn, bis auf Besserung und Verspruch sein Leben zu ändern, wie dann die Gesetze und Grade der Censuren wohl zu finden und zu machen wären[1])."

So mühevoll die Arbeiten Christophs und seines Brenz für Einführung einer festen kirchlichen Ordnung und einer kirchlich bürgerlichen Zucht waren, und so mannigfaltige Rücksichten sie dabei zu nehmen hatten, so einfach war, was von ihnen für den kirchlichen Gottesdienst geordnet ward. Hierin hatte Erhard Schnepf trefflich vorgearbeitet. Doch dürfte es nicht unpassend seyn, im Geiste sich in die Gottesdienste, wie sie dazumal zuerst gehalten wurden, zu versetzen. Die Kirchen sind an denselben Sonn-, Fest- und Feiertagen geöffnet wie jetzt, ein oder zweimal in der Woche gleichfalls zu Wochenpredigten, vor den Festen und an Sonnabenden wurden die sogenannten Vesperlectionen gehalten, in denen ein Kapitel des alten oder neuen Testaments, sammt ihren Summarien (Erklärungen) vorgelesen wurde[2]). An Sonn- und Festtag-Abenden ward in einer besondern Predigt der Catechismus oder hie und da ein geistliches Lied erklärt, um es dem Volke einzuprägen. Sonst ist die Gottesdienstordnung unverändert bis heute erhalten geblieben.

Einen Meßpriester, der sonst am Altar in lateinischer Sprache seine Messe sang, in kostbarem Kirchengewand, bei brennenden Kerzen, finden wir nicht mehr. Selten erblickt das Auge noch ein Bild in der Kirche, außer dem Bilde des Gekreuzigten. Die Gemeinde ist versammelt und singt ein deutsches Lied, es sei: „Allein Gott in der Höh sei Ehr," — oder: „Ach bleib bei uns HErr Jesus Christ," — oder am Charfreitag: „O Lamm GOttes," — an Pfingsten: „Nun bitten wir den heil. Geist." Eine große Auswahl von Gesängen hat sie nicht, aber diejenigen, welche sie hat, sind desto körniger, meist Lieder von

---

[1]) Pfister, Herzog Christoph 1, 507. [2]) Eisenlohr, K.g. 1, 214.



Luther, und seine Uebertragung altchristlicher lateinischer Lieder und Psalmen. Sie singt dieselben aus dem Gedächtnisse, oder aus der von Martin Bucer herausgegebenen Sammlung geistlicher Lieder. Dann tritt der Prediger (im einfachen Chorrock) auf die Kanzel, spricht den evangelischen Kanzelgruß und ein Gebet aus dem Kirchenbuche, auf Feste sind besondere Gebete vorgezeichnet. Alle sind kurz, nur das Schlußgebet an den Sonntagen umfaßt die mancherlei Anliegen der Gemeinde. Diese Gebete sind von Schnepf oder Luthers Schriften entnommen, und die sonntäglichen noch jetzt gewöhnlich. Dann folgt Predigt über einen biblischen Abschnitt (Evangelium oder Epistel), Gebet, Gesang, — wie noch heute [1]).

In der Wahl der biblischen Abschnitte hat man sich an die alte christliche Kirche gehalten. „Im Advent sollen neben dem gewöhnlichen Evangelio die Verheißungen, so den Patriarchen von der Zukunft Christi versprochen und von den Propheten geschrieben sind, gelehrt werden, damit die christliche Kirche berichtet werde, daß unser Glaube kein selbstgewachsener oder von Menschen erdachter Glaube sei, sondern von Anfang an der Welt von Gott geoffenbart und mit wahrhaftigen göttlichen Wunderzeichen bestätigt worden; der Christtag und die nachfolgenden Feste erfordern ihre Texte von selbst. In der Fastenzeit (Quadragesima) soll von der rechten christlichen Buße gepredigt werden. Am Palmtag wird neben der Geschichte des Palmtages die Leidensgeschichte zu dreimalen, Morgens, Mittags und Abends vorgelesen, und hernach am Gründonnerstag und Charfreitag in drei Predigten, so wie in den sogenannten Vorbereitungspredigten auf das heil. Abendmahl, ausgelegt. Unter diesen Predigten muß alles Geschäfte stille seyn, auch alle Läden der Kaufleute und Handwerker geschlossen bleiben. Von Ostern bis Himmelfahrt werden die Geschichten von der Auferstehung Christi von den Todten erklärt, und Bericht von unserer einstigen Auferstehung gegeben. Auf Himmelfahrt und Pfingsten und Dreieinigkeitsfest folgen die bekannten biblischen Abschnitte. Am Feiertag Johannis des Täufers wird hauptsächlich von

[1]) Eisenlohr, Einleit. p. 93.

der Taufe gepredigt. Die Aposteltage sollen erinnern an die Wahrheit des Evangeliums Christi, das durch die Apostel, so den heil. Geist empfangen, in allen Landen gepredigt und mit großen Wunderzeichen bestätigt worden ist[1]." — Wochenpredigten fanden statt, jedoch waren keine regelmäßigen Buß- und Bettage angeordnet. Bei einer eintretenden Noth war die Gemeinde „auf einen sonderlichen Tag versammelt." Der Gottesdienst begann meist mit dem ergreifenden Lied Luthers: „Mitten wir im Leben sind," oder einem andern zu dieser Andacht stimmenden Gesange. Der Geistliche rügte an diesem Tage die gerade im Schwang gehenden Laster, ermahnte zur Buße, verkündigte den Zorn Gottes denen, die nicht ablassen vom Bösen. Zum Schluß ward das uraltchristliche Gebet, „die Litanie," gesprochen, wie wir es noch jetzt an den Bußtagen hören, — es beginnt in dem neuen Kirchenbuch mit den Worten: „HErr erbarme Dich 2c.," früher: „Kyrie eleison[2]."

Bei der Taufe finden wir einen kleinen Unterschied zwischen der brenzischen und schnepfischen Weise. Brenz hat nach altchristlichem Vorgang in seiner Taufliturgie die Frage beigefügt: „Entsagest du dem Teufel und allem seinem Werk und Wesen?" Es sollte dieses jedoch nur das Bekenntniß seyn, daß der Getaufte sich zu einem geistlichen Kampfe verpflichte gegen den Fürsten dieser Welt[3].

Dem Abendmahl sollte Beichte und Anmeldung vorangehen, daß der Geistliche Gelegenheit habe, zu und mit den Communicanten zu reden. Die Beichtformel: „Ich armer Sünder bekenne mich vor Gott 2c.," ist noch jetzt bekannt[4]. Das kurze, schöne Schlußgebet des Abendmahles: „Wir danken dir Herr Jesu Christ," ist von Luther entlehnt[5]. Kinderlehren, wie wir sie jetzt haben, gab es keine. Die Jugend lernte den Katechismus wie jetzt, und wurde in einigen besonderen Gottesdiensten vor öffentlicher Gemeinde geprüft, ob sie ihn sich wohl eingeprägt habe. Die Einsegnung der Ehen fand wie jetzt unter den Worten statt: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden[6]." Die Einsegnung der

[1]) Große Kirchenordnung 138 ff. [2]) ibid 131—133. [3]) Eisenlohr, Einl. p. 95. [4]) Große Kirchenordnung p. 117. [5]) Eisenlohr, Einl. p. 95. [6]) Große Kirchenordnung p. 146.





Geistlichen aber mit der Ermahnung des Einsegnenden: Ich bestätige dich zu einem Diener und Seelsorger dieser Gemeinde „mit ernstlichem Befehl, daß du solcher ehrlich und ohne alles Aergerniß mit höchstem Fleiß und Treue vorstehen wollest, wie du dann vor dem Gerichtsstuhl unseres Herrn Jesu Christi an jenem Tage Rede und Antwort geben mußt dem rechten Richter [1]."

Viertes Kapitel.

Die Schule.

Wenn Herzog Christoph es als seine erste Regentenpflicht erklärte, „der Kirche Christi mit Ernst und Eifer sich anzunehmen, und dann erst und daneben in zeitlicher Regierung nützliche Ordnungen und Regiment anzustellen [2]," so hat er eben damit einem von seinem Vater schon ausgesprochenen Grundsatze sich angeschlossen, zugleich aber auch seine Pflicht erkannt, der Schule sich anzunehmen. Denn die Schulen sind, wie er selbst in seiner großen Kirchenordnung sagt: „die rechten von Gott verordneten Mittel, darinnen rechtschaffene, weise, gelehrte, geschickte und gottesfürchtige Leute erzogen werden mögen, wie sie zum heil. Predigtamte, weltlicher Obrigkeit, zeitlichem Regimente und Haushaltung gehören [3]."

Wie Vieles hier zu bessern und neu zu begründen war, das ist schon im Vorhergehenden gezeigt worden. Zur Zeit des Papstthumes hatte man nicht viel auf Schulen geachtet; was Eberhard im Bart eingerichtet hatte, war theils unzureichend, theils verfallen, und unter Herzog Ulrich konnte schon um des Interims willen nicht Alles geschehen, was hätte geschehen sollen.

Deutsche Schulen gab es, als Herzog Christoph zur Regierung kam, wenige. Zwar bestanden solche auch in einigen kleinen Städten, neben und zum Schaden der lateinischen Schulen (vielleicht waren sie ein Anhang zu den letzteren), aber es gab noch viele, selbst volkreiche Flecken, in welchen die Kinder in ihrer Jugend gar keinen Unterricht empfiengen [4]. Die

---

[1]) Gr. Kirchenordnung p. 174. [2]) Gr. Kirchenordnung p. 2. [3]) Gr. Kirchenordnung p. 192. [4]) Eisenlohr Schulgesetze 2.

lateinischen Schulen leisteten damals noch wenig, und für die Bildung der künftigen Kirchendiener und Beamten war außer den Anstalten zu Tübingen noch fast gar nichts eingerichtet, und jene ungenügend [1]). Der Herzog sahe wohl, daß es sich um Errichtung neuer Anstalten handle, wenn anders das evangelische Bekenntniß seinem Lande für die Zukunft gesichert bleiben solle. In dieser Lage nahm er seine Zuflucht zu den durch die Reformation des Landes ihm zur Verfügung stehenden Kirchengütern. Ja er glaubte, und zwar mit historischem Grunde, daß er einen höchstbedeutenden Theil der kirchlichen Güter nur ihrem ursprünglichen Zweck zurückzugeben nöthig habe. „Die Mannsklöster und Stifter haben," das war seine Ansicht, „die ursprüngliche Bestimmung gehabt, nicht bloß Orte gemeinschaftlichen Gebetes und Gesanges zu seyn, sondern Orte, in welchen die christliche Jugend im Worte Gottes, in den dazu gehörenden Wissenschaften, namentlich der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache unterrichtet und zum Dienst der Kirche hätte in christlicher Gottesfurcht erzogen werden sollen." Somit war es denn des Herzogs Wunsch, die Prälaturklöster seines Landes zu Schulen einzurichten, aus welchen Diener der evangelischen Kirche hervorgehen sollten. Johannes Brenz hatte ihm dazu gerathen, und Bartholomäus Käs, Coadjutor des Propstes zu Denkendorf, bereits einen Anfang gemacht, seine jüngeren Klosterconventualen im Worte Gottes unterrichten und auf die Universität Tübingen vorbereiten zu lassen. Bald nach dem Augsburger Religionsfrieden ließ Christoph in diesem Sinne die Klosterordnung ausarbeiten (1556). In derselben erklärte er: „wie es ihm durch den Friedensschluß anheimgegeben seie, in seinem Lande die Kirchen der augsburgischen Confession gemäß anzurichten, beides mit Lehre und Ceremonien [2]). — Die Klosterprälaten werden sich

[1]) Pfaff, Versuch rc. 21 ff. 46. [2]) Sattler, Herz. 4, 88. Wie Herzog Ulrich, so war auch Herzog Christoph dem Klosterwesen keineswegs hold. Er erklärte: „Dergleichen Abgötterei und Klosterwesen neben der Verkündigung des reinen Evangelii zu dulden, sei ein Greuel vor Gott" (Petri Suevia sacra 463.), und in diesem Sinne hätte er gerne gleich nach seinem Regierungsantritt das Klosterwesen schneller reformirt, wenn nicht seine Räthe ihn zu einem langsameren Verfahren bewogen hätten. Man ließ die katholischen Aebte nun nach und nach absterben, und der



der ursprünglichen Bestimmung der Klöster, ihres späteren Verfalles und der gegenwärtigen Zuchtlosigkeit der (während des Interims) neuaufgenommenen Mönche wohl bewußt seyn. Darum habe der Herzog eine Ordnung abfassen lassen, nach welcher es in den Klöstern bis zu endlicher, zu hoffender christlicher Vereinigung der getrennten Religionspartheien gehalten werden solle [1]). Den Prälaten gab der Herzog von vorneherein die Versicherung, wie er und seine Erben diesen „Landstand dadurch nicht abthun wolle, und wie sie und ihre Nachfolger in der Verwaltung ihrer Gefälle nicht verhindert werden sollen." Dabei aber erklärte er: „wie bei der Last, welche die dermalige Klosterhaushaltung dem Abte auferlege, dieser seine Zeit hauptsächlich für weltliche Geschäfte werde verwenden müssen, und deßhalb ihm einer oder zwei Klosterpräceptoren beigegeben werden sollen, um die Jugend in der h. Schrift und guten Künsten zu unterrichten [2])."

Auf dieser Klosterordnung beharrte der Herzog mit großer Entschiedenheit, und wenn auch da und dort noch lange die katholischen Aebte blieben, wurden dennoch die Klosterschulen eingeführt. Würden wir jetzt in eine solche treten können, wir würden lebhaft an das erinnert werden, was wir von den besten alten Klöstern lesen: es würden unserem Blicke Jünglinge begegnen im Mönchsgewande, welche die Klosterschwelle ohne des Abtes Erlaubniß nicht überschreiten dürfen; es würde uns am frühen Morgen wie am späten Abend der Gesang von lateinischen Psalmen und Gebeten aus dem Chor der Kirche entgegentönen. Dazwischen hinein würden wir einige biblische Abschnitte zur Erbauung, über dem Tische einige Kapitel aus

---

Herzog ernannte nach ihrem Tode Aebte seines Bekenntnisses. Bedeutendere Schwierigkeiten gab es mit den Nonnenklöstern. Der größere Theil der Klosterfrauen erklärte sich gegen die ihnen zur Annahme vorgelegte württembergische Confession; in der Stille wurden sie von Oestreich unterstützt und von katholischen Geistlichen (aus den benachbarten reichsfreien Orten) bei ihrem Bekenntniß erhalten, und nahmen insgeheim auch Novizinnen an. Gleichen Widerstand setzte ein Theil der Beguinen entgegen, welche von ihrer Regel nicht lassen wollten. Der Herzog brauchte gegen ein Nonnenkloster (Steinheim) erweislich sehr scharfe Mittel (für einen evangelischen Fürsten), die meisten Nonnenklöster aber ließ er aussterben, und viele waren noch nach seinem Tode besetzt.

[1]) Sattler H. 4, 88. [2]) Sattler H. 4, 91. 92.

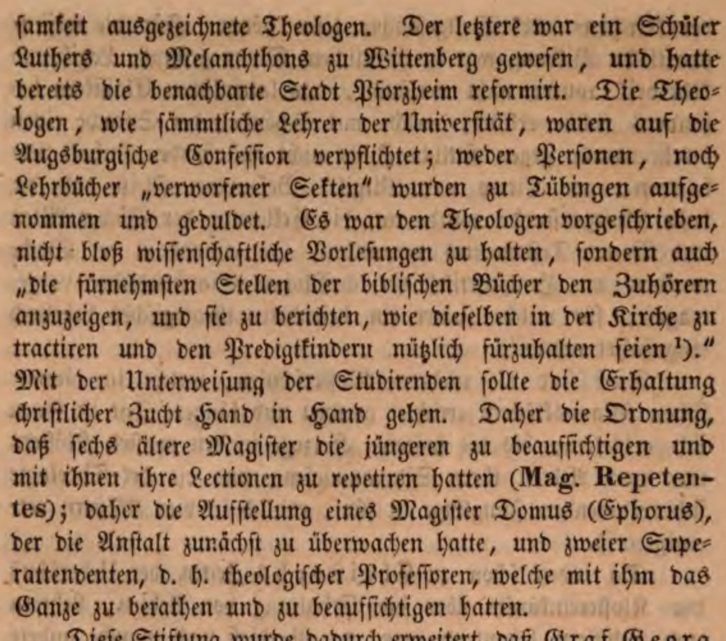
der Kirchen= oder Weltgeschichte lesen hören. Für die wissenschaftliche Bildung war in christlichem Sinne gesorgt, Logik und Rhetorik wurde nicht versäumt, von lateinischen Classikern besonders solche erklärt, welche mit Schönheit der Sprache einen belehrenden, gegen sittliche Zucht nicht anstoßenden Inhalt verbanden, wie Cicero und Virgil. Besonderer Fleiß und die beste Morgenstunde wurde auf die Erklärung der Bücher Alten und Neuen Testamentes verwendet. Je einmal in der Woche wurden die Hauptartikel der christlichen Glaubenslehre vorgetragen, für welche später ein besonderes theologisches Lehrbuch eingeführt wurde [1]).

Dieß sind die niederen Klosterschulen, welche in sämmtlichen Mannsklöstern errichtet wurden und längere Zeit in ihnen sich erhielten, bis die späteren Herzoge in den meisten Klöstern nur noch Aebten ihren Sitz anwiesen, und die der Theologie sich widmenden Jünglinge in fünf, endlich in vier Klöstern vereinigten [2]).

Da indeß schon zu Christophs Zeiten der Ueberschuß der Klostereinkünfte über die Erhaltung von Aebten, Lehrern und Schülern bedeutend war, da überdieß noch manche andere kirchliche Güter erledigt waren, so hatte der Herzog auch den nöthigen Fonds, um eine Anstalt zu erweitern, deren erste Gründung in die letzten Jahre seines Vaters fällt, nämlich das sogenannte Stipendium (evangelische Seminar, Stift) zu Tübingen [3]). In diesem sollten die den Kirchendiensten gewidmeten Jünglinge ihre Studien vollenden. Ihre Zahl, welche zu Ulrichs Zeiten höchstens auf vierzig sich belaufen hatte, erhöhte der Herzog Christoph auf hundertundfünfzig [4]). Diese erhielten außer fortgesetztem Unterricht in den philosophischen Fächern (unter ausgezeichneten Lehrern) von drei ordentlichen Professoren Unterricht in der Theologie. Die Leitung des Seminars hatte nun Martin Frecht von Ulm, von dem wir bereits gehört haben; neben ihm lehrten Dr. Jakob Beurlin, Dietrich Schnepf und Jakob Heerbrand, durch Talent und Wirk=

---

[1]) Sattler H. 4, 93. [2]) Ueber den Unterschied der niedern und höheren Klosterschulen kurz und bündig Steck Gesch. des Klosters Hirsau 143 ff. [3]) Eisenlohr Kirchenges. 1, 270. Schnurrer Erl. 467. [4]) Hartmann Ref.gesch. 152. Pfister Christoph 1, 484.



samkeit ausgezeichnete Theologen. Der letztere war ein Schüler Luthers und Melanchthons zu Wittenberg gewesen, und hatte bereits die benachbarte Stadt Pforzheim reformirt. Die Theologen, wie sämmtliche Lehrer der Universität, waren auf die Augsburgische Confession verpflichtet; weder Personen, noch Lehrbücher „verworfener Sekten" wurden zu Tübingen aufgenommen und geduldet. Es war den Theologen vorgeschrieben, nicht bloß wissenschaftliche Vorlesungen zu halten, sondern auch „die fürnehmsten Stellen der biblischen Bücher den Zuhörern anzuzeigen, und sie zu berichten, wie dieselben in der Kirche zu tractiren und den Predigtkindern nützlich fürzuhalten seien [1])." Mit der Unterweisung der Studirenden sollte die Erhaltung christlicher Zucht Hand in Hand gehen. Daher die Ordnung, daß sechs ältere Magister die jüngeren zu beaufsichtigen und mit ihnen ihre Lectionen zu repetiren hatten (**Mag. Repetentes**); daher die Aufstellung eines Magister Domus (Ephorus), der die Anstalt zunächst zu überwachen hatte, und zweier Superattendenten, d. h. theologischer Professoren, welche mit ihm das Ganze zu berathen und zu beaufsichtigen hatten.

Diese Stiftung wurde dadurch erweitert, daß Graf Georg von Württemberg ein Legat vermachte, von welchem zehn Mömpelgarder, und Tiffernus ein zweites, von welchem vier Crainer (Tiffern's Landsleute) zum Studium der evangelischen Theologie in das Stipendium aufgenommen wurden [2]).

Wie aber die Klosterschulen in dem Tübinger Stipendium ihre Krone hatten, so hatten sie in den „Particularschulen" ihr Fundament. Es sind dieselben, die wir jetzt lateinische Schulen nennen. Manches sogenannte Beguinenhaus wurde zu Errichtung einer solchen Schule eingeräumt [3]). Neben diesen finden sich noch, nach denselben religiösen Grundsätzen von Herzog Christoph erneuert und erweitert, die Pädagogien zu Stuttgart und Tübingen, welche den niederen Klosterschulen parallel liefen, und in welchen gleichfalls Jünglinge, besonders auch für das Studium der Rechte und der Medizin, auf die Universität vorbereitet wurden. Aermere Jünglinge erhielten

[1]) Hartm. u. Jäger Brenz 2, 302. [2]) Hartm. Ref.gesch. 153. [3]) Eisenlohr Einl. 47. A. 250 b.

zur Besuchung dieser Anstalten Unterstützung von dem Kirchengute [1]).

Aber auch seine „mitunter hart arbeitenden Unterthanen," welche ihren Kindern sich nicht genug widmen konnten, in Dörfern und Flecken lagen dem Herzoge an. Er verordnete daher die Errichtung von deutschen Schulen und die Verbindung der Meßnereien mit den Schulstellen, um die Lehrer besser zu stellen, da manche bisher Büttel- und Schützendienste hatten thun müssen, um sich neben der geringen Schulbesoldung fortzubringen [2]). So wurden denn auch diese Stellen gewissermaßen durch Kirchengüter mitbegründet. Den deutschen Lehrern wurde aufgegeben: „die Jugend (nicht die Knaben allein, sondern auch die „Döchterlin") mit der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht zu unterrichten und zu erziehen, sie im Catechismus, Gebet, Schreiben, Lesen, Gesang und Rechnen zu unterweisen, die Sprüche Salomo's, Sirach und das Neue Testament mit ihnen zu lesen, sie in die Kirche zu führen und dort den Gesang mit ihnen zu unterstützen, sie auch nachher über die Predigt zu fragen [3])." Der großen Kirchenordnung hat Herzog Christoph als einen Theil die erste Schulordnung (1559) einverleibt. Ein neuerer Pädagog, Herr Seminarrektor Eisenlohr in Nürtingen, äußert sich in seiner Ausgabe der Schulgesetze über die damaligen Schulen also: „Ueber den Stand des Volksschulunterrichtes und der Methodik gibt die deutsche Schulordnung Herzog Christophs sehr interessante Aufschlüsse. Sie läßt uns zu unserer Freude erkennen, wie weit in dieser Hinsicht jene Zeit hinter uns liegt; wenn wir auch in anderer Hinsicht die Kraft des einfältig frommen Sinnes, der damals auf die Schulen seinen Einfluß übte, schmerzlich vermissen müssen [4])."

Die Aufsicht über die deutschen Schulen wurde den Ortsgeistlichen übertragen, die der lateinischen Schulen gleichfalls, doch so, daß bei diesen auch der weltliche Ortsvorsteher und zwei oder drei gottesfürchtige, verständige, ehrbare Männer vom Rath und Gericht die Mitaufsicht führten. Das Stipendium in Tübingen hatte seine Superattendenten, die Klöster

[1]) Zeller, Tüb. 352. 353. Pfister Christoph 1, 481. [2]) Eisenlohr Schulges. 6. [3]) Eisenlohr Schulges. 6. 13. [4]) Eisenlohr Einl. in die Schulges. XLVIII. XLIX.



ihre Prälaten, alle diese Anstalten aber überwachte in höchster Instanz das Consistorium (und der Kirchenrath). Auch bei der Visitation der gesammten Universität war dasselbe durch ein Mitglied vertreten [1]).

Leicht begreifen wir, wie bei diesen theils neuen, theils so bedeutend erweiterten Anstalten der durch die Reformation gewonnene Ueberschuß des Kirchengutes, das der Herzog „zum gemeinen Kirchenkasten einsammeln lassen," nahezu aufgieng [2]). Kaum der fünfte Theil von allem dem, was Herzog Ulrich jährlich vom Ueberschuß des Kirchenkastens eingezogen, blieb bei Herzog Christoph für andere Ausgaben übrig, und auch diese Summe sah er nicht für das Seine an [3]).

Fünftes Kapitel.

Herzog Christoph und die evangelische Kirche Deutschlands.

Die Thätigkeit Herzog Christophs fand nicht allein in seinem eigenen Lande ein weites Feld, sondern es bot sich ihm auch ungesucht von außen her manche Aufforderung dar zum Wirken, die er nicht abweisen wollte und konnte. In ihm lebte das Gefühl, daß er ein Glied sei der Einen wahren, evangelischen Kirche, welche sich zu seiner Zeit bereits in ganz Europa ausgebreitet hatte; daß er somit auch in seinem Wirken nicht seiner Landeskirche allein, sondern der Gesammtkirche angehöre. Auch hatte er zu tief in das Verderben des Papstthumes hineingeblickt, um nicht auf's ernstlichste zu wünschen, daß die evangelische Wahrheit auch da bekannt werde, wo sie es noch nicht war.

Zunächst beschäftigten ihn die kirchlichen Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Denn mit dem Augsburger Religionsfrieden war nicht aller Noth der evangelischen Kirche abgeholfen worden, weder im Innern, noch nach Außen. Vor Menschenaugen schien es, als

[1]) Pfister Christoph 1, 476 ff. bes 493. Gr. Kirchenordnung 269. 307 308. 421. Böckh Tüb. diserte 302. [2]) Gr. Kirchenordnung 4. [3]) Gr. Kirchenordnung 113. Pfister Christoph 1, 493.

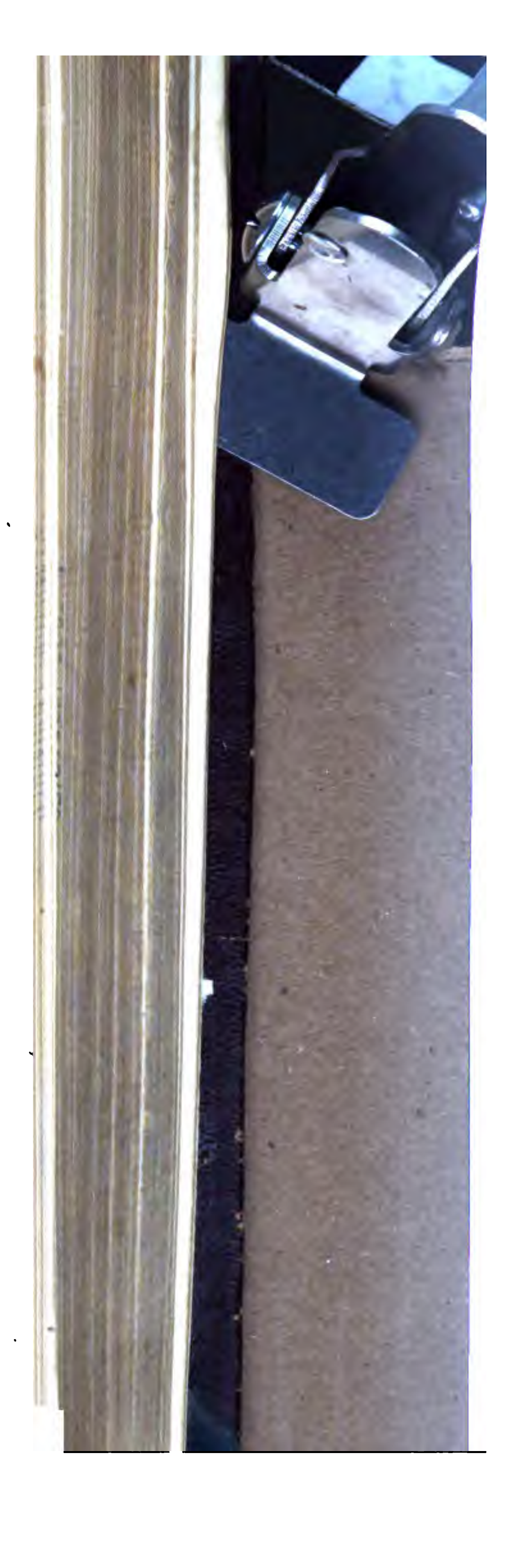
wolle die evangelische Kirche durch innern Zwiespalt sich auflösen; nicht weniger schienen geheime Machinationen des Papstthums den Weg zu ihrer Unterdrückung zu finden.

Bei diesem Allem ist es bemerkenswerth, wie ruhig und fest der Herzog seinen Weg gieng, berathen und getröstet „von seinem lieben, treuen Brentius [1])." Trotz dem, daß er bald aus Frankreich, bald von dem Sohne des Kaisers Ferdinand I., dem nachmaligen Kaiser Maximilian, bald von anderen Ständen genaue Kunde bekam, wie gefährlich es stehe [2]), ließ er sich doch in seinem Wirken nicht einschüchtern noch müde machen. Fortwährend drang er auf den Reichstagen auf Aufhebung des sogenannten geistlichen Vorbehaltes, weil die verweigerte Freistellung der Religion ein ewiger Zankapfel bleiben müsse [3]); fortwährend ermuthigte er die evangelischen Stände, ihre Protestation nicht aufzugeben gegen diesen Vorbehalt, weil man der Ausbreitung des Evangeliums keine Gränzen setzen dürfe.

Mit mehr Sorge, als die fortwährenden geheimen Umtriebe der Päpstlichgesinnten, mußte aber den Herzog der Anblick der theologischen Streitigkeiten erfüllen, welche die evangelische Kirche zerrütteten. Gegen das Papstthum war doch noch ein Gegengewicht vorhanden, da man damals einen rechtlich denkenden Kaiser an Ferdinand I., und an seinem Nachfolger, Maximilian II., selbst einen Freund der evangelischen Lehre hatte. Aber seit Luthers Tode war der Friede von den theologischen Lehrstühlen gewichen. Die allerdings übertriebene, obwohl offen bereute Nachgiebigkeit, welche Melanchthon zur Zeit des Interims gegen die Katholiken rücksichtlich der sogenannten Mitteldinge zeigte, so wie die Spannung zwischen dem churfürstlichen und dem herzoglich-sächsischen Hause gab theils Anlaß, theils Grund zu einem theologischen Streite, der mit einer wahren Bitterkeit geführt wurde.

Am augenscheinlichsten brach der Partheihaß der herzoglich-sächsischen Theologen auf dem Wormser Religionsgespräch (1557) hervor, welches doch den Zweck einer Verständigung mit der katholischen Parthei haben sollte. Als dort

[1]) Pfister Christoph 1, 295. [2]) Pfister Christoph 1, 326 ff. [3]) Pfister Christoph 1, 329.



Melanchthon und Brenz die evangelische Lehre Satz für Satz gegen die Katholiken vertheidigen wollten, erklärten die herzoglich-sächsischen Abgeordneten, ehe man daran denken solle, seien zuerst die Irrlehren öffentlich zu widerlegen, welche sich bei den augsburgischen Confessionsverwandten eingeschlichen haben. Damit war nicht allein Melanchthon, sondern auch Brenz gemeint, dem sie die friedliche Beilegung des Osiandrischen Wortstreites über die Bedeutung des Wortes „Rechtfertigung" verargten.

Vergebens suchte Erhard Schnepf, damals auch Professor auf der herzoglich-sächsischen Universität Jena und in Worms anwesend, zugleich mit Brenz den Frieden zu erhalten [1]). Seine Collegen wollten keinen Frieden. Das war den Katholiken, welchen es ohnedem mit diesem Religionsgespräch nicht ernst war, ein willkommener Anlaß, dasselbe zu vereiteln. Der Stimmführer dieser Parthei, der Bischof von Merseburg, wußte der Sache bald die Wendung zu geben, daß die herzoglich-sächsischen Gesandten sich von dem Religionsgespräch ganz zurückzogen, und nach einigen vergeblichen Verhandlungen erklärten die Katholiken: sie könnten sich bei dieser unter den Evangelischen eingerissenen Spaltung nicht ferner mehr in ein Gespräch einlassen. Der Papst dankte dem Kaiser: „Er werde wohl auch das Seine gethan haben, daß der Rath der Gottlosen in Worms zerrüttet worden sei, und kein Religionsgespräch der Art mehr zugeben, überhaupt Deutschland von jener Parthei erlösen." „Das ist ungefähr (schrieb der König Maximilian an Herzog Christoph) seine ehrbare und, auf deutsch gesagt, teuflische Werbung gewesen [2])."

Es gehörte wirklich der Glaubensmuth eines Brenz dazu, um die Sache, welche so bedenkliche Folgen nach sich ziehen, ja auch den Religionsfrieden zweifelhaft machen konnte, nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen. Zwar die Behauptung der Katholiken auf diesem Religionsgespräch: „Die heilige Schrift sei nur ein Zankapfel, der todte Buchstabe derselben müsse die lebendige Stimme der Kirche über sich leiden, sie sei ein zweifelhafter Richter in Glaubenssachen," erschien in den Augen

[1]) cf. Henry Calvin 3, 347. Anm. [2]) Pfister Christoph 1, 352. 353.

der Religiösdenkenden nicht bloß als ein sehr gewagter Schluß, sondern als eine wirkliche Lästerung. Diese Parthie hatte also keinen Grund, sich des Wormser Gesprächs zu rühmen, und wollte auch wirklich, daß man die Verhandlungen desselben geheim halte. Aber es handelte sich um etwas Anderes, das schwerer war, als Schmach zu tragen, nämlich den Riß in der evangelischen Kirche zu heilen. Dennoch gab man weder die Geduld, noch den Muth auf. Brenz schrieb an den Herzog: „Solch' Gezänk soll doch dem h. Evangelio unschädlich seyn; er möchte sich dieser großen Aergerniß nicht zu hoch entsetzen, sondern solche in das Register verzeichnen, darin viel ander ungereimt Stück [1]."

Es ist wirklich rührend zu sehen, wie unermüdlich der Herzog nun mit seinem Brenz noch eilf Jahre (bis zu seinem Tode) daran arbeitete, die Wiedervereinigung mit der sich trennenden herzoglich-sächsischen Parthei zu Stande zu bringen. Auch Fürstentage, welche zu ganz anderen Zwecken ausgeschrieben waren, benützte er zu Unterhandlungen, um die Einigkeit wieder herzustellen. So den Frankfurter Reichstag [2]), wo er die evangelischen Fürsten bewog, ihre Einstimmigkeit mit der Augsburger Confession und deren Apologie auszusprechen, und eine ächt-lutherische Erklärung über die von den herzoglich-sächsischen Theologen beanstandeten Streitpunkte aufsetzen zu lassen. Auch die heftigsten Schriften derselben gegen das freundliche Entgegenkommen der übrigen evangelischen Kirche machten den Herzog Christoph nicht müde. Selbst der durch die Wandelbarkeit des Herzogs von Sachsen vereitelte Vereinigungsversuch zu Naumburg [3]) konnte ihm die Hoffnung nicht nehmen: „daß der Streit der Jenaer und der Wittenberger mehr ein persönlicher, als ein Sachstreit seie, und endlich seine Erledigung finden werde [4])." Er erlebte letztere zwar nicht, aber sie kam zur Zeit seines Sohnes Ludwig.

Weit tiefer und unheilbarer war eine andere Wunde, welche der lutherischen Kirche Deutschlands durch das Eindringen des Calvinismus geschlagen wurde, eine Wunde, die Chri-

[1]) Pfister Christoph 1, 295. [2]) Pfister Christoph 1, 356. [3]) Pfister Christoph 1, 372. [4]) Pfister Christoph 1, 442.



stoph und Brenz mit Recht für gefährlicher hielten, und vergeblich zu heilen suchten. Es hatte nämlich, theils durch eigene Neigung geleitet, theils durch das zanksüchtige Wesen seines Generalsuperintendenten Heßhusius abgestoßen, der Churfürst Pfalzgraf Friedrich III., der bisher der Augsburger Confession treu anhieng, sich dem Calvinismus offen zugewendet (1560), nachdem dieser in seinem Lande da und dort bereits stillen Eingang gefunden hatte [1]). Herzog Christoph sowohl als Brenz wurden hiedurch tief betrübt, und letzterer veranlaßt, gegen Calvin öffentlich aufzutreten. Es war lange fast allgemein selbst unter den Reformirten die Meinung verbreitet gewesen, und Calvin hatte durch seine Schriften diese Meinung nur befestigt: „daß er im heil. Abendmahle eine wahre Mittheilung des wesentlichen Leibes und Blutes des Herrn an die Communikanten anerkenne.“ Aber die erfolgte Vereinigung Calvin's mit den Zwinglianern zu Zürich [2]) und einzelne Stellen in seinen Schriften gaben nun den Schein, als meine er die Sache ganz anders, als seine Worte lauteten [3]). Offenbar war, daß der Zürcher Theologe Bullinger ihn, der im Begriff war, an die augsburgischen Confessionsverwandten in Deutschland sich anzuschließen, fast mit Gewalt zu der zwinglischen Parthei hinübergezogen hatte [4]). Dieß und die calvinistischen Bewegungen zu Wittenberg veranlaßten den sonst so friedlichgesinnten Brenz und die württembergischen Theologen zu einem öffentlichen Bekenntniß, mit dem sie ihr beständiges Festehalten an der lutherischen Abendmahlslehre bezeugen wollten. Sie erklärten: „mit dem sichtbaren Zeichen wird im heil. Abendmahle der Leib und Blut des Herrn wahrhaftig übergeben und empfangen, wenn schon keine Vermischung von Brod und Wein mit dem Leib und Blut des Herrn, noch eine räumliche Einschließung des letzteren in Brod und Wein statt findet, auch ist Christus im heil. Abendmahl ebensowohl den Gottlosen als den Auserwählten gegenwärtig, doch daß die Gottlosen seinen Leib und Blut zum Gerichte empfangen.“ Der Herzog verordnete, daß der Beitritt zu diesem

---

[1]) Plank, Gesch. d. prot. Theol. 2, 2, 354 ff. [2]) 1549 Plank. [3]) Walch, histor. Einleitung in die Religionsstreitigkeiten 3, 58 ff. Hartm. u. Jäger Brenz 2, 369 ff. [4]) Henry Calv. 3, 344 ff.

Bekenntnisse künftighin von jedem Kirchendiener unterschrieben werden müsse [1]).

Doch fühlte Brenz, daß er den wiederholten Angriffen auf diese Lehre noch etwas Weiteres schuldig sei, daher er eine Schrift „über die Vereinigung beider Naturen in Christo" abfaßte. In dieser vertheidigte er sich gegen den zwinglisch-calvinischen Satz: „Christi Leib seie an einem bestimmten Ort im Himmel, und könne deßhalb nicht auf Erden im Abendmahle gegenwärtig seyn." Er erwiedert hierauf mit Luther: „Die Himmelfahrt Christi bestätige vielmehr die Gegenwart Christi im Abendmahl, da seine göttlich-verklärte wahre Menschheit über das aristotelische Axiom: „„jeder Körper ist nur an einem Raum,"" weit erhaben sei [2]). An eine räumliche Ausdehnung des Leibes Christi denke er nicht, es sei daher eine Lästerung, wenn die Zwinglianer den Lutheranern vorwerfen, daß sie lehren: der Leib Christi breite sich aller Orten aus wie Leder [3])." In den fortgesetzten Streitigkeiten über diese ihm vorgeworfene „Ubiquitätslehre" (ein von reformirter Seite erfundenes Wort, das Brenz und die Lutheraner nicht gebraucht hatten) erklärt Brenz seine Ansicht von der Vereinigung beider Naturen in Christo (gegen Herzog Albrecht von Preußen 1563) so: „Christus ist in einer Person ein wahrer Gott und Mensch, und sitzet zur rechten Hand Gottes seines himmlischen Vaters. Denn da Gott und Mensch in Christo eine unzertrennte Person ist, so ist es unmöglich, daß Christus also zertrennt werde, daß er im Nachtmahl allein nach seinem göttlichen Wesen und nicht auch mit seinem menschlichen Wesen wahrhaftig gegenwärtig sei, damit nicht aus einer Person zwei gemacht werden. Wie aber solches zugehe, daß das menschliche Wesen, das seiner Natur nach endlich ist, zur unendlichen Majestät Gottes erhöhet werde, das ist in unsern Augen wunderbar, und nicht mit menschlicher Vernunft, sondern mit gehorsamem Glauben anzunehmen [4]). Ist nun aber auch Christus als wahrer Gott und Mensch auf eine himmlische Weise überall gegenwärtig, so wird doch sein Leib nirgends anders ausge-

[1]) Eisenlohr Kirchengesch. 230 ff. Anm. 88. Plank 2, 2, 410. 411. unten Anm. [2]) Hartmann u. Jäger, Brenz 2, 384. [3]) Hartmann u. Jäger, Brenz 2, 384. [4]) Hartmann u. Jäger, Brenz 2, 540 ff.

theilt als im Nachtmahle, dahin uns das Wort Christi weiset: Nehmet und esset, das ist mein Leib [1])." — Daß Brenz hier auf einen Punkt des christlichen Glaubens zu sprechen kam, welcher ein jenseits menschlicher Speculation liegendes Geheimniß in sich schließt, fühlte nicht bloß er selbst, sondern auch die übrigen württembergischen Theologen. Auch später noch erklärten sie: „daß das Geheimniß, wie Christus Gott und Mensch in einer unzertrennten Person im Stand seiner Erhöhung und Herrlichkeit alles erfülle (Psalm 8. Ephes. 4, 10.), in diesem Leben unaussprechlich und unergründlich sei." Hätten sie nur immer nach dieser Grundansicht gehandelt [2])! Aber unleugbar haben sie sich in der Hitze des Streites zu weit gewagt, und so mehr geschadet als gewonnen.

Wie schwer sich über diese Sache eine theologische Verständigung erzwingen lasse, zeigte sich deutlich bei den Verhandlungen über den Heidelberger Catechismus, welchen der Churfürst Friedrich III. (1563) nach Abschaffung des lutherisch-brenzischen in seinem Lande einführte; es zeigte sich bei dem Religions-Gespräche der Theologen zu Maulbronn (1564); es zeigte sich aber auch bei der gegenseitigen Erklärung des Churfürsten und Herzog Christophs nach diesem Gespräche [3]). Es war daher ganz am Orte, was der alte Landgraf Philipp von Hessen schrieb: „daß man weniger von diesem Artikel disputiren und bei den Einsetzungsworten einfältiglich bleiben solle [4])." Es war aber auch gewiß Alles, was die Augsburgischen Confessionsverwandten thun konnten, gethan, als sie, gegenüber von dem Kaiser Maximilian II. und den Katholiken, es durchsetzten, daß der Churfürst Pfalzgraf als augsburgischer Confessionsverwandter noch ferner anerkannt wurde, ob er gleich streng genommen durch Einführung seines Heidelberger Catechismus von der augsburgischen Confession ab- und einer im deutschen Reiche nicht anerkannten Religionspartei beigetreten war [*]). Das thaten die lutherischgesinnten Fürsten, so hart der Churfürst Pfalzgraf gegen die lutherischge-

[1]) Hartmann u. Jäger Brenz 2, 543. [2]) Andr. Keßler: Responsio bello ubiquistico L. Föreri opposita, in der Dedicatio Blatt 8. [3]) Pfister Christoph 1, 435. [4]) Pfister Christoph 1, 436.

[*]) s. Anhang Nro. 46.

sinnten Prediger seines Landes verfahren war, im Vertrauen auf die sonst so edle Gesinnung desselben und sein Versprechen, sich, wenn er irre, durch Gottes Wort weisen zu lassen (1566) [1]. So bekam der Calvinismus festen Fuß in Deutschland, doch sollte ihm die Verdrängung des lutherischen Bekenntnisses nicht gelingen, denn Brenz hatte nicht umsonst seine Stimme erhoben, zumal da seine Besorgniß, „daß unter dem Deckmantel des Calvinismus ein Abfall von den Grundprincipien des Evangelismus sich vorbereiten dürfte," rücksichtlich der Pfalz sich in wenig Jahren als ganz gegründet erwies (1570) [2].

Einen anderen Wunsch nahm Herzog Christoph gleichfalls unerfüllt mit zu Grabe, den nämlich, daß der Kaiser Maximilian II., der ihn einer sehr vertrauten Freundschaft würdigte, offen die Theilnahme an dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche ausspreche, wie er sie in seinen vertrauten Briefen bezeugte, und, was Christoph immer noch hoffte, eine Religionsvereinigung in Deutschland zu Stande bringe. „Wenn ich," so schrieb Christoph an ihn, „ein unschuldiger Rath sollte seyn, wollte ich E. K. Maj. rathen, sie sehen den Papst nit an, ließen ihn zu Rom sitzen und bleiben, und trachteten die Concordie im Reich zu fördern." Noch auf dem Reichstage zu Augsburg von 1566 sprachen sich die evangelischen Fürsten in demselben Sinne gegen den Kaiser Maximilian II. aus. Aber Maximilian trat weder, wie man hoffte, zur evangelischen Kirche über, noch gelang es ihm, wie er gewünscht und vielleicht auch gehofft hatte, „eine christliche Vergleichung in der streitigen Religionssache zu stiften [3])." Er hoffte, wie so viele edle Glieder der katholischen Kirche, darauf, daß trotz dem Tridentinum und dem Papste die Mißbräuche in dieser Kirche noch abgestellt werden könnten, ja er glaubte, wie er an die wittenbergischen Theologen schrieb: „man könne zwar des Papsts Regiment behalten, aber das Evangelium müsse aus der h. Schrift überall gepredigt werden [4])." Aber er übersah, daß die Zugeständnisse, die das Papstthum ihm machte (die Gestattung des Abendmahlkelches

1) Pfister Christoph 1, 444. 445. 2) Walch Religionsstreitigkeiten 4, 311 ff. Zu Hartm. u. Jäger Brenz 2, 388 als Ergänzung beizufügen. 3) Pfister Christoph 1, 447. 448. 453. 4) Moser, patriot. Archiv 1, 268 ff. 297.



namentlich) nicht für immer gemacht seyn konnten, und daß demselben eine Macht inwohnt, welche allein durch offenes Bekenntniß zur evangelischen Wahrheit überwunden werden kann. So blieb, was er für das ihm so theure Wort Gottes und für seine evangelisch-denkenden Unterthanen that, nur ein halbes, nicht auf die Länge dauerndes Werk, und die nachfolgenden traurigen Ereignisse bestätigten, wie gerecht der Wunsch Christophs war, „daß doch in den Reichsgesetzen selbst ein sicherer Grund gelegt würde, damit nicht durch gegenseitige Aufreibung und fremde Eingriffe endlich eine Gränze (oder vielmehr Scheidewand) gesetzt werden müsse, welche an keine Wiedervereinigung mehr gedenken lasse[1])."

Diese Sorge für das Ganze der deutschen christlichen Kirche erwarb dem Herzog ungemeines Zutrauen der evangelischen Stände. Der weise Churfürst August von Sachsen, der alte biedere Landgraf Philipp von Hessen beriethen die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm. Auf gleich vertrautem, brüderlichem Fuße mit ihm standen der Rhein-Pfalzgraf Wolfgang und Markgraf Carl von Baden[2]). Wie oft waren diese Fürsten beisammen, um mit einander persönlich das Beste der gemeinsamen evangelischen Kirche zu berathen, ihre gegenseitigen Erfahrungen einander mitzutheilen[3]), Gegenstände, die bald das evangelische Bekenntniß, bald die kirchliche Zucht, bald die Stellung gegenüber von anderen Kirchen betrafen, wurden von ihnen gemeinschaftlich erwogen, und so für die sichtbare Einheit derjenigen deutschen Gemeinden gewirkt, welche durch das Band des evangelischen Glaubens vereinigt waren. Dazu kam noch, daß das Vertrauen zu Christophs Weisheit und zur Tüchtigkeit seiner Theologen bald diesen bald jenen Reichsstand, der die Reformation einführen wollte, veranlaßte, ihn um seine Unterstützung zu bitten. Vor allen anderen württembergischen Theologen wurde, da Herzog Christoph den Brenz nicht gern entbehrte, Jakob Andreä zu solchen Geschäften verwendet. Er reformirte mit Heerbrand in der Markgrafschaft Baden (Hochberg) 1556[4]), in den Graf-

[1]) Pfister Christoph 1, 456. [2]) Pfister Christoph 2, 36. [3]) Pfister Christoph 1, 506. [4]) Schöpflin hist. zar. bad. 4, 37. Sattler H. 4, 98. 99.

schaften Wiesensteig und Oettingen 1557, in der unteren Pfalz, in Hagenau, in einzelnen Orten der Reichsritterschaft [1]). Ferner beförderte Herzog Christoph die Reformation im Jülichschen durch Berathung des Herzogs Wilhelm [2]), und suchte auch die Einführung derselben in der Reichsstadt Aalen anzubahnen, wiewohl diese erst nach seinem Tode durch Andreä zu Stande kam (1575). Besondere Unterstützung gewährte er auch zur Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche im Hohenloheschen, wohin er Prediger aus seinem evangelischen Seminare abgab, und namentlich auch den Jakob Andreä auf Begehren als Visitator und Rathgeber sandte. Sein letztes Werk in dieser Beziehung war für Braunschweig Wolfenbüttel. — In Preußen aber wie in Jena wirkten die württembergischen Theologen zur Beilegung von Religionsstreitigkeiten (1554 und 1562) [3]).

Sechstes Kapitel.

Württemberg eine Zufluchtsstätte verfolgter Glaubensgenossen.

Bei dem großen Wechsel der kirchlichen und politischen Verhältnisse in der Reformationszeit wurde manche evangelische Gemeinde zerstört, und ihre Glieder weithin zerstreut. Aller verfolgten Glaubensgenossen Sache aber hielt Herzog Christoph für seine, und er gab gerne ihnen eine Zufluchtsstätte in seinem Lande. So nahm er sich selbst des gelehrten aber unruhigen Thomas Naogeorgus (Kirchbaur) an, welcher früher im Weimarischen angestellt, und dort des Zwinglianismus verdächtig geworden war, bis dieser sich mit Entschiedenheit auf Calvins Seite stellte, worauf er und nach ihm noch ein anderer gleichgesinnter Geistlicher Johannes Frisius entlassen, und in der eben damals zum reformirten Bekenntniß übertretenden Pfalz angestellt wurden [4]). Auch ein anderer zum reformirten Bekenntnisse sich haltender Theologe, der polnische Edelmann Johannes von Lasko, suchte in Württemberg eine Zuflucht, als er mit einer aus verschiedenen Nationen gesammelten Gemeinde in Frank-

[1]) Pfister, Christoph 1, 397 ff. nach Sattler [2]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 462 ff. [3]) Hartm., Ref.gesch. 172 ff. [4]) Fischlin, suppl. 177 ff.



furt keinen festen Fuß mehr zu haben glaubte. Es kam auch wirklich auf seine Bitte ein Colloquium zwischen ihm und Brenz zu Stande, welches jedoch nur dazu diente, die Abweichungen Laskos von der augsburgisch-württembergischen Confession darzuthun, weßhalb Lasko keine Aufnahme fand, und hierauf nach Polen sich wandte [1]).

Dagegen fand ein anderer Vertriebener in Württemberg endlich seine Heimath, Peter Paul Vergerius, Bischof zu Capo d'Istria, ein weltkundiger Mann, mehr jedoch Rechtsgelehrter als Theologe. Er war beim Papste so hoch angesehen, daß er ihn, als man um eine allgemeine Kirchenversammlung unterhandelte, an den sächsischen Hof und zu Luthern selber sandte, diesen zu dem Concile einzuladen. Die Unterredung mit Luthern scheint einen Stachel in Vergers Herzen zurückgelassen zu haben, denn bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland ward er in Italien als Ketzer verrufen. Diesen Vorwurf zu widerlegen, beschäftigte er sich mit Abfassung einer Schrift: „wider die Abtrünnigen in Deutschland." Aber da er die Schriften der evangelischen Theologen hiebei genauer durchlas, so überzeugte er sich nach und nach, daß das Recht auf dieser Seite sei [2]). Immer noch im Schwanken, ob er bei der katholischen Kirche bleiben oder sie verlassen, und seine angesehene Stellung in ihr aufgeben oder behaupten solle, kam er an das Krankenbett des Rechtsgelehrten Franziskus Spiera zu Padua. Die fürchterlichen Gewissensqualen dieses Mannes, der den evangelischen Glauben aus Furcht abgeschworen hatte, und nun laut jammerte: „daß er gewiß wisse, die Sünde begangen zu haben, welche nicht vergeben wird, weder in dieser noch in der andern Welt," rührten auch das in den Banden eines irdischen Sinnes noch gefangene Herz des Verger [3]). Er begab sich demnach in die Schweiz nach Graubündten, wo er sich zunächst mit Abfassung von Streitschriften gegen das Papstthum beschäftigte. Hierauf wurde er Prediger zu Vikosoprano im Bergell (1550) [4]). Aber zweierlei machte ihn zu dieser Stelle ungeschickt, sein eitler,

---

[1]) Fischlin 86. Hartm., Ref.gesch. 159. Plank, Gesch. d. prot. Theol. nach Luthers Tod 2, 2, 119 ff. [2]) Seckendorf 3, 191 ff. 4, 356 ff. [3]) So viel nach Heberle Studien der württemb. Geistlichkeit 1842, 2, 57 ff. [4]) Studien der württ. Geistlichkeit 1842, 2, 60.

unruhiger Geist[1]) und das Schwankende in seinen religiösen Ansichten, ein Uebel, das man auch bei andern Italienern damals wahrnahm, welche zwar das Papstthum verlassen hatten, aber nicht sowohl durch tiefere Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten, als durch plötzliche Eindrücke und die Macht äußerlicher Umstände bewogen, sich an die evangelische Kirche anschloßen. Willkommen war es dem Berger, als der Herzog von Württemberg ihm nicht bloß eine Zufluchtsstätte, sondern auch einen Wirkungskreis anwies, in dem er, der Vielgewandte, sich heimischer fühlen mochte, als auf seiner Predigerstelle[2]). Immer hatte der Herzog und Brenz das stürmische Wesen des Mannes zu zügeln, aber dennoch vertraute man ihm viel an[3]). Seine ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern verschafften reichliche Gelegenheit, für die Förderung der evangelischen Interessen zu wirken. Bald sandte ihn der Herzog dem Könige Maximilian, als vertrauten Gesandten, bald dem Fürsten Radzivil nach Polen, um das Werk der Reformation dort kennen zu lernen, und dem Fürsten den Rath des Herzogs zu überbringen, bald nach Graubündten, um die dort emporblühenden evangelischen Gemeinden mit Gaben der Liebe zu unterstützen und seiner Theilnahme zu versichern[4]). Auch die Sprachenkunde Bergers wurde benützt. Die württembergische Confession und die Geschichte der Uebergabe derselben zu Trident, wie sie Brenz abgefaßt hatte, übersetzte er in die italienische Sprache.

Aber reiner und lauterer in Gesinnung und in Wirksamkeit, als Berger, waren zwei andere Männer, welchen Herzog Christoph gleichfalls eine Zufluchtsstätte in Württemberg eröffnete: Freiherr Hans Ungnad von Sonnegg und Primus Truber. Hans Ungnad, ein tapferer Kriegsmann, hatte nach manchen Kämpfen gegen die Türken die Bewachung der croatischen und wendischen Gränzländer und die Würde eines Landeshauptmanns in Steyer erhalten (1540), war mit der evangelischen Lehre bekannt worden, und hatte die Bittschrift der

[1]) Calvin: ventosa hominis ostentatio — homo futilis. Henry Calv. 3, 433. 436. [2]) Pfister, Christoph 2, 130. Schönhuth, Studien der württ. Geistl. 1842, 1, 25. [3]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 458 ff. [4]) Pfister, Christoph 1, 392 ff. Sattler, Herzoge 4, 182. 183. Studien der württ. Geistl. 1842, 1, 28.



niederöstreichischen Länder um Gestattung „der Predigt des heil. Evangelii nebst dem rechten Gebrauch des heil. Abendmahls nach Christi Einsetzung“ mit-unterzeichnet (1541)[1]. Zwar wurde diese Bitte keineswegs gewährt, aber Ungnad hoffte immer noch: „es sollt Gott einmal das selige Stündlein verleihen, daß der Enden die reine Lehre des Evangeliums angestellt würde, und nahm indessen alle Gelegenheit an die Hand, die Sache aufs äußerste zu befördern[2].“ Um dieselbe Zeit drang die evangelische Lehre nach Krain, und in der Hauptstadt dieses Landes zu Laybach, später zu Triest, predigte dieselbe der Canonicus Primus Truber mit großem Beifalle[3]. Von dort vertrieben, fand er zuerst zu Rottenburg an der Tauber, später zu Kempten einen Wirkungskreis als evangelischer Prediger, ohne jedoch sein Vaterland vergessen zu können[4]. Schon als er noch daselbst, auch in wendischer Sprache predigte, regte sich der Wunsch oft lebhaft in seinem Herzen, Gott möchte des armen, gutmüthigen Volkes sich erbarmen, und es mit der Wohlthat begnadigen, daß seine Sprache, wie anderer Völker Sprache, geschrieben und gelesen, daß die Bibel und manches andere christliche Buch in dieselbe übergetragen und in der Uebersetzung gedruckt werden könnte. Es schien ihm nicht unmöglich, auch das Wendische mit lateinischen und deutschen Buchstaben zu schreiben. So verfaßte er ein wendisches A B C Buch und einen wendischen Catechismus, der nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ihn anderwärts drucken zu lassen, im Jahr 1550 zu Tübingen ans Licht kam[5]. Mit Freuden wurde diese Arbeit in Krain aufgenommen, aber Weiteres zu leisten, dazu fehlte dem Truber noch die nöthige Unterstützung. Sie kam ihm einige Zeit nachher durch Verger, welcher in Württemberg eine Zufluchtsstätte gefunden, und hier Uebersetzungsarbeiten in die slavische Sprache begonnen hatte. Durch Verger wurde Herzog Christoph und Brenz auf Truber aufmerksam gemacht, und letzterer begann nun eine wendische Uebersetzung des neuen Testaments, von welcher im Jahre 1555 das Evangelium Matthäi erschien. Im Herbst 1556 wurde die Uebersetzung der drei noch übrigen

---

[1]) cfr. Schnurrer, slav. Bücherdruck in Württemb. 43. [2]) Moser, patr. Archiv 4, 200. [3]) Schnurrer, slav. Bücherdruck 3. [4]) Schnurrer, slav. Bücherdruck 4. [5]) Schnurrer l. c. 5. 8.

Evangelien und der Apostelgeschichte vollendet, und zwar so, daß „jeder Wendischer, er sei ein Krayner, Untersteyrer, Kärner, Karstner, Histerreicher, Niederländer oder Besshak, es leicht verstehen könne.“ Dieser Uebersetzung waren angehängt Auszüge aus Melanchthons Glaubenslehre, und Erklärungen der sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien, ausgezogen aus den Postillen von Luther, Melanchthon und Lossius, und ins Wendische übersetzt. Hierauf folgte die wendische Uebersetzung der Briefe Pauli an die Römer, Korinther, Galater (1561) [1]).

Beinahe aber wäre dieß schöne Werk ins Stocken gerathen, weil Vergerius auf den Truber eifersüchtig wurde, und ihn in Mißcredit zu bringen suchte, als Hans Ungnad nach Württemberg kam, und sich der Sache mit Ernst annahm [2]). Wegen seines Eifers für die Ausbreitung der evangelischen Lehre hatte nämlich Kaiser Ferdinand einen solchen Unwillen auf ihn geworfen, daß er den edlen Greisen nach vierzigjährigen treugeleisteten Diensten von Haus und Hof vertrieb. Der Herzog von Württemberg nahm den Vertriebenen mit Freuden auf, und wies ihm in Urach und in Tübingen eine Zufluchtsstätte an. Ungnad brachte die Liebe zu den armen Christen in Dalmatien, Croatien, Istrien, Bosnien, Bulgarei und Servien mit sich nach Württemberg, und den Schmerz, „daß sie seit Jahrhunderten keine Bücher von Gottes Wort haben, und so die durch Christi Blut erlösten Seelen von ihrem Erlöser ab und zu dem Papste geführt werden.“ Durch ihn kamen zu den wendischen Uebersetzungen nun auch croatische, für welche er eine eigene Druckerei in Urach errichtete, und Buchstaben schneiden und gießen ließ. Truber, damals Pfarrer in Kempten, wurde nach Württemberg berufen, und er und noch einige andere sprachkundige Männer, welche Ungnad unterhielt, waren nun eifrigst mit Uebersetzen beschäftigt (1562). Ungnad verwandte hierauf einen bedeutenden Theil seines übrig gebliebenen Vermögens, und wurde, da sein Name überall Vertrauen erweckte, von vielen protestantischen Fürsten und Städten mit Beiträgen unterstützt. Unter den Fürsten zeichnete sich Herzog Christoph, unter den Städten Nürnberg und Ulm durch reiche Gaben aus. Nach

[1]) Schnurrer l. c. 13. 21. 22. 26. 27. 28. [2]) Studien der württ. Geistl. 1842, 1, 39. Pfister Christoph 1, 386 ff.



öffentlich abgelegter Rechnung waren an Gaben eingegangen 5832 fl. Im Jahre 1564 waren aber auch bereits 25000 Exemplare größerer und kleinerer Schriften in croatischer und wendischer Sprache zu Urach gedruckt, darunter die Evangelien und Apostelgeschichte, Catechismus und Postillen von Luther, geistliche Lieder, A B C Bücher, Uebersetzungen der Augsburger Confession und der Glaubenslehre (loci communes) von Melanchthon und der württembergischen Kirchenordnung. Zugleich erschien die augsburgische Confession und Luthers kleiner Catechismus in italienischer Sprache zu Urach. Wie doch in der Freude über dieß Werk der edle Ungnad den Verlust seiner Güter zu vergessen schien: „Ihm schmecke jetzt ein trockener Bissen Brods besser, als früher alle Lust und Ueberfluß." Sein Herz erweiterte sich beim Anblick seiner nie ruhenden Presse über den Kreis der Christenheit hinaus. „Diese Bücher," schrieb er nach Ulm, „sonderlich die crabatischen und cirulischen, werden durch ganz Croatien, Dalmatien, Bosnien, Servien, Bulgarien und gar bis Constantinopel gelesen und verstanden," und er hoffte von denselben: „der allmächtige Gott werde durch dieß Mittel die Türken mit dem Schwert seines allmächtigen und ewigen Wortes schlagen, und also sein Reich auch unter diesen Völkern aufrichten"[1]. Die Verbreitung dieser Bücher war freilich manchen Schwierigkeiten unterworfen. Indessen fand sich doch für die wendischen ein Weg, als Primus Truber von der Landschaft in Krain nach Laybach zurückberufen wurde. Freilich mußte er bald wieder sein dortiges Predigtamt verlassen, aber seine Arbeit war nicht vergeblich gewesen, denn die Verbreitung der Schriften ließ sich die Landschaft in Krain nicht nehmen. Doch ward ein Theil derselben im Oesterreichischen aufgehalten. Truber wandte sich nach Württemberg zurück, wo er zuerst zu Lauffen am Neckar, dann zu Derendingen Pfarrer wurde[2]. Indessen war Herr Hans Ungnad auf einer Reise in Böhmen in standhaftem, freudigem Bekenntniß des evangelischen Glaubens entschlafen (1564); ihm folgte seine fromme Gemahlin[3], der er die Sorge für seine

---

[1]) Schreiben Ungnads nach Ulm. Stud. der württ. Geistl. 2, 1, 157. [2]) Fischlin memor. theol. Wirtemb. resuscitata 1, 56 ff. [3]) Nebst seinen rechtschaffenen Söhnen. S. den Brief der Söhne des Hans Ungnad an die Stadt Ulm. Stud. d. w. G. 2, 1, 164.

Druckerei sterbend befohlen hatte, bald im Tode nach. Seine Gebeine wurden, wie er gewünscht, in Tübingen beigesetzt; dort starb bald darauf auch P. P. Vergerius. Noch über zwanzig Jahre lebte Primus Truber; er vollendete die Uebersetzung des Neuen Testaments in die wendische Sprache (1577), und zwei Tage vor seinem Tode dictirte er noch die letzten Sätze einer Uebersetzung von Luthers Hauspostille. Als dem Sterbenden Gebete vorgesprochen wurden, sprach er: »textum, textum,« und entschlief unter den ihm nun vorgesprochenen Bibelworten sanft und freudig, wie Hans Ungnad. Die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses in Krain durfte er nicht mehr erleben[1]).

Für so viele Theilnahme, welche der Herzog Christoph den auswärtigen Glaubensgenossen widmete, wurde ihm auch die aufrichtigste Achtung und Dankbarkeit gezollt. Wie herzlich dankten ihm die Graubündtner für seine milde Gabe! Als die Protestanten sich vor einem Einfall von Italien aus fürchteten, schrieben sie ihm: „sie wollen seinen Feinden den Paß verlegen, und die Italiener nicht nach Deutschland hereinlassen." — Wie bemühten sich die fremden evangelischen Fürsten, insbesondere die Königin Elisabeth von England, ihm ihre Achtung zu bezeugen! Wie manches ausgezeichnete Werk (auch eines von Calvin, nämlich dessen Commentar zum Galaterbrief)[2]) wurde ihm gewidmet, als dem großmüthigen Beschützer der christlichen Bestrebungen[3]). Es war doch für den auf das Ganze des Reiches Gottes blickenden Fürsten gewiß eine Freude, als der ehemalige, nun Christ gewordene, Rabbi Immanuel Tremellius ihm eine hebräische Bearbeitung des Catechismus widmete, welche den Hauptzweck hatte, auch die Juden mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre bekannt zu machen.

---

[1]) Fischlin mem. 1, 58, 59. [2]) Henry Calv. 3*b*, 248. [3]) So von Matth. Flacius sein berühmtes Werk clavis scripturae sacrae tom 1.





Siebentes Kapitel.

Herzog Christoph und Frankreich.

Auch in Frankreich schien um diese Zeit die evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses, wie der Calvinismus, sich siegreich zu begründen. Leider, daß politische Absichten sich der weltlichen Häupter der Bewegung bemächtigten, so daß diese Kirchen nur eine gedrückte, kümmerliche Existenz im Aeußern gewannen. Herzog Christoph, hoch angesehen am französischen Hofe (sollte er doch einmal sogar Reichsverweser werden), suchte, so lange nur irgend ein Schimmer von Hoffnung da war, dem lutherischen Bekenntnisse rechtliche Anerkennung, dem reformirten Freiheit von Verfolgung zu verschaffen. Anfangs waren die Aussichten gut. Böse und Gute, Hohe und Niedere waren dem Papstthum großentheils feind [1]). Achthundert zwei und sechszig Gemeinden hatten (1561) ihr evangelisches Bekenntniß dem Könige mit der Bitte übergeben, diesem Glauben öffentlich beitreten zu dürfen. Unter der alten katholischen Parthei waren auch Manche, die eine Verbesserung wünschten. Die Prinzen des Reiches, die vom Hause Bourbon, Condé, der Admiral Coligny waren auf der Seite der Reformirten; aber die mächtigsten Großen, die Montmorency und Guise mit dem größeren Theil des Volks standen auf der Seite der alten Confession. Die Königin Mutter Catharina von Medicis und ihr noch unmündiger Sohn suchten beide Partheien gegen einander zu benützen, und so richtete erstere, im Verein mit dem Reichsverweser, König Anton von Navarra, an die deutschen Fürsten die Bitte um Sendung gelehrter, gottesfürchtiger und friedlicher Theologen, um eine Vereinigung der Parthei der Reformirten, der Katholiken und der Augsburgischen Confessionsverwandten zu erzielen [2]). Auch den Reformirten wurde ihr lange vergeblich ausgesprochener Wunsch erfüllt, indem ein Religionsgespräch (zu Poissy) veranstaltet wurde. Aber an einer Aeußerung Beza's in öffentlicher Versammlung vor den Großen und der katholischen Geistlichkeit scheiterte hier jeder Versuch. „Christi

[1]) Weißmann introd. 1, 1638 ff. [2]) Sattler H. 4, 166. Pfister, Christoph 1, 398.

Leib — sprach er — ist so weit vom heiligen Abendmahle entfernt, als der Himmel von der Erde" [1]). Diese Aeußerung ergriffen die anwesenden drei Cardinäle sogleich, um zu erklären, daß sie mit den Reformirten nicht weiter unterhandeln können, und das Religionsgespräch diente nur dazu, daß die Religionspartheien in Frankreich sich noch schroffer einander entgegensetzten (1561).

Dennoch gab der Herzog Christoph die Hoffnung einer Vermittlung nicht auf. Denn einmal hatte der König Anton von Navarra von den zu Poissy anwesenden, jedoch nicht öffentlich auftretenden württembergischen Theologen Beuerlin, Andreä und Bidembach eine Darlegung ihres Bekenntnisses vom heiligen Abendmahle gewünscht und seine Zustimmung zu derselben, so wie zu der augsburgischen Confession, erklärt, so daß Herzog Christoph von dieser Seite her Hoffnungen hegte [2]). Allein Catharina von Medicis wußte den König Anton in die Netze wollüstiger Weiber zu verstricken und so in die Hände der katholischen Parthei zu überliefern [3]). Für's andere war Herzog Christoph in früheren Jahren in ein näheres Verhältniß zu der Familie Guise gekommen, und hoffte durch sein Vorwort bei ihnen den Reformirten Frankreichs Schonung zu erlangen. Mit Freuden nahm er daher das Anerbieten des Herzogs von Guise und seines Bruders, des Cardinals von Lothringen, zu einer freundlichen Zusammenkunft und einem Religionsgespräch in Elsaßzabern an (1562) [4]). Der Pfalzgraf Wolfgang stellte vergeblich vor: daß es den Guisen mit der Religion kein rechter Ernst sei, und sie nur damit umgiengen, die deutschen Fürsten auszuforschen, — dem alten Freunde seiner Jugend, dem Herzog von Guise, glaubte Christoph doch trauen zu dürfen [5]). So erschien er denn zu Elsaßzabern. Noch hat sich ein merkwürdiger Bericht, den der Herzog Christoph selber aufzeichnete, über diese Verhandlung erhalten. Der Herzog von Guise empfieng den Herzog Christoph als alten Kriegsgefährten, erinnerte ihn an die alten Zeiten, und klagte über den Verfall des König-

---

[1]) Sattler H. 4, Beil. 180. — de Felice Gesch. der Prot. Frankreichs, deutsch von Pabst. Leipz. 1855. S. 107 f. 109. [2]) Sattler H. 4, 168. 169. Beilage 198. 200. [3]) Henry Calv. 3, 492. [4]) Sattler H. 4, 176 ff. [5]) Pfister Chr. 1, 403.

reichs Frankreich: „wie jämmerlich gestraft dieß Land seie, wie Krieg, Brand, Theurung dasselbe verheert und seine Könige und Fürsten hingerafft haben. Jetzt komme noch der Zwiespalt in der Religion hinzu, und da man diesen habe zu Poissy beilegen wollen, sei durch das Betragen der Calvinisten Alles vernichtet worden. Er selbst, der Herzog Guise, sei von Jugend auf dem Kriegswesen nachgezogen, habe nach Religionssachen wenig gefragt; Herzog Christoph möge ihm doch anzeigen, was der Glaube der deutschen Protestanten seie.“ Darauf entgegnete Herzog Christoph: „Er habe ein christlich Mitleiden mit dem Elende Frankreichs; man solle aber solches nit anders aufnehmen und verstehen, denn daß Alles geschehe von wegen der gehäuften mannigfaltigen Sünden, darunter nicht die geringste sey, daß etlich vieler tausend Menschen unschuldig Blut nun viel Jahr her wäre in Frankreich vergossen worden. Zu Poissy sei es den Prälaten offenbar nicht recht ernst gewesen mit dem Religionsgespräch; man hätte fast den letzten und schwierigsten und „verbittertsten“ Artikel in der von den Reformirten übergebenen Confession zuerst herausgegriffen, statt der Ordnung nach zu untersuchen, worin man einig oder nicht einig seie. Zwischen den Evangelischen in Deutschland und den französischen Reformirten seie eine Uebereinstimmung in allen Glaubenslehren, die vom heil. Abendmahle ausgenommen. Er habe dem Herzog Guise bereits Schriften der evangelischen Kirche zugesandt, welche ihm genügenden Aufschluß geben, wozu er noch die Schrift des Brenz gegen den Dominicus a Soto nehmen könne, in welcher die unterscheidenden Lehren zwischen der evangelischen Kirche und dem Papstthum dargelegt seien.“ Die Unterredung bewegte sich nun über einzelne Unterscheidungslehren, wobei der Herzog von Guise theils den Gründen des Herzog Christoph beistimmte, theils die Sache auf seinen Bruder, den Cardinal, aussetzte. Da der Herzog Christoph hierauf ehrlich sagte: „man halte ihn und seinen Bruder für die Hauptursächer des vielen vergossenen unschuldigen Blutes,“ so seufzte er und betheuerte seine Unschuld, und lenkte die Rede auf die Glaubenszwistigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche und auf die Glaubenseinheit in der katholischen. Der Herzog Christoph antwortete: „Er wisse von keiner Uneinigkeit und Spaltung in den Hauptpunkten unserer wahren

christlichen Lehre; was die Wiedertäufer, Schwenkfelder, Servetaner (Leugner der Gottheit Christi) betreffe, die verwerfe die evangelische Kirche sowohl als die katholische, und wenn etwa unstellige, zänkische Köpfe vorhanden sein möchten, das gienge darum die Kirche Gottes nichts an, so sei es zur Zeit der Apostel mit den Lügenpropheten und den falschen Aposteln auch gewesen, und sei ein alt, aber gewiß Sprüchwort: wo Gott eine Kirche anfängt zu bauen, da bauet der Teufel eine Capelle daneben. Der Herzog von Guise dürfe sich an dem nit ärgern." „Daß er aber vermeldt, wie einhellig man in der römischen Kirche wäre, das konnt ich" — sagt Christoph weiter — „ihm nit gestehen, denn so viel (Mönchs-) Orden, so viele Sekten habe es im Papstthum; die Franziskaner hielten mehr von Franzisko, dann von Christo; die Dominikaner mehr von Dominiko, dann von Christo, und also durchaus, daß ein jeder Orden mehr von seinem Patron, dann vom Sohne Gottes, unserem einigen Erlöser, halte. Was aber die Einigkeit im Reich des Papstes betreffe, so habe ja auch die Hölle Ein Haupt. Das Papstthum sei aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, habe besondere Meinungen, Götter und Glauben, werde aber vom Haupt in solchem Zwang gehalten, daß sie wohl über Eins müssen stimmen. Man lese aber ihre Bücher, so werde man finden, wie einhellig ihre Schriftsteller seien, das lasse aber der Papst Alles zu, nur daß sie ihn für ihr Haupt erkennen. Das Höchste im Papstthum sei die Messe, und doch habe die römische, spanische, mailändische Kirche ihre besondere Messe, auch in Frankreich finde sich eine solche, und dann bei den Barfüßern, wenn sie auch schon darin einig seien, daß die Messe ein Opfer seie." Tags darauf kamen der Herzog Christoph und die Guisen zu einem Gespräch mit Brenz zusammen, und der Herzog von Guise hoffte wohl von seinem Bruder, dem Cardinal, hier eine Widerlegung der Gründe, denen er zu widersprechen nicht im Stande war. Aber vergeblich. Der Cardinal erklärte in den wichtigsten Punkten seine Einstimmung mit Brenz: „Gott allein sei anzubeten, keine Heiligen und keine Hostie; mit dem h. Abendmahl seie nicht verbunden eine Wiederholung des Opfers Jesu Christi, sondern es werde in demselben nur das Gedächtniß des Opfers, das Jesus am Kreuze dargebracht habe,



begangen; Christus allein sei das Haupt der Kirche, der keinen Stellvertreter auf Erden haben wolle, wiewohl die Unterordnung der Pfarrer unter die Bischöfe zuzulassen sei. Für die Calvinisten solle man beten und sie nicht verfolgen, weil sie sonst in allen Artikeln des christlichen Glaubens mit der reinen Lehre übereinstimmen." Am Schlusse bemerkte der Cardinal: „Er bezeuge vor Gott, und wolle darauf leben und sterben, daß er die Augsburgische Confession durchaus approbire, auch was Luther, Melanchthon und Brenz geschrieben haben; er wollte sich auch bald mit ihnen rücksichtlich des Kirchenregimentes vergleichen, aber er müsse um der Schwachen willen noch dissimuliren (sich verstellen). Brenz möge ihm doch schreiben, er werde ihn immer als seinen Vater in Christo anerkennen. Er betheure bei Gott und seiner Seelen Seligkeit, daß er an dem Tode keines Menschen, der um des Glaubens willen gerichtet worden, schuldig sei." Desgleichen entschuldigte sich auch der Herzog sehr: „Er wolle Gottes Reich nicht sehen, wann er an deren Tod, welche um des Glaubens willen gerichtet worden, schuldig seie." Der Herzog Christoph nahm diese Betheurung an, bat die Guisen wiederholt und flehentlich um Schonung für die Reformirten, und um Erfüllung ihres Versprechens: zur Herstellung der Einigkeit eine Zusammenkunft der französischen Theologen beider Theile (zu der auch deutsche auf Verlangen gesendet werden sollen) zu veranlassen. Beides, besonders das erste, versprachen ihm die Guisen in die Hand [1]).

So giengen die Guisen von Herzog Christoph. Aber schon auf ihrem Wege nach Paris überfielen ihre Leute eine religiöse Versammlung von Reformirten zu Vassy, ohne daß sie dem Blutvergießen, das vor ihren Augen begann, Einhalt thaten. Als man den Herzog von Guise und seinen Bruder an das Religions-Edict erinnerte, rief ersterer: „Verfluchtes Edict, mit diesem Schwerte werde ich es vernichten [2])." Das Blutbad zu Vassy war das Signal zu ähnlichen Gräuelthaten in anderen Städten [3]). „Gott sei Richter über Betrug und Meineid, dem ich's befehle und ergib, denn es handelt sich um seine Sache,"

---

[1]) Sattler, Herz. 4. Beil. 215—229. [2]) de Felice 127. Pfister Chr. 1, 407. [3]) Henry, Leben Calvins v. 1846. p. 430. de Felice 128 ff.

so schrieb der tiefbetrübte Herzog Christoph, und so geschah es auch *).

Aber er hatte bei dieser und noch mancher Gelegenheit so tief in das Elend Frankreichs geblickt, daß es bei ihm hieß: »**Adieu France**, mit all' seiner Untreue, Leichtfertigkeit, Ueppigkeit und Unglauben." Nur dann und wann noch bat er für die Verfolgten [1]). Oft gedachte er ihrer mit Seufzen; doch billigte er den Aufruhr von Unterthanen gegen ihre Obrigkeit der Religion halber nie, sondern ließ oft die Worte hören: »**confiteri et pati**,« — „bekennen und leiden [2])."

Achtes Kapitel.

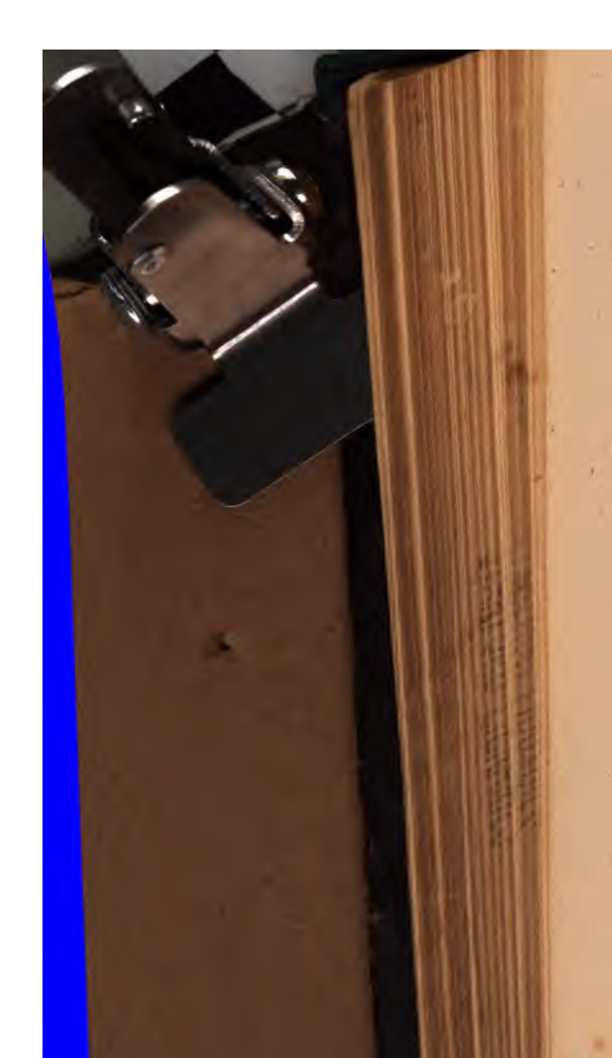
Von den letzten Tagen des Herzog Christoph und des Johannes Brenz.

Unter so vielen, zum Theile mit geringem Erfolge begleiteten Arbeiten für die Kirche, unter eben so vielen für die bürgerlichen Einrichtungen seines Landes ward des Herzog Christophs Kraft bälder verzehrt, als es die Summe der Jahre mit sich brachte, die er durchlebt hatte. Schon in seinem fünfzigsten Lebensjahre bestellte er Haus und Land in dem feierlichen Vertrag, den er mit Prälaten und Ständen des Herzogthums schloß. Was er in der großen Kirchenordnung von 1559 festgesetzt hatte, wurde hier auf's neue bekräftigt; das Kirchengut auf's neue als unantastbar, und dessen besondere Verwaltung als fortdauernd anerkannt, und zwar also, daß, als die Stände eine Verringerung oder doch eine Ueberbürdung desselben beabsichtigten, Herzog Christoph erklärte: „Zur Bezahlung der Landesschulden dürfe das Kirchengut zwar beigezogen, aber nicht mißbraucht werden, damit nicht eine Zeit käme, wo Kirchen und Schulen nicht mehr könnten erhalten werden." So sollten die Stände die Hüter des Kirchengutes, gegenüber den Ansprüchen der Regierung, diese die Beschützerin desselben, gegenüber von den Ständen, seyn. Die Stände, somit genöthigt, die Landesschulden großen-

---

[1]) Pfister Chr. 1, 417. 420 ff. Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 444.
[2]) Bidembach bei Moser patr. Arch. 9, 63.

*) s. Anhang Nro. 47.



theils zu übernehmen[1]), knüpften ihr Versprechen zur Bezahlung derselben an eine merkwürdige Bitte, welcher auch die Prälaten, deren Einwilligung zur Uebernahme des Restes der Schulden auf das Residuum (Ueberschuß) der jährlichen Kirchen-*Einkünfte* nöthig war, beitraten, nämlich an die Bedingung:

„Weil die Religion besonders Prälaten und Landstände ihres Gewissens, auch ewigen Heiles halben berühre, so solle dieselbe, wie sie jetzt eingerichtet, mit den christlichen Ordnungen[2]) (welche der Herzog gegeben hatte) confirmirt und dahin erläutert werden, daß Seiner fürstlichen Gnaden Landschaft eine andere anzunehmen oder in den Kirchen der Städt' und Flecken anstellen zu lassen nit schuldig seyn sollen, und daß der Prälatenstand erhalten, auch die geistlichen Gefälle des Kirchenkastens nicht verändert, sondern zu Erhaltung der Ministerien (Kirchenstellen) verwendet werden sollen." Der Herzog entgegnete, wie er ihren ganzen Antrag genehmige, und fügte bei: „Obwohl der Glaube nicht Menschenwerk, sondern Gottes Gnade und Gabe sei, so werde er doch in seiner väterlichen Ordnung (für seine Söhne) dermaßen alles versehen, daß Prälaten und gemeine Landschaft billig darum, und nicht allein sie, sondern ihre Nachkommen, ihm unter der Erde dankbar seyn sollen; hiebei wolle er aber auch Prälaten und gemeine Landschaft gnädiglich erinnert und ermahnt haben, nachdem der Glaube eine Gabe Gottes ist, wie der Apostel Paulus sagt, daß sie sich gegen Gott dem Herrn mit gläubigem Gebete und gottseligem Leben dahin wollen schicken, und bei andern mit vermahnen, damit solch' gnadenreich Evangelium nit wegen unserer Undankbarkeit von uns und unsern Nachkommen genommen werde[3])."

So entstand der bekannte (in der Landesgrundverfassung

---

[1]) vgl. gegen Sattler: Pfister Chr. 1, 540.

[2]) Sie sind zusammengefaßt in „*der großen Kirchenordnung*" (von 1559). Diese enthält: die württembergische Confession, die Kirchenordnung, die Ordnung in Betreff der Besetzung der Pfarrämter und Diaconate, die Ehegerichtsordnung, die Ordnungen, welche die deutschen und die Gelehrten-Schulen, die Klöster und die Universität betreffen, die Armenkasten-, die politische Censur- und Rüge-Ordnung, die kirchliche und politische Land-Inspektionsordnung, die Obliegenheiten der Special- und General-Superintendenten, des Kirchenraths, und die Kirchen-Censur.

[3]) Pfister u. Schmid 1, 100.

aufbehaltene) Vertrag von 1565[1]), worin Herr und Land „all' ihr äußerstes Vermögen, Leibs, Guts und Bluts zu Lob des Namens Gottes und Erhaltung seiner geliebten Kirche zusammenzusetzen und bei solcher erkannter und bekannter Wahrheit durch die Gnade des Allmächtigen zu allen Theilen gottselig und beständig zu bleiben geloben." „Sollte," dieß fügte Herzog Christoph bei, „in künftiger Zeit, was Gott verhüten wolle, zuwider solchem evangelischen Bekenntniß ihnen etwas aufgedrungen werden wollen, so sollen Prälaten und Landschaft solches für ihre Person oder auch in den Kirchen der Städt' und Flecken anzunehmen und zuzulassen (doch mit aller Bescheidenheit christlicher Unterthanen) nicht schuldig seyn[2])." Dieser in Herzog Christophs Testament noch einmal bestätigte Vertrag ist es, der das Werk der Reformation in Württemberg gekrönt hat. Billig nennt man auch den Mann, durch den das Meiste bei diesen Verhandlungen geschah. Es ist Caspar Wild, gewöhnlich Meister (Magister) Caspar genannt, Zögling des Tübinger Seminars, dann Jurist, ein vortrefflicher Geschäftsmann, hoch angesehen bei den Ständen, geliebt von dem Herzog, und in Vielem die rechte Hand von Johannes Brenz, der auf sehr vertrautem Fuße mit ihm stand[3]).

Bald nach diesem Landtage fühlte Herzog Christoph die Abnahme seiner Kräfte. Den Winter von 1565—1566 brachte er meist im Zimmer zu, machte auch, nachdem er fast drei Monate krank gelegen war, sein (erstes) Testament. Noch sah er im Frühjahr 1566 seine Tochter Sabina mit dem Landgrafen Wilhelm, Sohne Philipps von Hessen, vermählt, erschien nochmals auf dem Reichstag zu Augsburg, dem ersten, den sein trauter Freund, der nunmehrige Kaiser Maximilian II., hielt; aber der folgende Winter legte ihn wieder auf's Krankenlager. Sein Gemüth, von Natur so heiter und ruhig, fühlte sich durch so manche vergebliche Arbeit in den allgemeinen Reichs- und Kirchen-Sachen gedrückt. Der Lauf der Dinge in Deutschland wollte ihm immer weniger gefallen, und er erinnerte sich oftmals der Worte des Propheten: „Der Kluge

[1]) Pfister Chr. 1, 542 ff. Gesch. d. Verfassung 136. 137. [2]) Gesch. der Verf. 137. Hartm. Ref.gesch. 197. [3]) Pfister u. Schmid 1, 102. Anm. XX. vgl. Schnurrer Erl. 272. 273. Anm.



muß zu selbiger Zeit schweigen, denn es ist böse Zeit." Im Jahre 1566, und dann 1568, wenige Wochen vor seinem Tode, legte er in testamentlichen Urkunden seine letzten Willensmeinungen als Landesvater nieder. „In Keinem," dieß sind seine eigenen Worte, „finde er Hoffnung, Trost und Zuversicht, als in dem Glauben an Jesum Christum, der auch ihn mit seinem bitteren Leiden und Tode von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlöst und selig gemacht habe." Und daß auf seinem heiligen Evangelium und auf den darauf gegründeten Kirchenordnungen mit äußerstem Eifer beständig und beharrlich gehalten, daß die geistlichen Güter nicht im eigenen oder sonstigen profanen Nutzen verwendet, sondern allein für kirchliche Zwecke gebraucht werden sollten und nur der Ueberschuß zu nothwendigem Schutz und Schirm des Vaterlandes nach gepflogenem guten Rathe anzuwenden sei: dazu ermahnt er mit ernstlichem väterlichen Willen seinen Sohn und alle künftigen Erben, so jederzeit regieren werden, „bei ihrer Seelen Heil, auch Vermeidung des Zornes Gottes des Herrn, und allerhand daraus folgender schwerer Strafe [1])."

In diesen drei letzten Jahren gieng er viel mit Sterbensgedanken um. „Wenn er 100 Jahre Lebens mit einem Heller erkaufen könnte," sprach er, „so würde er es nicht thun; er hoffe vielmehr, Gott werde ihn bald zu seinen Gnaden nehmen, und der sei kein guter Christ, der solches nicht von Herzen wünsche und erbitte." Der Tod seiner durch Trübsale geläuterten Mutter, welche ihm so oft zum Trost gewesen (1564), die Erinnerung an das freudig-selige Ende seines frommen, weisen Onkels Georg, der kurz, nachdem er den 67sten Psalmen gesungen, seine Augen schloß [2]); endlich das Ableben seines Erstgebornen, der ihn so viel betrübt und den er so väterlich geliebt hatte, machten ihm den Gedanken an das eigene Ende gegenwärtig und lieb [3]).

Sein höchstes Anliegen war bis in den Tod: die Erhaltung und Verbreitung der evangelischen Lehre; davon zeugen zwei Briefe an den Kaiser Maximilian und an den König von Frankreich, die in die letzten Tage seines Lebens fallen [4]). Noch eine

[1]) Hartmann Ref.gesch. 197. 198. [2]) Steinhofer württ. Chronik von 500—1744, p. 348. 349. [3]) Pfister Chr. 2, 91 ff. [4]) Pfister Chr. 2, 96. 1, 421.

Freude war ihm in dieser letzten Zeit beschieden: die Reformation des Fürstenthums Braunschweig-Wolfenbüttel.

Herzog Heinrich „der Jüngere" war anfangs der Reformation günstig, änderte aber seinen Sinn und blieb bis zu seinem in hohem Alter (1568) erfolgten Tode entschiedener Feind derselben. Er hatte aber die einzige Schwester des Herzogs Ulrich, Maria, zur Gemahlin, welcher er durch sein wild-tyrannisches Wesen und ehebrecherischen Wandel vielen Kummer verursachte. Um so willkommener war ihr daher der Trost des Evangeliums, um so eifriger war sie bemüht, ihren Sohn Julius für diese Lehre zu gewinnen. Ihr Wunsch ward ihr gewährt; Herzog Julius ward so vertraut mit der evangelischen Wahrheit, und gewann dieselbe so lieb, daß er gegen alle Drohungen und Quälereien seines Vaters Stand hielt und erklärte: „Lieber wolle er im Kerker verfaulen, als der erkannten Wahrheit untreu werden." Herzog Christoph hatte sich seiner väterlich angenommen, ihn oft getröstet, zur Geduld, kindlicher Ehrerbietung und fleißiger Fürbitte ermahnt. Nun durfte er (freilich lange nach dem Tode der edeln Herzogin Mutter Maria) die Reformation Braunschweigs durch Brenz's schriftlichen Rath und Andreä's persönliche Thätigkeit eingeleitet sehen [1]). Die frohen Nachrichten von Braunschweig trafen ihn bereits erkrankt und seinem Ende mit Zuversicht entgegensehend, so viele Hoffnung seine Gemahlin und Kinder auch hatten, daß er ihnen wieder geschenkt werde. „Ein kühl Erdreich wird mein Doctor seyn," sprach er, „ich verachte die Mittel nicht, jedoch ist es nur Flickwerk, und hilft es etwas, so ist es nur dazu gut, daß ich noch etwas verrichten möge. Wenn aber das von Gott bestimmte und von mir erwartete Stündlein kommt, so hilft es alles nichts, es muß doch einmal gestorben seyn, und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel." Wenn seine Gemahlin sich über die Abnahme der Kräfte bekümmerte, so wußte er sie mit großem Gleichmuth zu trösten, und sprach zuletzt: „Wenn nun das erwartet' Stündlein kommt, so singet mit einander: Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin." So kam Weihnachten (1568)

[1]) Hartm. und Jäger, Brenz 2, 467 ff. Sattler H. 1, 178. 4, 236. Pfister Chr. 1, 312 ff. 1, 381 ff.



herzu. Am Thomastage ließ er sich noch in das Gemach tragen, von wo aus er durch ein geöffnetes Fenster die in seiner Hofcapelle gehaltene Predigt hören konnte. Am Christ-Abend empfieng er das heil. Abendmahl und unterredete sich lange mit dem Hofprediger. Als dieser die Frage an ihn that, ob er entschlossen sei, auch die ferneren Leiden mit Geduld zu tragen und dem gnädigen Willen Gottes sich zu unterwerfen? sprach er mit großer Tapferkeit: „Ja gern." Am Weihnachtsfest und am Stephanstag blieb er in seinem Gemach, ohne etwas Besonderes zu klagen. Am Johannistag, Morgens, aber befand er sich übel, legte sich auf sein Stubenbettlein, ließ sich von seinem Secretär Franz Kurz einige Schreiben vorlesen und gab Bescheid darauf. Dieß war sein letztes Geschäft; nach demselben ruhte er einige Stunden, erwachte sehr schwach und schlief wieder ein bis zum Morgen des Unschuldigenkindleinstages. Als er erwachte, konnte er nur mit schwacher Stimme „Ja und Nein" sagen, und wollte noch immer schlafen. Mittags, da er sich wieder etwas ermunterte, trat der Hofprediger hinzu, erinnerte ihn der frohen Verheißung des Christfestes, mit der Frage: „ob er glaube, daß auch ihm der Heiland geboren sei, und ob er, wenn es der Wille Gottes sei, ihn zu sich zu nehmen, ihm seine Seele befehle?" welches alles er mit Mund und Augen wohl bezeugt, und so lange der Hofprediger gesprochen, mit „vollen Augen" ihn angesehen. Bald schloß er die Augen wieder, schlummerte, ohne zu erwachen, bis acht Uhr Abends, da giengen die Athemzüge geschwinder. Der Hofprediger sprach den christlichen Glauben und ein lautes Gebet. Als dieß geendigt war, sah man den Herzog noch einmal den Mund bewegen, worauf er stille und ohne Bewegung eines Gliedes verschied, daß die Anwesenden bezeugten: „wie sie des seligen Schlafes sich freuten, und Ursache haben, um ein solch' gut' Stündlein zur letzten Heimfahrt zu bitten [1])."

Unter den Vielen, die lieber gestorben wären, als daß sie dem edeln Fürsten in's Grab nachsahen, war auch sein lieber, treuer Brentius, nun ein hochbetagter Greis. Zwei Jahre nachher entschlief auch er [2]).

[1]) Bidembach bei Moser 9, 86. 95. Pfister Chr. 2, 96 ff. [2]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 501.

Es war im Jahr 1570, als ihn ein heftiges Fieber befiel, und er erkannte, daß diese Krankheit die letzte sei. Darum rief er seinen Sohn und die sämmtlichen Geistlichen von Stuttgart vor sein Sterbebett, ließ sein Testament, welches vornämlich das Bekenntniß seines Glaubens enthielt, vorlesen, und erklärte, darauf wolle er auch sterben. Alsdann legte er beichtend das Bekenntniß seiner Sünden ab, und genoß mit seiner Familie und den anwesenden Amtsbrüdern das heil. Abendmahl „mit sonderer Begier und Freuden,“ dankte Gott und den Anwesenden, und ermahnte seine Amtsbrüder unter Thränen zur Beständigkeit und Einigkeit. So nur werde Gottes Segen auf ihnen und ihrem Amte ruhen. „Der 133ste Psalm „„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder in Eintracht bei einander wohnen,““ sei sein Vermächtniß an die württembergische Kirche. Gerne hätte er ihn noch ausgelegt und ihren Dienern sein Lebewohl damit zugerufen.“ Das geschah am 31. August.

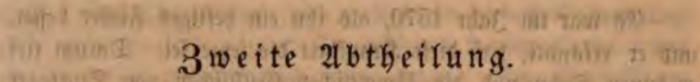
Von nun an bis an seinen Tod war er meist stille im Gebete. Fragte man, wie es ihm gehe, so antwortete er: „Er sehne sich nach einem besseren Leben, dem ewigen.“ Seinem ältesten Sohn empfahl er seine Familie mit Zuversicht. Montag, den 11. September, erwachte er aus längerem Schlummer. Ein Geistlicher las ihm nochmals das apostolische Glaubensbekenntniß vor. Er hörte mit Zeichen deutlichen Bewußtseins und hoher Aufmerksamkeit zu, und als man ihn fragte, ob er auf diesen Glauben aus der Welt scheide, antwortete er mit einem deutlichen, vernehmlichen „Ja!“ Das war sein letztes Wort [1]).

In Tübingen bei seinen Vätern ruht Herzog Christoph von Württemberg; in der Stiftskirche zu Stuttgart, in der Nähe der Kanzel, Johannes Brenz *).

[1]) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 505—507.

*) s. Anhang Nro. 48.





Zweite Abtheilung.

Wie unter Herzog Christophs Sohne, Herzog Ludwig, Christophs Werk theilweise zum Ziele geführt wurde, theilweise Früchte getragen hat.

Erstes Kapitel.

Herzog Ludwig und die Concordie.

Herzog Christoph war ein so treuer Vater, als er ein gehorsamer Sohn gewesen war. Wenn er den Tag mit Geschäften zugebracht hatte, dazwischen hinein Mittags mit Fürsten, Grafen und Gesandten zusammengewesen war, so wollte er wenigstens den Abend im Kreise seiner zahlreichen Familie zubringen. Aber dieß war auch die einzige Zeit, welche sich erübrigen ließ, und wo er wahrhaft hausväterlich seiner Kinder sich annahm. Mit aller Genauigkeit hielt er bei ihnen auf den Hausgottesdienst und auf die Heiligung der Sonn- und Festtage. Sie mußten Morgens, Abends und bei Tische ihr Gebet selbst sprechen, den Catechismus gründlich lernen, die Predigt regelmäßig besuchen. Er selbst entwarf ihren Erziehungsplan, sah die Arbeiten für ihre Lectionen durch, lobte und tadelte als Vater. Viele Freude erlebte er an seinen acht Töchtern, von denen namentlich Sabina, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Cassel, die Tugenden ihres Vaters geerbt hatte. Weniger Freude machten ihm seine Söhne, zumal der älteste, Eberhard. Christoph gab ihm einen Hofmeister von Adel, den er leider zu wenig kannte und zu spät kennen lernte, welcher ein roher, leichtfertiger Mensch war, der den Jüngling zur Trunkenheit verführte, und ihm auch den Trotz gegen die Eltern beibrachte. Als alle Warnungen des Vaters vergeblich waren, zog sich der unglückliche junge Fürst eine Krankheit zu, an der er noch vor demselben starb. Desto mehr wachte Christoph über der Erziehung seines Sohnes Ludwig, und die Wahl seines Hofmeisters und Präceptors war glücklicher; namentlich prägte letzterer (der als Professor der Rechte zu Tübingen verstorbene M. Laubmayer) dem Knaben Achtung vor der Religion und den Eltern ein, Grundzüge, welche bei so manchen späteren Fehlern Ludwigs

zum Besten des Landes nie ganz verwischt wurden. In Hinsicht seiner wissenschaftlichen Bildung wurde mehr gethan, als man gewöhnlich mit Spittlern annimmt, auch nach Christophs Tode; aber die Vormünder waren zu ferne, und die Herzogin Wittwe hatte die Gabe nicht, ihren Sohn zu erziehen. So gerieth er nach und nach in dieselbe Trunkliebe, die seinen Bruder frühzeitig zu Grab gebracht hatte, und so mancher edle Keim seines Herzens wurde durch diese Eine Sünde erstickt. Nicht leicht war ein Regent dem Volk so lieb, als dieser Ludwig, der so gerne unter demselben und mit demselben scherzte und sich belustigte, und in dessen ganzem Wesen eine seltene Gutmüthigkeit, Milde und Mitleid mit den Armen sich aussprach; aber er wußte nicht den Ernst mit der Liebe zu verbinden, wußte nicht für das Land zu denken, zu wachen, zu arbeiten, wie sein Vater.

Daß jedoch zu Ludwigs Zeit nicht Alles aus den Fugen wich, sondern vielmehr manches Gute erblühte, das darf man zweierlei Ursachen zuschreiben. Vor Allem ist zu nennen die wahrhaft kindliche Ehrfurcht gegen das Andenken seines Vaters, welche ihm nicht zuließ, etwas anzutasten, was dieser gegründet hatte, vielmehr ihn antrieb, manches von ihm Begonnene mit Treue und Fleiß fortzusetzen, selbst manches Neue in seinem Sinne anzuordnen, wie z. B. unter Ludwigs Regierung das erste württembergische Kirchengesangbuch erschien (1591)*). Für's andere darf nicht vergessen werden, daß zu Christophs Zeiten und unter seinen Augen sich Männer gebildet hatten, von denen erwartet werden konnte, daß sie das von ihm Begonnene fortzusetzen tüchtig waren. Unter diesen Männern zog auch Ludwig besonders den J a k o b A n d r e ä vor, einen Mann, der namentlich den eifrigsten Wunsch des vollendeten Herzogs, den **der Beilegung der theologischen Streitigkeiten in der evangelischen Kirche**, sich zu einer Lebensaufgabe zu machen schien.

Es war, als hätte sich dieser Wunsch in der Familie Christophs vererbt, denn nächst ihm und seinem Sohne Ludwig werden auch seine beiden Tochtermänner, Landgraf Wilhelm zu Hessen und Fürst Georg Ernst zu Henneberg, dann sein Vetter,

*) s. Anhang Nro. 49.



Herzog Julius von Braunschweig, als diejenigen deutschen Fürsten bezeichnet, „die sich vor andern nach der Vereinigung der evangelischen Theologen sehnten und allen Fleiß anwandten, dieselbe zu Stande zu bringen [1].“ Der Feuerherd der Streitigkeiten waren fortwährend das Churfürstenthum Sachsen und die sächsischen Herzogthümer, und dorthin blickte man von Württemberg aus. Als daher Jakob Andreä die Reformation im Braunschweigischen einführen sollte, reiste er über Wittenberg, um dort mit dem Schüler Luthers und Melanchthons, Georg Major, sich über die Art und Weise zu besprechen, wie eine Vereinigung erzielt werden könne (1568). Ein kurzer Aufsatz, welchen Andreä bei dieser Zusammenkunft abfaßte, fand eben so viel Theilnahme als Widerspruch; er wurde an den Höfen umhergesandt, geprüft, erwogen, aber man konnte sich nicht darauf vereinigen. Ebenso mißlang der Versuch der Fürsten, eine Sammlung der bedeutendsten, die evangelische Glaubenslehre darstellenden Schriften als symbolisches Buch zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so thätig Andreä für diesen Zweck arbeitete; weil die Wittenberger widerstanden (1570) [2]. Es stand indessen kein Jahr an, bis es sich zeigte, woher jener Widerstand kam. Der Calvinismus hatte in Wittenberg Eingang gefunden; „theologische Politiker und politische Theologen“ [3]) beschützten diese Richtung, bis endlich offenbar wurde, daß man auf Vertilgung der lutherischen Lehre ausgehe. An die Stelle des lutherischen Catechismus suchte man einen anderen zu setzen. Dr. Petzel, ein Wittenberger Theologe, einer der Cryptocalvinisten [4]), hatte an seiner Abfassung wenigstens den größten Antheil, und der Leibarzt Peucer, der bei Hofe damals Alles galt, wirkte bereits für die Einführung desselben [5]). Diese Handlung rief Stimmen gegen sich hervor, durch die der Churfürst August von Sachsen, ein weiser und frommer Regent, auf einmal bedenklich wurde über seine Theologen in Wittenberg. Zuerst versuchte man es mit Conventen und Vereinigungsschriften, wobei die Wittenberger vergeblich sich bemühten, durch Zweideutigkeiten den Schein treuer Anhänger der lutherischen Lehre zu erhalten.

---

[1]) Walch, Einl. in die Religionsstreitigkeiten. Aufl. 2. 1, 143 ff.
[2]) Plank, Gesch. d. prot. Theol. 3, 393 ff. [3]) Ausdruck Spittlers K.G. 376.
[4]) Spittler 377. [5]) Plank 2, 2, 574.

Aber eine im Januar 1574 von der heimlich-calvinistischen Parthei in Sachsen herausgegebene und verbreitete Schrift verwarf so klar und so höhnisch die lutherische Lehre, daß von nun an von keinen Vergleichsverhandlungen die Rede mehr war, noch sein konnte [1].

Der Churfürst August, so lange betrogen, entsetzte nun vier Wittenberger Theologen, und verfuhr mit noch größerer Schärfe gegen seinen Kanzler Crakov und Leibarzt Peucer; aber wie sollte er nun seine zerrüttete Kirche wieder herstellen, wie mit den evangelisch-lutherischen Kirchen sie wieder vollkommen verbinden? [2]) Nun waren die Schriften Jakob Andreä's, namentlich seine sechs Predigten über die seit 1548 in der evangelischen Kirche streitigen Glaubenslehren, welche unter dem Titel: „Erklärung der Kirchen in Schwaben und Würtemberg" (umgearbeitet) erschienen, willkommen [3]). Die niedersächsischen Theologen stimmten im Wesentlichen bei und die Fürsten nahmen die Sache in nähere Ueberlegung. Es war auf der Hochzeit Herzog Ludwigs, als man beschloß, die Arbeiten Andreä's und der niedersächsischen Theologen durch badische, würtembergische und hennebergische Theologen prüfen und einen Aufsatz entwerfen zu lassen, welcher zur Entscheidung der Streitpunkte und zur Vereinigung führen könnte. Dieß geschah zu Maulbronn (1575) hauptsächlich durch Lucas Osiander und Balthasar Bidembach. Georg Ernst von Henneberg sandte diese Schrift im Jahre 1576 an den Churfürsten von Sachsen und überließ dessen Entscheidung, was er hierauf vornehmen wolle. Dieß gab dann dem Churfürsten Veranlassung, eine Zusammenkunft nach Torgau auszuschreiben, wozu er noch mehrere auswärtige Theologen, namentlich den Jakob Andreä und den trefflichen Theologen Martin Chemnitz sich erbat. Durch diese wurde der Maulbronnische Aufsatz erweitert und einem neuen, der sogenannten „Torgauer Formel", einverleibt. Auch diese Erklärung mehrerer wichtiger Punkte der evangelischen Glaubenslehre wurde sämmtlichen Ständen der Augsburgischen Confession zugesendet und ihr Gutachten eingeholt, welches größtentheils billigend ausfiel. Die Bemer-

[1]) Plank, 2, 2, 606 ff. [2]) Plank 2, 2, 631. [3]) Walch 1, 145.



kungen und Ausstellungen wurden endlich zu Kloster Bergen nochmals genau untersucht, und namentlich durch Bemühung Jakob Andreä's und Martin Chemnitzens beendigt. So kam die Concordie (das Vereinigungsbuch) zu Stande (1580)[1]. Dieses Buch umfaßte als Bekenntnißschriften folgende: Die Augsburgische Confession und deren Apologie (beide von Melanchthon), die schmalkaldischen Artikel und den großen und kleinen Catechismus (alle drei — Schriften von Luther), und die Concordienformel, d. h. die Beilegung und Entscheidungsschrift über die damaligen theologischen Streitigkeiten (von Andreä und Chemnitz). Das sind die sogenannten symbolischen Bücher. Der ganze Titel des Werkes heißt: „Concordie, Christliche, Wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Churfürsten, Fürsten und Stände augsburgischer Confession, und derselben zu Ende des Buchs unterschriebenen Theologen Lehre und Glauben. Mit angehefteter in Gottes Wort, als der einigen Richtschnur, wohlbegründeter Erklärung etlicher Artikel, bei welchen nach Dr. M. Luthers Absterben Disputation und Streit vorgefallen[2].“ Ueber den Inhalt dieses unter dem Namen: „Concordienformel“ bekannten Schlusses der sogenannten symbolischen Bücher, d. h. der Glaubensbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche, ausführlich zu reden, würde den Umfang dieser Blätter übersteigen. Ihrem Hauptinhalte nach schlichtete sie die damals in der lutherischen Kirche vorkommenden Streitigkeiten, namentlich die zwischen den Universitäten Jena und Wittenberg geführten, indem sie die Abweichungen von der Schriftlehre, welche beiderseits sich fanden, zurückwies, und dagegen die reine Lehre selbst in den einzelnen Punkten darlegte, über welche gestritten ward. Es geschah dieß freilich, da theologische Streitigkeiten beizulegen waren, auf eine minder einfache Weise, als man in den übrigen Bekenntnißschriften unserer Kirche findet. Wohl aber durfte man (bei allen Mängeln, die auch dieß menschliche Werk

---

[1]) Walch 1, 151. 152.

[2]) Unter den Unterschriften finden sich die Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz; die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Sachsen, Mecklenburg, Württemberg, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Markgrafen von Brandenburg und Baden, eine bedeutende Anzahl von Grafen, Reichsstädten, und 8000 Kirchen- und Schul-Diener.

haben möchte), die Frage stellen: Ob etwa die neuere Zeit die Grundlehren der evangelischen Kirche klarer dargestellt und gründlicher, schriftgemäßer entwickelt habe, als vor 268 Jahren ein Andreä und Chemnitz und andere um die evangelische Kirche auch sonst hochverdiente Männer dieß nach vieljähriger Prüfung in der Concordienformel gethan haben [1])?

Was nun die Einführung der Concordie betrifft, so fand sie allerdings da und dort Widerstand. Allein im Württembergischen setzte sich, so viel bekannt ist, dieser Einführung Niemand ernstlich entgegen, und zwar um so weniger, da eigentlich die Concordie hauptsächlich von Württemberg ausgegangen war. Man findet dagegen manche Spur einer sehr freudigen Aufnahme derselben; denn mancher redliche Pfarrer hatte seit langer Zeit über den Unfug jener Streitigkeiten geseufzt, mancher Jüngling, wohl auch Mann, hatte bisher vergebens gesucht, über den Grund und das Wesen der Glaubensartikel belehrt zu werden, über welche so eifrig hin und her gestritten ward [2]). Auch der Gemeinde, welche bei den langjährigen, immer sich vervielfältigenden Streitigkeiten anfieng irre zu werden an dem Glaubensgrund ihrer Lehrer, wurde dadurch Friede und Beruhigung gegeben [3]). In den nunmehr württembergisch gewordenen Reichsstädten [4]), unter dem Reichsadel, im Hohenlohischen fand die Concordie gleichfalls Eingang. In letzteren Gegenden wurde die Concordienformel auf einer Zusammenkunft zu Langenburg berathen, bei der auch Jakob Andreä war, um über einige Ausstellungen nähere Erklärung zu geben. Alle in Langenburg anwesenden Geistlichen, mit Ausnahme eines Anhängers des Matthias Flacius, unterschrieben. Andreä erklärte hiebei: „wenn auch einige hohenlohesche Kirchendiener nicht unterschrieben, solle man doch nicht in sie dringen und persuadiren, wer nicht mit gutem Gewissen und freiem Geiste unterschreibe, bleibe lieber davon [5])." Die Concordie wurde (obgleich die Einrückung der hohenlohischen Unterschriften in dieselbe, wie es scheint, in Dresden vergessen wurde) doch auch im Hohenloheschen Landes-

[1]) Plank 3, 588 Anm. [2]) Sattler H. 5, Beil. 34. 35. [3]) Eisenlohr Einl. 89. A. Carolus Württemb. Unschuld 60. 61. [4]) Form. Concord. ed Hase praefatio CLXXXV. CLXXXVI. [5]) Wibel 592—598.



symbol, und selbst durch das sogenannte **Corpus doctrinae hohenlohicum** nicht beseitigt, welch letzteres der fromme Graf Wolfgang, der sich zum Calvinismus zu neigen schien, verfassen ließ [1]) — Unter dem Namen der Reichsstände, welche die Concordie unterschrieben, sind für Württemberg von Bedeutung: Ludwig Graf von Löwenstein, Heinrich von Limpurg, die Reichsstädte Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Hall, Heilbronn, Giengen, Bopfingen, Jßny, Leutkirch und die (auf das Bitten ihrer Bürger von Andreä wenig Jahre vorher reformirte) Stadt Aalen.

Wie es natürlich war, so gieng Andreä, welcher so viele Jahre lang die Arbeit des Friedensstifters getrieben, durch böse und gute Gerüchte. Eine offenherzige Heiterkeit führte ihn wohl hie und da dazu, wichtige Dinge gleichsam scherzend abzumachen, und oft galt seine Festigkeit für Hochmuth. Wie gerne hätten seine Feinde ihn zu einem geizigen, hochfahrenden Bauchdiener gemacht, in dem kein Funken wahren Christenthums gewesen! Dieß und Aehnliches hat aus den Schriften der erbittertsten Gegner Andreäs (Peucer und Hospinian), Gottfried Arnold zusammengelesen. — Da ist es kein Wunder, daß der Witz der römisch-päpstlichen Parthei an diesem Sohne eines Waiblinger Schmids sich ausließ in dem Reime:

„Jakob Schmidel auserkorn
Ist des Teufels Jägerhorn."

Andreä ist es doch werth, daß auch seine Gönner von ihm reden. Im Jahre 1576 schrieb der Churfürst August von Sachsen an den Schwager des Herzogs Ludwig von Württemberg, den Landgrafen Wilhelm von Hessen (der später von seinen Theologen mit bitterem Zorn gegen Andreä erfüllt wurde): „Bei der Torgauer Handlung habe ich zum Ueberflusse gespürt, wie treulich, vorsichtig, emsig sich **Dr.** Jakobus (Andreä) erzeigt und bewiesen. Darum ihm billig großer Dank eignet; so sehe ich auch, daß er bei anderen Theologen in solchem Ansehen und Autorität steht, daß sie ihm gern folgen, lieben und fürchten, daraus ich mir nit wenig Trost geschöpft, daß er mir in meinen zerrissenen Kirchen dieselbe wieder

---

[1]) Wibel 597.

aufzurichten ein sehr nützer Mann sein würde, da ich ihn von seinem Herrn auf drei oder vier Jahre zu leihen erlangen möchte. Nun weiß Gott, daß ich dem frommen Herzog Ludwig, der ihm Dr. Jakobo auf mein Bitt zu dieser Handlung erlaubt, ganz ungerne solches anmuthe, mich auch des Bettelns, da mich nicht die äußerste Noth dazu dränge, gerne enthalten wollte. Bin derhalben, was ich thun oder lassen soll, bei mir gar bestürzt, daß ich schier nicht weiß, wie ichs angreifen soll, darmit ich ihn, Dr. Jakobum, auf ein Zeit, wie obgemeldet, bekommen möchte." An dieß schließt der Churfürst die Bitte, der Landgraf möge doch Fürsprache einlegen, daß H. Ludwig dem Andreä noch längeren Urlaub gebe, und fügt bei: „wie dann auch meine Theologen zum höchsten darum bitten [1])." Trotz aller Versuche, dem Andreä das Zutrauen des Churfürsten zu entziehen, war es den Widersachern doch nicht möglich, von dem Concordienwerk den letzteren abzubringen, noch auch auf die Länge ihm den Andreä zu verdächtigen. In den dankbarsten, ehrendsten Ausdrücken ließ ihn Churfürst August nach vollbrachtem Werke scheiden; eigenhändig schrieb er ihm in die Bibel, die er ihm zum Andenken beim Abschied verehrte, das Zeugniß: „wie er in ihm den redlichsten (integerrimus) Wiederhersteller der reinen, himmlischen Lehre verehre, welche nach dem Tode Luthers in Sachsen verfälscht worden seie [2])." Und nicht minder ehrend war die Ermahnung des weisen Kaisers Maximilian II.: „O Doctor Jakobe! wie viel Widersacher habt Ihr! Aber fahret im Werk der Concordie (Vereinigung) beständig fort. Gedenket an das Wort Christi: „„Selig seid ihr, wenn die Menschen (um meinetwillen) allerlei Uebels wider Euch reden, so sie daran lügen; seid fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnt werden."" Euer Lohn ist Euch nicht auf Erden, sondern im Himmel hinterlegt [3])."

Und der wahrheitsliebende Kirchenhistoriker Weißmann, der gründliche Kenner der Württembergischen Kirchengeschichte, schreibt: „Den Jakob Andreä machte (bei diesem Geschäfte) sein durchdringendes Urtheil über das Wesen und die Bedeutung der meisten Streitfragen, welche damals die Kirche zerrütteten, ehr-

[1]) Sattler H. 5, Beil. 16. [2]) A. Carolus 320. [3]) A. Carolus Memorabilia hist. eccl. 2, 528 ff.



würdig; ehrwürdig auch die auf sein wohlerwogenes Urtheil begründeten an sich schon trefflichen Rathschläge; dazu das hohe Maß von Geduld in Ertragung angethanen Unrechtes und oftmaliger Plackereien (vexationes); endlich die heldenmüthige Standhaftigkeit in Durchführung seiner Aufgabe, mitten unter Verwicklungen und Schwierigkeiten, welche man ihm von Hause aus bereitete [1])."

Und über die Mühe, mit der die Freunde kirchlicher Einigkeit die Concordienformel zu Stande brachten, fällt Weißmann ein auch auf unsere Zeit noch anwendbares Urtheil: „Es war eine Arbeit von solcher Größe, so mühevoll, solch bedeutende Kosten wurden zum Besten der Religion dabei aufgewendet, daß unser Zeitalter eine solch wunderbare Erscheinung nun und nimmermehr sehen wird [2])."

Zweites Kapitel.

Die Universität Tübingen.

In einer Zeit, in welcher die theologischen und kirchlichen Bewegungen nicht blos Württemberg oder Deutschland, sondern fast ganz Europa erfaßten, waren die Universitäten von höchster Bedeutung, besonders aber die Lehrer der Theologie. Selbst die anderen Facultäten standen der theologischen näher, und die Verwandtschaft der verschiedenen Zweige der Wissenschaft ward mehr erkannt und anerkannt, als in späteren Zeiten. Nach den Ord-

[1]) Unter diese häuslichen Schwierigkeiten, mit welchen Andreä zu kämpfen hatte, gehörte unter anderem sein Verhältniß zu Wilhelm Bidembach (Stiftsprediger in Stuttgart). Dieser hielt an der Lehre des Brenz „von der Allenthalbenheit der menschlichen Natur Christi" mit einer Aengstlichkeit fest, welche nicht begreifen konnte, wie Andreä den Wittenbergern und anderen Theologen, denen Brenz das Maß der heil. Schrift (in dieser Lehre) doch zu überschreiten schien, die Hand bieten könne zum kirchlichen Frieden. Ja Bidembach suchte durch Privatschreiben das ganze Geschäft Andreäs zu verdächtigen und zu vereiteln. Freilich weit anders mochte in Württemberg der ehrwürdige alte Matthäus Aulber denken, welcher lieber auf eine stille Abtei sich zurückzog, als die gewagten Speculationen der sogenannten württembergischen Ubiquisten zu theilen. (Plank 3, 569 ff. Pfaff introductio in hist. theol. litterarum 419.)

[2]) Weißmann introd. 1, 1572. 1573.

nungen der Universität wurde kein Professor in irgend einer Facultät angenommen, der nicht der augsburgischen Confession zugethan war [1]) (von 1601 an wurden alle auf die Concordie verpflichtet), und gar manche unter ihnen waren mit erprobter Ueberzeugung dem evangelischen Bekenntnisse zugethan.

Die theologische Facultät entwickelte damals eine ungemeine Thätigkeit. Es war nicht allein die Persönlichkeit Jakob Andreä's, welche Aller Augen auf sich zog, auch Jakob Heerbrand war einer von den Universitätslehrern, deren Talente in die Augen fielen. An sie reihte sich unter Andern Stephan Gerlach, und später noch Matthias Hafenreffer als Mitarbeiter an. Wie Andreä den größten Theil seiner Lebenszeit unter Religionsgesprächen, Religionskämpfen und in Aufrichtung der evangelischen Kirche an Orten, wo sie bisher noch fremd gewesen war, zugebracht hatte, so spiegelte sich diese Thätigkeit auch in seinen Schriften. Wer Vertheidigung des evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs bedurfte, der fand sie hier reichlich dargeboten, oft in herbem Tone. Aber nicht minder thätig war Andreä als homiletischer Schriftsteller. Jakob Heerbrand, wenn gleich auch ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Streittheologie, hat sein Andenken hauptsächlich durch sein theologisches Compendium verewigt, in welchem er die Hauptartikel der christlichen Glaubens- und Sittenlehre mit einer Bestimmtheit und einfachen Klarheit aus der h. Schrift entwickelte, wie er dieß bei Melanchthon gelernt hatte.

Mit ungemeinem Fleiß wurde in Tübingen die Erklärung der h. Schrift betrieben. Dieß Fach war Hauptfach, und jeder Professor der Theologie mußte gewisse Theile der heil. Schrift erklären; je nach Erklärung eines Kapitels im alten und neuen Bunde mußten die Hauptlehren namhaft gemacht, und ihre Anwendung auf das Leben und im Predigtvortrage gezeigt werden [2]). Dem Studium der h. Schrift kamen insbesondere zu Hilfe die Werke von Brenz und Lucas Osiander dem Aelteren (Hofprediger und Prälat zu Adelberg). Brenz hat in seinen exegetischen Werken (welche jedoch theilweise erst nach seinem Tode erschienen) einen großen Theil der Bücher alten

[1]) Zeller Tüb. 370. [2]) Schnurrer Erl. 414 ff.



und neuen Testaments auf eine Weise erklärt, daß Luther ihn als Schrifterklärer neben Melanchthon stellte. Nächst dem brenzischen Werke fand die Bibelerklärung des obengenannten Lucas Osiander eine allgemeine und dauernde Anerkennung, um so mehr, da dieser Theologe sich entschloß, das ursprünglich lateinisch ausgearbeitete Werk auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen [1]). Und damit auch für die Kenntniß der Kirchengeschichte gesorgt werde, entwarf derselbe einen Auszug aus der berühmten Magdeburger Kirchengeschichte („magdeburgische Centurien") mit einer Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf seine Zeit [2]). Derselbe Osiander schrieb auch, zunächst für Studirende, eine ausführliche Anweisung zur Abfassung und zum Vortrage von Predigten [3]).

So fehlte es für die künftigen Geistlichen nicht an mündlichem und schriftlichem Unterrichte. Aber Hand in Hand gieng mit dem Unterrichte die Erziehung der theologischen Jugend für das Leben. M. Samuel Heiland war damals „Ephorus" des Seminars, ein ungemein fleißiger, wissenschaftlich gebildeter Mann [4]). Auf Ordnung und Zucht drang er so sehr, daß leichtsinnige Studenten seines Todes sich freuten, während er in seinem Leben oft die Freude hatte, von ehemaligen Stipendiaten für seine Verweise und Züchtigungen rührende Danksagungen zu erhalten [5]). Dem alten Kanzler Andreä selber, der nach dem Tode seiner Gattin den Tisch im Seminar erhielt, lag an der Zucht und Ordnung unter den Studirenden nicht weniger. Noch sterbend beschäftigte ihn die Sorge, daß doch kein Studirender auf der Universität „verdorben" werden möge, und er machte es seinen Amtsbrüdern zur theuren Pflicht, für reine Lehre und christliche Zucht zu wachen [6]). Den jungen Theologen war er ein väterlicher Freund, der sie besonders beim Antritte eines neuen schweren Amtes zu ermuthigen wußte, und dessen sie noch in höherem Alter mit Freuden gedachten. Daß er seine Seelsorge und sein Predigtamt mit viel Treue und

---

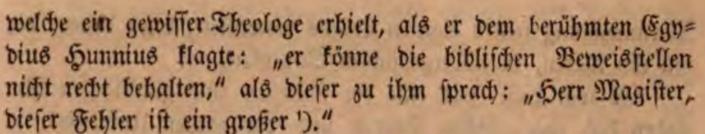
[1]) Fischlin mem. 1, 146 ff. 152. Schott Gesch. d. luth. Bibelübersetzung. [2]) Weißmann 2, 1256. [3]) De ratione concionandi Luc. Os. Dr. 1582. [4]) Zeller 217. [5]) Schnurrer 464. [6]) Pregizer Suevia s. 154.

Daranwagung seines eigenen Lebens verwaltete, blieb denen, die um ihn waren, in unvergeßlichem Andenken.

Es war diese Zeit eine der schönsten und glücklichsten Perioden des theologischen Stiftes und der ganzen Universität [1]). Das Ausland wurde nach und nach auf Württemberg aufmerksam, sandte seine Söhne nach Tübingen, und übertrug Zöglingen des Seminars zum Theil sehr wichtige geistliche Aemter. M. Polycarpus Lyser wurde als junger Mann von 24 Jahren von den Ständen Steyermarks zum Predigtamt nach Gräz berufen, er wies aber diese Stelle ab, um Pfarrer in dem österreichischen Städtchen Gellersdorf zu bleiben, von wo aus er oftmals nach Wien als Prediger berufen ward. Nach dem Sturz der Cryptocalvinisten in Wittenberg wurde er im 25sten Lebensjahr als „württembergischer Stipendiat" von Herzog Ludwig an den Churfürsten August von Sachsen überlassen [2]), und Professor zu Wittenberg, von da nach Braunschweig als Superintendent berufen, und starb als Oberhofprediger zu Dresden. M. Egydius Hunnius wanderte, gleichfalls fast noch ein Jüngling, als Professor der Theologie nach Marpurg [3]) und von da nach Wittenberg, ein Mann, welcher als der tüchtigste evangelische Gottesgelehrte seiner Zeit galt, und der nicht blos in den theologischen Schulen, sondern auch schon als Jüngling in der Schule heißer innerer Anfechtung zum Theologen gebildet war. Die Reichsstädte Frankfurt, Ulm, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Lauingen u. a. beriefen damals auf die ersten Predigerstellen Württemberger [4]). Ins Badische wie ins Hohenlohesche, nach Königsberg, nach Wolfenbüttel, vor allem aber nach Oberöstreich berief man sie. Dort arbeiteten sie nicht ohne schwere Erfahrungen, bald unter den mit dem geistlichen Amte ohnedem verbundenen Mühen, bald unter Kämpfen mit Jesuiten und Calvinisten. Man denke sich unter diesen Männern keine scholastischen Klopffechter! Es war doch ein schönes Zeugniß, das ein Jesuite dem gründlichgelehrten Jakob Heilbrunner, um den sich der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen Deutschlands stritt, gegeben hat: „Heilbrunner könne nichts als beten [5])." Es war so gar keine scholastische Antwort,

[1]) Schnurrer 470. [2]) Schnurrer 474. [3]) Fischlin 1, 281 ff. [4]) Fischlin 1, 253. Sattler H. 5, 140. [5]) Fischlin 1, 222 ff.





welche ein gewisser Theologe erhielt, als er dem berühmten Egydius Hunnius klagte: „er könne die biblischen Beweisstellen nicht recht behalten," als dieser zu ihm sprach: „Herr Magister, dieser Fehler ist ein großer [1])."

Ein paar Zöglinge des Seminars kamen sogar bis in das Morgenland. Salomo Schweigger, zuletzt Prediger zu Nürnberg, ward Hofprediger des Barons Johann von Sinzendorf, des kaiserlichen Gesandten zu Constantinopel. Von dort aus besuchte er das gelobte Land, und gab später eine Erzählung seiner Reise heraus, in welcher er namentlich Jerusalem und das heil. Grab beschrieben hat [2]). Aber noch von größerer Bedeutung war die Zeit, als Stephan Gerlach bei dem kaiserlichen Gesandten David, Freiherrn von Ungnad, Gesandtschaftsprediger zu Constantinopel war [3]). Dem Lehrer der griechischen Sprache Martin Crusius zu Tübingen kam der Gedanke, dem jungen Theologen einen griechischen Brief an den griechischen Patriarchen zu Constantinopel, Jeremias, mitzugeben, mit welchem jedoch Crusius nicht persönlich bekannt war [4]). Er hoffte auf diese Weise dem Gerlach Zutritt zu verschaffen, und durch ihn eine freundliche Verbindung mit der morgenländischen Kirche anknüpfen zu können. Gerlachs frommer anspruchsloser Sinn, gepaart mit einer gründlichen Gelehrsamkeit, und seine Kenntniß der h. Schrift [5]), machten ihn dem Patriarchen und den ausgezeichnetsten Geistlichen und Gelehrten der griechischen Kirche lieb, und auch sie hielten es für der Mühe werth, die früher mit Melanchthon begonnenen Verhandlungen nun mit den tübingischen Theologen zu erneuern. Gerlach übergab dem Patriarchen die von Paul Dolscius ins Griechische übersetzte augsburgische Confession, und bat ihn um sein Urtheil über dieselbe, und Crusius sandte dem Wunsche der Griechen gemäß seine griechische Uebersetzung des heerbrandischen theologischen Lehrbuches, welche Gerlach auch mit mündlichen Erläuterungen begleitete. So ergab sich ein Briefwechsel des Patriarchen mit den Tübinger Theologen, in welchem der erstere ihnen seine abweichenden Ansichten darlegte. Dieselben betrafen insbesondere die Lehre von dem Ausgehen des h. Geistes vom Sohne

[1]) Fischlin 1, 259. [2]) Fischlin 1, 275. [3]) ibid. [4]) Crusius Chronik 2, 328. [5]) Böckh Tüb. 78.

Gottes, welche die Griechen bestreiten; dann die Lehren von dem Verdienst der Werke, von der Heiligkeit des Mönchsstandes, die Verehrung der Heiligen, das Meßopfer und die Traditionen der Kirchenväter, worin die Griechen mit den Römischkatholischen übereinstimmen. Bald ergab sich, daß eine Vereinigung zwischen der evangelischen und griechischen Kirche nicht möglich sei, wiewohl beide Kirchen in Verwerfung des Pabstthums, des Cölibates der Geistlichen, und des Fegfeuers, und in der Vertheidigung der Communion unter beiderlei Gestalten einig waren. Doch blieb den Württembergern als Gewinn: eine nähere Bekanntschaft mit der morgenländischen Kirche, das Bewußtsein, den theuern evangelischen Glauben auch den Griechen dargelegt zu haben, und, so lange Crusius lebte, eine freundliche Verbindung mit jenem Volke, welches seine Jünglinge gerne zu den Füßen des berühmten Lehrers der griechischen Sprache sah *).

Während mit Griechenland über die christlichen Glaubenswahrheiten Verhandlungen angeknüpft wurden, während Martin Crusius selbst mit dem Prokurator des Patriarchen zu Alexandrien einen Briefwechsel begann und auch die coptischen Christen mit der evangelischen Lehre bekannt zu machen suchte, dauerten die Verhandlungen und Kämpfe der Theologen mit ihren katholischen und calvinischen Gegnern fort. Wie die damaligen Verhältnisse es mit sich brachten, nahmen auch die Fürsten lebhaften Antheil an den Kämpfen ihrer Theologen, besonders Herzog Ludwig, der die Streitschriften eifrig las, und mehr als Eine theologische Unterredung der verschiedenen Partheien veranstaltete. Wenn er mit seinen Vettern, den Herzogen von Baiern, zusammen kam, muß zwischen diesen strengkatholischen Fürsten und dem Herzog manches hin und her geredet worden seyn, was die Unterscheidungslehren betraf. Mitunter scheint es den Fürsten wirklich mehr um Unterhaltung zu thun gewesen zu seyn, denn Herzog Ernst von Baiern veranlaßte seinen Jesuiten Fabricius zu einem Religionsgespräch mit Jakob Andreä, welches in Gegenwart Herzog Ludwigs bei einem „Glase Wein" (1572) gehalten wurde [1]). Als später Herzog Wilhelm von Baiern von seiner Badekur

[1]) Sattler H. 5, 24.
*) s. Anhang Nro. 50.



in Göppingen über Stuttgart nach Hause reiste, wurde von ihm und Herzog Ludwig (1590) die freundliche Abrede getroffen: „zwischen dem Jesuiten Gregor von Valentia und Dr. Lucas Osiander ein kurz und eng Religionsgespräch zu veranstalten," an dem der Herzog Ludwig selber Antheil nahm, als der Jesuite das Recht der Laien „in Glaubenssachen nach Anleitung der heil. Schrift zu urtheilen," bestritt [1]). Das ganze Gespräch bewegte sich um die beiden Fragen: „Wer Richter sei in Glaubenssachen, die heil. Schrift oder der Papst?" und „wie der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde?" und der darüber aufgesetzte, bei Fischlin aufbehaltene Bericht wäre wohl nicht unwerth, noch heute von denen gelesen zu werden, welche einen klaren Begriff von der Bedeutung dieser Fragen sich verschaffen wollen [2]).

Kein harmloses Zusammenkommen war es aber, als im Jahre 1589 das Religionsgespräch zn Baden veranstaltet wurde. Hier handelte es sich dem Anscheine nach darum, ob der Markgraf Jakob von Baden-Durlach bei derevangelischen Kirche bleiben, oder zur katholischen Kirche übertreten solle. Die katholischen Fürsten hatten schon lange ein Auge auf den Markgrafen, besonders das bairische Haus, dem er nahe verwandt war, und ihre Bemühungen waren durch die rastlose Thätigkeit eines badischen Rathes unterstützt. Dieser, Dr. Johann Pistorius, war ein ausgezeichnet talentvoller Mann, bald Arzt, bald Jurist, bald Theologe, aber ein ebenso ruheloser Geist, erst Lutheraner, dann Calvinist, dann Katholik. Früher hatte er den Bruder des Markgrafen Jakob, den Markgrafen Ernst Friedrich, zum Calvinismus hinübergezogen, und seinen Vetter Eduard Fortunatus zum Katholicismus gebracht. Nun versuchte er es bei dem Markgrafen Jako, welcher längere Zeit seiner Ueberredungskunst widerstand. Als endlich Pistorius bei dem Markgrafeu seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, ließ er zu, daß ein Religionsgespäch mit den württembergischen Theologen zu Baden zu Stande kam, denn man wollte doch den Schein behalten, als habe sich Markgraf Jakob in einer so wichtigen Sache nicht übereilen wollen, und Pistorius verließ sich ohnedem

---

[1]) Fischlin, suppl. 298—302. [2]) Fischlin suppl. 291—322.

auf seine Redefertigkeit. Nachdem er sowohl den Grafen Friedrich von Württemberg, welcher dem Religionsgespräch anwohnen wollte, als die württembergischen Theologen lange genug hinzuhalten gewußt hatte, kam das Gespräch zu Stande. Hier erschienen Jakob Andreä, Heerbrand, Gerlach — gegenüber Pistorius mit dem Jesuiten Theodor Busäus. Andreä mit schmerzlichem Gefühle erzählend, wie er vor 34 Jahren das evangelische Bekenntniß in Baden eingeführt, und was nun Pistorius gethan habe, um sein Werk zu vernichten, Pistorius triumphirend und die ihm gewordene Erleuchtung preisend. Bei dem Gespräche selber fühlte aber letzterer nur zu bald, daß er mit seinem Schriftbeweise gegenüber den württembergischen Theologen unterliege, und forderte nun, daß sein Gegentheil in schulgerechter Disputirkunst sich mit ihm messe. Die evangelischen Theologen, überzeugt, daß es sich hier nicht um Wortzank, sondern um Ueberzeugung handle, verlangten nun wenigstens das, daß neben der schulgerechten Disputirweise der Kampf mit hellen und klaren Schriftbeweisen geführt werde, weil man sonst in Ewigkeit zu keinem Schlusse komme. Als nun Pistorius dieß nicht zugab, löste der Markgraf Jakob das Gespräch auf. Noch ein Jahr lang schwankte letzterer, ehe er zum Katholicismus übertrat, und so laut Pistorius sich des Sieges rühmte, so konnte er sich nicht verbergen, daß die Hoffnungen, die er von diesem Gespräch für sich gefaßt hatte, doch keineswegs ganz in Erfüllung gegangen waren[1]). Der Graf Friedrich von Württemberg wurde in seiner Abneigung gegen den Katholicismus bestärkt, und obgleich Markgraf Jakob endlich Katholik wurde, und alles vorbereitet hatte, die evangelische Kirche seines Landes zu vernichten, so sollte dieß doch nicht geschehen. Der Tag, an dem die evangelischen Prediger auswandern sollten, war bereits bestimmt, und unter den römischen Katholiken war ein unerhörter Jubel; in Rom hielt Papst Sixtus V. kirchliche Feierlichkeiten und ein Dankfest, aber ehe noch jener Tag erschien, den der Markgraf zur Ausführung gesetzt hatte, wurde er selbst an der Ruhr im 28sten Lebensjahre

[1]) Sattler H. 5, 113—118. Schöpflin hist. zar. bad. 4, 127. 128.



abgefordert; unmittelbar auf jene Feierlichkeiten folgte der Tod Sixtus V. (1590)[1]).

Auch mit den Reformirten fand noch ein Religionsgespräch statt. Graf Friedrich hatte einigen vertriebenen Hugenotten zu Mömpelgard eine Zufluchtsstätte gewährt, und diese wünschten eine Unterredung Andreäs mit dem Haupte der französischen Reformirten, mit Beza, in der Hoffnung, eine Annäherung beider Religionspartheien zu erzielen. Aber auch dieses Religionsgespräch diente nur dazu, den Unterschied beider Theile klarer zu machen, indem Beza die calvinische Prädestinationslehre in ihrer ganzen Härte vortrug: „Gott habe einen Theil des menschlichen Geschlechtes zur Seligkeit, den andern allein zu dem Ende erschaffen, daß dieselbigen Menschen ewig sollten verdammt werden, auf daß Gott seine Gerechtigkeit an ihnen könnte erweisen. Diesem unabänderlichen Rathschlusse Gottes, der die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß vorherbestimmt habe, könne niemand widerstehen" (1586). Auch hier schied man ohne Vereinigung[2]).

Doch nicht allein in öffentlichen Religionsgesprächen wurde der Kampf geführt, diese dienten nur dazu, Streitschriften hervorzurufen, in welchen er sich noch heftiger verbreitete, und die in unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit erschienen. Kein namhafter Tübinger Theologe kann genannt werden, der nicht eine Anzahl von Streitschriften geschrieben hätte. Meist sind sie zwar hervorgerufen durch Angriffe von Seiten der Reformirten und der Katholiken, besonders der Jesuiten, doch waren es auch die württembergischen Theologen mitunter selbst, welche den Angriff machten. Nicht leicht entgieng eine kirchliche Erscheinung ihrem scharfen Blicke, und keine Einwendung gegen das evangelisch-lutherische Bekenntniß ließen sie unbeachtet. Wenn schon jene größeren, demselben entgegenstehenden Kirchenpartheien sie oft zur Vertheidigung aufriefen, so waren es doch auch kleinere Secten, wie die der Wiedertäufer und Schwenkfelder, deren Angriffe sie abwehrten. Auch einzelne Erscheinungen, wie die Lehre Samuel Hubers (Gott habe alle Menschen, sie möchten nun glauben oder nicht, zum ewigen Leben erwählt),

---

[1]) Pregizer Suevia 159. Schöpflin 4, 129. [2]) Sattler H. 5. Beil. p. 7. 8. Weißmann 1, 1579.

oder Behauptungen einzelner italienischer Naturalisten, entgiengen ihnen nicht. Ja selbst über die Lehre des Muhamedanismus hat man Schriften damaliger württembergischer Theologen.

Oft hat man in neuerer Zeit gelächelt über diese schwäbische Orthodoxie, oft diese Polemik verwünscht. So gut ist es jenen Vätern noch nicht geworden, daß man, bei aller Anerkennung menschlicher Schwachheiten, den Eifer für Festhaltung der ewigen Wahrheit, ihre oft ans Unglaubliche gränzende, aufopfernde Thätigkeit für das Ganze der Kirche, ihre unabläßigen Gebete, ihr beständiges Hinblicken auf das Bedürfniß der Gemeinden geehrt hätte.

Drittes Kapitel.

Verhältnisse der württembergischen Kirche nach Außen, und ihr Gemeindeleben.

Hand in Hand mit jener Polemik giengen kleinere Kämpfe der verschiedenen Religionsparthien auf politischem Boden, und der größeste bereitete sich vor. Sowohl die evangelische als die katholische Religionsparthei suchte sich auszubreiten, und es kam da und dort wirklich zu kriegerischen Auftritten. So zu Cöln, wo der Churfürst Gebhard zur protestantischen Parthei übertrat, sich vermählte, und dennoch das Churfürstenthum behaupten wollte (1583). Dorthin hatte H. Ludwig bereits einzelne Theologen gesendet, um die vielen Bürgern der Stadt erwünschte Reformation zu beginnen [1]), aber der geistliche Vorbehalt stund entgegen; mit spanischer Hülfe wurde die kaiserliche Acht vollzogen, und der Churfürst vertrieben [2]). Wenn schon dieses Ereigniß, bei welchem sich jedoch die Protestanten im Ganzen sehr nachgiebig zeigten, eine gewisse Spannung hervorbringen mußte, so war eine scheinbare Kleinigkeit noch viel geeigneter, die Gemüther zu erbittern, und in das tägliche Leben den Zunder der Feindschaft zu werfen. Das war ein neuer Kalender, den der Papst Gregor XIII. verfertigen ließ, und auch

---

[1]) Sattler H. 5, 86. [2]) Mosheim K.G. 3, 309 Anm.



in Deutschland gehalten haben wollte. Der bisherige Kalender war nicht ganz nach den Regeln der Astronomie abgefaßt, und Gregor ließ ihn durch seine Astronomen verbessern [1]); aber, und das war ihm das Wichtigste, er erklärte: „dieser Kalender sei darum fürgenommen, daß die Feste in der Kirche samt der lieben Heiligen Gedächtniß und andere Gottesdienste zu rechter Zeit gehalten werden. Werden Gottesdienste an anderen Tagen gehalten, so sollen sie unkräftig und untauglich seyn [2])." Der Kaiser, als Katholik, fügte sich dieser päpstlichen Anordnung, bat auch die protestantischen Stände, sie sich gefallen zu lassen. Aber hier stieß er auf den ernstlichsten Widerstand, zumal da die Cölner Sache in die gleiche Zeit fiel. „Der Papst," hieß es, „wolle sich das allgemeine Hirtenamt, auch über die Protestanten, anmaßen, die ihn Gottlob schon lange nicht mehr als ihren Hirten anerkennen. Den Feinden der Kirche aber dürfe man auch in Mitteldingen nicht weichen, noch sich etwas von ihnen aufdringen lassen; den Kalender annehmen, wäre eine Kleinmüthigkeit, die den Papst nur zu mehreren weiteren Eingriffen ermuthigen könnte. Würde dagegen der Kaiser durch seine Mathematiker einen allgemeinen Reichskalender entwerfen lassen, so würde man sich ihm zu lieb' gerne fügen [3])." Da nun dieß nicht geschah, so behielten die Katholiken den neuen, die Protestanten den alten Kalender bei, bis mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts die letzteren (durch Beschluß des **Corpus Evangelicorum**) „den verbesserten", dem Gregorianischen fast gleichstimmigen „Kalender" annahmen, nachdem die Kalendersache zu so vieler Uneinigkeit im öffentlichen und Privatleben Anlaß geworden war, besonders in Orten, wo beide Confessionen zusammenwohnten, und nun ein Theil Werktage hatte, während der andere seine Festtage feierte [4]). Freilich an manchen Orten, wo die Protestanten unter katholischen Fürsten lebten, wurde ihnen der gregorianische Kalender aufgedrungen, so in Oberöstreich. Ein bedeutender Theil der dortigen Geistlichen waren württembergische Seminaristen, und somit dem Herzog von Württemberg und der Landeskirche fortwährend verpflichtet. Sie fragten bei dem Stuttgarter Consistorium an, wie sie sich zu verhalten haben, und erhielten

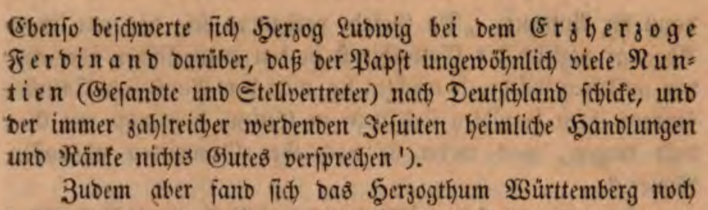
[1]) v. Breitschwert, Keplers Leben 28. [2]) Sattler-H. 5, Beil. 50. [3]) ibid. [4]) Essig Welthistorie 208.

dann die Antwort: „Da Gefahr vorhanden sei, daß mit ihrem Abgange zugleich der Gottesdienst in den evangelischen Gemeinden aufhören würde, so möchten sie, nicht dem Papst zum Dienste, sondern ihren betrübten Schäflein zu Gutem, dasjenige mit Geduld tragen, was weder sie noch ihre Gemeinden abschaffen können."

Am tiefsten aber erbitterten die fortgehenden Nachrichten römisch-papistischer Grausamkeit gegen die Glaubensgenossen. Vor Allem die Kunde von der Pariser Bluthochzeit, diesem Werke der größten Arglist, Bosheit und Blutdurst, für welche Mordgreuel eine mit reichem römischem Ablaß verknüpfte Freudenfeier von Papst Gregor XIII. abgehalten wurde. Das war nun offen am Tage, daß man Schwert und geheime politische Verhandlungen für die Hauptstützen des Papstthums hielt. Herzog Ludwig war zwar immer von denen, welche das Beste hofften, und sich auf den Augsburger Religionsfrieden verließen, aber nach und nach ward er auch argwöhnisch, und das viele Hin- und Herreisen der Jesuiten machte ihm Bedenken. Mit Vorwissen des Herzogs schrieb daher sein Hofprediger Lucas Osiander, der Aeltere, seine „Warnungen gegen die jesuitischen Anschläge und Practiquen (1585) [1]." Als nun der Herzog Albrecht von Baiern sich darüber beschwerte, daß man diese „gottselige und gelehrte Leute" ohne Grund antaste, erklärte Ludwig: wie solches nur Antwort auf ein jesuitisches Pasquill sei. „Mit Anspielung auf die Wappenbilder der evangelischen Fürsten (z. B. den Löwen im pfälzischen, den Adler im brandenburgischen Wappen) sagen die Jesuiten: diese und jene Thiere müssen aus Gottes Weinberge vertrieben werden. Diese Anspielung lasse sich auf die Wappen der katholischen Fürsten auch anwenden, und ziele darauf hinaus, daß die fürstlichen Familien vertilgt werden, und die Herren Jesuiten sich ihrer Lande, der schönen Weinberge, bemächtigen möchten." Aus Begierde nach Unruhen werde von den Jesuiten und andern katholischen Schriftstellern „der so hochverpönte Augsburger Religionsfrieden in Zweifel gezogen, sie nennen ihn nur „„eine Toleranz,"" suchen ihn mithin zu durchlöchern [2]."

[1]) Fischlin mem. 1, 154. Sattler H. 5, 95. [2]) Sattler H. 5, 95. 96.





Ebenso beschwerte sich Herzog Ludwig bei dem Erzherzoge Ferdinand darüber, daß der Papst ungewöhnlich viele Nuntien (Gesandte und Stellvertreter) nach Deutschland schicke, und der immer zahlreicher werdenden Jesuiten heimliche Handlungen und Ränke nichts Gutes versprechen [1]).

Zudem aber fand sich das Herzogthum Württemberg noch besonders bedroht. Herzog Ludwig hatte keine Kinder, und wenn sein Vetter Graf Friedrich gleichfalls unbeerbt gestorben wäre, so würde Württemberg an das Haus Oestreich als Afterlehen zurückgefallen seyn, und alsdann die evangelische Kirche wohl dasselbe Loos gehabt haben, das sie in den Erblanden dieses Hauses erfahren mußte. Ja es schien, als warte man nur auf H. Ludwigs Tod, um das Land dem Papstthum zu unterwerfen. Die Spanier, welche damals das Bisthum Cöln besetzten, hatten bereits ihre Anschläge, nach Ludwigs Tod hereinzubrechen [2]). In Baiern aber machte ein vom evangelischen Glauben abgefallener Württemberger, Namens Christoph Ziegler, den Jesuiten den Vorschlag: „sobald H. Ludwig sterbe, alle Kräfte zu vereinigen, um das Land dem Herzog Ferdinand zu Insbruck in die Hände zu bringen. Da solle zu den Waffen greifen was nur könne, selbst Mönche und Chorherren sollen in Württemberg einfallen, was Widerstand leiste, niedermachen, Kirchen und Schulen besetzen. Anders könne man wie er wohl wisse, die Württemberger nicht zur Unterwerfung bringen. Sie hangen zu fest und hartnäckig an ihrer Religion, um auf Verheißungen, Geschenke, Schriften und Rathschläge hin sich zum Gehorsam gegen die römische Kirche zu verstehen *)."

Was dieser Christoph Ziegler von der Anhänglichkeit des Landes an sein Glaubensbekenntniß spricht, hat durchgehends seine Wahrheit. Alle Classen des Volkes, des Adels, die Universität, der Herzog hieng seinem Glauben fest an. Wie besorgt waren insbesondere die Stände des Landes für Erhaltung der reinen Lehre, wie sprach sich diese Anhänglichkeit so klar aus auf den Landtagen!

Und daß mit dieser Liebe zu dem evangelischen Bekenntniß auch das Bestreben sich verband, demselben im Leben Ehre zu

[1]) Sattler H. 5, 96. 97. [2]) Sattler H. 5, 90.
*) s. Anhang Nro. 51.

machen, das darf im Ganzen nach allen Spuren nicht in Abrede gestellt werden. Noch lange erhielt sich der geistliche Stand auch im Auslande das schöne Lob, daß in Württemberg mehr als an andern Orten „fromme, gottesfürchtige und getreue Lehrer sich finden [1]).“ Unter den höchsten Ständen finden wir Männer von wahrer Gottesfurcht und einem geraden redlichen Sinne. Das Volk, das unter der Zucht der väterlichen Gesetze des H. Christophs stand, fand diese ganz angemessen, und sah ihre fortwährende Handhabung so gerne, daß, als später diese Zucht schlaffer wurde, die Gemeinden sie laut zurückwünschten [2]). Von dem Eifer für christliche Zucht zeugt unter anderem das bei den Ständen berathene Gesetz, das den Ehebruch bestrafte: wer zum erstenmale eines solchen Vergehens überwiesen ward, sollte eingethürmt und für ehrlos erklärt werden, auf die Wiederholung aber war Todesstrafe gesetzt [3]).

Daß es nicht an Beweisen werkthätiger Liebe jener Zeit fehlt, davon zeugen die Stiftungen. Noch haben unsere Armen die fürstlichen Stiftungen eines H. Christoph und Ludwig zu genießen. Noch genießen viele junge Männer die in jener Zeit gegründeten Familienstipendien, z. B. das Grempische, Hochmannische, Weinmannische, besonders aber das Fickler ische (1590). Letzteres wurde mit dem sogenannten Martinianer Stift (jetzt bekannt unter dem Namen der neue Bau, in welchem der Ficklerischen Verwandtschaft einige Stellen offen stehen) vereinigt, aber außer dem Ficklerischen Stipendium ist noch eine bedeutende Anzahl anderer gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gemachten Stiftungen dem Martinianum beigefügt worden, deren Ertrag nicht einzelnen Familien, sondern dürftigen Studirenden überhaupt zu gut kommt. Aus der Zahl dieser Jünglinge, denen das Studium allein durch und in dem neuen Baue ermöglicht wurde, sind ausgezeichnete Theologen, Staatsmänner und Aerzte hervorge-



---

[1]) Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes, das Valentin Andreä so unnachahmlich schön gezeichnet hat, und das Herder in den Briefen über das Studium der Theologie mittheilt, gibt einen Blick in das damalige württembergische Pfarrleben. (Abgedruckt aus der geistl. Kurzweil Straßb. 1619, in „Löhe, der evang. Geistliche Stuttg. 1852“ p. 2.) [2]) Pfaff Stuttgart 1, 105. [3]) Sattler H. 5.

gangen, und noch besteht diese wohlthätige Anstalt unserer Universität als ein Zeugniß der Wohlthätigkeit der Väter für die Nachkommen. Mit den wohlhabenderen höheren Ständen Württembergs wetteiferten in Stiftungen für Kirchen, für Studirende und für Arme, die freien Reichsstädte, aber auch der Bürger in kleinen Landstädtchen und selbst der Bauer stiftete namentlich „für Hausarme" manches kleine Capital, dessen Zinse man noch jetzt genießt, und das uns an den frommen Sinn der Väter erinnern mag!

Dennoch ist gegen das Ende der Regierung des Herzogs Ludwig zu bemerken, wie die christlich-sittliche Zucht nicht mit dem alten Ernste mehr gehandhabt wurde. Das Beispiel des Herzogs selber war hierin ein übler Vorgang. So fest er bis an's Ende an dem evangelischen Bekenntnisse hielt, so sehr seine Milde, Freundlichkeit, Offenherzigkeit sich gleich blieb, das Laster der Trunkenheit, dem er diente, wollte er nicht ablegen. Vergeblich bat und warnte ihn sein rechtschaffener Geheimerrath, Melchior Jäger von Gärtringen, der sein ganzes Vertrauen besaß, selbst die sichtbare Abnahme seiner Kräfte machte ihn nicht bedenklich. Dazu hatte er seine Freude an allerlei Schwänken, besonders, wenn sie etwas geistlich lauteten, und zog in dieß Wesen nach und nach auch seinen Hof hinein. Manches blieb ungerügt, weil es ihn erheiterte, wenn gleich eine ernste Rüge am Platz gewesen wäre. So konnte er zwar einigen Aebten „das Panketiren" verweisen, aber den Professor in Tübingen, Nicodemus Frischlin, hielt er, trotz offenbarer Zügellosigkeit, so lange, bis es zu den schreiendsten Auftritten in Tübingen kam, und dieser talentvolle Mann nicht mehr in die Schranken der Ordnung zurückzubringen war, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihn Frischlins Schwänke ergötzten. Die studirende Jugend that es nur diesem beliebten Lehrer nach; das Saufen, das nächtliche Gassenlaufen, Streitigkeiten mit den Bürgern nahmen unter den Studirenden so überhand, daß z. B. die Stadt Nürnberg ihre Söhne nicht mehr nach Tübingen senden wollte [1]). Besonders ungebunden waren

[1]) Mohl, Geschichtl. Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16ten Jahrhunderts. 1838. 2te Ausg. p. 40.

viel adelige Studirende, welche sich durchaus nicht zurechtweisen lassen wollten, und mit denen der Kanzler Andreä und der akademische Senat fortwährend Mühe hatte. Für den jungen Adel war es daher wohlgethan, daß noch zu Ludwigs Zeiten die Errichtung „der Edeln Schule" (**Collegium illustre**) zu Stande kam, einer Anstalt, welche bereits Herzog Christoph beabsichtigt hatte. Die schönen Früchte, welche das theologische Seminar zu Tübingen für die evangelische Kirche trug, brachte auf den Gedanken an Errichtung einer ähnlichen Anstalt für künftige Regenten und höhere Obrigkeiten des Landes. Denn wie Herzog Christoph und sein Sohn Staat und Kirche in ihrer Einheit als göttliche Institute zur Förderung des zeitlichen und ewigen Heiles ihrer Unterthanen ansahen, so war es ihnen nicht blos um wissenschaftliche Bildung, sondern auch um evangelisch-christliche Erziehung ihrer Angehörigen, ihres Adels, ihrer Räthe zu thun. Auch Ausländern war der Zutritt zu dieser Stiftung gestattet; eine schöne Reihe von Söhnen aus den ersten evangelischen Fürstenhäusern wurde in der Folgezeit in dieser Anstalt gebildet, und noch mehr benützte der deutsche Adel den Zutritt zu derselben [1]).

Herzog Ludwig trieb an der Vollendung des Gebäudes, das für diese Anstalt bestimmt war, ungemein eifrig, und die Freude war groß, als er dasselbe am 27. September 1592 einweihen konnte. Es war, als hätte er geahnt, daß Eilen nöthig sei. Denn ein Jahr darauf war er nicht mehr am Leben. Ein schneller Tod raffte ihn hinweg. Von der Jagd am 7. August 1593 zurückgekehrt, that er bei großer Hitze einen kalten Trunk, und legte sich, anscheinend ganz wohl, zu Bette. Den andern Morgen aber überfiel ihn eine heftige Bangigkeit, und um 10 Uhr früh war er schon eine Leiche. Ein Zeitgenosse schreibt: „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen zu Hof von seiner Gemahlin, Frauenzimmern, von den Hofdienern, den Räthen und den Bürgern der Stadt sich erhoben, ist unaussprechlich." Alle fühlten, daß ihnen ein auch dem Geringsten wohlwollender Fürst, eine Stütze der evangelischen Kirche, ein Regent ohne Falsch gestorben sei; die Kranken und Armen und die um des

---

[1]) Zeller Tüb. 146 ff.



Glaubens willen Verfolgten hatten an ihm einen Wohlthäter, die Herzogin einen treuen Gemahl verloren. Noch ist zu seinem Lobe beizufügen: daß er gerade demjenigen seiner Räthe das größeste Zutrauen schenkte, der ihm am offensten die Wahrheit sagte, und ihn am flehentlichsten „um Gottes und des jüngsten Gerichtes willen" bitten konnte, dem Trunke zu entsagen, „daraus, wie St. Paulus schreibt, ein unordentliches Leben folgt, welches nicht allein zeitliche Strafen, sondern auch ewige Verdammniß auf sich trägt." Selbst die religiösesten Unterthanen des Herzogs, denen neben seiner Trunkliebe jene Freude an religiösen Comödien ein Anstoß seyn mußte, sahen mit größter Besorgniß dem Tode des durch so viele bessere Züge ausgezeichneten Herzogs entgegen, um so mehr, da man allgemein annahm, daß Oestreich, wenn er gestorben seyn werde, sich Württembergs bemächtigen dürfte. Der wahrheitsliebende, um seines Patriotismus willen wohlbekannte Geheimerath G. A. Renz gibt in seiner Geschichte Württembergs dem Herzog Ludwig das Zeugniß, das er keinem andern Herzog gab: „Er ward von seinen Unterthanen unaussprechlich bedauert!"

Viele mochten ahnen, daß eine gewaltige Hand über sie komme; sie kam in Ludwigs Nachfolger, dem Herzoge Friedrich, doch also, daß das kirchliche Bekenntniß bei ihm geschützt wurde, und seine Zeit für Manchen, der unter Ludwig sein Haupt zu hoch erhoben hatte, eine Läuterungszeit geworden ist.

Vierter Abschnitt.

Wie unter Herzog Friedrich die württembergische Kirche einer Prüfung bedürftig ward und derselben entgegengieng.

Erstes Kapitel.

Herzog Friedrich und die württembergische Kirche.

Schon in frühen Jahren zeigte sich bei Herzog Friedrich ein ausgezeichnetes Talent; aus dem stolzen Jünglinge

ward ein energischer, hochstrebender Mann. Sein ganzes Wesen verrieth französische Sitten, dabei war er wißbegierig bis zum Aberglauben, und schnell aufbrausend, ein Freund fürstlicher Pracht, ungemein unternehmend und in seinen Unternehmungen beharrlich. In frühester Jugend war er am Hofe Herzog Christophs erzogen worden, hatte sich umfassende wissenschaftliche Kenntnisse erworben und auf größeren Reisen sie erweitert. Von Geburt war er so schwächlich, daß man für sein Leben fürchtete; als Jüngling entgieng er in Mömpelgard einem Mordanschlag, bald darauf wäre er auf der Jagd beinahe dem Angriff einer ungeheuren Bärin erlegen; auf seinen Reisen nach England brachten ihn Meeresstürme in die äußerste Lebensgefahr, dann eine Räuberbande. Als Regent entgieng er den Folgen eines ihm (von einem Alchymisten) gereichten Giftes und der Kugel einer Verbrecherin[1]). Die Hand der Vorsehung, welche ihn zum Stammvater des württembergischen Regentenhauses bestimmt hatte, wachte über seinem Leben.

An Friedrich erhielt die evangelische Kirche einen Fürsten, der das Bekenntniß derselben mit aller Entschiedenheit zu vertreten sich berufen hielt. Zwar der Papst Clemens VIII. wagte sich an ihn mit einem recht reizenden Vorschlage, aber vergeblich. Er ließ ihm durch den Bischof von Constanz sagen: „wenn er katholisch werde, so wolle ihm der Papst über alle geistlichen Güter seines Landes das Patronatrecht verleihen, so daß einer, zwei oder drei seiner Söhne oder Vettern alle Klöster des Landes als Commenden empfangen sollen (d. h. wenigstens die Einkünfte der Abteien, und zwar je ein Prinz die Einkünfte mehrerer Abteien zusammen). Diese könnten dann den übrigen nachgeborenen weltlichen Prinzen jährlich eine gewisse Summe von ihren Einkünften verabreichen, auch noch dazu in Straßburg, Mainz, Köln und in andere katholische Stifter aufgenommen werden (d. h. auch der Einkünfte reicher Domkapitelstellen theilhaftig werden)[2]). In der That war bei der großen Familie des Herzogs und bei seinen ungemeinen Geldverlegenheiten der Plan des Papstes fein angelegt. Eben so wenig war dem Herzog durch die Artigkeiten beizukommen,

[1]) Pfaff Gesch. v. W. 3, 191 ff. 237. [2]) Carolus Memorab. 1. 2. Celebrirung des ev. Jubelfests 1730. p. 15.

mit welchen ihm auf seiner Reise nach dem Lande der Kunst und Pracht, nach Italien, begegnet wurde. Es zog ihn zwar an, die Feierlichkeiten des Jubelfestes (1600) in Rom zu sehen; aber er wollte dabei ganz unbekannt bleiben, und Alles, was er sah und hörte, hatte auf seine kirchlichen Ansichten keinen Einfluß[1]). Eben so wenig die katholischen Künstler und Fremden aus Italien und Frankreich, die an seinen Hof kamen, und von denen man römisch-katholischerseits auch einige Hoffnungen hegte[2]). Zwar verbot er nach seiner Rückkehr aus Italien seinen Predigern das Schmähen über den Papst, und äußerte dort gegen einen katholischen Fürsten, daß er gegen die Einrichtungen der römischen Kirche keinen Abscheu habe[3]); allein bei besonderen Gelegenheiten zeigte er doch sehr deutlich seine Abneigung gegen den Papst. Als dieser die Untersuchung der schwäbischen Klöster begehrte, schrieb der Pfalzgraf von Neuburg an Herzog Friedrich, „ob dann darunter auch die protestantischen verstanden seien?" Friedrich antwortete: „Unsere Resolution ist, daß im Reich die protestirenden Fürsten von keinem Papst wissen, sondern der Kaiser ihr Oberhaupt ist, dabei soll man es bewenden lassen." Auch zum Calvinismus zeigte er keine Neigung, und es war somit rücksichtlich der Erhaltung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses nichts zu besorgen.

Im Gegentheil, er bethätigte auf mannigfaltige Weise seine Sorge für dasselbe. Bei dem im Jahre 1599 geschlossenen Prager Vertrag, durch welchen zwar die östreichische Afterlehenschaft aufgehoben wurde, aber die Erbfolge des Erzhauses im Falle des Aussterbens des württembergischen Fürstenstamms auf's neue Bestätigung erhielt, fand Friedrich manche Schwierigkeiten, seine Landeskirche auf diesen Fall zu sichern[4]). Nur seinem beharrlichen Begehren gelang es endlich, daß bestimmt wurde: „daß die Religion der Augsburgischen Confession im Falle des Anfalls Württembergs an die östreichische Herrschaft beständig bleiben, und daß es bei der anjetzo befundenen Verordnung der geistlichen, gegen andere Herrschaften jetziger Zeit unbestrittenen, Gefälle bleiben solle[5])." Selbst als in Folge der

[1]) Sattler H. 5, 231 ff. [2]) Der Jesuitenorden und seine Unverträglichkeit mit den deutschen Verhältnissen. p. 44 ff. [3]) Pfaff 3, 218. [4]) Pfaff 3.a, 203. [5]) Eisenlohr Einl. 108.

gewaltthätigen Eingriffe des Herzogs in die landschaftlichen Freiheiten (1607) „die Erklärung des Tübinger Vertrags" erschien, wurde auch in diese noch die Bestimmung aufgenommen, „daß die Erbhuldigung nur dann verbindlich seyn solle, wenn die Landesreligion ohne alle Aenderung erhalten werde [1])." Einen weitern Beweis von Eifer für die Erhaltung derselben gab Friedrich durch seine Ordination für die Universität Tübingen (1601). Vorangestellt wurde, als ausdrücklicher Wille des Herzogs: „die Erhaltung der reinen, alleinseligmachenden evangelischen Religion, als Fundament, worauf die Universität erbaut ist und werden solle [2])." Sämmtliche Professoren sollten von nun an auf die Concordie beeidigt werden, nicht mehr blos auf die Augsburger Confession [3]). Alle Schriften der theologischen Fakultät in Tübingen, welche von einiger Bedeutung seien, sollten der Censur des herzoglichen Consistoriums unterworfen seyn; die Wahl der Professoren der Theologie sollte durch eine eigene verordnete Commission, in welcher der Kirchenrathsdirektor und Landpropst sich befanden, im Interesse des kirchlichen Bekenntnisses überwacht werden. Dieselbe Commission hatte alljährlich die Universität zu visitiren [4]). (Dieß war noch bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Fall).

Aber so günstig die Zeit Friedrichs für Erhaltung des kirchlichen Bekenntnisses seyn mochte, so manches Mißliche fand sich in seinem Verhältnisse zu der höheren Geistlichkeit des Landes, so manche bedenkliche Erscheinung wies auf eine Verschlimmerung der religiös-sittlichen Zustände hin.

Mit der höheren Geistlichkeit, d. h. mit den Klosteräbten und mit zwei von seinen Hofpredigern, war Herzog Friedrich unzufrieden und bethätigte dieß bei verschiedenen Umständen. Indeß lag der Grund der Unzufriedenheit nicht in einer etwaigen Abneigung gegen den geistlichen Stand, denn diese lag nicht im Charakter des Herzogs. Auch war es keineswegs vorherrschendes Familieninteresse, was die höheren Beamten, die Stände und die Vertreter der Geistlichkeit verket-

[1]) Eisenlohr Einl. 108. [2]) Moser erl. Württemb. 2, 38. [3]) Zeller Tüb. 370. 371. [4]) Moser 2, 81. 38. Böckh Tübingen 278.



tete[1]), daß sie sich dem Herzog so einmüthig widersetzten[2]). Die Opposition hatte ihren Hauptgrund in der Anhänglichkeit der Prälaten, mit der sie die Anordnungen Herzog Christophs festhielten, wozu die Freimüthigkeit der beiden Hofprediger Lucas Osiander und Felix Bidembach kam. Und beides, besonders das erste, konnte der Herzog nicht ertragen.

Er hatte es dem alten Lucas Osiander schon verübelt, daß er seinen Hofleuten so scharf predigte; doch die treuherzige Rechtfertigung desselben, „daß man den Hofleuten so gut als andern Menschen das Gesetz schärfen müsse," hatte er wenigstens nicht bitter aufgenommen. Aber als Osiander gegen einen Lieblingsplan des Herzogs angieng, so brach letzterer desto heftiger hervor. Gewerbe und Handel zu fördern und dadurch sein Einkommen zu vermehren, war ein Hauptanliegen des Herzogs, daher suchte er auch eine Niederlassung von Juden in seinem Lande zu Stande zu bringen. Die Unzufriedenheit über diesen Plan war allgemein, und Osiander glaubte noch besondere Pflichten als Hofprediger zu haben, um den Herzog davon abzumahnen. Er schrieb daher an ihn und machte ihn aufmerksam „auf die unerhörten Lästerungen der Juden gegen Christum, auf ihren bittern Haß gegen die Christen, und auf ihren Wucher und Betrug, mit dem sie die armen Unterthanen an den Bettelstab bringen. Endlich eiferte er auch gegen die Magie (Zauberei), welche ein Hofjude des Herzogs treiben solle." In dem heftigsten Tone, der jedoch die Achtung des Herzogs vor dem alten Manne selbst unter Schmähungen nicht verkennen ließ, antwortete Friedrich. Als aber nun auch die Landstände, in deren engerem Ausschusse Osiander saß, die

---

[1]) Nähere Vergleichung der Namen zeigt, daß die oftgenannte kirchliche Aristokratie den Nepotismus bei weitem nicht so sehr ausgedehnt hat, als man gewöhnlich annimmt. Man vergleiche Fischlini Memoria th. württemb. und Binders Lehrämter, so wird man hinlängliche Beweise finden, wie würdige, im niedern Stande geborene Männer ohne Verschwägerung rc. zu den ersten Stellen gelangt sind, und auch das wird man finden, daß die damals so viel bedeutenden Bidembache und Osiander Männer von so anerkanntem Talent und Werth waren, daß ihnen auch im Auslande Ehrenämter offen gestanden sind.

[2]) Man vergleiche Sattler H., Binder Lehrämter 1, die Prälaturen, und Fischlin mem. die Biographieen 1 u. 2.

Landesgesetze und Verträge, welche die Juden von Württemberg ausschlossen, geltend machten, entbrannte der Zorn des Herzogs dergestalt, daß er von Osiander eine fußfällige Abbitte verlangte, und auch dieß noch als eine besondere Gnade angesehen wissen wollte. Osiander aber erklärte: „Er könne nicht abbitten, er habe seinen Brief aus Trieb seines Gewissens und aus Liebe zu seines gnädigen Herrn Seele geschrieben; habe er sich damit versündigt, so solle man ihm seinen alten Kopf entweder vor der Canzlei oder auf öffentlichem Markt herunterschlagen.“ Es kostete ihn seine Hofpredigerstelle und sein Amt als Prälat von Adelberg; aber der Herzog ehrte ihn in der Stille dadurch, daß er in der Prälatur zu Adelberg ihm seinen Sohn Andreas zum Nachfolger gab (1598), und die Juden zwar annahm, aber unter so beschränkenden Bedingungen, daß sie mit ihren Modewaaren bald aus dem Lande wegzogen [1]).

Mit nicht geringerem Eifer hatte Felix Bidembach, früher Hofprediger, später Prälat zu Adelberg (Nachfolger des Andreas Osiander), die ständischen Rechte auf dem ersten Landtage von 1607 (gegen den Geheimenrath des Herzogs Dr. Enslin) vertheidigt, und auf treues Halten des so theuer beschworenen Tübinger Vertrages gedrungen; ein Vorgang, der die sämmtlichen Abgeordneten zu der einstimmigen Bitte an den Herzog ermuthigte, doch von allen vorgeschlagenen Aenderungen dieses Vertrages abzustehen. Der fromme, damals noch junge Mann hatte in schweren inneren Kämpfen die Furcht vor dem Tode überwunden, darum scheute er den Zorn des Fürsten nicht. Eine Folge seines freimüthigen Wortes war, daß er, und mit ihm von vierzehn Prälaten noch neun andere, von der Theilnahme an dem zweiten Landtage von 1607 ausgeschlossen wurden, auf welchem Herzog Friedrich die Gewährung aller seiner Wünsche erzwang, den er aber nur um drei viertel Jahre überlebte [2]).

Aber alles dieß, selbst einige Eingriffe in die Rechte des Kirchengutes, hatten die übeln Folgen für die Landeskirche nicht, welche die Hofhaltung des Herzogs und seine Nachsicht gegen polizeiliche Vergehen hatte. Schon das Privatleben des Herzogs hatte seinen dunkeln Schatten. Man wußte, daß er

[1]) Sattler H. 5, 208 ff. Moser patr. Archiv, 9, 247. [2]) Spittler Gesch. W. 218 ff. Pahl 3, 207—209.



seiner edeln Gemahlin, welche ihm fünfzehn Kinder geboren hatte, sehr untreu war, wodurch er öffentliches Aergerniß erregte. Er brachte die Alchymisterei erst recht in Schwung, und hielt einen Goldmacher und Magier nach dem andern an seinem Hofe; selbst für Theologen war es eine gute Empfehlung, wenn sie tüchtig laboriren konnten. Zum Aberglauben, der hiedurch verbreitet wurde, kam noch die Ueppigkeit. „Die Hofhaltung," sagt Pfaff, „wurde viel kostbarer, die Hofdienerschaft zahlreicher, die Feste häufiger. Auch die Zahl der Ausländer, namentlich der Franzosen und Italiener, vermehrte sich, und mit ihnen kamen fremde Sitten und Laster, deren Wirkung auf die Bewohner der Hauptstadt troß den Ermahnungen eifriger Seelsorger sich in einer üppigeren, freieren Lebensart, in vermehrter Genußsucht, im Nachahmen fremder Moden und Thorheiten immer deutlicher zeigte [1])." Französische und spanische Romane, zum Theil unsittlichen Inhaltes, fanden Eingang. So schreibt Thomas Lansius: „Kaum kann ein Mädchen lesen, so gibt man ihm sogleich Liebesgeschichten, verführerische Romane und Gedichte, und legt so seiner Schamhaftigkeit und Keuschheit Fallstricke. Es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Hinsicht eine strenge Censur eingeführt werde. Die Verderbniß in Deutschland wäre geringer, wenn es nicht Menschen darin gäbe, welche solche Bücher schreiben, an denen nichts Ausgezeichnetes ist als die Sprache, welche sie von der vollendetsten Buhlerin gelernt zu haben scheinen [2])." Und in der That, es wurde allgemein geklagt, daß auch im bürgerlichen Leben die Buhlerei überhand nehme, und die Zahl der unehelichen Geburten sich auf eine auffallende Weise vermehre. Die Zechen wurden (bei der damaligen Wohlhabenheit) unmäßig und bis um Mitternacht fortgesetzt. Die Gassen waren, wie die Synode (1599) klagte, voll Singen und unmäßigem Geschrei hin und her. In Stuttgart kam es (1605) öfters vor, daß Betrunkene mit bloßen Wehren auf den Straßen hin- und herrannten, die Leute anfielen, mißhandelten und verwundeten, so daß der Herzog auf die Klage des Vogtes befahl, ohne Unterschied des Standes jeden zu verhaften, der dieß thue. Am ausgelassensten gieng es zur Zeit der Fastnacht her; da lebte

[1]) Pfaff Stuttg. 1, 105. [2]) Pfaff Gesch. v. W. 3a, 282. 283.

alles in Saus und Braus, die Leute liefen Tag und Nacht „schier toll und rasend“ in ihren Vermummungen umher. Selbst der geheime Rath (Oberrath) klagte, und bat den Herzog dagegen einzuschreiten. Aber der Hof gieng hierin selbst mit bösem Beispiel voran; der Herzog erklärte: „eine gebührende Fastnacht niemand nehmen zu wollen [1].“

Ein ähnliches Bild gewährte die Universität. Wie bei Hofe ungemeine Summen verschwendet wurden, um „den Stein der Weisen“ oder vielmehr die Goldmacherkunst zu finden, so hat auch in Tübingen da und dort die Neigung zu geheimen Wissenschaften sich gezeigt. Es finden sich Fälle ungewöhnlicher Rohheit und Ruchlosigkeit. Ein Student bekannte: „daß er sich, um Geld zu bekommen, dem Teufel verschrieben habe. Wenn er es zwei Jahre so fortgetrieben habe, habe er es aufgeben wollen.“ Es kommen fortwährende Händel mit der Bürgerschaft, Trotz gegen die Aeltern, Schlägereien vor, bei welchen es auf Leben und Tod gieng [2]. Der Trunkenheit wurde so wenig als früher gesteuert. Das evangelische Seminar, welches unter der Obhut S. Heilands bisher so schöne Zucht und Ordnung behauptet hatte, verlor bald nach dessen Tode seinen Ruf. Trägheit und Ueppigkeit riß unter den Seminaristen ein, ein lächerlicher Modeschwindel zeigte sich in ihrer Kleidung, ein übermüthiger Trotz im Betragen gegen ihre Vorgesetzten. War eine Strafe verfügt, so entstand ein Tumult, und die Vorgesetzten hatten zur Bestrafung keinen Muth [3]. Unter seinen Genossen in dem Collegium illustre machte der Erbprinz Johann Friedrich eine ehrenwerthe Ausnahme, sonst galt es, wie Pfaff sagt, als eine Stätte der Unordnung und des Müßigganges. Dennoch wäre es ungerecht zu behaupten, daß nicht auch unter diesem offenbaren Verfalle manche junge Männer eine ernste Richtung behauptet [4], und daß sich nicht auf der Universität selbst, wie bei Hofe, laute Stimmen gegen denselben erhoben haben.

Mehr jedoch erhielt sich auf dem Lande das Gute, das unter der Regierung des Herzogs Christoph, und auch noch unter

[1]) Pfaff Stuttg. 1, 108. 112. 115. [2]) Mohl Beiträge 42. [3]) Schnurrer Erl. 478 ff. [4]) Leichenpredigt des M. Balth. Ehlenheinz († 1630) p. 13.



Herzog Ludwig gepflanzt war. Die zu jener Zeit gebildeten Geistlichen standen auch im Auslande in verdienter Achtung, und selbst die unter der Regierung Herzog Friedrichs gebildeten wurden nicht blos zu theologischen Disputatoren, sondern wirklich zu Predigern und Seelsorgern erzogen, wenn anders sie nicht trotzig alle Zucht verachteten. Die wissenschaftlichen Theologen selber standen der Gemeinde damals noch nicht fern. Nicht leicht wird man einen gelehrten württembergischen Theologen finden, der sich nicht bemüht hätte, auch der Gemeinde durch Schriften zu nützen. Dr. Andreas Osiander, Kanzler der Universität Tübingen, verfaßte das Communicantenbüchlein, das noch bis ins neunzehnte Jahrhundert als schätzbarer Anhang dem Spruchbuch beigedruckt war, und die Grundlage des Confirmationsbüchleins bildete, in welches es theilweise übergegangen ist. Felix Bidembach war Verfasser mehrerer Schriften, welche die sogenannte Pastoraltheologie betreffen. Unter ihnen ist sein Manuale (Handbuch für junge Kirchendiener) oftmals neu aufgelegt worden, und noch nicht ganz vergessen. Auch manches geistliche Lied, manche kleinere erbauliche Schrift entstand in jener Zeit.

Die damalige Predigtweise darf man nicht nach einzelnen Reden beurtheilen, die bei feierlichen Gelegenheiten in Stuttgart [1]) und Tübingen [2]) gehalten wurden, wo die Prediger ihre polemische Stärke oder ihre Gelehrsamkeit und ihren Witz zeigen wollten. Wie sehr sie das jeweilige Bedürfniß ihrer Zuhörer beachteten, das bewies in seiner Art der bekannte Hofprediger Herzog Friedrichs, Luc. Osiander, der Aeltere. Eben dieser Mann ist Verfasser einer seiner Zeit sehr beliebten „Bauernpostill,“ in welcher er sich nachdrücklich dahin ausspricht, daß man die Religionsstreitigkeiten nicht gar oft und nicht mit spitzigen Argumenten, sondern nur kurz vor dem Volke behandeln solle [3]). Noch war viel Einfachheit von den Zeiten der Reformatoren her vererbt worden, und Schuler sagt von den württembergischen Predigern unter Herzog Friedrich und Johann Friedrich: „Gerade zu der Zeit, wo der Bildergeschmack am mei-

[1]) Reihing über die Messe. [2]) Heerbrand bei Spittler. [3]) Schuler Veränderungen des Geschmacks 2c. 1, 147 ff.

sten herrschend war, nannte man in Württemberg die Sachen bei dem öffentlichen Religionsvortrag weit mehr bei ihrem rechten Namen. Lateinische Mottos, Anführungen aus Kirchenvätern sind nur hie und da zu finden. Bei der Censur einer gedruckten Predigt strich das Consistorium (1597) die lateinischen Marginalien, „„weil diese für den gemeinen Mann, der solche lieset, etwas seltsam seien.““ Die Polemik wurde in den Predigten sehr mäßig getrieben, in vielen gar nicht [1]).“

Bei dem religiösdenkenden Theile des Volkes zeigt sich, so weit hierüber Kunde aus Leichenreden [2]) zu entnehmen ist, eine besondere Hochschätzung der h. Sacramente. Das h. Abendmahl ward fleißig besucht, die h. Taufe als Siegel des göttlichen Gnadenbundes sehr hoch gehalten. Die erbauliche Lectüre beschränkte sich auf wenige gute Bücher, vornämlich aber wurde die h. Schrift der Ordnung nach fleißig gelesen, und blieb Hauptquelle für Belehrung und Erbauung. Das Predigtamt war geachtet, für die Armen wurde reichlich gesorgt; manche noch jetzt Vielen zur Unterstützung dienende Stiftungen verdanken wir auch dieser Zeit [3]). Besonders blühte damals das kirchliche Leben in Hohenlohe, unter der Regierung des edeln Grafen Wolfgang des II., dessen Leben ein schönes Gegenbild zu dem Leben des Herzogs Christoph bildet, und unter dem eine enge Verbindung der württembergischen und hohenloheschen Kirche stattfand.

Wenn schon das Böse jener Zeit sichtbar einem göttlichen Gerichte entgegenreifte, den Glauben der Redlicheren aber eine Bewährung und Prüfung erwartete, so verzog es sich doch damit noch 10 Jahre nach dem Tode des Herzogs Friedrich.

Zweites Kapitel.

Friedrich und die kirchlichen Bewegungen außerhalb seines Landes.

Ein Hauptschauplatz der Thätigkeit Herzog Friedrichs für die Kirche war das Ausland. Hier wirkte er für ihr Bestes nach Kräften.

[1]) Schuler 171. 173. [2]) Eigene Sammlung. [3]) Waidelich-Haug'sche Stiftung in Brackenheim. Biographie des Stifters und der Stifterin. Leichenpredigt für Anna Waidelich von Liebler.



Vor allem ist zu nennen seine Sorgfalt für seine um des Glaubens willen vertriebenen Mitchristen. Im Oestreichischen, namentlich in der Steyermark, begannen gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Verfolgungen gegen die Protestanten, die sie zur Auswanderung nöthigten. Der Umstand, daß Bergleute unter ihnen waren, bewog den Herzog, ihnen als Unterkunftsort eine Gegend auf dem Schwarzwalde anzuweisen, wo sie reichlich von ihm unterstützt eine Stadt bauten, deren fröhliches Gedeihen ihr bald den Namen Freudenstadt erwarb. Der Herzog, eingedenk eines Gelübdes, das er bei einem Meeressturm gethan, erbaute ihnen die Kirche [1]).

Die mannigfache Mühe, welche die Erbauung Freudenstadts dem Herzog machte, und die großen dabei aufgewendeten Kosten waren doch besser angelegt, als die Versuche, auf den straßburgischen Bischofssitz einen seiner Prinzen zu erheben. Protestanten und Katholiken stritten sich um denselben, wobei sie sichtbar nicht sowohl das Interesse ihrer Religion als ihren Privatvortheil im Auge hatten, aber obgleich das Domcapitel einen Protestanten zum Bischof wollte, erlangte doch der Cardinal Carl von Lothringen das Bisthum, ein Vorspiel von manchen späteren Ereignissen, bei denen es sich zeigte, wie sehr in politischer Hinsicht die Katholiken im Vortheile waren [2]). Mehr noch als seine hier vereitelten Hoffnungen beschäftigten den Herzog die unverhohlen ausgesprochenen Plane des Papstes zur Unterdrückung der Protestanten. Zwar Kaiser Rudolph II. war zu sehr an Unthätigkeit in Reichsangelegenheiten gewöhnt, als daß er seinen Arm dem päpstlichen Willen geliehen hätte, auch für seine Person zum Verfolgen zu menschenfreundlich; dagegen gieng von seinen streng-katholischen Verwandten und von seinen Räthen manche Verfolgung gegen die Protestanten aus. War es möglich, einen zum Abfalle zu bewegen, so geschah es gewiß, und hartnäckig Widerstehende hatten in Oestreich statt der früheren Duldung Landesverweisung oder doch allerhand Bedrückungen zu gewarten [3]). Im Nordwesten drohten die gegen Holland im Felde stehenden spanischen Truppen. Polen wurde (wie es wünschte) zur Unterdrückung der

[1]) Steinhofer Chron. 1, 430. 431. [2]) Essig 208. Pahl 3, 396.
[3]) Pfaff Gesch. W. 2te Ausg. 2, 217 ff.

Reformation in Schweden- und Dänemark aufgefordert [1]). In Rom selber waren zwei Lehranstalten errichtet worden, von denen heimliche und offene Sendboten ausgiengen, die durch Geld und Versprechungen namentlich vornehme Personen zum Abfalle verlockten, und die Lage der protestantischen Länder auskundschafteten. Besonders an den Grenzen protestantischer Länder wurden Jesuitenstationen angelegt. Mit Württemberg glaubte man eine Hauptfeste des Protestantismus stürzen zu können, daher war es mit Collegien der Jesuiten wie umzingelt. In Ellwangen, in Baden, in Constanz, in Ettlingen, auf der alten Universität Dillingen hatten sie ihre Hauptsitze [2]). Ihre Stärke bestand in einer zusammenhängenden Politik, in der Weise, wie sie das Privatinteresse der Fürsten mit ihren eigenen Absichten zu verweben verstanden, in der Beharrlichkeit, mit der sie ihren Hauptzweck (Unterwerfung der Protestanten unter das Papstthum) verfolgten, in der Geschicklichkeit, mit der sie die Jugenderziehung in ihre Hände zu bringen und die jugendlichen Gemüther zu lenken wußten; ihre äußeren Stützen in Deutschland waren Oestreich und Baiern.

In diesem Lande war ein reichbegabter junger Fürst, Maximilian, zur Regierung gekommen, dessen Erziehung ganz in ihre Hände gelegt gewesen war, und dem sie, um ihn recht gegen die evangelische Kirche einzunehmen, einen Auszug aus Luthers Schriften in die Hände brachten, in welchem die angeführten Stellen theils geradezu verfälscht, theils mißdeutet worden waren. Dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg lag daran, daß Maximilian die Wahrheit erfahre, und ersterer machte dem letzteren den Vorschlag, ein Religionsgespräch zwischen Theologen von beiden Confessionen in Gegenwart der Fürsten zu veranstalten, einen Vorschlag, den Maximilian mit Freuden annahm. In dem Briefwechsel, der sich nun zwischen dem Pfalzgrafen und Maximilian von Baiern entspann, und dem bald auch Herzog Friedrich von Württemberg beitrat, zeigte sich von Seiten der beiden protestantischen Fürsten

---

[1]) Pfaff Gesch. W. 2te Ausg. 2, 217 ff. Sattler H. 5, 245. Wetzmann introd. 2, 4. [2]) Schöpflin hist. zar. bad. 3, 100. Petri Suev. 312. Pfister Uebers. 132. Crusius fortgesetzt von Moser 2, 564, *b*.



eine ächt evangelische Gesinnung[1]). Ersterer erklärte dem Herzoge von Baiern: „sein Glaube ruhe auf dem Worte Gottes und nicht auf Luthers Person und Schriften. Eine Vergleichung der ächten Ausgaben der lutherischen Werke werde aber beweisen, wie Luther seiner Lehre gewiß gewesen seie, und sie nicht mannigfach verändert habe. Der Herzog möge doch die Bibel, welche ja nicht blos für die Geistlichen geschrieben seie, lesen, um sich zu überzeugen, wie Luthers Lehre keine neue, sondern die altchristliche selber seie, und daß dagegen die päpstlichen Satzungen derselben widerstreiten." An den Pfalzgrafen schloß sich Herzog Friedrich an, und erklärte: „auf dem vorgeschlagenen Religionsgespräch solle man die Bibel auf den Tisch legen, und darauf beharren, daß welcher Theil seine Religion mit derselben klaren Sprüchen beweisen könnte, den Sieg davon tragen solle. Den Disputanten solle man dabei jedes Wort nachschreiben, damit keiner sich beschweren könne, als sei etwas Wesentliches ausgelassen oder geändert." Auch verstand man sich dazu, dem Herzog von Baiern nachträglich über Luthers Person Auskunft zu geben, wenn man sich erst über die evangelische Glaubenslehre aus der h. Schrift gerechtfertigt habe. Dem Begehren der katholischen Theologen, daß die bekannte Frage: „ob die h. Schrift der einige Richter in Glaubenssachen seyn könne oder nicht," zuerst behandelt werde, wurde gleichfalls willfahrt. Auch wurde, wiewohl ungern (weil man ja auf deutschem Boden stand), dem Herzog von Baiern nachgegeben, daß man lateinisch rede, die Sache nur als Privatunterredung behandle, und (die bekannte Forderung von Dr. Ecks Zeiten her) schulgerecht disputire, um zu beweisen, daß man die übermüthig herausfordernden Jesuiten nicht fürchte. Doch als diese nun sahen, daß es mit dem Colloquium Ernst werde, zogen sie sich zurück, und auch der Herzog von Baiern zögerte, bis der Pfalzgraf erklärte: „wenn das Colloquium nicht zu Stande komme, so werde jedermann sehen, wie die Papisten das Licht scheuen." So erschienen dann die Ingolstadter Theologen, namentlich Jakob Gretser, Albrecht Hunger und dann noch Jakob Tanner von München, und ihnen gegenüber die pfalzneuburgischen Jakob und Philipp

[1]) Sattler H. 5, 238. 239.

Heilbrunner (im Seminare in Tübingen gebildet), desgleichen Egydius Hunnius aus Sachsen, Andreas Osiander und Felix Bidembach aus Württemberg zu Regensburg (1601). Es gieng aber bei dem Colloquium wie gewöhnlich. Die evangelischen Theologen klagten, daß ihre Gegner den Streit immer auf Nebenpunkte zu lenken suchten, wodurch die Zuhörer ermüdet wurden. Die Jesuiten aber meinten, die Lutheraner sollten nur in Forma (d. h. der damals namentlich in dem Jesuitenorden beliebten philosophischen Methode) kämpfen, wodurch sie den Schriftbeweis zu beseitigen suchten [1]). Dennoch wurden die evangelischen altchristlichen Grundsätze gegen die Jesuiten schriftmäßig behauptet, und es sollte nun auch der jesuitische Lehrsatz besprochen werden, der also lautete: „die h. Schrift ist nicht Richter über alle den Glauben und die christliche Religion betreffende Streitigkeiten, sondern dieses Amt gehört dem römischen Papste, d. h. gegenwärtig Clemens VIII., dem Statthalter Christi auf Erden, dessen Entscheidung, wenn sie von Amtswegen ausgesprochen ist, die ganze Kirche als eine untrügliche annehmen muß, er mag mit oder ohne Kirchenversammlung in streitigen Religionsfragen etwas bestimmen [2])."

Aber nun machte Herzog Maximilian von Baiern Schwierigkeiten. „Er habe während der bisherigen Verhandlungen (in der eilften Sitzung) einmal das Papstthum als Antichristenthum bezeichnen gehört; weder seine Stellung als Sohn der Kirche, noch sein Gewissen erlaube ihm, ferner solche Reden zu hören." Vergebens versprach der Pfalzgraf, man werde gewiß fernerhin seines Gewissens schonen. Mit der vierzehenten Sitzung ward das Gespräch abgebrochen, gerade als die Jesuiten nebst der Untrüglichkeit des Papstes auch noch ihre Lehre von der Rechtfertigung, dem Heiligendienst, der Messe, dem Fegfeuer ꝛc. hätten vertheidigen sollen. Nur das wurde dem Dr. J. Heilbrunner gestattet, daß er in einer kurzen Unterredung Angesichts des Herzogs von Baiern die Vorwürfe widerlegen durfte, die der Jesuite Conrad Vetter gegen Luthers Person erhoben hatte, wobei der letztere auch so offenbar widerlegt wurde, daß er es

[1]) Sattler H. 5, 244. [2]) Sattler H. 5, Beil. 137.



selbst bekennen mußte, er habe Luthern mißverstanden und ihm manches angedichtet.

Dieß Religionsgespräch war das letzte bedeutende, welches württembergische Theologen noch vor dem 30jährigen Kriege mit den Katholiken zu halten hatten. Dagegen mehrten sich die Versuche der Katholiken, durch weltliche Gewalt die evangelische Kirche zu unterdrücken, und hier waren es besonders die Reichsstädte, welche man im Auge hatte. Die meisten hatten in ihren Mauern noch ein katholisches Kloster oder eine Kapelle, und man bediente sich dieser, um von da aus durch Eingriffe Unruhen zu erwecken. Die Mönche berichteten dann an den kaiserlichen Hof, wo sie immer Unterstützung fanden, es wurden alsdann kaiserliche Commissäre geschickt, welche die Sache untersuchen sollten, aber den Mönchen allen Vorschub thaten, so daß die Reichsstädte die Sache auf einen öffentlichen Reichstag ankommen lassen wollten. Dieser wurde verzögert, und so wirkten die Commissäre in der Stille immer fort. Auf diese Weise wurde da und dort, wie z. B. in Weil der Stadt, die Reformation nach und nach völlig unterdrückt, obschon eine bedeutende Zahl von Bürgern für dieselbe sich entschieden hatte. Es war daher eine wahre Wohlthat für die evangelische Reichsstadt Kempten, daß es dem Herzog Friedrich gelang, einen Streit derselben mit dem dortigen katholischen Stifte beizulegen (1600)[1]. An anderen Orten wollte kein Versuch des Herzogs für seine Glaubensgenossen gelingen. Bald wurde von den Commissären zu Achterklärungen geschritten, auf welche Exekution mit dem Schwerte folgte, und so die evangelische Religion z. B. in Aachen ausgerottet, und man hörte die protestantischen Stände nicht[2]. Ja man zeigte bald, daß man auch die reichsständischen Rechte der ersten deutschen Fürsten nicht anschlage, wenn man nur da und dort eine evangelische Stadt ächten, und durch einen katholischen Fürsten auf diese Weise ihren Glauben unterdrücken konnte. Dieß war der Fall bei der Reichsstadt Donauwörth. Hier führte der Abt zum heil. Kreuz, trotz aller Warnungen des Rathes, eine Frohnleichnamsprocession mitten durch die vor-

---

[1]) Sattler H. 5, 76. 224. 237. [2]) Sattler H. 5, 215.

herrschend protestantische Stadt. Die Bürger sahen darin eine Demonstration gegen ihre Religion (als solche sah man sie ja auch päpstlicherseits an), es kam zum Aufstand und die Procession wurde gesprengt. Ein willkommener Anlaß für den Kaiser, die Stadt in die Acht zu erklären. Den Reichsgesetzen gemäß hatte Herzog Friedrich als Oberster des schwäbischen Kreises die Achtsvollziehung anzusprechen. Aber darauf ward keine Rücksicht genommen. Mit freudiger Hast eilte der Herzog Maximilian von Baiern herbei, besetzte die Stadt, vertrieb die evangelischen Geistlichen, setzte an ihre Stelle drei Jesuiten, und verwandelte Donauwörth, um Ersatz für seine Kriegskosten zu erhalten, in eine bairische Landstadt. Vergebens waren alle Klagen der protestantischen Fürsten. Es blieb dabei, Baiern behielt die Stadt [1]).

Immer drohender wurde von da an das Gewitter, das sich über dem Haupte der Protestanten zusammenzog, immer lauter sprach sich die Kriegslust der Katholiken aus.

Friedrich verschwieg nicht, wie er die Zeichen seiner Zeit verstehe. Auf den Reichstagen erhob er männlich seine Stimme: „Man habe zu besorgen, daß wenn mit den Türken, den Erbfeinden des christlichen Namens, einmal ein dauernder oder auch nur ein zeitlicher Friede geschlossen seie, der Papst und die ihm anhangenden Potentaten mit vereinten Kräften ihr blutdürstig Vorhaben durchsetzen, die Vollziehung der tridentinischen Concilienbeschlüsse an die Hand nehmen, und die reine Lehre der Augsburgischen Confession auszutilgen versuchen dürften [2]).“ Doch hierauf beschränkte er sich nicht, er suchte vielmehr eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten zu Stande zu bringen, zu welcher er auch den Churfürsten von der Pfalz zu bewegen suchte, so wenig er dem Calvinismus hold war. Dennoch wollte er von einer allgemeinen evangelischen Union, d. h. einem förmlichen Bündnisse der Fürsten, nichts wissen, sondern erklärte: „eine gute Wachsamkeit und vertrauliche Correspondenz sei besser, als ein offener Bund, womit man die Gegner nur reize [3]).“

Dieß war sein letztes Wirken für die Sache seiner Kirche.

---

[1]) Pfaff Gesch. W. 2te Ausg. 2, 219. Spittler Gesch. W. 218. Essig 209. [2]) Pfaff 1. Ausg. 2, 30. [3]) Pfaff 2te Ausg. 2, 218. 219.



Früher, als er geahnt hatte, wurde er abberufen, und mit ihm giengen alle die Plane, die er in der Stille bewegt und die er vorbereitet hatte, zu Grabe, in ihm auch der talentvollste der damaligen protestantischen Fürsten Deutschlands.

Noch schien auf seine letzten Tage die Versöhnung mit seiner edlen Gemahlin einen freundlichen Schimmer zu werfen. Am Christfeste 1607 giengen beide gemeinschaftlich wieder zum Tische des Herrn. Man erblickte in diesem und anderem Spuren eines gemilderten Sinnes. Aber sechs Wochen darauf war Herzog Friedrich nicht mehr. Er starb den 29. Januar 1608 [1]).

Fünfter Abschnitt.

Die Zeiten der Noth und Befestigung der evangelischen Kirche.

Erstes Kapitel.

Herzog Johann Friedrich und seine Zeit.

Johann Friedrich besaß gerade diejenigen Tugenden eines Privatmannes und Regenten, welche man an seinem Vater vermißte, aber nicht seine Talente und seine Thatkraft. Er war religiös erzogen, voll Ehrfurcht gegen seinen Vater, voll dankbarer Anhänglichkeit an seinen Erzieher Beringer, einen Zögling des evangelischen Stiftes. Für seine Zeit war er wissenschaftlich wohl gebildet, in der Logik, Theologie, Jurisprudenz und Geschichte geübt, vor allem aber mit der heil. Schrift von Jugend auf vertraut. Rechtlichkeit war der Grundzug seines Charakters, und es war eine seiner ersten Regenten-Handlungen, daß er die von Herzog Friedrich der Kirche und der Landschaft entzogenen Rechte gewissenhaft wiederherstellte. Hätte er doch mit diesem Sinn die väterliche Entschlossenheit vereinigt und nicht wie Friedrich dem Luxus gedient, wie viel hätte er leisten kön-

[1]) Sattler H. 5, 281.

nen! In kirchengeschichtlicher Hinsicht zeichnet zweierlei seine Regierung aus: das Steigen der Streittheologie in Tübingen auf ihren Höhepunkt, und die Vorspiele zu dem dreißigjährigen Kriege mit den Leiden, die das erste Jahrzehnt desselben mit sich brachte.

Das erste, was Johann Friedrich unternahm, war die Beförderung eines Bündnisses der evangelischen Fürsten gegenüber von den drohenden Gefahren, welche diesem Bekenntnisse so sichtbar bereitet wurden. Er trat mit Churpfalz, mit Pfalzneuburg, Baden und Brandenburg in Ahausen zu einem Bunde zusammen (1608) [1]), welcher gewöhnlich den Namen der Union führt. Zwar erklärten die verbündeten Fürsten, wie ihre Vereinigung nicht gegen Kaiser und Reich, sondern nur zur Abwehr von Angriffen geschlossen sei. Als aber das Jahr darauf die katholischen Stände unter der Leitung des Herzog Maximilian von Baiern den Bund der h. Liga schlossen und der Union entgegensetzten, ließ Johann Friedrich sogar bei Frankreich und England um Schutz ansuchen, und selbst bei seiner Hochzeitfeier wurden die Angelegenheiten der Union verhandelt [2]). Dieses alles hatte beinahe den Ausbruch des Religionskrieges zur Folge, besonders da Katholiken und Protestanten sich um das durch den Todesfall des kinderlos verstorbenen Herzogs von Jülich erledigte Erbe stritten. Theils die verschiedenen Interessen der unirten Fürsten, theils fremde Unterhändler, theils die Friedensliebe einzelner Fürsten beider Theile trugen das Ihre zu gütlichem Vergleiche bei. Es war ein Zeichen göttlicher Geduld, welche alles wider Erwarten so fügte, daß vom Abschluß der Union und der Liga bis zum Religionskriege noch zehen Jahre vergiengen.

In diese Zeit fällt eine bedeutende Eroberung der Jesuiten, nämlich Pfalzneuburg, dessen Fürst Wolfgang Wilhelm durch Heirath mit einer bairischen Prinzessin und durch die Aussicht eines Antheils an der jülich'schen Erbschaft bewogen ward, zur katholischen Kirche überzutreten. In seinem Besitzthum führte er nun auch den Katholicismus ein (1614), wozu ihm der Jesuite Reihing behülflich war [3]). Dieser Mann hatte

[1]) Pfaff Gesch. W. 3 *a*, 356. [2]) Pfaff 3*a*, 359—361. [3]) Carolus mem. 1, 366.

zu Ingolstadt bei den Jesuiten alles studirt, nur keine Gelegenheit gefunden, über die h. Schrift Vorlesungen zu hören, weil die Jesuiten gar keine solche hielten. Dagegen war er in der Scholastik wohl geübt, und man gab ihn dem Pfalzgrafen von Neuburg zum Hofprediger [1]). Dort war er eifrig bemüht, mit Wort und Schrift den Katholicismus zu begründen, fand sich aber oft beschämt, daß er schlichten Handwerkern und Weibern nicht beikommen konnte, weil diese seinem Zuspruche Bibelstellen entgegensetzten. Dieß und die Schriften des sächsischen Hofpredigers Hoë bewogen ihn, die h. Schrift zu lesen, um besser kämpfen zu können. Aber die h. Schrift überzeugte ihn von dem guten Grunde der evangelischen Lehre. Keine Gefahr achtend, verließ er Neuburg, trat zum evangelischen Glauben über, und begab sich nach Württemberg, wo er freundliche Aufnahme, und endlich die Stelle eines Professors der Theologie in Tübingen erhielt. Dort starb er im Jahr 1628, dem nun erwählten Bekenntnisse treu [2]).

Reihing trat zu einer Zeit in Tübingen ein, in welcher die Streittheologie (Polemik) über die Maßen heftig getrieben wurde. Es war, als ob die kirchlich politischen Verhältnisse die Theologen zur größten Heftigkeit entzündet hätten. Der Uebertritt des Churfürsten von Brandenburg zur reformirten Kirche, die zweimalige Beseitigung des lutherischen Bekenntnisses in der Pfalz, die Versuche der Reformirten gegen die lutherischen Kirchen in Böhmen und Oberöstreich mußten die Württemberger tief verwunden. Mehr als einmal äußerten auch die mildesten lutherischen Theologen, selbst noch sterbend, wie sehr sie fürchten, daß unter dem Titel des Calvinismus der Socinianismus (Freigeisterei) einreißen möchte [3]). Dieß alles, namentlich aber die Härte der pfälzischen Regierung, welche die Lutheraner noch heftiger verfolgte, als die katholische Regierung in Oestreich, war es, was einen Theil der Härte erklärt, womit die württembergischen Theologen gegen den Calvinismus kämpften, und die Entschiedenheit, mit der sie den Herzog von der Verbindung mit dem zum Könige von Böhmen gekrönten Chur-

[1]) Carolus 1, 595. [2]) Carolus mem. ad. ann. 1625. [3]) So Hafenreffer b. Carolus 1, 244. — Leichenrede des Propsts Magirus p. 22. 46. 73.

fürsten von der Pfalz abmahnten (1619). Aber sie ließen sich doch mitunter zu Ungerechtigkeiten fortreißen, welche selbst die erlittene Kränkung nie entschuldigt. Nicht besser war der Streit mit den Katholiken, Witz und dialektische Gewandtheit und meisterhafte Derbheit zu zeigen hielt man für die beste Polemik. In dieß Wesen wurde natürlich auch die studirende Jugend mit hineingezogen. Valentin Andreä schildert deßhalb den Charakter der meisten damaligen Tübinger Gelehrten, ja auch mancher Geistlichen, kurz und bündig also:

„Aus jedem Text der h. Schrift verfertigt man ein Geschoß zum Disputiren, die Exegeten (Schriftausleger) treiben die Kunst, alles Biblische philosophisch und alles Philosophische biblisch zu erklären. In der Glaubenslehre ist die Methode so sophistisch, daß ihr weder Paulus noch Petrus genug thun könnten, wenn sie noch leben würden. Die Predigtweise ist reine Streittheologie, und wer einen bessern Weg geht, der gilt für einen Schwenkfelder und Enthusiasten. Die Sprachenkunde blüht zwar, aber der Jugendunterricht verliert sich in grammatische Spitzfindigkeiten, und ist Leuten preisgegeben, die man sonst nicht brauchen kann. In der Weltweisheit gilt Aristoteles, oder die Cabbala (jüdische Geheimlehre), in der Naturgeschichte Paracelsus."

Es sind namentlich zwei Namen, welche als Hauptpolemiker unter den damaligen Theologen zu nennen sind: Lucas Osiander der Jüngere und Theodor Thummius, Männer, welche nicht blos gegen Calvinisten und Katholiken zu Felde zogen, sondern mit einer unermüdeten verzehrenden Heftigkeit Alles behandelten, was ihnen in der lutherischen Kirche selber sich gegen die reine Lehre zu erheben schien. So hatten die Theologen zu Gießen gelehrt: „Christus habe in der Zeit seines Erdenwandels seine menschliche Natur seiner göttlichen nicht genießen lassen." Diesem traten die Tübinger mit der Behauptung entgegen: „er habe seiner menschlichen Natur nach im Himmel und auf Erden alles regiert, wenn schon verborgener Weise." Beide Theile zogen aus den Sätzen ihrer Gegner die widrigsten Folgerungen, beide wurden im Jahre langen Streit nicht müde, beide wiesen alle Versuche der sächsischen Theologen zur Vermittlung zurück, und keiner dachte daran, welch offenbares Aergerniß, welcher Anlaß zur Zertrennung der Freundschaft der

20*



beiden Fürstenhäuser Hessen und Württemberg gegeben ward. Ein Gegenbild zu dieser Streitsucht der Lehrer gibt um diese Zeit die Verschlimmerung des evangelischen Stipendiums. „Nur durch eine gewaltige Krise (sagt daher Schnurrer) konnte dieser kranke Körper geheilt werden. Auch näherte sich allmählich dem Seminare die Zeit, die eine tödtliche Erschütterung herbeiführte. Der dreißigjährige Krieg brachte die Anstalt an den Rand des Grabes, nachher erfolgte eine gänzliche Regeneration (Neugeburt)[1]."

Man denke nicht, als ob in Tübingen und überhaupt im Lande dazumal blos die Streittheologie gegolten habe. Aber sie war Zeitgeist, und ebendarum vorherrschend, und mit ihr alles Uebel, das sie begleitet. Noch hatte dazumal Tübingen einen ruhig und im Segen wirkenden, freilich älteren Theologen. Es war dieß Dr. Matthias Hafenreffer, von dem zwar auch Schriften vorhanden sind, in denen er Katholiken und Calvinisten widerlegt, der aber die Streittheologie nie zu seiner Hauptaufgabe machte. An ihn schlossen sich die besseren Studirenden an. Denn kein Greis übertraf ihn an Mäßigung, kein feuriger Jüngling an Eifer für Weisheit und Tugend. Sein Umgang war sanft und liebreich, seine Gelehrsamkeit so umfassend als gründlich, vor calvinischen und papistischen Irrlehren wußte er mit einer seltenen Weisheit und Bescheidenheit zu warnen[2]. Sein ganzes Leben war wie sein Wahlspruch: „Schlecht und recht." Immer schwebte ihm Brenzens frommes Vorbild vor Augen, und er starb arm, weil es sein Grundsatz gewesen war: man könne nicht beidem zugleich seine Kräfte zuwenden, der Schriftforschung und dem Gelderwerb; weil er seine Habe mit Fremdlingen und Armen theilte, und auf Gottes Güte für seine Familie fest vertraute. Nie konnte Valentin Andreä dieses Lehrers vergessen[3]. Er wurde weggerafft im ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges (1619). Sein Tod war ein für Tübingen fast unersetzlicher Verlust. Nun erst brach die Kampflust ungezügelt hervor, und die heftigsten Angriffe der Tübinger trafen jetzt einen Mann, welchen Gott sichtbar zum Segen seiner Zeit gegeben hatte, den sel. Johann Arndt.

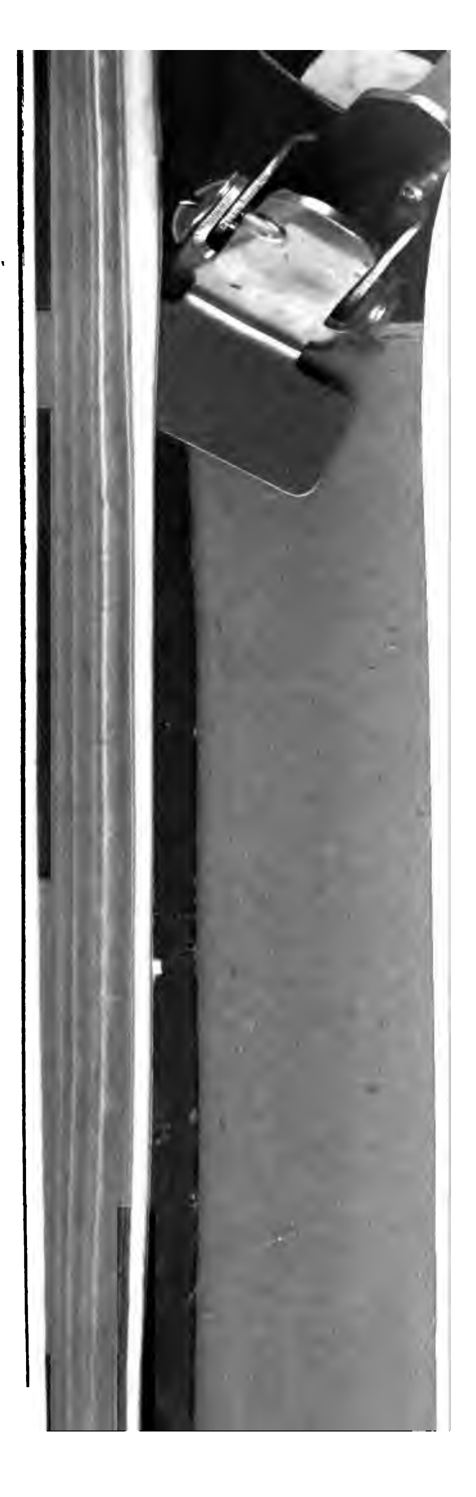
[1] Schnurrer Erl. 482. [2] Moser patr. Archiv 8, 438 ff. [3] Fischlin 2, 8 ff.

Je mehr die Theologie in Polemik ausartete, je mehr wurden ernstlicher suchende religiöse Gemüther der Kirche entfremdet; je mehr bedurften sie einer leitenden Hand. Um diese Zeit machten die Schriften des frommen und tiefsinnigen Schusters Jakob Böhme von Altseidenburg allgemeines Aufsehen. Das ernste Ringen nach Gemeinschaft mit Gott, das ihr Grundcharakter ist, das Dringen auf die Neugeburt und die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes, die Innigkeit der Gebete, welche seine ascetischen Schriften enthielten, zogen ungemein an, während sein Klagen über die Buchstabentheologie Beifall fand. Aber nicht minder, freilich mehr die Neugierde als das religiöse Bedürfniß anziehend waren seine Speculationen. Böhme hat sich hier zu weit gewagt, sich herausgenommen, in die tiefsten Tiefen der Gottheit eindringen zu wollen, und ist einer oft ans Alberne gränzenden Cabbalistik in die Hände gefallen, und jener theophrastisch-hermetischen Weisheit, welche sich nicht scheut, Alles auf einen göttlichen Naturproceß zurückführen zu wollen, und wähnt, daß die Regeln der Chemie ebenso auf den Schöpfer aller Dinge anwendbar seien, als auf die geringsten seiner Creaturen*). Spener, dessen Schüchternheit in Sachen Jakob Böhmes zu urtheilen bekannt ist, sagt doch, daß er aus guter Quelle wisse, die meisten Böhmisten seien hochfliegende Flattergeister, mehrere auch Alchymisten.

Solche Leute hat der fromme, auf das einfache Bibelwort sich gründende Johann Arndt, Superintendent der Fürstenthümer Lüneburg und Celle, nicht gebildet. Dieser Mann war dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse so zugethan, daß er lieber ein ansehnliches Amt verlassen, als dem eindringenden Calvinismus nachgeben wollte, und daß er sterbend noch feierlich bekannte: wie er fest halte an der Concordienformel. Aber seine Seele hatte einen Greuel an den damals die Kirche zerrüttenden Streitigkeiten, und das steigende Verderben des bloßen Mundglaubens unter dem Volke jammerte ihn [1]). So beschloß er einige Bücher „über das wahre Christenthum“ zu schreiben: „damit die Einfältigen sehen möchten, worin dasselbe

[1]) Arndts wahres Christenthum, Züllichau 1734. p. 1217. 1261. Einl. §. 6.

*) s. Anhang Nr. 52.



bestehe, nämlich in Erweisung des wahren, lebendigen, thätigen Glaubens, durch rechtschaffene Gottseligkeit und durch Früchte der Gerechtigkeit; wie wir darum nach Christi Namen genennet sind, daß wir nicht allein an Christum glauben, sondern auch in Christo leben sollen und Christus in uns, wie die wahre Buße aus dem innersten Grund des Herzens gehen müsse, wie Herz, Sinn und Muth müsse geändert werden, daß wir Christo und seinem h. Evangelio gleichförmig werden; wie wir durchs Wort Gottes müssen täglich erneuert werden zu neuen Kreaturen. Summa, wie Adam in uns sterben und Christus in uns leben soll." Der Schrift „vom wahren Christenthum," folgte Arndts Paradiesgärtlein, das bekannte köstliche Gebetbuch, auch hat man von ihm Catechismuspredigten und eine Psalmenerklärung, Schriften, welche alle, besonders aber die beiden ersteren, in Württemberg noch bis auf diesen Tag sehr verbreitet und gelesen sind.

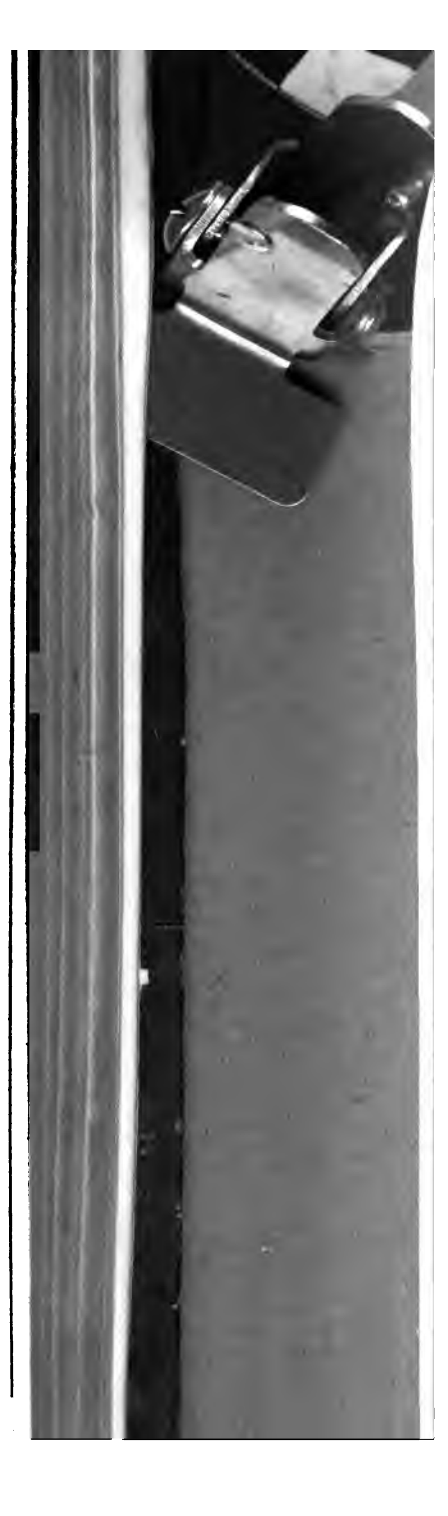
In Würtemberg fand Arndts „wahres Christenthum" sehr bald und unter allen Ständen Eingang, selbst im Mömpelgardt'schen, wo ein eigener Abdruck veranstaltet wurde (1620) [1]. Auch in Tübingen wurde viel davon gesprochen, und so nahm es der Professor der Theologie, Lucas Osiander der jüngere, auch in seine Hand, um daraus seine Privaterbauung zu halten. Aber kaum hatte er es begonnen, als ihm der Unterschied des Arndtischen Vortrags der christlichen Lehre von dem damals in der evangelischen Theologie gewöhnlichen auffiel. Er fand bei Arndt die evangelische Lehre von der Rechtfertigung nur gelegentlich vorgetragen: damit schien ihm derselbe diese Lehre zu beseitigen (obgleich Arndt durch die Herausgabe der Schatzkammer des Prätorius gezeigt hatte, wie theuer ihm diese Fundamentlehre des evangelischen Glaubens sei); er fand darin einzelne längere Stellen aus den Schriften Valentin Weigels eingerückt, dann Stellen aus Tauler und andern Mystikern: damit schien ihm Arndt verantwortlich für alle Irrthümer dieser Männer; er las die Abschnitte von der Erleuchtung: das schien ihm eine Enthusiasterei, welche Gott mit Hintansetzung seines geschriebenen Wortes unmittelbar zu erkennen sich anmaße. So entstand sein bekanntes „theologisches Bedenken," in welchem

---

[1]) Arndts wahres Christenthum. Züllichau 1734 p. 1200.

er behauptete, daß Arndt, vielleicht unbewußt, den Papismus, Calvinismus und die Schwärmerei vertheidige und verbreite (1623).

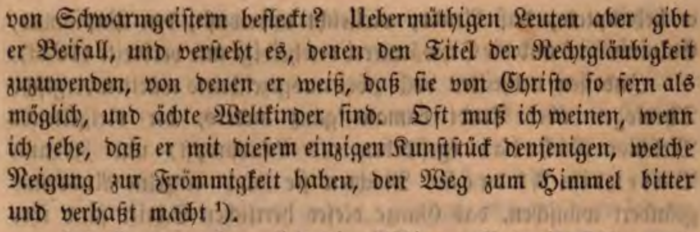
Indessen urtheilten doch zwei ausgezeichnete württembergische Theologen über Arndt damals ganz anders, der vielgeltende Melchior Nikolai (gestorben als Landpropst) und Johann Valentin Andreä. Mochten sie auch einzelne Ausdrücke geändert wünschen, das Ganze dieser herrlichen Schrift fand ihre vollste Anerkennung *). Andreä verfertigte einen Auszug derselben, suchte und gewann die persönliche Freundschaft Arndts und mit ihr auch eine bedeutende Förderung in seinem eigenen geistigen Leben [1]). Für's erste wurde er in seinem Bestreben bestärkt, das Christenthum in's Leben einzuführen, und die Untrennbarkeit eines christlichen Wandels von dem wahren Glauben zu behaupten; für's andere mußte er wegen seiner Anhänglichkeit an Arndt viele Verfolgungen leiden, welche ihn nur tiefer gründeten, und ihn überzeugten, daß die Feindschaft wider das wahre Christenthum nicht durch überlegene Wissenschaftlichkeit, nicht durch scharfen Witz überwunden werde [2]), sondern durch Glauben und Geduld. Darin unterschied er sich von Arndt, daß dieser mehr den Grund, ein innerliches Christenthum, zu legen sich bemühte, während Andreä, auf diesem fortbauend, das Gemeindeleben zu bessern suchte. Freilich mußte Andreä auch mit Arndt leiden. Er erfuhr selbst, was er in einer seiner Schriften von den Dienern Christi schreibt: „Sie haben Ehre, aber nicht von der Welt, darum sie auch meist mit Armuth und Verfolgung zu kämpfen haben; sie bekommen keine guten Tage, weil sie Christo, und nicht sich Eingang zu verschaffen suchen. Dann ist es auch allgemein geworden, daß man Jeden, der sich bestrebt, fromm zu leben, einen Schwärmer (Enthusiasten), Schwenkfelder und Wiedertäufer nennt. Durch welchen Griff aber hätte der Teufel die Kirche Gottes schändlicher kränken können, als daß er die frömmsten Leute mit dem Namen



[1]) S. Hoßbach, Andreä.

[2]) Andreä's Spott über die Rosenkreuzer hatte sogar die Folge, daß man ihn selbst für einen Rosenkreuzer hielt, ja Gottfried Arnold fand in ihm den Stifter dieser schwärmischen Sekte. (Deutsche Zeitschrift 1852. p. 268—273.)

*) s. Anhang Nro. 53.



von Schwarmgeistern befleckt? Uebermüthigen Leuten aber gibt er Beifall, und versteht es, denen den Titel der Rechtgläubigkeit zuzuwenden, von denen er weiß, daß sie von Christo so fern als möglich, und ächte Weltkinder sind. Oft muß ich weinen, wenn ich sehe, daß er mit diesem einzigen Kunststück denjenigen, welche Neigung zur Frömmigkeit haben, den Weg zum Himmel bitter und verhaßt macht [1]).

Indessen verzehrte sich die Tübinger Polemik selber, und Dr. Thumm, der größeste Disputator, „der erste Verfälscher unserer Theologie," wie ihn Andreä nennt, bereitete sich durch einen fast unbegreiflichen Mißgriff seinen Untergang. In einer Streitschrift gegen die Katholiken behauptete er: der Papst gestatte blutschänderische Ehen, und nannte unter diesen die Ehe der Eltern des Kaisers Ferdinand II. Es war nahe daran, daß er nach Wien, ja nach Rom abgeführt worden wäre. Mit Mühe verwandelte dieß der Herzog von Württemberg in gefängliche Haft; doch eben, als der Kaiser durch Thumms Rechtfertigung zur Verzeihung sich geneigt gezeigt hatte, starb dieser Theologe (1630). Ein reiches Talent, eine unermüdete Arbeitsamkeit, eine aufopferungsvolle Menschenliebe, ein sonst heller Blick (Thumm hat viel zur Milderung der Hexenprozesse beigetragen [2]), ein gottesfürchtiger Sinn war bei ihm durch eitle theologische Kampfsucht verdunkelt worden, welche ihn im 44sten Lebensjahr in's Grab brachte [3]).

Wie sich die Jesuiten gefreut haben mögen, da „der streitbare Dialektiker" nicht mehr war, welcher Einen mangelhaften Schluß auf achtzehnfache Weise aus dem Stegreife zu widerlegen vermochte? Aber die Kirche gieng nicht mit Thummius zu Grabe [4]).

Zweites Kapitel.

Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Nach jahrelangem Verhandeln, Rüstungen und Versuchen, ihrer Sache Kraft zu verschaffen, hatte die Union aus Furcht

[1]) Schuler 1, 168. [2]) Wurde auch darüber als Wierianer verketzert. Carolus 1, 868. [3]) cf. Leichenpredigt Thumms von L. Osiander, besonders p. 33 ff. [4]) Carolus Württ. Unschuld 424. Spittler Gesch. W. 237. Pahl 4, 212.

vor Oestreich und Baiern doch keinen entscheidenden Schritt gethan; das unglückliche Loos des zum König in Böhmen erwählten Churfürsten von der Pfalz hatte sie vollends entmuthigt (1620). Nun schien die Zeit gekommen zu seyn, in der die beiden katholischen Häupter, der Kaiser Ferdinand II. und der neue Churfürst Maximilian von Baiern, der protestantischen Kirche den Todesstoß geben konnten. In sich schien sie ganz zerfallen durch theologisches Gezänke, durch politische Eifersucht ihrer Fürsten, durch den Kampf zwischen der lutherischen und reformirten Parthei. Die katholische Parthei aber stand da in ihrer unüberwundenen Macht, mit ihren reichen Hülfsquellen, mit ihrer geschlossenen Einheit, mit ihrer Staatskunst, mit ihren gewandten Theologen, mit der Mystik, welche in der Stille manchen Protestanten gewonnen hatte; allgemein rechnete man in dieser Kirche auf eine recht baldige, gänzliche Unterwerfung der Protestanten.

Aber wie sie zu bewerkstelligen war, darüber konnte man fragen. In seinen Erblanden hatte freilich der Kaiser Ferdinand II. wenig Bedenken; schon als Erzherzog vertrieb er [1]) die Protestanten aus Steiermark, nach Böhmens Eroberung auch aus Böhmen und Oberöstreich. Von den nach Württemberg geflüchteten Steiermarkern war schon die Rede. In Böhmen gab der Name des Aufruhrs den Grund, mit der politischen Unterwerfung auch die Ausrottung der evangelischen Kirche zu bewerkstelligen. Und so hart verfuhr Ferdinand, daß er nicht blos die aufrührerischen Protestanten vertrieb, oder mit dem Schwerte hinrichten ließ, oder mit Gefängniß zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen suchte, sondern auch diejenigen, welche bei dem allgemeinen Aufstand dem Kaiser Treue bewahrt hatten, nicht besser behandelte. Ihre Prediger wurden vertrieben, mehrere zu Tod gemartert, und eine eigene sogenannte Reformations-Commission eingesetzt, um die Protestanten und böhmischen Brüder durch List und Gewalt zum Abfalle zu bewegen. Man erlaubte letzteren, im Herzen zu glauben, was sie wollten, wenn sie nur äußerlich zur römischen Kirche halten und dem Papste sich unterwerfen würden. Weil man aber sah, daß weder List noch Gewalt, weder Gefängniß noch Marter im Stande war, Alle zum Ab-

[1]) Seinem vor dem Marienbilde zu Loretto abgelegten Gelübde gemäß. Carolus mem. 1, 914.



falle zu bringen, so wurde der ganze evangelische Adel des Landes verwiesen, alle Kirchen und Schulen geschlossen, alle Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Das Volk, seiner Erbauungsmittel beraubt, wurde fortwährend bewacht und an der Auswanderung gehindert (1624—1627); wer Gelegenheit fand, zog doch in der Stille den Vertriebenen nach; die übrigen blieben unter Angst und Noth und unter schmerzlichen Erfahrungen des Abfalls der großen Masse ihrer Mitbrüder so verborgen als möglich im Lande [1]).

Von da aus wendete sich die Verfolgung nach Oberöstreich, wo die evangelischen Prediger und Schullehrer ausgewiesen und dem Volke der Besuch evangelischer Nachbarkirchen verboten ward (1624—1627) [2]). Obenan stand in dem kaiserlichen Edikte als Grund ihrer Vertreibung der: „daß die Prädikanten der verdammten calvinischen Sekte sich zugewendet haben," und erst hintennach kommt der Vorwurf, daß sie zu Aufruhr Anlaß gegeben. Wie wahr oder unwahr die erste Beschuldigung war, das kann man aus der Geschichte Daniel Hizler's sehen. Hizler hatte die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn in seinem Vaterlande aufgegeben, um die dringenden Bitten der oberöstreichischen Stände zu erfüllen, welche ihn zum ersten Geistlichen und Vorsteher der lutherischen Erziehungsanstalt in Linz beriefen. Dort hat ihn Gott vor dem Gifte, das ihm der Cardinal Clesel reichte, wie vor den Kugeln eines nie entdeckten Mörders, bewahrt, und lange Zeit gelang es auch den alle seine Predigten belauernden Jesuiten nicht, eine Schuld auf ihn zu bringen und ihn also zu vertreiben. Tief beugte es den dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß treu ergebenen Mann, als er sehen mußte, wie die im Geheimen arbeitenden Calvinisten nach und nach Anhänger gewannen und das lutherische Bekenntniß zu verdrängen suchten. Unter diesen Umständen hat er den berühmten Astronomen Keppler, welcher offen erklärte, daß er die Abendmahlslehre Calvins billige, zu dem Abendmahl seiner Gemeinde nicht zugelassen, und eine engere, jedoch rein religiöse Verbindung der oberöstreichischen Lutheraner mit der ge-

---

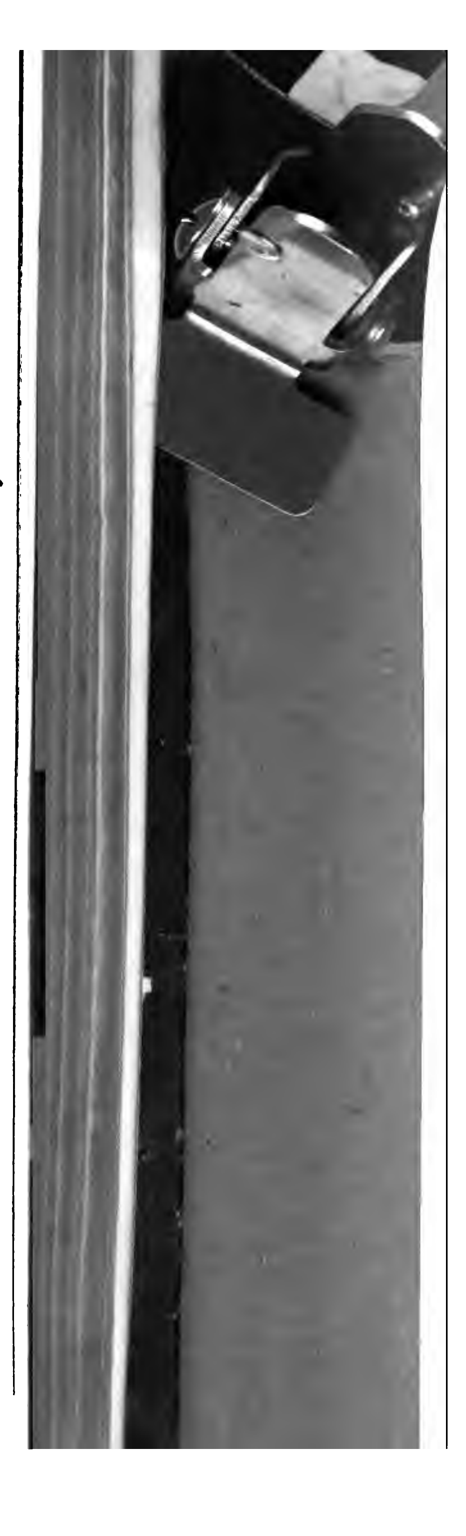
[1]) Loretz ratio disciplinae unitatis fratrum p. 94 ff. [2]) Carolus 1, 608. Bote der Gustav-Adolfstiftung 1846. p. 24. 257. 321.

sammten evangelisch-lutherischen Kirche festgehalten. Aber Ferdinand II. oder vielmehr seine Rathgeber wollten mit den noch nicht rechtlich anerkannten Calvinisten auch die bisher rechtlich anerkannten Lutheraner vertreiben, darum mußte selbst Hizler als „Calvinist" bezeichnet werden. Kaum war der vielgeprüfte Mann, nach längeren Leiden in einem harten Gefängnisse, vertrieben und mit ihm viele Andere, namentlich mehrere dem evangelisch-lutherischen Glauben treu ergebene Edelleute, als die Mißhandlung der östreichischen Bauern durch die Baiern, und durch Adam, Grafen von Herbersdorf, welcher nur zwischen „dem Henker und den Mönchen" ihnen die Wahl ließ, den fürchterlichen Aufstand erregte, der mit so viel Blutvergießen gestillt wurde und die Ausrottung der evangelischen Kirche in Oberöstreich beschleunigte [1]).

Um diese Zeit sah man in Württemberg viele arme, um des Glaubens willen vertriebene Familien umherziehen; die Theurung vergrößerte die Noth, und christliche Liebe war wohl angelegt. Ein Beispiel solcher Wohlthätigkeit gaben unter Johann Valentin Andreä's Leitung die Bürger zu Calw, welche innerhalb fünf Jahren 110,000 Armen Unterstützung zukommen ließen [2]). Mitunter mögen es damals auch Pfälzer gewesen seyn, welche in ihrer Noth nach Württemberg flohen, denn in dieses Land war der Churfürst von Baiern eingebrochen, hatte es als eine Beute an sich gerissen, und suchte den Einwohnern die römisch-katholische Religion aufzunöthigen [3]). Niemand widerstand ihm, seit sein Feldherr Tilly den Markgrafen Georg von Durlach bei Wimpfen überwunden hatte, in einer Schlacht, in der der Bruder Johann Friedrichs, Herzog Magnus von Württemberg, nach heldenmüthigem Kampfe für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefallen war (1622).

Johann Friedrich hatte in seinem Theile dem Kaiser zu lieb sich von den übrigen evangelischen Fürsten zurückgezogen, und gehofft, auf diese Weise seinem Lande den Frieden zu erhalten und der Sache der evangelischen Kirche durch Bitten und Vorstellungen und möglichste Geduld am besten zu dienen [4]).

[1]) Carolus 1, 628. 652. Val. Andreä iter austriacum manuscr. [2]) Andreä vita manuscripta. [3]) Carolus 1, 702. 660. [4]) Pfaff 3, 381, 2.



Aber weder das Eine noch das Andere gelang ihm. Vergeblich war alle Fürbitte für den besiegten König von Böhmen und Churfürsten von der Pfalz, vergeblich alle Geduld und Unterwürfigkeit, welche Johann Friedrich dem Kaiser bewies. Die weitaussehenden Plane, welche den Kaiser und den Churfürsten von Baiern bewegten, ließen denselben nicht zu, gerecht gegen den friedliebenden Herzog sich zu beweisen. Ohne alles Weitere wurden ihm einige Regimenter kaiserlicher Soldaten in das Land gesendet und deren Verpflegung befohlen. Sie gehörten zu Wallensteins Heere, ein wildes räuberisches Volk, welche, wie Spittler schreibt, „längst an alle Ausschweifungen gewöhnt, oft mit recht viehischer Brunst Weiber und Töchter entehrten, und das Brod des verfluchten Ketzers nur desto begieriger fraßen, weil es Ketzerbrod war [1])." Diese Leute sollten auf alle Fälle bereit seyn, die kaiserlichen Befehle, welche man schon rüstete, zu exequiren. Denn der Kaiser, getrieben von den katholischen Churfürsten und den Prälaten in Oberschwaben, wollte dem Herzog von Württemberg unter dem Vorwand: er habe gegen den geistlichen Vorbehalt gehandelt, alle Klöster wieder nehmen [2]). Es war schon in Wien der Befehl ergangen, daß die Klöster Reichenbach, Lorch, Anhausen, Bebenhausen, Maulbronn, Adelberg und Königsbronn herausgegeben werden müssen [3]), und diese Klöster waren bereits den Bischöfen von Constanz und Augsburg, und den Aebten von Möndhsroth und Kaisersheim zugetheilt. Der Herzog sandte seinen Kanzler Löffler nach Wien, einen rechtschaffenen Mann und gewandten Unterhändler, der seine Rechte zu vertheidigen wußte, und legte Löfflern die Klagen in den Mund, die sein tief gekränktes Gefühl ihm eingab. „Tilly," dieß ließ er dem Kaiser sagen, „habe selbst erklärt, wenn sich der Herzog von Württemberg bei Wimpfen nur etwas hätte sehen lassen, so wäre es um die ligistische und katholische Armee geschehen gewesen; ob man ihm für seine Friedensliebe und seinen auch vom Kaiser früher so hoch gerühmten Gehorsam also danke? Ob die katholischen Geistlichen und Klöster Oberschwabens vergessen, daß die Standhaftigkeit, mit der er die Schaaren des Grafen von Mansfeld von

[1]) Worte Spittlers Gesch. W. 242. [2]) Pfaff 3, 397 ff. [3]) Spittler 240. 241.

ihnen abgehalten, sie vor dem gänzlichen Ruin bewahrt habe [1])?"
Doch Alles, was erreicht werden konnte, war nur ein kleiner Aufschub der Exekution gegen die Klöster, während Wallensteins Schaaren fortwährend Württemberg drückten. Eine Schaar nach der andern schickte dieser rohe Feldherr dem Herzog in sein Land, und verbarg keineswegs, „wie er nichts mehr wünsche, denn daß der Herzog sich in Etwas vergreife, damit er Gelegenheit habe, an ihn zu kommen." Denn Wallenstein hätte gerne Württemberg geraubt, wie er bereits Mecklenburg an sich gerissen hatte [2]). Und leicht wäre es möglich gewesen, daß die fast zur Verzweiflung getriebenen Württemberger durch einen Aufstand ihm den Vorwand gegeben hätten. Der Herzog, dessen Bitten zu Wien kein Gehör fanden, demüthigte sich noch selbst und reiste zu dem stolzen Friedländer, um Erleichterung für seine Unterthanen zu erbitten. Erkrankt kehrte er zurück und erlag der Krankheit und dem Kummer am dritten Tage (18. Juli 1628). Es war, als hätte ihn Gott flüchten wollen.

Kaum ein Jahr nach Johann Friedrichs Tode erließ der Kaiser das sogenannte Restitutionsedikt (1629), zu dessen Abfassung die stürmischen Bitten seines Beichtvaters, des Jesuiten Pater Lämmermann, ihn vor Allem bewogen hatten. Alle seit 1555 reformirten Bisthümer, Abteien, Kirchen, alle seither eingezogenen Kirchengüter sollten, diesem Edikte gemäß, wiederhergestellt, d. h. dem Katholicismus zurückgegeben werden [3]). Die Heere des Kaisers und der Liga standen schlagfertig da, um nöthigenfalls dem Edikte Nachdruck zu geben, ja um das Edikt auf noch Weiteres auszudehnen, als der klare Buchstabe verlangte. Das zeigte sich besonders im Württembergischen, wo die Klöster und das Land, wenige kleine Ortschaften und das Priorat Reichenbach ausgenommen, doch längst vor dem Augsburger Religionsfrieden war reformirt worden. Nun aber wurden in alle Klöster mit bewaffneter Hand die Mönche zurückgeführt und dieselben von der Oberherrschaft des Herzogs losgerissen. Sie sollten nicht mehr, wie bisher, an des Landes Lasten mittragen, und in ihren Ortschaften sollte der Herzog keine evangelischen Geistlichen mehr ernennen dürfen [4]). Da

[1]) Sattler H. 6, 228. 229. [2]) Pfaff 3, 400, 2. [3]) Carolus 1, 719. 742. [4]) Spittler 247.



Hölle ausgegangen, der die katholischen Truppen fortgerissen hätte. Raubgier und viehische Lust hatte bisher die Heere beider Partheien geschändet. Aber jetzt kamen ausgesuchte Qualen; mehr als viehisches Wüthen, und kaum die Sorge um die eigene Existenz konnte die Soldaten dahin bringen, einer kleinen Zahl von Bürgern ihr armes Leben zu lassen, damit diese ihnen fröhnen könnten. Kaum erhielt sich in Stuttgart, wo nach der Flucht des Herzogs (dieser hatte im ersten Schrecken das Land verlassen und es dadurch vollends preisgegeben) eine östreichische Regierung ihren Sitz bekam, noch ein Schein bürgerlicher Ordnung und obrigkeitlichen Schutzes, oder in Tübingen, wo General de Werth die Universität noch etwas geschont wissen wollte, oder in Ulm, dessen feste Mauern nicht bezwungen wurden. Aber auf dem Lande in den kleineren ummauerten Städten, und noch mehr in den offenen Dörfern, war das Elend gränzenlos. Waiblingen, das mit dem dazu gehörigen Amte 2350 Bürger zählte, behielt nach der ersten Verheerung, die auf die Nördlinger Schlacht folgte, nur 145 [1]). Ein Theil der Weiber und Kinder ertrank auf der Flucht in der Rems, an den Uebrigen kühlten die Soldaten ihre Wuth. Viele, die das Schwert verschont hatte, fanden in den Flammen ihren Tod, oder wurden in die Niederlande geführt und dort hingemordet. Schorndorf, damals befestigt, wollte sich nicht ergeben; die Kaiserlichen legten Feuer ein, das die Stadt bis auf das Schloß und ein paar Häuser verzehrte. In Nürtingen lebte damals noch die siebenzigjährige Wittwe des Herzogs Ludwig. Die Stadt, wohin sich die Leute aus der Umgegend geflüchtet hatten, ward erobert, das Schloß geplündert, an den Haaren schleppten die Croaten die greise Herzogin umher, und nur mit Mühe entriß sie der Oberst Grune ihren Händen und der äußersten Mißhandlung. Unter den nach Nürtingen entflohenen Geistlichen befand sich Georg Wölflin, Pfarrer von Owen. Als die Stadt erstürmt war, floh er in den Fürstenstand (die sogenannte „Schloßkirche"). Ein Spanier traf ihn, wie er sich, die Bibel in der Hand, auf die letzte Stunde bereitete. Mit solcher Wuth durchbohrte ihn der wilde Soldat, daß das Schwert auch die

---

[1]) Sattler Topogr. 86 rechnet von 1350 Bürgern („Mann") kaum 130. Sattler Gesch. 7, 3. hat obige Angabe.

Bibel noch durchdrang und die Stelle 2 Timotheum 4, 7. (Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten) mit seinem Blute gezeichnet ward [1]). Daß diese Menschen zu Sindelfingen ein Bürgersweib auf dem Markt lebendig gebraten haben, war weder die größeste noch die schamloseste Grausamkeit [2]). Es sind nur einzelne Züge, und nicht die schrecklichsten, die angeführt worden sind.

Aber die erste Wuth der Kriegsleute war die einzige Noth nicht. Die kaiserlichen Truppen blieben im Lande und wütheten namentlich in den Dörfern fort. „Hier," sagt Pfaff, „wurde fast Alles vernichtet: die Wohnhäuser verbrannt oder doch abgedeckt, die Brunnen verschüttet, selbst die Kirchen ihres Schmucks, ihrer Kanzeln und Altäre beraubt oder auch gänzlich zerstört, das Haus- und Feldgeräthe, so wie die Vorräthe von Wein und Früchten verderbt, das Vieh weggeführt, Reben und Obstbäume umgehauen; die Einwohner selbst wurden auf's unmenschlichste mißhandelt, man hieb einigen die Glieder ab, stach andern die Augen aus, goß ihnen siedendes Blei in die Nase, Mund und Ohren, man gab ihnen den sogenannten schwedischen Trunk (Mistjauche) und trat sie, wenn ihnen hiedurch der Leib schwoll, mit Füßen. Manche wurden an den Schweifen der Pferde umhergeschleppt oder zur Zielscheibe der Schützen gemacht, Kinder gespießt und gebraten; vornämlich aber erfuhr das weibliche Geschlecht die Mißhandlungen dieser Unmenschen ohne Unterschied des Alters und Standes. Da entfloh, was noch fliehen konnte, meist nach der Schweiz, wo man sie gastfreundlich aufnahm, viele verbargen sich in den Wäldern, Höhlen und Klüften (dorthin wurden sie von den Soldaten mit Hunden verfolgt, wie vom Jäger das Wild [3]), und bald traf man im ganzen Lande fast nichts, als leere, ganz oder halbverbrannte Ortschaften [4])."

Auf diese Verheerung folgte die schrecklichste Hungersnoth. Arme schlugen sich um das Aas des gefallenen Viehes, selbst Wohlhabendere aßen Brod von Eicheln und Baumrinde. Auf die Hungersnoth folgte die Pest. In Stuttgart starben im

---

[1]) Zeller Tüb. 420. [2]) Sindelfinger Chronik, Handschr. aus jener Zeit. [3]) Heyd Gesch. v. Markgröningen 95. [4]) Pfaff 3, 429 ff.



Jahr 1635 4379 (mehr als die Hälfte sämmtlicher) Einwohner [1]), in Eßlingen gegen 8000 [2]), in Heilbronn 5518, in Ulm gegen 13,400. Von mehr als 400,000 Seelen waren nach sieben Jahren kaum noch 58,000 übrig, 345,000 hatte das Schwert, der Hunger und die Pest (1634—1641) aufgerieben *). So war das arme Herzogthum heimgesucht!

Unter allen Ständen aber hat keiner das allgemeine Elend schwerer zu fühlen gehabt, als der Stand der Geistlichen **). „Sie waren meist der erste, der gesuchteste Gegenstand der Soldaten, und wer der ersten streifenden Parthei entgieng, den traf gewiß die zweite. In wenigen Monaten verloren sich über 300 Kirchendiener [3]). Jünglinge, fast aus der Schule hinweg, welche kaum die Universität gesehen hatten, wurden zu Pfarrern bestellt; manchem gab man drei Pfarreien auf einmal zu versehen, hie und da einem eine Postille in die Hand, aus dieser zu predigen bis auf bessere Zeiten [4])." Aber unter welchen fortdauernden Lebensgefahren führten sie ihr Amt! Die östreichische Regierung zwar verfolgte sie nicht geradezu, aber die östreichischen Soldaten waren fortwährend ihre Peiniger. In Tübingen selbst, der besonders geschützten Stadt, traf es sich, daß ein schwärmerischer Soldat, mit dem Schwert in der Faust und dem Ruf: „was predigst du nicht Gottes Wort?" den alten Kanzler Lucas Osiander anfiel, der mit genauer Noth dem Streiche ausbeugte. Der Muth, mit dem die Tübinger Theologen, freilich ohne den Namen des Katholicismus zu nennen, die in Tübingen predigenden Jesuiten auf der Kanzel widerlegten, erbitterte noch mehr. Laut wurde den Geistlichen gedroht: man werde sie von der Kanzel herunterschießen [5]). Der Prokanzler Dr. Melchior Nikolai war ein besonderer Gegenstand ihres Hasses. Ein bei demselben einquartirter Offizier mißhandelte ihn oft mit Schimpfworten und Schlägen, und ebenso die Seinigen. „Wißt Ihr, wie es die Israeliten den Cananitern gemacht haben?" so fragte er

[1]) Pahl 4, 78. Moser Fortf. v. Crusius Chronik 2, 696. Sattler 7, 173. Moser l. c. 694. [2]) Pahl hat 9000. Der Verf. ist Moser und Crusius 2, 706. gefolgt. Das Uebrige nach Pahl. [3]) Von 1634 bis December 1635. Spittler 257 ist hier aus einem Brief Andreä's bei Moser 6, 299 zu berichtigen. [4]) Spittler 257. [5]) Carolus 1, 876. 877.

*) s. Anh. 54. **) s. Anhang 55.

einst; Nikolai verstand den Sinn der Frage und entgieng mit Mühe dem Schwertschlage, den der erbitterte Mensch nun gegen ihn führte *).

Was aber das Schwert verschonte, das raffte Hunger und Pest großentheils dahin [1]). Man sah Geistliche von dem Lande vor den Thüren um Brod bitten, andere an Hunger und Krankheiten dahinsterben, manche wurden zu Tode gemartert **). Ihre Kinder waren froh, wenn sie als Knechte und Mägde ein Unterkommen fanden [2]). So war es auch im Schullehrerstande. Zu Ensingen bei Vaihingen erhielt sich der Schulmeister, nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, noch neun Tage mit Wasser und Essig, dann starb er den Hungertod.

Und bei diesem allgemeinen Elende fast nirgends Buße! Die Noth und Verzweiflung ertödtete in Vielen, deren Christenthum nicht tiefer gewurzelt war, auch den letzten Funken religiöser Scheue und sittlichen Gefühles. Die Laster und Aergernisse mehrten sich. Zwar war vom Anfang des dreißigjährigen Kriegs an die polizeiliche Aufsicht schärfer, und selbst Vergnügungen, welche sonst erlaubt waren, wurden verboten; aber je mehr sich bei längerer Dauer des Krieges und bei dem furchtbaren Elende, welches er erzeugte, alle Bande der Ordnung auflösten, desto weniger richteten auch obrigkeitliche Befehle und Strafen aus. Es hieß bei Vielen um so mehr: „Lasset uns essen und trinken," da das: „morgen werden wir sterben" so nahe lag [3]). Manche wußten in dem allgemeinen Elend nichts mehr, als den Namen Gottes zu lästern. Die Wenigen aber, welche in diesem Jammer den Glauben bewahrten, erlangten eine Lauterkeit und Ruhe der Seele, die wir noch jetzt mit Freuden bewundern. „Zwei Gedanken," so schreibt der württembergische Kanzler Forstner, „bewegen meine Seele. Vor Allem halte ich den Glauben fest, daß im ganzen Alle dessen, was geschieht, nichts ohne Gottes Vorsehung geschieht, daß er über Allem als Regent waltet, und bei Allem zugegen ist, und ihm nichts Anderes gefallen kann, als das, was das Beste ist. Der andere Gedanke, der mich bewegt, ist der: Unser Leben

[1]) Sattler H. 7, 173. Schwäbischer Volkskalender 1846 p. 18.
[2]) Pfaff 3a, 431. [3]) Pfaff Stuttgart.
*) s. Anhang 56. **) s. Anhang 57.



auf Erden ist ein Augenblick, wir haben ein anderes Vaterland, den Himmel, den Wohnort der Heiligen, jene ewige und bleibende Stadt, die nun und nimmermehr zerstört wird[1])."

Was die Christen der ersten Jahrhunderte, was Luther so nahe geglaubt hatte, das Kommen des Herrn Jesu zum Gerichte, das hielten auch dazumal die Christen für sehr nahe und bereiteten sich in Demuth und Hoffnung auf seine Ankunft vor. Seltene Naturerscheinungen, welche vorkamen, und von denen die Geschichtbücher jener Zeit viel erzählen[2]), bestärkten sie in diesem Glauben. In der Stille wurde viel Liebe und Verleugnung geübt, und namentlich viel gebetet. Eine Demuth, Einfalt, Lauterkeit und Ernst zeichnete die Christen dieser Zeit aus, welche in der Zeit der religiösen Bewegungen, 60 Jahre später, mit Sehnsucht zurückgewünscht wurde[3]).

Eine Erzählung aus jenen Jahren mag das Leiden und Wirken der Christen jener Zeit veranschaulichen, sie ist genommen aus J. V. Andreäs „Threni Calvenses" (Klagelied über Calws Schicksal).

Calw galt für eine reiche Stadt; sie war durch Wollearbeiten berühmt, hatte in den Jahren 1624—1631 auf Arme und Verfolgte viel verwendet, und wer sie besuchte, sah an den häuslichen Einrichtungen, wie an den öffentlichen Lustbarkeiten, denen sich ein Theil der Einwohner ergeben hatte, daß viel Wohlhabenheit da seyn müsse. Die unbedachtsame That einiger Bürger, welche (1613) den Papst im Bilde verbrannt hatten, war in Weil der Stadt bekannt worden, und blieb im Andenken. Als die kaiserlichen Truppen einfielen, wurden sie deßhalb auf reiche Beute und zu nehmende Rache aufmerksam gemacht. Schon war ein Theil des Landes, schon selbst Stuttgart besetzt und hatte den Grimm der Sieger erfahren, als ein Theil der Calwer, namentlich der Vogt, noch an keine ernstliche Gefahr glaubten. Vergebens war es, daß der Spezial V. Andreä zur Vorsicht mahnte, die wichtigsten Urkunden flüchtete und dann sich in die Wälder verbarg, um dem ersten Sturm zu entgehen. Nur Wenige folgten ihm. So ward die Stadt genommen. Jean de Werth, der commandirende General, hatte gegen die Erlegung

---

[1]) Moser Archiv 4, 161. [2]) Pahl 1, 79. [3]) Weißmann, 2, 938.

von 6000 Gulden Schonung zugesagt. Aber es war ein bloßes Vorgeben. Die Soldaten wollten die Bürgerschaft nur von der Flucht abhalten. Es gelang. Am andern Tage begann in der Frühe die Plünderung mit Morden [1]). Die Soldaten ahnten verborgene Schätze; so wurde zu Foltern und zur Anwendung des Schwedentrunks geschritten. Mancher Calwer erlitt die Folter zehnmal. Die Nacht darauf fröhnte der wüthende Soldat seinen Lüsten. Als er genug gequält hatte, ward er Raths, die Stadt mit den Einwohnern zu verbrennen; die Thore wurden geschlossen, die Zugänge besetzt und dann Feuer eingelegt [2]). Es war um Mitternacht, als an verschiedenen Orten innerhalb und außerhalb der Stadtmauern besonders durch die Croaten Feuer eingelegt ward. Aber Gott kam den Seufzenden und Flehenden zu Hülfe; der größte Theil entkam, indem er über die Mauern hinabsprang oder heimliche Ausgänge fand, und rettete sich auf die Berge. Dort sahen sie, dort sah auch Andreä, zu dem sich bald ein Häuflein versammelt hatte, die Stadt im Feuer aufgehen. Viele waren mitten durch Schwerter und Geschosse geflohen; man zählte 200 Verwundete [3]). Nun entstand ein eigentliches Treibjagen gegen die Entflohenen, aber die Reiter konnten die steilen Höhen nicht hinan. Der Hunger und die Kälte (es war Oktober) trieb endlich 70 Weiber mit ihren Kindern zurück zur Stadt; als sie die Soldaten ansichtig waren, fielen sie auf die Knie, hielten weinend und um Gnade flehend ihre unmündigen Kinder hin. Schon meinte der rohe Croatenhaufe sie niederreiten und vom Hufe seiner Rosse zerstampfen lassen zu dürfen, als den Obersten das Elend jammerte; er hielt den Trupp mit Macht zurück und entließ die Weiber beschenkt. Nun empörte sich dieß Volk; mit Mühe wurde der Oberst gerettet und anderswohin versetzt, die Croaten aber an den Rhein beordert, wo sie kurz darauf in einem Gefechte alle niedergemacht wurden.

Indessen wurden besonders die Calwer, welche mit Andreä waren, verfolgt. Niemand wagte sich ihrer anzunehmen, wegen des Grimmes, den der Feind an denen ausließ, welche der Verfolgten sich annahmen. Endlich nahm ein Kaufmann zu Gerns-

[1]) Threni Calvenses 37. [2]) Threni Calvenses 38. 39. 40.
[3]) Threni Calvenses 41. 42.



bach (ein Reformirter oder ein Katholike) die Elenden auf, versorgte und erquickte sie zwei Tage lang. Aber der Verfolger war ihnen auf der Spur, sie mußten weiter fliehen, Jäger und Hunde wurden gegen sie aufgeboten, sie sahen sie bisweilen in nicht sehr weiter Ferne recht gut; aber auch hievon rettete sie der „Engel des Herrn [1])." Endlich, als die Wuth etwas nachgelassen hatte, eilte Andreä in die verödete Stadt zurück. Mit Thränen des Schmerzes und der Freude ward er von seiner Gemeinde begrüßt, man vergaß für einen Augenblick des Elendes. Der Gottesdienst wurde wieder begonnen, und Morgens und Abends Betstunde in einer kleinen, bisher fast vergessenen Capelle gehalten, welche vom Brande noch verschont geblieben war.

Aber das Maß des Elendes war noch nicht voll. Neue Erpressungen folgten, unter fortwährenden Schrecken, Mangel und Kummer. Nun folgte auch noch ein „Sterben." Von beinahe vier Tausenden blieben bald kaum 1500 Bewohner mehr übrig [2]). Unter diesen war ein Theil, früher arme Leute, nun auf einmal durch den Raub, den sie mit den Soldaten an ihren wohlhabenderen Mitbürgern gemacht hatten, bereichert worden. Während mehrere früher sehr vermögliche Bürger vor Hunger und Kälte starben, hatte jene Hefe des Volkes auf einmal Vollauf [3]).

Unter diesen Umständen ward Andreä's Thätigkeit doch nicht gelähmt. Auf seinen unermüdeten Antrieb hin gelang es, in bürgerlicher Beziehung einige Ordnung wieder herzustellen, und selbst in kirchlicher einige Zucht zurückzuführen. In kleinen Schriften schilderte er das Unglück der Stadt so beredt, so eindringlich, daß vom Auslande mehrere Tausend Gulden zur Unterstützung eingiengen, womit viele Hungernde gespeist und allein 100 Waisenkinder untergebracht wurden [4]). Auch eine zweite Plünderung der Stadt durch den kaiserlichen General Götz (1638), der vor den weimarischen Truppen floh, gleich schrecklich der ersten, hatte Calw durchzumachen, aber noch ermüdete und verzagte Andreä nicht. Er selber hatte aus dem bittern Kelche getrunken [5]). Auf der Flucht war ihm eines seiner Kinder dem Elende erlegen,

[1]) Threni Calvenses 51. 53. [2]) Threni Calvenses 8. [3]) Threni Calvenses 20. [4]) Moser 6, 298. 300 ff. [5]) S. Hoßbach, Andreä.

seine beste Habe geraubt oder verbrannt; er stand nun als ein in der That verarmter Mann da. „Ich danke," sprach er, „Gott für die Gnade der Gemüthsruhe, die er mir geschenkt hat; ich bin durch diesen Verlust nicht geringer noch lässiger geworden; was ich verloren habe, beugt mich nicht zu tief, noch fühle ich mich getrieben, mein Vermögen wieder zu erringen, noch reut mich so viele vergebliche Arbeit, noch schmerzt mich, daß mein Gedächtniß unter den Menschen vergessen ist. Diese Stärke habe ich nicht aus dem Vorrath der Stoiker oder anderer Idealisten genommen, sondern sie ist mir geworden durch die Betrachtung des Wechsels menschlicher Dinge und durch den Hinblick auf das vollkommenste Leben Christi [1]).

Viertes Kapitel.

Die Folgen der Nördlinger Schlacht.

(Fortsetzung.)

Versuche, den Katholicismus einzuführen und die evangelische Kirche wieder aufzurichten.

Der Sohn des Kaisers Ferdinand II., später sein Nachfolger im Reiche, hatte nach der Nördlinger Schlacht sich im Lande huldigen lassen und das Fortbestehen der evangelischen Kirche bewilligt. Auch versicherte der kaiserliche Hof in dem für Württemberg sonst so nachtheiligen Prager Frieden: er wolle die Länder des Herzogs von Württemberg und des Markgrafen von Baden bei der Ausübung der Augsburgischen Confession in dem Stande lassen, wie sich ein jedes im November 1627 in dieser Hinsicht befunden habe [2]). Und es ist anzuerkennen, daß vom kaiserlichen Hofe aus keine eigentlich gewaltsamen Maßregeln gegen die evangelische Kirche vorgenommen wurden.

Allein von mehr als einer anderen Seite her wurden Versuche gemacht, dem Katholicismus wieder Bahn zu brechen. Churfürst Maximilian von Baiern hatte Heidenheim an sich gezogen, die evangelischen Kirchen- und Schuldiener vertrieben und römisch-katholische Geistliche eingesetzt. Die Erzherzogin Claudia hatte Hohenstaufen und Blaubeuren an

[1]) Weißmann 2, 935. [2]) Pahl 4, 80. Sattler H. 7, 132.



sich gerissen und dort, so wie in Göppingen, dasselbe mit Einziehung der Kirchen begonnen. Spanische und italienische Truppen standen ihr zu Gebote, mit denen sie alle ihre Nachbarn bedrängte[1]). Seinem Hofkriegsrathspräsidenten Schlick hatte der Kaiser die Städte und Aemter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und Tuttlingen geschenkt, und dieser seine Beamten angewiesen, „die lutherischen Mädchen und Wittwen, so viel möglich, mit katholischen Mannspersonen zu verheirathen," um auf diese Weise die katholische Religion wieder unbemerkt einzuführen[2]). Der Bischof Anton von Wien erhielt Stift, Stadt und Amt Möckmühl, und es wurde nur unzuverläßige Hoffnung zur Gestattung der evangelischen Religion gegeben, desgleichen zu Weinsberg und Neustadt, welche Städte der Graf Trautmannsdorf erhielt[3]).

Die Centralpunkte für Wiedereinführung des Katholicismus sollten aber die Klöster bilden, welche den Benediktinermönchen zurückgegeben werden mußten, desgleichen die wieder besetzten Nonnenklöster[4]). Die Mönche suchten dann vor Allem in den Ortschaften, welche zu den Klöstern gehörten, den evangelischen Glauben abzuschaffen[5]). Die evangelischen Pfarrer wurden theilweise vertrieben, den Unterthanen bei strenger Strafe der Besuch des lutherischen Gottesdienstes und der Gebrauch der Sakramente nach evangelischer Weise verboten, und dieselben, wenn sie sich doch nicht abhalten ließen, gefangen gesetzt, mißhandelt und an den Bettelstab gebracht[6]).

Den Benediktinern zur Seite drängten sich die Jesuiten ein. Sie hatten zwar gar keinen Schein des Anspruchs an irgend ein Kloster des Landes, aber die sogenannten Stifter glaubten sie doch an sich ziehen zu können. So verschafften sie sich die Stiftskirchen zu Stuttgart*), Tübingen, Herrenberg, Backnang. Verschiedene, mit diesen Stiftern verbundene kleinere Pfründen und Stiftungen sollten dann, nach dem Willen des Kaisers, den Fonds zu einer jesuitischen Erziehungsanstalt

---

1) Sattler H. 7, 142. 149. Beil. 151. Topogr. 1, 105. H. 7, 228. 230. 2) Köhler Tuttlingen 1, 76. 3) Sattler H. 7, 137. 4) Gratianus Reutlingen 2, 315. Petri Suevia 696. 5) Sattler H. 7, 237. 6) cfr. Anzaig und Bitt des wirtemb. Anwaltes an Kays. Maj. 1641 p 91 ff.

*) s. Anhang 58.

in Stuttgart abgeben [1]). Auch hier war es das erste, daß der Gottesdienst der Evangelischen in den Stiftskirchen verwehrt würde. In Stuttgart, wo eine Consistorialstelle mit der Stiftsprädikatur verbunden war, und auch der Landpropst als Geistlicher an der Stiftskirche stand, rissen sie sogar für einige Zeit zwei Consistorialrathsstellen an sich, vergaben einige geistliche Aemter (an protestantische Geistliche) und zogen die Verwaltung der Kirchengefälle des Stiftes ein. Zu Tübingen suchten sie die Würde des Kanzlers an sich zu ziehen; zugleich waren sie eifrige Disputatoren, denen es einkommen konnte, sich neben die evangelischen Professoren auf Einen Katheder zu stellen, und mit ihnen anzubinden, wobei sie die katholischen Truppen gegen die Lutheraner aufreizten [2]). So ließen sie nichts unversucht, trotz dem von dem Kaiser garantirten „Fortbestehen der evangelischen Universität in ihrem alten Wesen."

Die vielen Klagen der Unterthanen und des Herzogs Eberhard, auf Grund jenes pragischen Vertrages, fanden wirklich mitunter Gehör, aber gaben dann nur zu Gegenklagen jener Besitzer einzelner Landestheile, der Aebte und Jesuiten, Anlaß, welche bis zum westphälischen Frieden fortdauerten.

Indessen entsprachen die Erfolge den Erwartungen derer nicht, welche die Bewohner des Landes von dem evangelischen Bekenntnisse abzubringen bemüht waren. Da es sich darum handelte, daß den Unterthanen dieß Bekenntniß entrissen werden sollte, begannen sie es erst recht zu schätzen, und die harte Behandlung der katholischen Geistlichkeit und die Grausamkeit der einquartirten Truppen vermehrte die Abneigung gegen das Papstthum. Verhältnißmäßig nur sehr Wenige ließen sich zu Unterwerfung unter dasselbe bewegen.

Unter denen, welche zu demselben übertraten, machte der Tübinger Professor Christoph Besold das meiste Aufsehen. Dieser gelehrte Jurist war ein Mann von reinem Wandel, sanftem Wesen und religiösem Sinne. „Die wollüstige, despotische, geldgierige Generation, welche unter Herzog Friedrich herangewachsen war, verabscheute er von Herzen [3])." Er sah die unseligen Uebertreibungen der theologischen Scholastik, und das

[1]) Sattler H. 7, 186. [2]) Zeller 691 ff. [3]) Moser Archiv (Spittler) 8, 442 ff.



hochfahrende Disputiren des Dr. Thumm war ihm ein Greuel. Mit einem Worte: er kannte den Verfall der evangelischen Kirche seines Vaterlandes. Aber er suchte Stärkung in dieser Lage nicht mit demuthsvoll ergebenem Sinn und dem ruhigen Harren und Arbeiten eines Glaubigen. Daß er nicht selber thätigen Antheil an der Besserung der Verhältnisse zu nehmen wagte, wie andere seiner Freunde, das kam unter anderem davon her, daß er die Religion mehr als Sache des Genusses betrachtete, denn als einen Felsengrund für die Seele. So wandte er sich mit allem Feuer zu der Lectüre von apocalyptisch prophetischen und theosophischen Schriften, und zu den Rosenkreuzern, einer geheimthuenden Secte, welche ihren Ursprung aus dem Morgenland herleitete. Müde dieses vergeblichen Treibens, warf er sich auf das neuerschienene Werk Arndts „wahres Christenthum." Aber die einfach biblische, sich um wenige große Hauptpunkte bewegende Darstellung konnte ihm nicht lange genügen, er wandte sich zur alten Mystik eines Kempis und Tauler, und von da zu andern Mystikern der katholischen Kirche, mit welchen ihn ein Rottenburger Carmeliter-Prior bekannt machte. Der Eifer der alten Asceten dieser Kirche, die Andacht, die sich bei den Festen der Katholiken da und dort zeigte, rührte ihn, und die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, die Geburt eines Kindes, welche er der Anrufung katholischer Heiligen zuschrieb, bewog ihn, den evangelischen Glauben abzuschwören (1630). Vier Jahre lang blieb er im Verborgenen Katholik, und wußte sich so zu verstellen, daß er bei den wichtigsten Streitigkeiten mit den Katholiken den Schein eines guten Protestanten bewahrte, und in der Stille einzelne Studirende für den Katholicismus gewinnen konnte. Später, als die entscheidende Schlacht bei Nördlingen das württembergische Land und seine Kirche dem Verderben nahe gebracht hatte, trat er heraus, nicht als stiller Bekenner, sondern als erbitterter Vorkämpfer gegen die verlassene Kirche, wie gegen sein unglückliches Vaterland[1]). Bald war er unter denen, welche den Unterthanen die Huldigung gegen die neuen Landesherren abnahmen, bald war er Rathgeber der Jesuiten, bald durchgieng er das würt-

---

[1]) Sattler H. 7.

tembergische Archiv, und nahm die Urkunden hinweg, von denen er sich Nutzen für die Sache des Katholicismus versprach. Endlich erschienen zwei größere Werke, in welchen er urkundlich zu beweisen suchte, daß die württembergischen Klöster reichsfrei seien, nicht zum Lande gehört haben, und somit auch nicht haben reformirt werden können. So arbeitete er gegen drei Jahre im Vaterlande, und kam dann nach Ingolstadt, wo er starb. „Sterben ist doch ein hartes Kraut," — „ist es denn an dem?" Dieß waren seine Worte kurz vor seinem Verscheiden [1]).

Der Jubel über den Uebertritt dieses Mannes, welchem noch ein paar andere minder bedeutende Gelehrte folgten, war aber zu bedeutend. Es zeigte sich bald, daß sich Württemberg nicht so leicht von dem Glauben seiner Väter abbringen lasse. Der Papst Urbanus VIII. hatte schon geglaubt, ganz Tübingen sei von den Jesuiten reformirt worden, und doch wollte dem Besold kein Professor mehr folgen [2]).

Ja die Schriften dieses Mannes brachten einen Zwiespalt in das katholische Lager selbst. Die östreichische Regierung nahm es sehr übel, daß Besold die Ansprüche Württembergs an die Klöster bestritt, und sah es viel lieber, daß Wilhelm Bidembach dieselben in seinem „gründlichen Beweis" vertheidigte [3]). Denn Oestreich konnte nicht vergessen, daß es mit dem Aussterben des württembergischen Fürstenhauses Erbe des Landes war, und wollte das Dritttheil des Landes, das Klostergut, dann nicht missen. Und auch die Jesuiten konnten mit Besold nicht zufrieden seyn. Besold vertheidigte die Rechte der ältern Mönchs- und Nonnen-Orden. Die Jesuiten aber hatten dem Kaiser vorgestellt: „Es seie hohe Gewissenspflicht für ihn, bei der damaligen Lage der Dinge darauf zu sehen, daß die wiedereingenommenen Manns- und Frauen-Klöster so viel möglich zu Universitäten, Akademien, Gymnasien, Schulen des Jesuitenordens verwendet werden [4])." Und nun wurden den Jesuiten in Württemberg kaum die Stifter zu Theil! — Wenn dieß nun zwar die Bekehrungsversuche der verschiedenen katholischen Ordensgeist-

---

[1]) Moser Archiv 8, 429—472. Carolus 1, 854 ff. — Das Urtheil des Tob. Wagner, Canzlers zu Tübingen, über Besold, bei Carolus 1, 844. 855. [2]) Zeller 694. [3]) Cypr. hist. d. Augsb. Conf. p. 104. [4]) Gerbert hist. n. s. 2, 455.



lichen, unter denen die Jesuiten doch die thätigsten waren, aufhielt, so beabsichtigte Oestreich auf einem anderen Wege das katholische Interesse zu fördern. Es suchte den Prinzen Friedrich zum Abfall vom evangelischen Glauben zu verleiten. Der edle Prinz war, um die Wiedereinsetzung seines Bruders, des vertriebenen Herzogs Eberhard III., zu betreiben, im Jahre 1637 selbst nach Wien gereist, dort vom Kaiser und seinem Bruder Leopold, wie vom Erzbischof von Wien, mit ausgezeichneter Höflichkeit aufgenommen worden, und hatte die besten Versprechungen erhalten. Dann erzählt er aber selbst weiter also: „Wenig Tag darauf ist der Graf Trautmannsdorf, so der vornehmste Minister am kaiserlichen Hofe war, zu mir in particulari (ganz besonders) gefahren, und hat eine Visite gegeben, da er mir im Namen Ihrer kaiserlichen Majestät das ganze Herzogthum offerirte, indem ich nicht wider kaiserliche Majestät gedient, noch mich vergriffen, sondern unschuldig gewesen an allem so vorgeloffen, jedoch müßte ich zuwörderst die Religion changiren (wechseln): so ich aber alsgleich rund abgeschlagen und beantwortet, daß solches meine Absicht nicht wäre, auch um solcherwegen nicht anherogekommen, sondern nur gebeten, man wolle meinen Bruder in allem restituiren, wollte alsdann [1]), was mir gehörte, wohl finden."

Unter solcherlei Anfechtungen gaben die evangelischen, hartbedrängten, bis auf ein Zehntheil herabgebrachten Württemberger die Hoffnung für ihre Kirche nicht auf. Vor allem sorgten mehrere edle Privatmänner, daß das bis auf dreißig Zöglinge herabgekommene Tübinger Seminar nicht ganz erlosch. Unter ihnen sind Dr. Ulrich Pregizer, Kammermeister Müller, Thomas Lansius, und die Bürger von Tübingen und Leonberg vor andern zu nennen. Milde Gaben, bald etwas an Geld, bald etwas Dinkel oder Wein, hie und da ein Stück Fleisch ward den armen Stipendiaten von den Händen christlicher aufopfernder Mildthätigkeit zugesendet [2]). Als dieß nicht mehr reichte, ward eine Kirchencollekte veranstaltet, und die Gemeinden zu freiwilligen Beiträgen für das Seminar ermahnt. Auf dem Lande und

[1]) Moser Arch. 9, 470 ff. Sattler H. 7, 180. Carolus 1, 897.
[2]) Schnurrer 488. 489.

in den Städten harrten Gemeinden wie Kirchendiener auf bessere Zeiten, und litten sich.

Mit der Wiederkunft des Herzogs in das Land begann das Volk wieder Muth zu fassen, aber das Ende der Noth war damit noch nicht da (1638)[1]. Wie mühevoll mußte Alles in Wien erstritten werden, und doch bekam er nur die Hälfte des Landes zurück. Und in welchem Elende! Kaum fand sich für ihn selbst eine Wohnung; mit Mühe erhielt er seine Angehörigen. Der Jammer war so groß, daß eine Tante des Herzogs, die arme um ihres Glaubens willen vertriebene Herzogin von Jägerndorf, die damalige Reichsstadt Eßlingen (1639) um Unterstützung für sich und ihre Magd anflehte, „sonst müsse sie den Winter über Hungers sterben." Es gieng wohl bald erträglicher bei Hofe, es kamen auch einige ruhigere Monate für das Land, aber diese Zeiten waren kurz, und der Leichtsinn, der wieder alsobald hervorbrach, fand die schärfsten Zuchtruthen in den immer und immer wieder das Land durchziehenden Heeren, welche in dem letzten Jahrzehnte das Elend aufs höchste brachten. War doch schon im Jahre 1640 fast keine Stadt mehr, die nicht „als abgebrannt, als durchaus verarmt, leer, verderbt" bezeichnet werden mußte, und das Land fast ganz verödet; Feinde und Freunde raubten, sengten und brennten, und selten konnte der Herzog schützen.

Dennoch konnte nach der Rückkehr des Herzogs die alte kirchliche Ordnung theilweise wiederhergestellt werden, ja es gelang in dem allgemeinen Elende mehr als man erwarten mochte. Mehrmals wurden, da man keine Menschenhülfe mehr sah, Bußtage ausgeschrieben, worunter namentlich der merkwürdige Buß- und Fasttag im Mai 1645 zu nennen ist, auf welchen im September desselben Jahres ein Dankfest für die fast wunderbare Errettung des Landes „vom Grundverderben" folgte, weil die beiden in ihm kämpfenden Heere dasselbe verließen. Ein ungemein reicher Ernte- und Herbstsegen kam zu gleicher Zeit der allgemeinen Noth zu Hülfe*), doch war diese noch nicht zu Ende, weßhalb im Jahre 1646 ein allgemeiner Buß- und Bettag um Erlangung des heißersehnten Friedens gefeiert wurde.

[1]) Carolus 1, 936.
*) s. Anhang Nro. 59.



Indessen thaten Consistorium und Regierung, was in ihren Kräften stand, die Ordnung des bürgerlichen Wesens und christliche Zucht zurückzuführen, der das im Elend des Kriegs geborne Geschlecht sich nicht fügen wollte. Daher eine Reihe von Sittenmandaten seit dem Jahre 1639, und die Kirchenconvents-Ordnung von 1644. Letztere war ein Hauptwerk Joh. Valentin Andreäs, des schon oft genannten edlen Streiters der evangelischen Kirche [1]). Ihm schwebte die erste Zeit der christlich-brüderlichen Gemeinschaft, und die ernste Sittenzucht vor Augen, welche Calvin in den Tagen der Reformation zu Genf gepflanzt hatte. Er wünschte, daß Ortsgeistliche und Gemeindeälteste zunächst zu gegenseitiger brüderlicher Zurechtweisung und Ermunterung sich verbinden, und unterstützt von vertrauten in das Innere des bürgerlichen Lebens blickenden Männern die Mängel und Gebrechen der Gemeinden berathen, und christlichen Glauben und Sitte fördern möchten. Was er erreichte, das war die Einführung von Kirchenconventen, wie wir sie im Wesentlichen noch jetzt haben, deren Aufgabe es ist: „die in Erfahrung gebrachten Vergehen jüngerer und älterer Gemeindeglieder gegen die christliche Religion, Kirche, Zucht und Ordnung zu rügen, wahre Buße und Glauben zu erhalten und zu fördern, über die Schulanstalten zu wachen, für die Armen zu sorgen, und die kirchlichen Stiftungen zu verwalten [2]).“

So ist die öfter wiederholte Feier besonderer und die Einrichtung monatlicher Buß- und Bettage, wie die Kirchenconvente (Presbyterien) entstanden unter der Noth des dreißigjährigen Krieges, und bei allen Mängeln in der Benützung und Handhabung dieser Ordnungen gilt unverkennbar, bis auf heute, das Wort der Schrift von ihnen: „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin.“ Jes. 65, 8 [3]).

Auch von Seiten einzelner Privatpersonen wurde noch viel auf Hoffnung gesät. Manche reiche Stiftung für Familien und arme Studirende fällt in den Anfang oder in die Mitte, oder gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs. Studi-

[1]) Vorarbeit hiezu die idea descript. eccles. von J. V. Andreä, veröffentlicht 1642 nach Carolus 1, 1007. In ebendemselben Jahre seine arca Noae, Carolus 1, 1023. [2]) Eisenlohr K.Ges. 1, 316. Kapff Rep. 2, 36. 37. [3]) Hartmann. Zur Gesch. der Bußtage p. 8.

rende, die der ungeänderten augsburgischen Confession zugethan waren, und unter diesen hauptsächlich Theologen, wurden bedacht. Unter diesen Stiftungen ist die einer östreichischen Emigrantin, Cäc. Auer zu Ulm, für vertriebene Lutheraner, die bald nach der Nördlinger Schlacht in derselben Stadt errichtete Sprengersche, und die im alten Herzogthum Württemberg seit jener Zeit bestehende Brollische, Burkhardtische, Gomerische und Erasmus Grüningerische, als besonders auf Hoffnung und in theilnehmender Liebe am Loos kommender Geschlechter gegründet zu nennen. Und wer, wenn er der altwürttembergischen Stiftungen für Studirende und Arme gedenkt, freut sich nicht, unter den Namen der Stifter auch den von Conrad Widerhold, dem Commandanten zu Hohentwiel, zu finden? Auf seiner Burg war dieser Held, trotz geringer Hülfsmittel, weithin der Beschützer der Protestanten Oberschwabens; an seinem Widerstande wurden die Versuche der Kaiserlichen und der Baiern auf jene Gegenden wiederholt gebrochen. In seiner Feste baute und schmückte er eine Kirche, besuchte seelsorgerlich seine Soldaten, war eine Zuflucht vieler Bedrängten, errichtete eine Buchdruckerei für christliche Schriften erbaulichen und wissenschaftlichen Inhaltes, welche weithin verbreitet wurden, und fuhr damit fort, bis der langersehnte und erbetene Frieden auch ihm seinen letzten schönen Wirkungskreis zu Kirchheim u. Teck anwies, wo sein Andenken durch reiche Stiftungen für Kirche, Schule und die Armen noch fortlebt.

Fünftes Kapitel.

Der westphälische Friede und seine Folgen.

Im Frühjahr 1648 konnte endlich Joh. Conr. Varenbüler, württembergischer Gesandter zu Münster und Osnabrück, den Landständen die frohe Kunde geben:

„Es hat der grundgütige Gott unserem geliebten Vaterlande die hohe Gnade erzeigt, daß es nicht allein durchgehends der reinen Lehre des h. Evangelii und rechten Gebrauchs der hochwürdigen Sacramente nach Christi Einsetzung mit Abschaffung der an einigen Orten eingeführten päpstlichen Irrthümern ver-



sichert ist, sondern auch der zur Erhaltung von Kirchen und Schulen erforderlichen nothwendigen Mittel, nämlich der Restitution aller Stifter, Klöster und geistlicher Güter, so viel Württemberg im Jahr 1624 inne gehabt. Und zwar ist es derselben **lege publica** (durch ein öffentliches Gesetz) und **in perpetuum** (auf ewige Zeiten) dergestalt versichert, daß dawider von den Katholiken weder **facti** (durch Gewalt) noch **juris via** (auf rechtlichem Wege) weiter nicht das Geringste soll movirt (versucht) noch vorgenommen werden.“ „Wie nun dem Allerhöchsten billig groß Lob, Preis und Dank dafür zu sagen, also ist seine göttliche Allmacht mit bußfertigem Herzen eifrig zu bitten, daß solches durch endlich erfolgenden allgemeinen Friedensschluß möge bestättigt, vollendet und exequirt werden [1]).“

Wie wohl doch eine solche Nachricht in Württemberg gethan haben mag, und wie gewiß jedermann erkennen mußte, daß Gott wunderbar geholfen habe! So waren denn alle Versuche mißglückt, von dem Lande ein Stück abzureißen, und einen Theil der Unterthanen katholischer Herrschaft zu übergeben. Vergebens war es, daß die Erzherzogin Claudia, daß der Churfürst von Baiern mit den Mönchen zusammenstanden, die Aemter und Klöster zu behaupten, die sie an sich gerissen hatten; vergebens waren die Versuche des kaiserlichen Ministers Trautmannsdorf, wenn nicht Alles, doch Einiges von denselben Württemberg abzudringen; vergebens die Klugheit des geheimen Agenten der württembergischen Klöster, des corveyischen Gesandten in Osnabrück Adamus Adami, Prior zu Murrhardt, diese Klöster der katholischen Kirche zu retten, wenn sie auch wieder unter württembergische Landeshoheit kommen sollten [2]). Wenn auch selbst Sachsen und Frankreich auf Kosten Württembergs den längstersehnten Frieden gerne beschleunigt hätten, wenn Schwedens Hülfe, die einzige, auf die man sich noch verlassen konnte, für sich nicht reichte — nach und nach hörten doch Oestreich und Baiern auf, Ansprüche laut werden zu lassen. Aber jede für die Gegenpartei günstige Wendung des fortdauernden Kriegs trübte die Hoffnung für Württemberg aufs neue; selbst da eine völlige Restitution schon versprochen war, nahm man das Versprechen östrei-

[1]) Sattler H. 8. B. 208. 209. [2]) Basler Lexicon. Spittler. Sattler.

chischer Seits wieder zurück, bis endlich der 24. Oktober 1648 (neuen Styles)[1]) die Hoffnungen gewiß machte. „Gott hat einmal Gnad gegeben," so schrieb Varenbüler nach Stuttgart, „daß diesen Nachmittag die Instrumenta Pacis (Friedensurkunde) unterschrieben worden. Dem sei dafür Lob und Dank gesagt[2])." So war das Versprechen Schwedens, „daß bei der Restitution Württembergs nicht ein Bauer zurückbleiben sollte," erfüllt[3]). Dieß dankte unser Vaterland, nächst Gottes wunderbarer Hülfe und der Treue Schwedens, den Talenten der beiden württembergischen Gesandten Dr. Andreas Burkhard und Joh. Conr. Varenbüler. Der nachherige König von Schweden, Pfalzgraf Karl Gustav, schrieb von Letzterem an Herzog Eberhard: „Wie sorgfältig und vorsichtig E. L. Restitutionssache Varnbüler auch noch bei den westphälischen Friedenstractaten geführt, gibt die Friedensurkunde zu erkennen, darin keinem einzigen Stand des Reichs mit solchen klaren, deutlichen, undisputirlichen Worten im Besondern (specialiter), ja im Einzelnsten (in individuo) aller Orten, wie Euer Liebden vorgesehen worden." Das Vertrauen, das die kaiserlichen und königlichen Gesandten in die Redlichkeit und das Talent des unermüdeten Varenbülers setzten, welcher auch die verwirrtesten Angelegenheiten zu entwickeln wußte, war auch die Ursache, daß Varenbüler den Entwurf und dann das wirkliche kaiserliche Friedensedict zu verfassen die Ehre hatte. So ist denn die westphälische Friedensurkunde von der Hand eines Württembergers[4]).

Welche Bedeutung dieser Friede für die ganze evangelische Kirche und für die württembergische insbesondere hatte, mag aus einigen der wichtigsten Bestimmungen desselben hervorgehen. Es wurde darin festgesetzt:

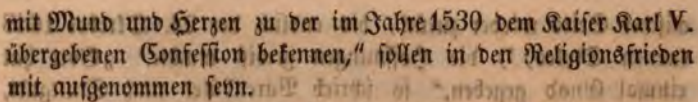
1) Mit Ausnahme der kaiserlichen Erblande und Böhmens wird in kirchlicher Hinsicht Alles so wiederhergestellt, wie es im Jahr 1624 gewesen.

2) Die Kirche augsburgischen Bekenntnisses in Deutschland hat vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen zu genießen. Auch die deutschen Reformirten, „welche sich

---

[1]) d. h. nach dem verbesserten gregorianischen Kalender vgl. S. 281—282. [2]) Sattler H. 8 B. 255. [3]) Pfister Uebers. 186. [4]) Pfister Uebers. 188.





mit Mund und Herzen zu der im Jahre 1530 dem Kaiser Karl V. übergebenen Confession bekennen," sollen in den Religionsfrieden mit aufgenommen seyn.

3) Die unmittelbaren Kirchengüter werden gleichfalls in den Stand von 1624 zurückversetzt, deßgleichen die mittelbaren.

4) Wenn in einem Lande im Jahre 1624 das evangelische oder katholische Bekenntniß das herrschende war, so soll auch im Falle eines Religionswechsels des Regenten die Landeskirche in ihrem Stande belassen, und kein anderes Bekenntniß eingeführt werden.

5) Außer den beiden Confessionen sollen keine anderen christlichen Partheien in Deutschland geduldet werden.

6) Endlich soll kein bürgerliches noch kirchliches Recht, keine Ordensregel, keine Ausnahme, keine Protestation und Widerspruch dieß Reichsgrundgesetz (**sanctio imperii pragmatica**) jemals umstoßen, und Geistliche und Laien, die demselben zuwiderhandeln, als Landesfriedensstörer behandelt werden.

Nur Einen Wunsch sprachen beide Partheien aus: „Den einer einstigen christlichen Vergleichung der Religionsstreitigkeiten," aber freilich mit der Ahnung, daß diese noch ferne sei [1]).

Zwar war nun der Friede geschlossen, und schon am 2. November 1648*) wurde ein Friedensfest in Stuttgart gefeiert (wobei über Jesaiä 12, und Sacharjä 8, 9 gepredigt wurde), aber die Ausführung des Friedens unterlag noch mancher Schwierigkeit. Die weltlichen Inhaber von württembergischen Landestheilen machten zwar keine Schwierigkeit; auch Hohenlohe, Löwenstein, die Reichsstädte, die Ritterschaft, welche jetzt zu Württemberg gehört, wurden restituirt. Aber desto mehr widersetzten sich die Benedictinermönche, welche den nunmehr vierzehnjährigen Besitz der württembergischen Klöster nicht so leicht aufgeben wollten. Der Papst hatte ja den westphälischen Frieden nicht anerkannt**), der Bischof von Constanz zeigte gleichfalls, daß ihm dieser Friedensschluß zuwider sei; endlich hielten die Mönche den Wiederausbruch des Krieges immer noch für möglich, und setzten darum der württembergischen Besitznahme

---

[1]) Pfister Uebers. 189. 191 ff. Böhmer institutiones juris canonici p. 11. Joh. v. Müller Gesch. 149.

*) s. Anhang Nro. 60. **) s. Anh. Nro. 61.

der Klöster den hartnäckigsten Widerstand entgegen [1]. In jedem Kloster erneuerte sich, da der Herzog keine Gewalt anwenden wollte, derselbe Kampf: „Sie wollen (erklärten die Mönche) sich lieber todtschlagen lassen, als weichen. Sie lassen sich den Friedensschluß, diesen Mischmasch von offenbaren Nichtigkeiten gegen das Natur- und Völkerrecht nicht irren, bis sie von ihren Ordensoberen und dem Papste ihrer Pflichten entbunden seien." Immer noch widersetzte sich Adami, und suchte das Ganze wenigstens in einen Proceß zu spielen. Es gehörte die ganze Festigkeit Varenbülers dazu, um ihn zu Osnabrück in seine Schranken zu weisen, während Wilhelm Bidembach (erlittener ungerechter Kränkungen gern vergessend) in Wien seinem Vaterlande die besten Dienste leistete. Aber auch die Schweden drohten mit Belassung der Besatzungen im Lande und mit Wiederergreifung der Waffen, bis der Convent der Reichsstände zu Nürnberg die Beschleunigung der Execution des Friedens als unumgänglich und unaufschieblich erklärte (1649—1650)*).

Jetzt mußten endlich die Jesuiten die Stiftskirchen, die Mönche aber die Klöster räumen, denn ihr Beschützer, der Bischof von Constanz, schrieb nun selber: „er könne nicht einsehen, warum sie dem kaiserlichen Befehl nicht gehorchen wollen. Sie sollen es doch auf keine (gewaltsame) Execution ankommen und bei nunmehr bewandten Dingen dem Wesen seinen Lauf lassen." Nun, nachdem die Mönche und Jesuiten ihr Aeußerstes gethan hatten, um die Klöster zu verderben und die Klosterunterthanen auszubeuten; nachdem sie bald Seen ausgefischt und Wälder gelichtet, bald die Mühlräder und Mühlsteine der Klostermühlen verkauft, eiserne Fenstergitter ausgebrochen, in Hirschau auch das Kupfer von den Dächern des Klosters herabgerissen und zu Geld gemacht und die Klosterurkunden bei Seite geschafft hatten, zogen sie aus. Jetzt erst 1650 wurde den 11. August alten, den 21. August neuen Styls im ganzen deutschen Reiche das allgemeine Friedens- und Dankfest gefeiert, und damit Jedermann die Beruhigung gegeben, daß der Kaiser und die Reichsfürsten festhalten an dem Frieden, und seine Ausführung sich mit Ernst angelegen seyn lassen.

[1]) Sattler H. 9, 15.
*) s. Anh. Nro 62.





Aber nachdem der längstersehnte Friede da war, sah man erst, welche Wunden zu heilen waren. War es nicht, als hätte auch an Württemberg das Wort des Propheten erfüllt werden sollen: „Ich sprach: HErr, wie so lange? Er sprach: bis daß die Städte wüste werden ohne Einwohner, und Häuser ohne Leute, und das Feld ganz wüste da liege. Denn der HErr wird die Leute ferne weg thun, daß das Land sehr verlassen wird. Doch soll noch das zehnte Theil darin bleiben [1])."

Renz sagt: „man hat auf Reichs- und Kreistagen mit unverwerflichen Urkunden dargethan, daß Württemberg vom Jahr 1628 bis 1654 an Contribution, Einquartirung und dergleichen zugesetzt 58 Millionen, 7 Tonnen und 43,264 fl. Ingleichen abgegangene Haushaltungen 57,721, ungebaute Aecker 248,613 Jauchert, Weinberge 40,195, Wiesen 24,503 Morgen. Abgebrannte Städte 8, Dörfer 45, Pfarr- und Schulhäuser 158, Kirchen 65, Privathäuser 36,086." Zwar wanderten nun abgedankte schwedische Krieger und der letzte Rest der aus Oestreich vertriebenen Protestanten in Württemberg ein, die Flüchtlinge kehrten aus dem Elsaß und der Schweiz wieder, der ökonomische Wohlstand stellte sich nach und nach unter der milden Regierung Eberhards III. in dem fruchtbaren Lande wieder ein, die Menschen mehrten sich. Aber schwerer als der ökonomische war der religiöse und sittliche Verfall des Volkes zu heilen.

Einmal hatten die katholischen Herren einiger Landestheile, und namentlich die Klöster, manche Unterthanen vom evangelischen Bekenntnisse durch Lockungen und Zwang abgebracht, es hatte bei der Jugend an evangelischem Unterricht in Kirche und Schule gefehlt, sie war da und dort an die katholischen Gebräuche gewöhnt worden, auch hatten sich manche auswärtige Katholiken im Lande niedergelassen. Indessen war doch die Anhänglichkeit an den aufgedrungenen Gottesdienst bei den Württembergern gerade darum um so geringer, weil er unfreiwillig war, und die Freude der Klosterunterthanen allgemein, als sie unter die württembergische Regierung zurückkehren durften. Viele Klosterorte hatten bis auf den letzten Mann beim evangelischen Bekenntniß trotz Drohungen, Lockungen und Plackereien ausgeharrt, andere (wie die dem Kloster St. Georgen angehörigen Unterthanen)

[1]) Jes. 6, 11—13.

beklagten ihre Untreue offen, und bezeichneten die evangelischen Geistlichen mit Namen, welche sie sich zu ihrer Unterweisung erbaten. Von Seiten der württembergischen Regierung aber wurden zwar keine katholischen Unterthanen neu aufgenommen, aber diejenigen, welche sich während des 30jährigen Kriegs daselbst eingefunden, milde behandelt, sofern sie die evangelische Kirche je und je besuchten, und den Gottesdienst derselben nicht öffentlich lästerten. Noch nach Jahrzehnten fanden sich solche stille Katholiken im Württembergischen, nach Ausweis der Kirchenbücher, unvertrieben *).

Im Allgemeinen aber war die Freude, endlich in sicherem Frieden den evangelischen Glauben bekennen zu dürfen, groß, und der Dank gegen Gott gab sich vor Allem kund an den Orten, wo unter mannigfacher Bedrängniß derselbe bewahrt worden war. So zu Blaubeuren, dessen Bürger unter einander sich eidlich verpflichtet hatten, nicht zur Messe zu gehen, als die Erzherzogin Claudia sie dazu zwingen wollte. Da sie keinen evangelischen Geistlichen haben durften, giengen sie in die Nachbarorte in die Kirche, und sobald der Friede verkündigt war, sandten sie nach Ulm, und empfiengen aus der Hand von zwei Geistlichen des Ulmer Gebiets in volkreicher Gemeinde das h. Abendmahl in ihrer Kirche wieder, wie es der Herr eingesetzt hatte. An anderen Orten gab sich die Freude über den Religionsfrieden dadurch zu erkennen, daß man die (freilich oft sehr verderbten) Kirchen wieder alsobald herstellte, den Altar und Taufstein bekleidete und mit den Gefäßen für das h. Abendmahl und die Taufe schmückte. Noch erzählt man z. B., wie in Tuttlingen Junker Dietrich von Karpfen sein Gelübde für den langersehnten Frieden erfüllt und in die Kirche als Zeichen seines innigsten Dankes eine Orgel gestiftet hat. In Steinheim a. d. Murr gaben die Weiber selbst ihr Zinngeschirr her zur Fertigung der Orgel **).

Aber viele Mühe kostete es, die Gemeinden nach und nach wieder mit tüchtigen Geistlichen und Schullehrern genugsam zu versorgen, Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser wieder aufzurichten, und noch mehr Mühe, kirchliche Ordnung

*) s. Anhang Nro. 63. **) s. Anhang Nro. 64.



und Zucht wieder auch nur in dem Maße zurückzuführen, wie sie vor dem Kriege stattgefunden hatte. Zwar hat die trübe schwere Zeit bei Manchen zur Läuterung und Stärkung des christlichen Lebens beigetragen. Aber die Gesetze, welche damals erlassen werden mußten, zeugten doch davon, wie die Noth nicht jedermann besserte. Es waren Viele in den langen Jahren der Kriegstrübsale ohne alle Disciplin und Gottesfurcht roh aufgewachsen, „und das fast gewohnte barbarische üppige Leben wollte sich nicht unterdrücken lassen[1])." In der Nähe und im Verkehr und Handel mit den fremden im Lande stehenden Truppen hatte sich eine Menschenklasse gebildet, deren rohes frivoles Wesen auch auf das Ganze keinen guten Einfluß haben konnte. Was wird wohl die Jugend, die die Gewaltthaten, den Müßiggang, das Fressen, das Saufen und die Unzucht, die durch keine Strafe zurückgehalten wurden, mit angesehen, für Eindrücke behalten haben? Ist es nicht begreiflich, daß alle diese Laster auch unter dem Volke häufig wurden? Und wenn sie die Croaten öffentlich auf die Gesundheit des T...... trinken sahen und hörten, ist es zu wundern, daß sie das Fluchen leicht nahmen[2])? Ist es bei vielfachem Mangel an christlichem Unterrichte ein Wunder, daß damals eine solche Unwissenheit herrschte, daß der redliche Prälat Heinlein (zu Adelberg) klagte: „Jung und Alt wisse fast nicht mehr, wer Christus und der Teufel seie." Und wie bei den Unterthanen, so war es theilweise auch bei ihren Vorgesetzten geistlichen und weltlichen Standes. In den Feldlagern hatten manche Geistliche Ueppigkeit und „freie" Sitten gelernt, so daß ein ernstes Einschreiten der Kirchenleitung nöthig war. Die Beamten waren da und dort zu Selbstherrschern geworden, und entzogen den Geistlichen auch noch das Wenige, was sie zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte von ihrem Gehalte anzusprechen hatten. Auf der Universität klagte man über den Pennalismus (Unterdrückung der jüngeren Studirenden durch die älteren), über Ueppigkeit, Volltrinken und Unwissenheit dermaßen, daß im Jahre 1652 eine strenge Visitation des evangelischen Seminars nöthig wurde[3]). Auch am Hofe herrschte theilweise dieselbe Ueppigkeit, als wäre kein Elend unter dem

[1]) Pfaff 3b, 3. [2]) Pfister Uebers. 343. [3]) Schnurrer 501.

Volke zu heilen, und besonders gab die Jagdliebhaberei, der ohne Schonung der Unterthanen gefröhnt wurde, zu vielen Klagen Anlaß. Wenn dann ein Andreä seine Pflicht als Hofprediger thun wollte, so waren die Politiker mit der (wie Andreä in seinem handschriftlichen Leben sie nennt) „neuen Behauptung zur Hand, der Herzog habe als Landesbischof die Gewalt, mit Umgehung der Geistlichen (invito ministerio) einen groben Sünder zu absolviren, ja auch die Absolution eines schändlichen Verbrechers, der kein Zeichen von Buße gegeben, zu gebieten." Nur die bessere Ueberzeugung des Herzogs und ein Aufsehen erregender Todesfall schafften dem Hofprediger gegen diese Leute Recht. Dennoch war es ein schmerzliches Gefühl, das den Andreä bis in die Grube begleitete, daß seit dem dreißigjährigen Kriege die Kirche den Politikern immer mehr unterworfen wurde, und diese über die Kirchenzucht und das Kirchenvermögen immer rücksichtsloser verfügten. „Nur langsam (so schreibt er dem Straßburger Theologen Dr. Schmid) geht es mit der Wiederherstellung der Kirche. Christus ist in den Händen des Pilatus. Der Apap (die Cäsareopäpie) regiert, wie früher die Mönche, und wann wird die Kirche dieser Knechtschaft los werden! Aber wir wollen bedenken, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, und daß am Tage der Entscheidung offenbar werden wird, wer der Kirche angehört. Indessen thun wir, trotz Allem, was uns betrübt, Widerstand, und sind der guten Zuversicht, daß nichts, was wir in gutem Glauben thun, uns verloren gehen wird [1])."

Neben diesen betrübenden Erscheinungen ist noch eines Umstandes zu gedenken, nämlich einer gewissen Neigung zur Leichtgläubigkeit in jenen Zeiten, wie man sie früher in diesem Grade nicht findet. In den während des dreißigjährigen Kriegs abgefaßten Schriften ist sehr viel von Zeichen am Himmel und andern Vorbedeutungen die Rede; bald wollte man Bilder von streitenden Kriegsheeren am Himmel gesehen haben, bald auffallende Erscheinungen in der Sternenwelt. Fürsten und Unterthanen, Ungelehrte wie Gelehrte, hielten viel auf Astrologie, selbst ein Keppler suchte aus der Sternenwelt die Zukunft zu erforschen; daher war es wohl erklärlich, daß noch 1665,

[1]) Moser patr. Arch. 6, 349. 350.



als ein größerer Komet erschien (zumal, da auch mannigfache Kriegsgefahr von der Türkei her drohte), Viele zaghaft wurden. So ließ der Herzog einen Befehl ergehen, über diese Erscheinung zu predigen, um sowohl diejenigen zu widerlegen, „welche behaupten, der Komet sei aus puren natürlichen Ursachen entstanden und für nichts zu achten," als die Angefochtenen zu trösten, „auf den Fall, daß darauf Heimsuchungen folgen sollten." Auch das, daß der Herzog im Jahre 1657 gegen die Hexerei predigen ließ, war eine neue, jedoch nicht minder erklärliche Sache, denn das ganze Land war von Segenssprechern durchzogen, und die Lust nach geheimen Künsten um so größer, je geringer die Erkenntniß in Sachen des Glaubens, und je größer die Frivolität der Zeit war [1]*). Daß man indessen keineswegs Alles blindlings glaubte, das beweist nicht nur der Umstand, daß unter Herzog Eberhard III. das Verfahren bei den sogenannten Hexenprozessen je mehr und mehr gemildert wurde, sondern auch das, daß man in anderen Fällen, die etwas Außerordentliches an sich zu haben schienen, sehr vorsichtig verfuhr. Wie man an anderen Orten in den Kriegszeiten bemerken wollte, daß vor einer großen Feindesnoth sich das Wasser in Blut verwandelt habe, so verbreitete sich auch im Jahr 1648 die Sage im Lande, daß in Gerlingen Reben Blut geschwitzt haben. Ein Weingärtner dieses Ortes, Hans Keil, wagte es, zu dem Herzoge zu gehen und ihm einige blutbefleckte Reben vorzulegen, wobei er erzählte: „Als er Morgens in seinen Weinberg gegangen, sei ihm ein Engel erschienen, und habe ihm gesagt, Gott wolle innerhalb sechs Monaten das ganze Land Württemberg seiner vielen Sünden und Laster wegen mit des Türken Schwert, Pest und Landplagen heimsuchen; er habe ihm ferner zum Zeichen sechs Reben abgeschnitten, welche Blut geschwitzt, ihm befohlen, sie dem Herzog zu bringen, und sei alsdann nach dreimaligem Weheruf verschwunden."

Die Sache wurde in Schriftchen und Liedern bekannt und geglaubt, und der Herzog fand für gut, eine Untersuchung ein-

[1]) „Triga malorum ferrei in quo vivimus seculi, Atheismus, Barbaries et Servitus," sagt Andreä in einem Brief an Dr. Johann Schmid in Straßburg.

*) s. Anhang Nro. 65.

leiten zu lassen, bei welcher auch Johann Valentin Andreä zugegen war, und endlich der Betrug an den Tag kam, worauf Keil an den Pranger gestellt, mit Ruthen gestrichen und des Landes verwiesen wurde.

Und doch wäre es Unrecht, nicht auch des Guten zu gedenken, wodurch sich die Zeit unmittelbar nach dem westphälischen Frieden ausgezeichnet hat. Die größeste Wohlthat, und, wie die Folgezeit erwies, eine dauernde Wohlthat war für Württemberg dieser Friede selbst, in dessen Genusse das Evangelium noch heute verkündigt werden darf. Die Erinnerung an die dreißigjährigen Greuel ist eine heilsame Warnung vor Religionskriegen geworden. Zudem wurde in dieser Zeit die Kraft der Streit-Theologie gebrochen. Ein Lucas Osiander der jüngere und ein Thummius kam nicht wieder. Die Bitterkeit gegen die katholische Parthei nahm ab [1]), und würde in Württemberg wohl noch mehr abgenommen haben, wenn nicht Kapuziner und Jesuiten in den letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und bald nach geschlossenem Frieden so besonders eifrig gewesen wären, an den Gränzen Württembergs als drohende Burgen immer mehr Klöster aufzuführen, von wo aus mancher Kampf angeregt werden mußte [2]). Aber weit besser gestaltete es sich zwischen den Reformirten und Lutheranern. Die Pfälzer Theologen waren nicht mehr so eifrig, Lutheraner zu ihrer Kirche herüberzuführen, und die Lutheraner hatten erfahren, wie viel Liebe unter dem reformirten Volke gegen sie war. Unvergeßlich blieb es und soll es immer bleiben, wie viel die Schweizer an den durch die Nördlinger Schlacht vertriebenen württembergischen Lutheranern gethan haben, wie sie Tausende als Brüder aufgenommen und verpflegt, und wie in diesem Allem Zürich und Basel mit dem Beispiele christlichen Mitleidens vorangeleuchtet haben! Was aber beide Confessionen einander besonders näher brachte, war die obengenannte Erklärung der deutschen Reformirten für die Augsburger Confession von 1530. Immer machten die lutherischen Theologen gegenüber der calvinischen Abendmahlslehre, — von einer geheimnißvollen Erhebung der Seele zu dem im Himmel wohnenden

[1]) Schuler 306. [2]) Petri Suevia sacra. Studien der württ. Geistl. 2, 194.



Leib und Blute Christi — eine zwar „mündliche, aber übernatürliche" Mittheilung desselben geltend machen; die kirchliche Praxis blieb meist bei den einfachen Worten der Augsburgischen Confession: „daß Leib und Blut des Herrn im h. Abendmahl wahrhaftig gegenwärtig sei, und da ausgetheilt und empfangen werde."

Neben der Wohlthat des Religionsfriedens und der Abnahme der Streit-Theologie darf das Gute nicht vergessen werden, welches Zeiten vielfacher Trübsale vor Zeiten der Ruhe voraus haben. Gerade unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges reiften die edelsten Früchte für die Kirche. Wie viel hat in jener Zeit der fromme, gelehrte Johann Gerhard in Jena gearbeitet, das der ganzen evangelischen Kirche zu gut kam. Noch gehört seine Glaubenslehre (loci theologici) und sein „ächter katholischer Glaube" (confessio catholica) unter die Kleinode der evangelischen Kirche, und namentlich ersteres Werk ist fast in jeder Kirchenbibliothek Württembergs, auch in den kleinsten Pfarrdörfern, zu treffen. Um dieselbe Zeit blühte im Norden und Osten Deutschlands die geistliche Liederdichtkunst auf's neue auf, und die Namen: Hermann von Köben, Rist, Dach, vor allen Paul Gerhard wurden bald auch in Württemberg dankbar genannt.*)

Für Württemberg ist es eine wahre Gabe der Vorsehung gewesen, daß während des dreißigjährigen Krieges so mancher treue Prediger bei allem Elend unermüdet gearbeitet hat. Aber besonders merkwürdig ist es, daß die ausgezeichnetsten Geistlichen des Landes großentheils durch die ganze Dauer des Krieges hindurch erhalten blieben, und noch lange nachher im Frieden an der Wiederaufrichtung der Kirche arbeiten durften. Nicht der Hunger, nicht die Pest, der sie sich furchtlos, als Tröster der Kranken, aussetzten, nicht die Waffen der Feinde, deren Spuren so manche (unter ihnen auch Andreä) als Malzeichen an sich trugen, durften ihnen das Leben rauben [1]). Nicht ohne Bewunderung kann man lesen, wie der Kanzler Wagner und Dr. Nicolai zu Tübingen, wie der Hofprediger Wilhelm

[1]) Fischlin mem. 2, 134.

*) s. Anhang Nro. 66.

Bidembach zu Stuttgart, wie Johann Joachim Schülin, Johann Jakob Hainlin und Christoph Zeller, Männer, welche in den ersten Aemtern der Kirche standen, die ganze Last des Krieges in verschiedenen Stellen erfahren und doch noch lange den dreißigjährigen Krieg überlebt haben, wie Johann Conrad Zeller (seit 1627 angestellt) bis in's Jahr 1683 gelebt und im Jahr 1680 und 1681 noch als hochbetagter Greis den Grund zu unserer sogenannten Kinderlehre gelegt hat. Aber auch die jüngere Generation berechtigte theilweise zu schönen Hoffnungen, und es bewährte sich an vielen jenes Wort der Schrift: „Es ist dem Manne gut, daß er sein Joch in der Jugend trage[1]).“ In welcher Einfalt und Demuth war der redliche Hofprediger Herzog Eberhards III., Bartholomäus Hage, genannt Johannes Fund, aufgewachsen, den eine arme, gottselige Jungfrau in Ulm als ein dem Hungertode nahes unmündiges Kind aufgenommen, mit ihrer Hände Arbeit ernährt und mit ihren Gebeten in's Predigtamt eingeleitet hatte! Welch' unvergeßliche Eindrücke waren dem Landpropste Wölflin, dem Kanzler Johann Adam Osiander, dem Professor der Theologie Raith; Männern, welchen eine ausgebreitete, segensreiche Wirksamkeit bestimmt war, aus ihrer Jugend geblieben! Wölflins Vater von den Spaniern ermordet*); Osiander's Eltern und fast seine ganze Familie schnell von der Pest hingerafft; Raith als Jüngling wochenlang (bis fast zum Erblinden) in einem halb eingestürzten Gewölbe verborgen vor den spanischen Schwertern[2]). Und wie viel wäre von anderen ausgezeichneten Männern, welche im dreißigjährigen Kriege gewirkt haben und gebildet wurden, noch zu erzählen, wenn wir auch nur die kurzen Nachrichten bei Andreas Carolus und Melchior Fischlin zusammenstellen würden! Unverkennbar ruhte der Geist der Gottesfurcht auf den Synoden und auf den Consistorialen, wie auf den theologischen Lehrern zu Tübingen. Wie viel haben diese Alten gebetet, welche Klarheit und Ordnung in ihrem Glauben und Wirken, welche Geradheit und Furchtlosigkeit gegenüber von dem Bösen[3])!

---

[1]) Klagl. Jer. 3, 27. [2]) Fischlin 2, 266. [3]) Weißmann 2, 928.
*) s. Anhang Nro. 67.



Doch wir dürfen der Theologen nicht allein gedenken. Auf den nicht-theologischen Kathedern zu Tübingen, wie im Rathe des Herzogs, ja selbst an seinem Hofe finden wir Männer von entschiedenem Christensinn und Gottesfurcht. Unter ihnen zeichnen sich vorzüglich aus: Nicolaus Myler von Ehrenbach, Georg Wilhelm Bidembach von Treuenfels, und Daniel Imlin. Unterstützt von den Landständen haben diese Männer die bürgerliche Ordnung wieder herzustellen sich mit Erfolg bemüht. Von ihnen gieng jene Reihe von Verordnungen zur Wiederaufrichtung der Zucht unter dem Volke, und jene auf den im Kriege verwilderten Theil desselben berechnete Polizeiordnung aus (1660) [1]). Von diesen Ordnungen gilt jenes Wort Georg Conrad Riegers über die bürgerlichen Gesetze Württembergs: „Würde nach den Landesordnungen und Rescripten, namentlich nach den älteren, gehandelt, so habe ich gefunden, daß keine Gottesverächter, Kirchenversäumer, Flucher, Lästerer, Segenssprecher, Trunkenbolde, Ehebrecher, Hurer, Haus- und Felddiebe, keine Meineidigen und dergleichen Sünder aufkommen könnten. Es würden keine so leichtfertigen Eltern seyn, welche ihre Kinder geistlich und leiblich vernachlässigen, sie weder in Kirche noch in Schule schicken, keine Hurenwirthe, keine Hehler und allerlei Diebsgesindel Unterschlauf gebende Leute würden seyn. Die Müssiggänger würden verbannt seyn, den Schuldenmachern würde man nicht zusehen, bis sie nichts mehr zu verthun hätten, die milden Stiftungen würden wohl administrirt, und ein Sparhafen der unschuldig Armen und eine Herberge der alten und gebrechlichen Leute seyn. Der Sonntag würde heiliger gehalten; man würde keine Truppen Leute auf den Gassen und Märkten unter den Gottesdiensten sehen. Die Wirthshäuser würden leer, die Kirchen voll werden. Alle diese Sünden sind verboten in den blos weltlichen Gesetzen, womit die Regenten nur ein menschliches und bürgerliches Regiment anlegen wollten [2])."

Auch Eberhard III. verdient ein dankbares Andenken für das, was er der Kirche je länger, je mehr, wurde. In seinen jüngeren Jahren mochte die treuherzige Offenheit eines An-

---

[1]) Pfaff Gesch. W. 4, 12. 19. [2]) Rieger böhm. Brüder 3, 23. 273 ff.

dreß wohl angelegt gewesen seyn; aber er hat auch damals schon nie eine Zurechtweisung aus Gottes Wort übel gedeutet, denn er erkannte die Wahrheit der heil. Schrift als eine über ihm stehende Macht an. Nie reiste er selbst, nie ließ er einen seiner Söhne reisen, ohne Begleitung eines Predigers. Von seinen Beamten forderte er die gleiche Achtung vor Gottes Wort und einen fleißigen Kirchenbesuch, selbst an Wochentagen. Sein Volk liebte er herzlich, und es lag ihm sehr daran, daß auch das kleinste Dorf wieder seinen Seelsorger erhalte, so bald der Friede geschlossen war [1]). Auswärtiger und verfolgter Glaubensbrüder nahm er sich thätig an, manche von den letzteren fanden in Württemberg ein Vaterland; die erste lutherische Kirche in Moskau dankte ihre Entstehung hauptsächlich seiner Unterstützung. In seiner Familie, namentlich auch unter seinen Geschwistern, zeigt sich nicht minder ein stiller, frommer Sinn. Noch erinnert die Tafel Antoniens in Teinach an eine seiner Schwestern, welche mit sinnreichen, aus der Cabbala genommenen, Bildern religiöse, jedoch nur allgemein erkannte Wahrheiten darzustellen suchte. Die Kirche jenes Ortes hat Eberhard III. für sich und die Brunnengäste erbaut. Oftmals besuchte er von Teinach aus Hirsau, und ergötzte sich an den geistlichen Liedern der dortigen evangelischen Klosterschüler. Dort erkrankte er auch zum letztenmale, ließ sich nach Stuttgart bringen, und verschied hier sanft und im Glauben an seinen Erlöser am 2. Juli 1674 [2]).

In seinem der Landesgrundverfassung einverleibten Testament, das von seiner Liebe zu seinem Volk und seinem Mitleiden gegen Arme (namentlich auch gegen die Wittwen der Geistlichen) zeugt, ruft er seinem Nachfolger zu:

„Ihm werde von dem allmächtigen Gott eine hohe Würde, aber auch eine sehr hohe Bürde aufgetragen, derowegen er Zeitlebens tief zu beherzigen habe, daß er als ein Vater des Vaterlandes alle untergebene Land und Leute mit reichem Trost und starker Hülfe zu schirmen und zu versorgen habe, gar aber nicht solche empfangene Ehre und Gewalt zu eigenem Wollust, Pracht und Eitelkeit mißbrauchen dürfe. Er lege seinem Sohne ernst-

---

[1]) Kirchenbuch der Gemeinde Botenheim. [2]) Funeralien Eberhards III.



väterlich auf, bei der reinen Religion und unverfälschten augsburgischen Confession zu halten, den widrigen Sekten zu begegnen, bei den bestätigten Kirchenordnungen zu verharren: Summa, alles dasjenige besten Vermögens zu thun und zu handeln, was einem christlichen Regenten wohl anständig und am großen Tag des Herrn vor dem Richterstuhl Christi zu verantworten seyn werde [1]).

[1]) Landesgrundverfassung 797—799.

Die neuere Zeit.





Erster Abschnitt.

Die Zeit des Herzogs Eberhard Ludwig.

Erste Abtheilung.

Die Stellung der evangelischen Kirche gegen Außen am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Bedrängnisse der evangelischen Kirche von den Türken und von König Ludwig XIV. von Frankreich.

Wie in allen Dingen, so brach nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges auch für die Kirche und in derselben eine neue Zeit an. Der Kampf um ihre Existenz in Deutschland hatte zwar durch Gottes wunderbare Leitung ein für die württembergische evangelische Kirche günstiges Ende genommen, aber unangefochten blieb sie darum nicht von Außen, und in ihrem Innern bekam sie neue Aufgaben zu lösen.

Noch unter dem wohlgesinnten Eberhard III., welcher den Zustand der Kirche wieder so einzurichten suchte, wie er vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen war, noch unter seinem frühe vollendeten Sohne Wilhelm Ludwig trat im Wesentlichen keine Veränderung ein. Doch erlebten es beide noch, daß die Existenz ihres Herzogthums, wie ihrer Kirche, von zwei Seiten her bedroht ward, von denen man es bisher nicht geahnt hatte.

Zu Eberhards Zeiten noch erhoben die Türken mächtig ihr Haupt; die Insel Creta wurde von ihnen erobert, Siebenbürgen bezwungen, nun brachen sie auch in Ungarn ein (1663 [1]).

[1]) Essig Welthistorie 119.

Ganz Deutschland erzitterte; man deutete das Erscheinen von Cometen auf neue Strafgerichte Gottes; der Herzog verordnete, daß alle Monate ein Buß- und Bettag gehalten werde; am Abende läutete von nun an die Türkenglocke, um die Hausväter und Familien zu gemeinsamem Gebet zusammenzurufen; wer im Felde war, entblößte beim Tone der Glocke das Haupt und betete um Abwendung der drohenden Gefahr [1]). Zu gleicher Zeit sandte der Herzog Truppen dem Kaiser zu Hülfe gegen den Erbfeind des christlichen Namens. In der fürchterlichen Schlacht bei dem Dorfe St. Gotthardt, an den Ufern der Raab, nahmen die meisten Völker die Flucht, bis auf die Württemberger; die rheinischen Allianztruppen behaupteten endlich den Sieg, unter Führung des Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe (1664 [2]).

Während des Waffenstillstandes, den die Türken schlossen, brach ein anderer Feind in Deutschland ein, Ludwig XIV., König von Frankreich, ein Mann, der es sich zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht hatte, das evangelische Christenthum in Lehre und Leben zu unterdrücken, und in dessen Person länger als ein halbes Jahrhundert alle Macht vereinigt schien, diesem verderblichen Ziele entgegenzuwirken. Die vollendetste Selbstsucht (l'etat c'est moi) *), eine schamlose Sittenlosigkeit, — im Alter, als Gewissensbisse erwachten, verdoppelte Tyrannei gegen Andersgläubige, Verhöhnung alles dessen, was menschliches Recht und Gerechtigkeit heißt, vereinigte sich in seinem Charakter. Und dabei welche Macht! Ein großes blühendes Königreich, das zu seinen Füßen lag, zahlreiche Heere, tapfere und glückliche Feldherrn, talentvolle Staatsmänner und Hoftheologen, unterhaltende, seinem Interesse dienende Schriftsteller, welche als Muster des Geschmacks und feiner Bildung weit und breit sich Geltung verschafften. Er war beides: die Zuchtruthe seines Landes und Europa's, und das angestaunte, vielfach nachgeahmte Vorbild der Großen seiner Zeit.

Zunächst gieng seine Absicht auf Erniedrigung des Hauses Habsburg, und so wurde das zwischen Frankreich und Oestreich in der Mitte liegende Württemberg, nachdem es lange und

---

[1]) Hausleutner schwäb. Archiv p. 391 - 394. [2]) Pfister Uebers. 213. J. v. Müller Gesch. 3, 196. Pahl 4, 134. 135.

*) s. Anhang Nro. 68.

vergeblich neutral zu bleiben sich bemühte, mit hineingezogen in einen länger als dreißig Jahre dauernden Kampf, welcher das Elend des dreißigjährigen Krieges theilweise erneuerte. Es schien, als sollte es sich wieder darum handeln, ob in Württemberg eine evangelische Kirche bleiben dürfe oder nicht. Ludwig XIV. hatte freilich überall seinem Eigennutz zuerst zu dienen, aber er meinte seinem Gewissen Ruhe zu verschaffen, wenn er nebenher dem Papstthum allen ersinnlichen Vorschub thue. In seinem eigenen Lande unterdrückte er auf ebenso schändliche als grausame Weise die armen Hugenotten und die besseren Regungen eines christlichen Sinnes unter den Katholiken. Und nun auch im Auslande so zu wirken, war sein Bestreben. Was war anders für Württemberg zu gewarten, wenn Ludwig siegte, als daß er auch hier seine Dragoner den Katholicismus predigen lassen werde? Auf der andern Seite war Oestreich und die katholischen Reichsstände zwar mit Ludwig XIV. im Kriege, aber wo man ihm die Protestanten opfern konnte, da war Oestreich ihm nicht entgegen. In dieser Beziehung war es als ein großer Gewinn zu achten, wenn Württembergs evangelische Kirche aus den Kämpfen zwischen Oestreich und Frankreich ohne schwere Verletzung hervorgieng. Und das war Gottes Wille.

Es war ganz des Königs von Frankreich würdig, daß er die Türken gegen Oestreich aufreizte — was lag ihm an der deutschen Christenheit [1])! Sie brachen in Ungarn wieder ein und stürmten von dort heraus gegen Wien (1683). Wer hätte gedacht, daß das Häuflein in der Stadt dem ungeheuern Heere so lange Widerstand leisten könne, bis Entsatz kam, und der edle J. Sobiesky, König von Polen, unterstützt von deutscher Hülfe, die viermal überlegenen Türken schlug? In und außer den Mauern Wiens hatten Württemberger gekämpft, während in ihrem Vaterlande Junge und Alte zitternd zu dem Helfer in der Noth flehten. Doch kaum waren die Türken aus Deutschland zurückgedrängt, so brach Ludwig in das deutsche Rheinland mit gewaffneter Hand ein. „Das," sagte er, „sei ja keine Waffenstillstandsverletzung, er wolle als ein friedfertiger Monarch sich nur mit gewaffneter Hand dessen versichern,

[1]) Pfaff 4, 73. Pfister Ubers. 227 ff.

was er sonst nicht erlangen könne; er habe eben die Entdeckung gemacht, daß er auf einige Theile des deutschen Reichs Rechtsansprüche habe." Bald darauf sandte er den Räuber und Mordbrenner Melac in's Württembergische und den General Peysonnel mit einem Truppencorps ihm nach, Contributionen einzutreiben und das keinen Krieg ahnende Land zu schrecken und zu quälen (1688) [1]).

Hand in Hand mit diesem Treubruch gieng sein Bestreben, dem Papstthum nun auch Vorschub zu thun, „wobei er jedoch durchaus dem westphälischen Frieden nicht zu nahe treten wolle [2])." Demnach arbeitete sein Envoyé Juvigny in Stuttgart an Errichtung eines katholischen Gottesdienstes und machte sogar durch seine Patres Bekehrungsversuche (1687). In Mömpelgard aber, dem württembergischen Erblande, wurde durch den Bischof von Besançon förmlich missionirt, ein katholisches Dekanat errichtet, katholische Geistliche nach Blamont, Hericourt, Monte-Cherons, St. Maurice gesendet, und in letzterem Orte der evangelische Geistliche vertrieben. Wer katholisch wurde, der war von französischer Quartierlast befreit und durfte keine Contributionen zahlen [3]). Geistliche, Beamte wie Gemeinden, die dem lutherischen Glauben zugethan waren, wurden auf allerlei Weise geplagt und in ihren Kirchen der Chor für den katholischen Gottesdienst ohne Weiteres hinweggenommen. „Es ist wahr, man hat das Volk ermahnt, sich (zum katholischen Glauben) zu bekehren, so gut man immer konnte, aber Härte hat man durchaus keine geübt." So schrieb Ludwig an die klagenden deutschen Reichsfürsten (1686) [4]).

Laut schrieen die bis in den Tod gequälten Reformirten Frankreichs, laut die armen Pfälzer in dem zur Wüste gewordenen Rheinlande, an den Brandstätten ihrer Städte und Dörfer gen Himmel [5]); aber hoch erfreut war der Papst. „Mit welch' glühender Zärtlichkeit väterlicher Liebe,"

[1]) Pahl 4, 164. — Pfaff Möhringen, Erläut., Anhang, rechnet 2 französische Raubkriege, 1673—1679; 1685—1697. coll. ibid Text p. 86—90. [2]) Sattler H. 11, Beil. 106; Text 157 ff. [3]) Sattler H. 11, Beil. 110. [4]) ibid. [5]) Siehe das Nähere bei Weißmann 2, 829—831. J. v. Müller 3, 219. — Ueber die Reformirten Frankreichs vgl. de Felice 291 ff., besonders aber das 4te Buch dieses Werks S. 331 ff.

also schrieb er dem König (1689), „wie deine Pläne begleitet haben und noch begleiten, das weiß wahrhaftig Gott, der Herzenskündiger. Vor ihm gießen wir ohn' Unterlaß die angelegentlichsten Bitten für deine Erhaltung und den Flor deines königlichen Hauses aus. Ein starker Antrieb zu diesen eifrigen Gebeten war und und wird uns seyn der ausgezeichnete und mit keinen Lobsprüchen genug zu preisende Eifer, mit dem du das hehre Ziel dir gesetzt hast, die katholische Religion zu verbreiten und vor den Wagnissen der Ketzer nachdrücklich zu schützen, wozu wir, gleich unsern Vorfahren, wo es nöthig ist, dir die Hand bieten werden [1].“

Zum zweitenmale sandte Ludwig seine Mordbrenner in dem Jahre 1692 und den folgenden nach Württemberg. Calw, Knittlingen, das stille Hirschau wurden abgebrannt; im Jahr darauf: Marbach, Backnang, Beilstein, Vaihingen, Winnenden. Ihre Wuth ließen die Franzosen besonders an den Kirchen aus. Sie wurden bald abgebrannt, bald zu Stallungen benützt; 300 Glocken wurden weggeführt, die Fenster eingeschlagen, die Thüren ausgehoben, die Kirchengefässe gestohlen, Kanzel- und Altartücher zerrissen, die Orgelpfeifen zerschnitten, die Kirchenbücher beschmutzt, auf den Düngerhaufen geworfen, vor allen die deutsche Bibel. Die Einwohner flohen in die Wälder, in benachbarte Gegenden, ja bis nach Sachsen; in Wäldern hielten sie ihre Gottesdienste, bis die Feinde weg waren; Feind und Freund sengte und plünderte in dem armen Land [2]. Die Noth schien auf dieselbe Höhe zu steigen, welche sie im dreißigjährigen Kriege erreicht hatte. Hungersnoth und Seuchen folgten, und innerhalb anderthalb Jahren kam durch sie ein Drittheil der Einwohner um (1695 und 1696). Und das Ende dieses unheilvollen Krieges führte eine neue Bedrückung der Protestanten, die für Oesterreich geblutet hatten, mit sich. In dem Frieden zu Ryswik wurde, als bereits Alles beendigt schien, in der Mitternacht vom 30. bis 31. Oktober 1697 noch bestimmt, daß die katholische Religion an den Orten, wo sie im Verlauf des Kriegs von Ludwig war nebeneingeführt worden,

[1] Sattler B. 11, Beil. 137. [2] Scholl Steinheim 120. 121. 129. — Familiennachrichten.



verbleiben solle[1]). So entstand an beinahe 2000 Orten „ein Simultaneum," d. h. es wurde den Katholiken gestattet, neben dem evangelischen Gottesdienst auch den ihrigen einzuführen. Von diesem Punkte aus wurde weiter operirt: auch die Kirchengebäude mußten mit den Katholiken getheilt werden; dann gieng es an die kirchlichen Güter, und so kunstgerecht wurden z. B. die pfälzischen Protestanten gequält, am Ende sogar genöthigt, katholische Festlichkeiten mitzumachen, daß ihrer viele lieber auswanderten. Unter den Katholiken, welche alles nach päpstlichem Rechte ansahen, war große Freude; man bezeugte da und dort Lust zu gleichen Versuchen, unter den Evangelischen war allgemeine Bestürzung. Der württembergische Gesandte Kulpis, der sich in Ryswik die Clausel hatte aufnöthigen lassen, wurde mit solcher Verachtung im Lande empfangen, daß der Kummer, oder gar Gift, das er zu sich nahm, sein Leben endigte[2]).

Jetzt schien es dem Papste auch geeignete Zeit, Frankreich und Oestreich zu einem Schlag gegen die Protestanten in England, Deutschland und Holland zu vereinigen. Aber der Streit über die spanische Erbfolge trennte aufs neue beide Häuser. Dabei aber kam Württemberg in neues Gedränge; mitten zwischen Frankreich und dessen Bundesgenossen, dem Churfürsten von Baiern, gelegen, war es in Gefahr, verheert und seine Kirche unterdrückt zu werden, wie die Pfalz. In dieser Noth kamen ihm seine Glaubensbrüder in England und Holland zu Hülfe, denen sich aus politischen Gründen Oestreich anschloß, und durch die blutigen Siege am Schellenberge, bei Höchstädt*) und Rameilles wurde sein Totalruin abgewandt (1704—1706). Endlich kam der Friede zu Utrecht und Rastatt zu Stande, in welchem zwar Württemberg für alle Opfer, die es dem Hause Oestreich gebracht hatte, nur ein kaltes Lob erhielt, aber — mit Ausnahme Mömpelgards — die im westphälischen Frieden errungenen Rechte behauptete. Alle Protestationen gegen die Ryswicker Clausel waren vergeblich[3]). Um diese Zeit verfaßte der Prälat Joh. Fr. Hochstetter das unver-

[1]) Sattler H. 12. B. 77. [2]) Pfaff 4, 96. [3]) Pfister Uebers. 269.
*) s. Anhang Nro. 69.

gleichliche Betstundengebet, welches in seiner ersten Ausgabe noch besondere Beziehungen auf die Kriegszeit enthielt[1]).

Tiefere Wunden als die Heere Ludwigs schlug der evangelischen Kirche und dem Christenthum überhaupt sein Beispiel, sein Geist, der überall herrschend wurde[2]). Französische Sitten, Sprache, Schriften verbreiteten sich überall, man gewöhnte sich auch an dem württembergischen Hofe daran, „jeden Franzosen, der durchs Land reiste, zu füttern[3]).“ Der französische Hof war bald ein allgemeines Muster. Der egoistische Despotismus Ludwigs ward im Kleinen nachgeahmt von den deutschen Höfen, und das alte vertrautere Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan wich. Das schandbare Leben offenbarer Hurerei wurde fast zur Mode, als französische Hofgalanterie; Ueppigkeit, Prunkliebe, Verhöhnung der Rechte der Unterthanen verbreitete sich. Die Kirche wurde mit äußerlichem Respect behandelt, aber wie Ludwig sich von göttlichem Rechte dispensiren zu dürfen glaubte, so war er auch hierin ein Vorbild vieler Fürsten; in diesem allem ein Vorbild des Fürsten, der damals für Württemberg als Herzog heranwuchs!

Dennoch trösteten sich damals viele Wohlgesinnte, daß für christlichen Glauben und Leben freie Entfaltung gestattet, nicht wie in Frankreich geradezu Alles zertreten ward. Denn allgemein war die Furcht gewesen, es müsse so weit kommen.

Weißmann, noch ein Zeitgenosse jener Tage, sagt:

„Die Maßregeln Frankreichs, besonders unter Ludwig XIV., gegen die mit so vielen Eiden dort gesicherte reformirte Religion, seine vielfachen offenen und geheimen Anschläge auf England und die Generalstaaten galten ohne allen Zweifel, mittelbar wenigstens, dem deutschen Protestantismus. Aber auch diese Kette zerriß die Vorsehung, wie früher eine andere im dreißigjährigen Kriege, und gab nicht zu, daß das Feuer die von ihr gesetzten Gränzen überschritt, noch auch die Menschen Alles, was ihr Wille war, durchsetzten; ob es gleich oftmals schien, als stünden ihren gewaltigen Waffen nur schwache Stoppeln entgegen. Wer weiß nicht, daß die Zeit nicht ferne liegt, wo in allen prote-

[1]) Exemplar zu Brackenheim. Burk Christenbote 1833. Nro. 5. [2]) Dittmar 4, 2, 1. S. 80. 81. [3]) Spittler Gesch. W.



stantischen Ländern eine ungemessene Furcht vor großen und geheimen Gefahren verbreitet war. Welche entsetzlichen und unerträglich-übermüthigen Reden der (katholischen) Eiferer hörten und lasen die Protestanten überall! Welche trotzigen und hochfahrenden Drohungen mußten sie erdulden! Wie genau hatte man ihnen den Untergang vorhergesagt! Welche Frechheit, sie zu verhöhnen, erlaubten sich auch die erbärmlichsten Leute!"

„Aber auch das gehört zu den Proben der anbetungswürdigen Vorsehung Gottes, daß wir bis auf diesen Tag noch nichts von dem gesehen und erfahren haben, was uns nach der Ansicht von Freunden und Feinden den Untergang drohte. Insbesondere hat unser liebes Württemberg Ursache vor Anderen, Gott zu preisen; stumpfsinnig und undankbar wäre es vor Allen, wenn es jemals dieser Wohlthat vergessen könnte [1])!"

Zweites Kapitel.

Kirchliche Unionsversuche und Religions-Verfolgungen.

Sobald der westphälische Friede geschlossen war, versuchte ein katholischer Churfürst, Johann Philipp von Mainz, die getrennten Confessionen einander näher zu bringen; religiöse Gesinnung und Liebe zum gemeinschaftlichen deutschen Vaterlande hatten den edeln Mann dazu bewogen [2]). Eine ähnliche Neigung zeigte sich, freilich aus andern Gründen, bei dem Churfürsten von der Pfalz; dieß und der Uebertritt eines und des anderen deutschen Fürsten zur katholischen Kirche machte der römischen Curie Muth, andere gleichfalls anzulocken.

Um dieselbe Zeit, als Bossuet in Frankreich seine Ueberredungskünste an den Hugenotten versuchte, erscheint in Straßburg ein Pater Detz, der die dortigen Protestanten bereden will: „im Wesentlichen weiche die Augsburgische Confession nicht von der Lehre der römischen Kirche ab, sie möchten sich also wieder mit der letzteren vereinigen, d. h. ihr unterwerfen." In Deutschland aber machte 1682 der croatische Bischof Rochus Spinola, Bischof von Thina, Rundreisen, um die Prote-

---

[1]) Weißmann 2, 1139. 1140. [2]) Moser patr. Arch. 5, 271.

stanten zu jener Vereinigung einzuladen, mit dem Versprechen „der Aufhebung des Tridentiner Conciles und der Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, auf der sie Sitz und Stimme haben sollen [1])."

Man wußte nicht, was man aus diesem Spinola machen sollte, denn er konnte sich keineswegs ausweisen, daß er zu diesem Antrag von irgend jemand bevollmächtigt sei; andererseits hatte aber der Kaiser ihn im Allgemeinen zu freundlicher Aufnahme an die Fürsten empfohlen [2]). Es forderte daher die Rücksicht auf diesen, daß man ihn höre. Im Braunschweigschen machte er seinen ersten Versuch, denn dort hatte ihn der Papst im Geheim empfohlen (an den katholisch-gewordenen Herzog Johann Friedrich zu Lüneburg) [3]), und kam von da nach Württemberg voll Rühmens, welch' eine freundliche Aufnahme er bei den helmstädtischen Theologen gefunden habe [4]). Der Herzog Administrator Friedrich Karl wies zwei seiner Theologen, den Propst Dr. Wölflin und den Kanzler Dr. Johann Adam Osiander an, den Bischof in Bernhausen (einem Dorfe bei Stuttgart) aufzusuchen und anzuhören [5]). Der Bischof empfieng sie freundlich, hielt dann eine vier Stunden lange Anrede, in der er seine gute Absicht für Beförderung des Friedens und das Heil der Seelen anpries, und die Theologen unter Versicherung der strengsten Verschwiegenheit ersuchte, ihm auch ihre geheimsten Gedanken darüber anzuvertrauen, wie eine Vereinigung der evangelischen Kirche mit der katholischen zu Stande kommen könne, um alsdann dem Kaiser, und ihm allein, vertraute Mittheilung davon zu machen. Dabei verwahrte er sich, daß der den beiden Theologen als Sekretär beigegebene Professor Schellenbauer nichts zu Protokolle nehme von seinen Aeußerungen, übergab jedoch den beiden Theologen auf deren Verlangen die Hauptpunkte seines Vorschlages schriftlich. Der Inhalt desselben kam nebst allerhand guten Worten auf den Satz hinaus: „Man solle sich dem Papst unterwerfen, er wolle dann den Protestanten all das Ihre auch lassen, bis man auf einem freien Concile sich vereinigt habe [6])." Die württembergischen

[1]) Weißmann 2, 457. [2]) Sattler H. 11, 80. [3]) Soldan: 30 Jahre des Proselytismus in Braunschweig und Sachsen p. 48. [4]) Sattler H. 11, Beil. 185. [5]) Sattler H. 11, Beil. 80. [6]) Sattler H. 11, Beil. 194.



Theologen entgegneten: „Eine Privatverhandlung mit ihm stehe ihnen nicht zu. Sie kommen nur, ihn zu hören, und darüber an den Herzog zu berichten. Seinen Vorschlag können sie nicht unterschreiben, denn es handle sich bei einer solchen Sache um die ganze Kirche, und mit dieser müßte die Sache gemeinsam verhandelt werden. Was aber den Inhalt desselben betreffe, so hielten sie zwar einige Sätze, auf welche er die Vereinigung gründen wolle, für richtig, andere aber für zweideutig oder geradezu für Irrthümer. Sein Friedensvorschlag sei ihnen verdächtig, unzureichend, wider die h. Schrift, würde Anstoß geben, sei unsicher, überflüssig, unbegründet, ja es sei moralisch unmöglich, darauf einzugehen [1]." Auf dieß konnte der Bischof so wenig antworten, als auf ihre Einwendungen gegen die Heiligenanrufung und Brodverwandlungslehre, und so zog er dann unverrichteter Dinge ab. Auch in Sachsen, wohin er sich nun wendete, gewann er für seinen angeblichen Zweck nichts. Der Churfürst Johann Georg erkannte, daß es sich nicht um ein Friedenswerk hier handle, und schrieb an den Herzog Administrator Friedrich Karl: „man dürfe sich mit dem Bischofe nicht einlassen. Wenn man ihn gewähren lasse, so sei die Folge die, daß durch seine Handlungen unter dem aller Orten beliebten Friedensnamen nur Trennungen unter den evangelischen Theologen gemacht werden, damit die Widersacher sodann eine neue Ursache haben, die Unsrigen einiger Unbeständigkeit in der Lehre, wie sonsten mehrmalen geschehen, zu beschuldigen, und unter diesem Grunde Viele zum verderblichen Abfalle verleiten mögen." Da man sich somit protestantischer Seits von dem römischen (geheimen) Sendling nicht fernerhin mißbrauchen lassen wollte, so hörten seine Negotiationen bald auf, und man war für künftig vor solchen Planmachern gewarnt [2]).

Ganz anders waren die Versuche, die beiden getrennten protestantischen Kirchen zu vereinigen. Zwar war es vergeblich, wenn man reformirter Seits glaubte, eine Verschmelzung beider Kirchen bewirken zu können. Einmal fand in der Pfalz noch zu viel Druck gegen die Lutheraner von Seiten der Reformirten statt, und fürs andere glaubten jene der

[1]) Sattler H. 11, Beil. 61 ff. [2]) Ueber ihn besonders Weißmann 2, 457—459.

reformirten Vorherbestimmungs- und Abendmahlslehre in ihren Gemeinden keinen Eingang verstatten zu dürfen [1]). Durch eine Verbindung zu einer Kirche aber, dieß sahen die Lutheraner wohl voraus, würde jenen Lehren der Zugang auf die Kanzeln, in die Liturgien, in die Lehrbücher und Katechismen geöffnet, und das wollten sie nicht. Darum setzte sich auch der Kanzler Wagner in Tübingen und Andere so ernstlich gegen jeden Versuch einer kirchlichen Vereinigung (1664) [2]). So weit es sich aber um kein Aufgeben wichtiger Glaubenslehren handelte, so wie um keine Zulassung einer Lehre, die man als irrig erkannte, so weit war die evangelisch-lutherische Kirche gegenüber der reformirten in keiner feindlichen Stellung. Ja die Zeit schien recht geeignet, auch bei verschiedenen Ansichten über einzelne Glaubenslehren, die Herzen derer doch zu vereinigen, welche in den meisten anderen Glaubenslehren einig waren.

Hand in Hand nämlich mit jenen freundlichen Einladungen an die Protestanten: „wieder katholisch zu werden," giengen Religionsverfolgungen in den Gegenden, wo man das Schwert, ohne Widerstand zu fürchten, gebrauchen konnte. So fest man in Württemberg an dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse hielt, und so sehr man bemüht war, keinem anderen den Eingang zu öffnen, so waren durch jene Verfolgungen doch Umstände eingetreten, welche ein Abgehen von dieser Regel veranlaßten. Das Unglück der Reformirten in Frankreich, ihr unter den Leiden bewährter Christenglaube hatte auch in Würtemberg ihnen die Herzen gewonnen, und seit dem Jahre 1700 wurde ihnen Erlaubniß zu einem förmlichen Privatgottesdienst in Cannstadt, später auch in Stuttgart und Ludwigsburg, zur Anstellung eines Geistlichen und zu Errichtung eines Presbyteriums mit kirchenconventlicher Strafgewalt gegeben [3]). Wenn es möglich war, die Greuel der Religionsverfolgungen in Frankreich zu überbieten, so geschah dieß in Piemont, wo der römisch-papistische Geist gegen die armen Waldenser wüthete. Lauter als die Stimme des beredtesten Theologen zeugte (ich lasse den Geschichtschreiber Leger reden) der Anblick der zerstörten Dör-

[1]) Weißmann 2, 1152. [2]) Weißmann 2, 790. [3]) Eisenlohr K.G. Einl. 134 ff.



ser, der verstümmelt umherliegenden Leichname, der zu todt gemarterten Weiber, der an den Felsen zerschmetterten Kinder, und der das Fleisch der Getödteten mit den Zähnen zerreißenden Kriegsknechte, welch eines Geistes Kinder die römisch-katholischen Verfolger waren [1]). Diese Greuel führten einen wiederholten, mitunter von wunderbarem Erfolge begleiteten Verzweiflungskampf herbei, und endlich auch die Verwendung der evangelischen Fürsten reformirter und lutherischer Confession für die Waldenser. Namentlich richteten erstere an die württembergische Regierung die Bitte um Aufnahme der Waldenser, welche sich endlich doch zur theilweisen Auswanderung genöthigt sahen. „Weil aber nach den Grundgesetzen des Landes und insonderheit auch des Prager Vertrags nur Augsburgische Confessions-Verwandte im Lande aufgenommen werden konnten," so fand diese Aufnahme gleich anfangs Bedenken [2]). Zwar wanderten schon im Jahre 1687 und 1688 eine Anzahl Waldenser ein, wobei man in Württemberg aber voraussetzte, daß sie der alten, dem lutherischen Bekenntnisse so nahe stehenden Waldenserconfession zugethan seien. Doch, als sie nun (1698) ihre Confession übergaben, enthielt diese die Lehre des Theodor Beza, d. h. den strengsten Calvinismus [3]). Dieß machte Schwierigkeiten, weil man fürchtete, daß Oestreich bei der mindesten Abweichung von den mit ihm geschlossenen Compactaten auf den Fall der einstigen Erbfolge in das Herzogthum den Katholicismus einführen würde, oder doch ein reformirtes Simultaneum den Vorwand zu einem katholischen geben könnte, dessen schweres Joch gerade neulich den evangelischen Rheinlanden war aufgelegt worden. Endlich fanden es die Juristen wie die Theologen auch bedenklich, Prediger und Gemeinden, die der strengreformirten Prädestinations- und Abendmahlslehre zugethan waren, mit gleicher Berechtigung, wie die lutherische Kirche sie gesetzlich genoß, zuzulassen. Das waren die Gründe, weßhalb die Stände wünschten, daß die Waldensergemeinden in einem der Landschaft nicht incorporirten Orte aufgenommen werden möchten. Indessen wurden auch diese Bedenklichkeiten beseitigt, und im Jahre 1699

---

[1]) Weißmann 2, 799. Hahn Gesch. d. Waldenser 2, 177. Anm. 3.
[2]) Sattler H. 12, 223 ff. [3]) Hahn 2, 222. 229.

erschien der Concessionsbrief für die Waldenser, in welchem ihre kirchliche und bürgerliche Stellung rechtlich geordnet wurde. Es wurden ihnen namentlich im Oberamte Maulbronn (welches durch die französischen Kriege entvölkert war), so wie bei Leonberg, Calw, Brackenheim Gegenden angewiesen, wo sie die Gemeinden Corres, Schönenberg, Sengach, Groß- und Klein-Villars, Neuhengstätt, Nordhausen, Pinache mit Serres, Perouse, Wurmberg-Lucerne begründeten. In Stuttgart, Ludwigsburg, Dürrmenz, Gochsheim (wo der fromme Herzog Friedrich August von Württemberg-Neustadt sie aufnahm) und fast an allen Orten des Oberamts Maulbronn ließen sich gleichfalls Waldenser nieder. Denjenigen, welche eigene Colonieen anlegten, wurde der Boden unentgeldlich abgetreten, mannigfache Unterstützungen und Beiträge von Baumaterialien gewährt, auf zehen Jahre Steuerfreiheit zugesichert, dazu alle Rechte württembergischer Unterthanen und vollkommene Gewissensfreiheit. Ihre reformirten Glaubensgenossen unterstützten sie mit Geldbeiträgen zur Erhaltung von Kirchen und Schulen. Namentlich floßen diese Unterstützungen reichlich aus Holland. Ihre Religionsübung war frei und öffentlich, wie die der lutherischen Landeskirche, nur mußten die Kinder aus gemischten Ehen in dem Bekenntniß der Landeskirche erzogen werden. Ihre Kirchencensur, ihre Aeltesten, ihre Synoden verblieben ihnen. Selbst die weltliche Justiz in erster Instanz wurde ihnen überlassen, und ein von den Gemeinden gewähltes weltliches Rathscollegium hatte sie zu verwalten. Ihr Haupt war bis in den Tod ihr vielgeprüfter Pfarrer und Oberst Heinrich Arnaud († 1721)[1]. Hätten die Nachkommen jener vielgeprüften Väter dieß Kleinod freier Kirchenverfassung treuer bewahrt und benützt, welch' ein Vorbild hätten sie den lutherischen Gemeinden werden können[2])! An diese Waldenser schloßen sich seit dem Jahre 1717 andere um ihres Glaubens willen Verfolgte an. Es waren in diesem Jahre in dem hohenzollern-sigmaringischen Dorfe Bärenthal mehrere Familien durch das Lesen der h. Schrift und evangelischer Schriften zur Einsicht gekommen, daß die evangelische Lehre die

[1]) Hahn 3, 233. Anm. 1. le grand Arnaud. [2]) Eisenlohr K.G. 1, 498 ff. Einl. 135.



wahrhaft-christliche sei [1]). Vergeblich war ihre Bitte um Gewissensfreiheit, selbst das durch den westphälischen Frieden zugesicherte Recht der Auswanderung wollte man ihnen nicht gestatten. Dennoch verließen mehrere Hab und Gut, und flüchteten ins Württembergische, wo sie sich den in Wurmberg-Lucerne angesiedelten Waldensern anschloßen, und den Weiler Neu-Bärenthal gründeten [2]).

Zu gleicher Zeit, da die französischen Reformirten im Westen, die Waldenser im Süden von Württemberg verfolgt wurden, regte sich in Salzburg aufs neue die Liebe zum Evangelium im Teffereker Thale. Schon zu Luthers Zeiten war etwas von der reinen Lehre in jenen Gegengen bekannt worden, wandernde Handwerker hatten Kenntniß der h. Schrift und evangelische Bücher von Luther, Brenz, Habermann, besonders aber Arndts wahres Christenthum in die Heimath zurückgebracht. So entschloßen sich viele von der biblischen Wahrheit ergriffene Salzburger, selbst bisherige katholische Geistliche, zur Auswanderung, da ihnen freie Religionsübung nicht gestattet ward. In dem westphälischen Frieden hatten in einem solchen Falle die katholischen Regenten Auswanderungsfreiheit und das Recht, zuvor Hab und Gut zu Gelde zu machen, ihren protestantischen Unterthanen zugestanden. Aber wie man überhaupt den Protestanten ihre so sauererrungenen Rechte möglichst zu verkümmern suchte, so war es auch hier der Fall. Anfangs wollte man sie gar nicht ziehen lassen, und als dieß bei dem Aufsehen, welches die Sache erregte, nicht thunlich war, so verstattete man ihnen den Verkauf ihrer Habe nicht. Arm und bloß, wie Verbrecher, trieb man sie zum Lande hinaus, nachdem man sie zuvor durch allerlei Mißhandlungen und durch hartes Gefängniß zur katholischen Kirche vergeblich hatte zurücknöthigen wollen. Mitten im Winter zogen Männer, Weiber, Kranke und Greise über das schneebedeckte Gebirge. In Tyrol wollte man sie nicht weiter ziehen lassen und nahm ihnen unter allerlei Vorwänden so viel als man ihnen nur abnehmen konnte [3]). Mit vieler Noth, vor Hunger und Kälte fast ver-

---

[1]) 1718 kamen 72 Bärenthaler nach Tübingen. Pregizer gottgeh. Poes. 1718. S. 412. [2]) Moser Fortsetzung von Crusius 2, 626. vgl. Eisenlohr Einl. 1, 136. [3]) Sattler H. 10, 200.

schmachtet, kamen sie endlich in protestantische Gegenden, wo sie theilnehmende Aufnahme fanden. Ueber vierhundert kamen nach Württemberg und in die Reichsstädte, gegen dreihundert ihrer Kinder mußten sie in Salzburg zurücklassen. Vergebens waren die Bitten des Churfürsten von Preußen und des Herzog Administrators von Württemberg, um Ausfolgerung der Kinder. Der Erzbischof Gandolph und sein Nachfolger Johann Ernst, ein geborner Graf von Thun, beantworteten die Bitten nicht mehr, und der Reichshofrath gewährte keine Hülfe gegen die Verletzung der Reichsgrundgesetze. Nur in der Stille konnte sich da und dort eine salzburgische Familie flüchten, wie denn auch nach und nach noch mehrere nach Württemberg sich zogen.

Ein Trost für die von den Kindern getrennten Eltern mochte es seyn, daß seit 1709 Franz Anton Graf von Harrach zum Erzbisthume Salzburg gelangte, ein frommer, einsichtsvoller Mann, der die evangelisch-denkenden Zurückgebliebenen im Frieden Gott auf ihre Weise dienen ließ. Unter seiner Regierung breitete sich die Liebe zum evangelischen Christenthum noch weiter aus, und in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunders erfolgte eine weitere Auswanderung der Salzburger, welche wegen der Zahl der Auswanderer die ganze protestantische Welt bewegte [1]).

Zweite Abtheilung.

Innere Entwicklung der evangelischen Kirche Württembergs am Ende des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten ruhiger Entwicklung.

§. 1.

Spener und seine Freunde in Württemberg.

Während jener Versuche, die evangelische Kirche von Außen zu untergraben, ereigneten sich in ihrem Innern Bewegungen,

[1]) Holberg Gesch. d. chr. Kirche, fortgesetzt von J. L. K. (Köhler) B. 6, 145–151 ff. Sattler H. 10, 148 ff.

welche davon zeugten, wie viele Lebenskräfte in ihr ruhten, aber auch wie viele Auswüchse vorzukommen pflegen in einer Zeit und an Orten, wo das Beste und Edelste keimt.

Man war auch in Württemberg überzeugt, daß in den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche der gesammte Glaubensgrund der zur Seligkeit führenden Wahrheit enthalten, und rein und lauter vorgetragen sei. Die kirchlichen Gesetze und Verordnungen waren wenige, aber in demselben evangelischen Geiste abgefaßt, der in den Bekenntnißschriften weht, und sie stunden in wohlverdienter Achtung. Aber zu gleicher Zeit hatte Gottes züchtigende Hand Anforderungen zum Fortbau der evangelischen Kirche gemacht, denen man sich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Andreä's Schüler, ja auch Mitglieder der Regierung des Landes, waren darin einig, daß Verbesserungen kirchlicher Zustände nöthig seien, und zwar nicht rücksichtlich des kirchlichen Bekenntnisses, wohl aber rücksichtlich des kirchlichen Lebens und der Einführung des Bekenntnisses in das Leben der Gemeindeglieder.

In diesem Sinne wußte man auch jene Versuche zu würdigen, welche der erste Geistliche zu Frankfurt a. Main, Dr. Philipp Jakob Spener machte, um von der Nothwendigkeit und Möglichkeit eines wahren Christenthumes diejenigen Glieder der evangelischen Kirche zu überzeugen, welche dasselbe mehr nur als Sache des Gedächtnisses und des reflektirenden Verstandes ansahen, oder gar nur deßhalb Protestanten waren, weil sie in dieser Kirche getauft waren. In seinen Predigten unterschied daher Spener aufs genaueste zwischen dem todten und dem lebendigen Glauben, und die Erfahrung bestätigte es ihm, wie nothwendig das Hervorheben dieses Unterschiedes sei, da, wie er selbst sagt: „viele seiner Zuhörer in einen heiligen Schrecken gesetzt, ihres unerkannten Heuchelwesens überzeugt, zu ernstlicher Buße aufgeweckt wurden, und auch darauf nach dem rechtschaffenen Wesen in Christo zu trachten sich beflissen [1]." Dieß bewog ihn, nicht allein auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten, sondern auch im Jahre 1670 dem

[1]) Vorrede zum 3ten Theil von Speners deutschen Bedenken. Canstein Leben Speners, Frankf. 1729. p. 34 ff.

Verlangen einiger christlichen Familien gemäß eine Privaterbauungsstunde in seinem Hause, und später in der Kirche zu halten, in welcher denjenigen, welche eine weitere Belehrung suchten, Gelegenheit zu Fragen und offenen Aeußerungen gegeben wurde. Ebenso sorgte er durch sogenannte katechetische Uebungen dafür, daß die Jugend den Katechismus nicht allein auswendig lernte, sondern auch durch mündliche Unterredungen über die darin enthaltenen Wahrheiten belehrt wurde. Endlich war er bemüht, durch Stiftung einer genaueren Freundschaft unter den Erbauung suchenden Seelen dem Einzelnen ein bisher zu wenig beachtetes Förderungsmittel der Gottseligkeit an die Hand zu geben [1]). Der gute Erfolg dieser Bemühungen bewog ihn zur Herausgabe einer kleinen Schrift, unter dem Titel: »pia desideria,« in welcher er der gesammten Kirche, „seine frommen Wünsche" für deren Wohl aussprach (1675). Er wünschte aber „reichlichere Verbreitung des göttlichen Worts, mehr Uebung des allgemeinen Priesterthums, werkthätiges, nicht blos wissenschaftliches Christenthum, mehr Liebe gegen Andersdenkende und Milderung der Polemik (kämpfenden Theologie), auf den Universitäten mehr Bibelstudium, weniger philosophische Meinungen, auf den Kanzeln endlich mehr Belehrung und Erbauung, weniger Spitzfindigkeit [2])." Diese Schrift verursachte, wie Spener selbst sagt, eine sehr große Bewegnng, und gab der Theologie wie dem christlichen Leben eine neue Richtung; der Theologie, sofern deren exegetische und praktische Seite von nun an gründlicher betrieben, und die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben wieder mehr beachtet wurde; dem christlichen Leben, sofern von nun an mehr die Einheit des Glaubens und der Heiligung erkannt und die Mittel zu Beförderung beider mit mehr Ernst ergriffen und gehandhabt wurden.

Auf Württemberg äußerte diese neue Bewegung einen zwar stillen, aber sehr nachhaltigen und umfassenden Einfluß, je mehr gerade dieses Land darauf vorbereitet war. Zum Voraus erkannten die Leiter der württembergischen Kirche, daß es von Spener nicht auf eine Neuerung abgesehen war, sondern daß er das Werk der Reformation nur da wieder aufnahm, wo

[1]) Canstein. 35. 36. [2]) Hoßbach, Speners Leben 1, 124 ff.



es Luther und die in seinem Geiste wirkenden Nachfolger niedergelegt und gewünscht hatten, daß es fortgesetzt werde. Der Geist war derselbe, die Grundgedanken dieselben, nur die Zeiten verlangten gerade damals eine besondere Hinweisung „auf die Nothwendigkeit eines wahrhaft christlichen Lebens." Und dafür zu wirken war damals bei der vormundschaftlichen Regierung, im Consistorium, in Tübingen Wille und Kraft vorhanden. Bekannt ist der fromme Sinn der Herzogin Mutter, bekannt auch, wie günstig der Herzog Administrator Friedrich Karl redlichen Predigern war; und man kann beim Lesen der Lebensläufe verschiedener Prinzen des Hauses nicht ohne Bewunderung und Ueberraschung die Züge seltener männlicher Religiosität betrachten, verbunden mit einem klaren, biederen Wesen. Der württembergische Hof war deßhalb schon zur Zeit Eberhards III. sehr ernstlich bedacht gewesen, den sel. Spener, der als junger Privatdocent seine Laufbahn zu Tübingen begonnen hatte [1]), daselbst festzuhalten (1662) [2]), und da dieß nicht möglich war, so erhielt man ihm doch im Württembergischen ein so freundliches Andenken und ein so beständiges, auf zunehmende Hochachtung gegründetes Vertrauen, daß die Regierung in kirchlichen Angelegenheiten oftmals sich Rathes bei ihm erholte. Mehrere von den ersten Staatsmännern Württembergs mit Vorwissen des Consistoriums geforderte Gutachten Speners sind in dem dritten Theile seiner „letzten Bedenken" zu finden. Es erhellt hieraus, wie fast Alles, was damals die württembergische Kirche bewegte, mit ihm verhandelt wurde. Bald handelte es sich um Aufnahme der Hugenotten und Waldenser, und Spener spricht die innigste Freude über ihre Aufnahme aus und dankt für das ihm mitgetheilte Consistorialvotum [3]); bald wird er wegen zwei schwärmerischer Geistlichen um Rath gefragt [4]); bald beschwichtigt er einen Streit, der sich zwischen den sächsischen und württembergischen Theologen zu erheben und die alten Streitfragen des Thummius zu erneuern droht [5]); bald ermuntert er die Regierung, jüngere Theologen reisen zu lassen, um auch hiedurch das Band der verschiede-

---

[1]) Hoßbach 1, 93. „Spener gieng auch wirklich nach Tübingen, und las dort einige Monate Collegien" Canstein 24. [2]) Canstein 24. 28. 29. [3]) Spener, deutsche Bedenken 4, 587 ff. [4]) ibid. [5]) Spener, letzte deutsche Bedenken 3, 310.

nen evangelischen Landeskirchen untereinander fester zu knüpfen[1]). Zudem stand Spener in sehr naher freundschaftlicher Verbindung mit dem Landpropste Wölflin, mit dem Kanzler Osiander, dem Dr. Balthasar Raith und dem Andreäischen, noch von Andreä gebildeten Generalsuperintendenten Johann Andreas Hochstetter, „welcher Niemand herzlicher zu lieben bekannte, als Herrn Dr. Spener*).“ Die ausgezeichnetsten jüngeren Theologen Württembergs fanden auf ihren Reisen die freundlichste, oft länger dauernde Aufnahme in Speners Hause, und es hielten sich z. B. die nachherigen Professoren der Theologie, Andreas Adam Hochstetter und Gottfried Hofmann, längere Zeit, ersterer ein volles halbes Jahr, im Spener'schen Hause auf.

So fand denn Alles, was er unternahm, auch Theilnahme in Württemberg, und als erste Frucht derselben ist die Einführung von Kinderlehren zu nennen, wie sie noch gehalten werden. Spener war der Ueberzeugung, daß die mündliche und vertrauliche Unterredung über Glaubenswahrheiten für die Jugend und auch für ältere Personen von hohem Werthe sei, und die Predigten erst dadurch recht verständlich werden, wenn der katechetische Unterricht darauf vorbereite. Zu Förderung dieses Zweckes hatte er seine bekannte „einfache Erklärung des lutherischen Catechismus“ abgefaßt (1677). In Württemberg wurden nun die Vorschläge Speners um so mehr mit Interesse aufgenommen, da schon Andreä ähnliche Wünsche ausgesprochen hatte, und es wurde durch den Prälaten Johann Conrad Zeller zu Bebenhausen (1681) eine Erklärung des brenzisch-lutherischen Katechismus entworfen, welche von Professor Schellenbauer in Stuttgart in einen Auszug gebracht und als solcher noch heute unter dem bekannten Namen „der Kinderlehre“ in Kirche und Schule eingeführt ist (1696)[2]). Mit ihm wurde (1702) ein württembergisches Spruchbuch ausgegeben[3]). Eine nähere Vergleichung mit der obgenannten Schrift von Spener zeigt eine sorgfältige, oft fast wörtliche Benützung derselben in der württem-

[1]) Spener, letzte deutsche Bedenken 3, 346. [2]) Süskind, Handausgabe des Volksschulgesetzes v. 1836. S. 13. 14. [3]) Burk Rechtfertigung 1074.

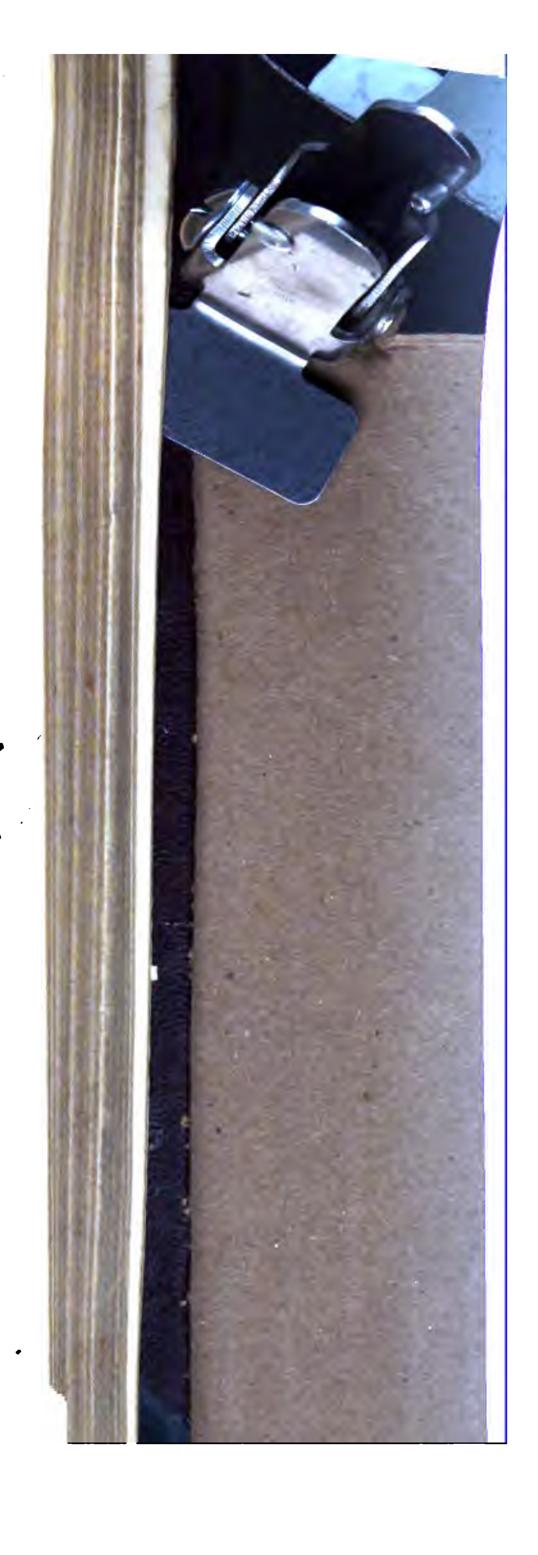
*) s. Anhang Nr. 70.



hänger fanden Unterstützung bei den Quäkern, denen er sich in seiner letzten Zeit sehr genähert hatte, und kamen wirklich nach Amerika [1]). Das Aufsehen, das die Entfernung dieser beiden Geistlichen in Württemberg machte, war um so größer, da ein Entlassung wegen Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff zu den größten Seltenheiten in dieser Kirche gehörte. Aber auch im evangelischen Stifte in Tübingen wandten sich manche talentvolle Jünglinge der theologisch-mystischen Richtung zu, unter denen der Repetent Paul Achatius Banz 1694 entlassen werden mußte. Unter diesen Umständen konnte man an Einführung von Privaterbauungsstunden, auch wenn sie von Geistlichen gehalten wurden, damals nicht wohl denken, zumal da ein besonderes Verlangen von Seiten der Gemeinden nach denselben sich nicht zeigte. Das Bedürfniß stellte sich erst später heraus, wie seines Orts erzählt werden soll.

Es waren die verschiedenen, damals auftauchenden Sekten überhaupt ein Hinderniß, daß das Gute sich nicht schneller entwickeln konnte, und da Spener mit einer in seiner Zeit sehr seltenen Milde und Vorsicht Alles zu prüfen pflegte, und nicht leicht ein scharfes Urtheil fällte, wo er irgend Spuren eines christlichen Sinnes fand, so machten seine Gegner ihm hierüber manchen bitteren Vorwurf, ja sie warfen ihn mit den vom kirchlichen Lehrbegriff sich trennenden Separatisten und Schwärmern in eine Klasse, und den Namen „des Pietismus“ mußte seine Sache tragen, wie ihre Sache. Doch war dieß in Württemberg selbst da nicht der Fall, wo Speners Wirken nicht ganz gebilligt wurde, in Tübingen. Bei allem Eifer, mit welchem die Tübinger theologische Fakultät gegen Jakob Böhme, Chiliasten, Wiedertäufer, Visionäre schrieb, so gut, als gegen Socinianer, Cartesianer und Katholiken, wurde Spener doch nicht angetastet. Großentheils wurden ihm von Tübingen aus nur Beweise der Achtung gegeben, wie denn Dr. B. Raith ihm seine damals berühmte Vertheidigung der lutherischen Bibelübersetzung zueignete. Johann Adam Osiander, ein ausgezeichneter Gelehrter, bei welchem namentlich die schwedische Jugend ihren theologischen Unterricht suchte, trug die Noth der Kirche auf dem Her-

[1]) vgl. Speners letzte Bedenken 3, 592. Fischlin suppl. 218 ff. Carolus Memorab. 2b. 743. 361.



gen, wie Spener, und suchte, ihm gleich, seine Schüler in die Schrift einzuführen; noch sind seine Commentare über die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes davon Zeuge. Nur Michael Müller, Dr. der Theologie und Kanzler, bange für Reinerhaltung der Lehre, und eifernd gegen Alles, was ihm dieser zuwider schien, zeigte (freilich aufgetrieben durch die heftigsten ausländischen Gegner Speners) Neigung, sich in die damals in Norddeutschland obwaltenden Streitigkeiten mit einzumischen; aber die Regierung ließ es nicht zu, und so blieb unter den damaligen Unruhen Friede in der württembergischen Kirche [1].

§. 2.

Eigenthümliche Gestaltung der durch Spener begründeten praktischen Richtung in Württemberg. Edikt von 1694. Hedinger.

Bei aller Bereitwilligkeit, Speners Vorschlägen Raum zu geben, zeigte sich doch im Württembergischen eine große Selbständigkeit in Behandlung derselben. Schon die amtliche Ausgabe der Cynosura (1687), einer die kirchliche Ordnung und Zucht betreffenden Privatsammlung herzoglicher Gesetze von J. W. Andreä, bewies ein Festhalten an dem erprobten Alten, und ebenso hielt man alle damals Epoche machenden Ereignisse an den Prüfstein der h. Schrift und des evangelischen Bekenntnisses, wobei, ohne offene Theilnahme an den damaligen Kämpfen, doch Spenern Gerechtigkeit widerfuhr.

In demselben Jahre, als die Regierung eine Schrift des Michael Müller unterdrückte, welche wohl mehr bestimmt war, einzelne Schüler Speners, als ihn selbst anzugreifen, erschien das Edikt vom 28. Februar 1694. Es enthielt eine Verordnung, nach welcher sowohl den Studirenden in Tübingen, als den Kirchen- und Schuldienern gesagt ward, „in welchen Schranken der Lehre sie in den, zwischen einigen evangelischen Theologen ohnlängst entstandenen und unter dem neuerlichen Titel der Pietisterei gezogenen Streitigkeiten erhalten werden sollen [2].“ Es werden in demselben elf Punkte namhaft gemacht, um welche sich damals der Kampf bewegte, und welche

---

[1]) Spener l. Bedenken 3, 373. [2]) Hartmann Kirchengesetze 2, 348 ff.

von dem Standpunkte des evangelischen Bekenntnisses aus beurtheilt werden. Der erste Artikel behandelt die Lehre vom Chiliasmus. Spener hatte nämlich geäußert, daß er einen besseren Zustand der Kirche, einen mehreren Verfall des römischen Papstthums, eine endliche Bekehrung des jüdischen Volkes im Großen hoffe. Weiter war er in seinen Hoffnungen nicht gegangen. Dennoch warf man ihm vor, er huldige „dem jüdischen Chiliasmus und den wiedertäuferischen schwärmerischen Erwartungen von einem fleischlich-weltlichen Reiche Christi auf Erden." Mit Recht erklärte nun das obgenannte Edikt, „daß die Ansicht, welcher Spener zugethan war, keineswegs mit dem Namen einer ärgerlichen Ketzerei zu benennen sei, und daß ohne Verletzung des Glaubensgrundes verschiedene Ansichten hier stattfinden können, wie denn auch christliche Theologen seit Luthers Zeiten schon eine und die andere Stelle in den Propheten verschieden erklärt haben." In den folgenden beiden Artikeln wird mit Nachdruck darauf gedrungen, „daß die h. Schrift als einiges Fundament aller Lehre, Religion und Gottesdienst anzuerkennen sei, auch Alles enthalte, was uns zum Heile zu wissen nöthig ist." „Daher seien unmittelbare Erleuchtungen in Glaubenssachen von Gott weder zu bitten, noch zu erwarten. Wenn man auch nicht gerade leugnen wolle, daß Gott hie und da noch jetzt einen prophetischen Blick in die Zukunft der Kirche geben könne, so müsse man doch eben so vorsichtig in Annahme, wie in Verwerfung solcher Ahnungen seyn. Die Theologie Studirenden sollen sich desto mehr Mühe geben, die evangelische Lehre aus der heiligen Schrift zu erlernen, dabei aber auch suchen, im wahren, lebendigen und thätigen Glauben zu wachsen, reich zu werden in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß sie prüfen mögen, was das Beste sei." Denn (Art. 4—5) „es ist reine evangelische Lehre, daß zu unterscheiden ist zwischen blos historischem und lebendigem Glauben, zwischen blos buchstäblichem und geistlichem Schriftverständniß, zwischen wiedergebornen und unwiedergebornen Predigern, wenn auch das Amt letzterer darum nicht als unfruchtbar zu erklären ist. Aber es solle dennoch den Theologie Studirenden wohl und eifrig vorgemalt werden, daß, wenn sie das System der Glaubenslehre auch



wohl in's Gedächtniß gefaßt, die evangelische Lehre mit Zeugnissen der Schrift bekräftigen, die Einwürfe der Gegner gründlich widerlegen, auch wohl ausgesonnene und der Aehnlichkeit des Glaubens gemäße Predigten ablegen können, dabei aber der Welt anhangen rc., sie noch nicht zur wahren, seligmachenden Erkenntniß Gottes erleuchtet seien, sondern im Finstern wandeln." „Eben darum (Art. 6)," fährt das Edikt fort (im schönen Gegensatz gegen der Leipziger Professoren Behauptung: „daß sie nicht da seien, fromme, sondern nur gelehrte Theologen zu erziehen"), „sind unsere Professoren ihren vorhinhabenden Universitäts- und Kirchenpflichten nach verbunden, ihre Lektionen, Disputationen und übrigen Amtsgeschäfte darnach einzurichten, daß die Furcht des Herrn, als aller Weisheit Anfang, und also die wahre Pietät und Gottseligkeit bei der studirenden Jugend gepflanzt, erhalten und gemehrt, und dem Widrigen bestmöglich vorgebeugt werde, daß folglich nicht nur Gelehrte, sondern vornämlich fromme und gottselige Leute, bei Kirchen und Schulen künftighin zu gebrauchen, auf Unserer Hohen Schule und in unserem fürstlichen theologischen Stipendio daselbst erzogen werden." Mit aller Einfachheit spricht sich hierauf das Edikt über die damalige unnöthige Streitigkeit, betreffend das Halten des Gesetzes, und über die Ungerechtigkeit aus, mit der man Leute „Enthusiasten" heiße, welche doch mit der evangelischen Kirche Geist und Wort Gottes als untrennbar bei den Gnadenwirkungen anerkennen. Rücksichtlich der Mitteldinge (erlaubte Dinge, Adiaphora) wird ernstlich davor gewarnt, „daß man nichts zu denselben rechne, was unnütze närrische Spectakel seien und christlicher Zucht und Ordnung zuwider; zugleich aber beim Gebrauch von wirklichen Mitteldingen genau darauf sehe, daß nichts mit Widerspruch des Gewissens gethan, sondern dasselbe bei den dabei obwaltenden Umständen sorgfältig in Acht genommen werde." (Art. 7. 8.)

Der 9. und 10. Artikel beschäftigt sich hauptsächlich mit der Mystik und mit Jakob Böhme. Die Schriften eines Tauler und die sogenannte „deutsche Theologie" werden nicht geradezu empfohlen, sofern denselben noch einiges vom Papstthume anhänge, wiewohl sie mit den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche in den Hauptpunkten übereinstimmen. Vor

Jakob Böhme aber wird geradezu gewarnt, weil seine Schriften in vielen Stellen sehr dunkel seien, in andern Orten aber solche Sachen in sich halten, die ärgerlich, ungereimt und gotteslästerlich lauten, und nach den gemeinen Regeln der Auslegung keinen guten, der heiligen Schrift gleichförmigen Sinn zulassen."

Das Edikt schließt mit der Erklärung, daß die Regierung darüber wachen werde, „daß die seligmachende, reine Religion zu keinen ärgerlichen und gefährlichen Spaltungen gerathe." Verfasser des Ediktes war der Consistorialrath Georg Heinrich Häberlin[1]). Wie sehr dasselbe mit den Ansichten Speners im Wesentlichen einstimmig ist, wäre aus seinen Bedenken leicht zu erweisen; er schrieb aber ausdrücklich über dasselbe an einen württembergischen Staatsmann: „Ich danke dem großen Gott billig für die Gnade, so er gegeben, daß sich der preiswürdige Eifer der fürstlichen Regierung für das wahre Christenthum durch dies Edikt gezeigt, wie ich mich denn auch versichere, daß der HErr HErr über Ihrer Kirche so viel kräftiger walten und wachen werde[2])."

Von nun an entwickelt sich die auch durch Spener in Württemberg beförderte christlich-praktische Richtung ohne irgend ein bedeutenderes Eingreifen von Außen sehr selbständig, und die württembergische Kirche steht mit ihrer Entwicklung fast einzeln da unter den übrigen evangelischen Kirchen. Eine Reihe von ausgezeichneten vaterländischen Theologen gibt dieser Richtung ein ganz eigenthümliches Gepräge.

Diese Reihe eröffnete Dr. Johann Reinhardt Hedinger. Vier Jahre nach dem obgenannten Edikt war er von der Stelle eines Professors der Geschichte und Predigers zu Gießen zu dem Amte eines zweiten Hofpredigers des jungen Herzogs Eberhard Ludwig nach Stuttgart berufen worden. Er war ein Enkel des Hofpredigers Joh. Schübel, eines der vertrautesten Freunde von J. V. Andreä, und hatte den frommen Sinn wie den unerschrockenen Muth seines Großvaters geerbt, und ein Herz für der Kirche Noth. Talentvoll, wie er war, machte er schon in früher Jugend Aufsehen; man sahe ihn un-

[1]) Weißmann 2, 964. 1036. [2]) Spener l. Bedenken 2, 287. 288.



ermüdet in Erforschung der Wahrheit, auf dem Felde der Philosophie, wie der Theologie, selbst der Kunst nicht fremd. Nach vollendeten Studien machte er bedeutende Reisen nach Frankreich, Holland, England, Schweden, und erwarb sich auf denselben eine nähere Bekanntschaft mit den verschiedenen religiösen Partheien und den ausgezeichnetsten Theologen. Hierauf nach Gießen berufen, kam er in collegialische Berührung mit Gottfried Arnold, welcher gleichfalls Professor daselbst war, und bereits eine der evangelischen Kirche feindselige Stellung eingenommen hatte. Wie Hedingern Alles, was den christlichen Glauben und das christliche Leben betraf, tief bewegte, so konnten ihm Arnold und seine Anhänger in Gießen nicht gleichgültig seyn. Arnold gieng, nach Hedinger, damals so weit, zu behaupten: „ein erleuchteter Christ bedürfe der Bibel nicht mehr," verwarf die Kindertaufe und nahm der verschiedenen damals aufkommenden Schwärmereien sich an, welche fast alle in Verachtung der Versöhnungslehre und Sakramente und im Ruhme besonderer Erleuchtungen zusammentrafen [1]). Der Eifer, mit dem Hedinger, der im Versöhnungstode Christi sein Leben und in den Sakramenten die festen Siegel göttlicher Gnade erkannte, gegen Arnold und seine Anhänger (als Prediger namentlich) auftrat, zog ihm viel Leiden und eine criminalamtliche Behandlung zu, der er nur durch jenen unerwarteten Ruf nach Stuttgart und durch Verwendung des württembergischen Hofes entzogen wurde.

Aber hier erwarteten ihn nun andere Kämpfe. Zwar hatte er anfangs noch die in ihrer Art schwierige Prüfung der Visionärin Regina Bader. Diese, durch den Vorgang der bekannten Hellseherin Asseburg ergriffen, behauptete, Erscheinungen aus dem Himmel und der Hölle zu haben, predigte von kommenden Gerichten, und wurde von vielen Seiten als eine hochbegabte, fromme Jungfrau gepriesen. Von Hedinger geprüft, mußte sie endlich gestehen, daß sie eine Betrügerin sei, und wurde zu dreijähriger Zwangsarbeit verurtheilt (1700). Aber mit solchen Leuten, die damals keineswegs selten waren, sollte Hedinger nicht hauptsächlich zu kämpfen haben [2]). Wohl war

---

[1]) Fischlin mem. 2, 403 ff. suppl. 370 ff. [2]) Carolus mem. 2, 917 ff. Walch Religionsstreitigkeiten 2. 580 ff.

er noch Mitglied des Consistoriums, als das Edikt vom Jahre 1703 erschien, welches hauptsächlich gegen „den fast aller Orten unter dem Deckmantel sonderer Heiligkeit einschleichenden Fanaticismus (Schwärmerei)“ gerichtet war[1]). Aber seine Hauptaufgabe war die, gegen das vom Frankreich herüber einbrechende sittliche Verderben zu streiten, und durch Schrift wie durch Beispiel die vaterländische Kirche zu erbauen. Französische Sitten hatten namentlich bei Hof eine Stätte gefunden, und der junge Herzog stand in der Wahl, ob er diesen oder den Eindrücken einer christlich-frommen Erziehung folgen solle. In dieser Zeit trat mit der Furchtlosigkeit des guten Gewissens und im Gefühle seiner Amtspflicht Hedinger sein Amt an. „Ich bin nicht vor dir geflohen, mein Hirte, das weißest du! Menschentage habe ich nicht gesucht,“ war der Text seiner ersten Predigt und die Richtschnur seines Wirkens. Zwar es war bei dem Herzog mit keinem entscheidenden Erfolge gekrönt, doch, so lange Hedinger lebte, konnte er sich dem Gefühl der Wahrheit nie ganz entziehen. Der feurige Ernst des jugendlichen Predigers (er stand zwischen dem vierunddreißigsten und vierzigsten Jahre) hat sich selbst dem Volke bis auf diesen Tag unvergeßlich gemacht. Noch hört man erzählen, wie er in einer Neujahrspredigt „den Hofleuten, die seinen Herrn verführen, den ewigen Fluch ankündigte;“ wie er das unter seinem Fenster lachende und tobende Hofgesinde mit dem Worte zu stillem Nachhausegehen brachte: „So, so haben es die bösen Buben in Sodom auch gemacht;“ wie er dem einer fremden Dame zu lieb ausfahrenden Herzog die Pferde mit der einen Hand aufgehalten, mit der andern sein Magisterkäppchen dargeboten und gesprochen hat: „Ist Ew. Durchlaucht mit einem Käppchen voll Blut gedient, so fahren Sie zu.“ Erzählt doch die Volkssage von einem ihm unsichtbaren Begleiter, der ihn einmal in das Kabinet des erbitterten Fürsten geleitet, und daß Hedinger auf das dreimalige Begehren, denselben zu entfernen, entgegnet habe: „Euer Durchlaucht, ich bin allein, sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen seiner Engel mir zum Begleiter zu geben, so weiß ich's nicht.“

[1]) Hartmann K.Gesch. 2, 430 ff.



Auf die Gemeinden wie auf die Geistlichen wirkte das kräftige Wesen des Consistorialraths und die gelehrten und erbaulichen Schriften des Schriftstellers. Unvergeßlich ist in letzterer Hinsicht besonders Hedingers Passionsspiegel geworden, und in diesem mehrere seiner Lieder. Hiezu kam noch eine sehr sorgfältige Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung mit Einleitungen und erklärendem Anhange, und eine besondere Ausgabe des Neuen Testamentes mit fortlaufenden Anmerkungen. Letztere verbreitete sich bald nicht blos im Inlande, sondern auch auswärts, und machte durch einige freilich unbedeutende Abweichungen von der Kirchenlehre, noch mehr aber durch die kurzen, oft schneidenden Nutzanwendungen, in welchen Hedinger die Sünden der Welt und die Gebrechen des geistlichen Standes rügte, vieles Aufsehen. Dennoch wirkte sie im Ganzen zu genauerem und erbaulichem Bibelverständniß segensreich, und gehört noch jetzt zu den gesuchtesten Schrifterklärungen. Eine wiederholte Durchsicht dieser Arbeit war dem sel. Manne nicht mehr vergönnt.

Schwerere Kämpfe, als diese Arbeit, machte ihm in seinen letzten Jahren die Vertheidigung einiger, von religiösem Eifer getriebener, aber von der evangelischen Wahrheit mehr oder minder abirrender junger Männer. Doch hielt er sie durch Beispiel wie durch Wort so in Schranken, daß sie zu seinen Lebzeiten mit ihren Grundsätzen zurückhielten. Der herbe Kampf mit der einreißenden Frivolität bewog ihn, mit abweichenden religiösen Ansichten Geduld zu haben, wenn nur die Grundlehren des christlichen Glaubens und die christliche Zucht nicht verletzt wurden.

Den schwersten Kampf, aber auch den frohesten Sieg bereitete ihm der Tod. Lange vorher hatte er mit einer bangen Ahnung zu kämpfen. Was er sah, predigte ihm den Tod. Sah er ein Glas, so dachte er: so ist dein Leben. Sah er Eichen oder Berge, so dachte er an ihre lange Dauer und seine Vergänglichkeit, und konnte „der Todesprediger gar nicht los werden." Aber als nun die letzte Krankheit kam, wich alles Todesgrauen, wie ein Schatten. Er rief die Seinigen zusammen und sprach: „Welch' ein elender Mann wäre ich, wenn ich mich jetzt erst bekehren und unter vielen Aengsten auf der Aerzte Gesichter

Achtung geben müßte, was sie von meiner Krankheit urtheilen, und wie lange meine Buß- und Lebenszeit etwa noch währen könne. So aber kann ich mich mit süßer Ruhe in den Arm und Schoos meines Jesu, dem meine Seele anhängt, als ein Kind hinlegen und mein schon längst bestimmtes Stündlein mit Freuden erwarten." Doch sein Sterbebett ist der Wahrheit nach von nahestehenden Freunden geschildert und deren Erzählung in das christliche Taschenbuch Christoterpe getreu aufgenommen worden. Daher nur noch dieß. Nachdem er sein Glaubensbekenntniß abgelegt, die Kirche, das Land, den Herzog in brünstigem Gebet Gott empfohlen und seine Gattin gesegnet hatte, ließ er den Kapellmeister kommen, der ihm Loblieder zur Harfe singen mußte, „denn er wollte mit Jubelgesang sterben." Noch ermahnte er die Umstehenden zu einem wahren, mit der Welt nicht akkordirenden Christenthum, befahl den Seinen, dem Herzog seinen Dank und Segen zu bringen, und schloß seine Ermahnungen mit den Worten:

„Und nun gehe ich dahin, wo man nicht mehr mit Worten reden, sondern Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und dem erwürgten Lamme Reichthum und Weisheit, Stärke und Ehre, Preis und Lob darbringen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit." Damit wurde er stille bis in sein Ende hinein, welches Morgens 6 Uhr, den 28. December 1704 erfolgte [1]).

„Lieblich und hold (sagt der Sohn seines heftigsten Gegners, des Consistorialraths Erich Weißmann) wird Hedingers Gedächtniß bleiben! Alle Einsichtsvollen und Wohlgesinnten glaubten und bekannten, daß nicht ohne göttliches Gericht diese Säule des Vaterlandes gefallen seie [2])."

---

[1]) Knapp, Christoterpe 1836, p. 269 ff. Fischlin mem. 2, 397 ff.
[2]) Weißmann 2, 964. 965.

Zweites Kapitel.

Die Zeiten des geistigen Kampfes, welchen die evangelische Kirche Würtembergs am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu führen hatte.

§. 1.

Das Eindringen der falschen Mystik.

So lange Hedinger lebte, gab seine treue Anhänglichkeit an die kirchliche Lehre, sein Eifer für kirchliche Zucht, die Furchtlosigkeit, die er in den schwierigsten Stellungen zeigte, auch der Kirche ein Ansehen, für die er wirkte[1]). In seinen nächsten Umgebungen fand sich zwar Neigung zu Neuerungen, aber er wußte sie niederzuhalten. Mit seinem Tode brach die innerliche Gährung aus. Schon das Edikt von 1703 hatte über Schriften zu klagen gehabt, welche die von alten, von der Regel der heiligen Schrift abweichenden Mystikern entlehnten Irrlehren auf's neue in Anwendung brachten. Da hörte man bald: „die Schrift sei ein todter Buchstabe;" bald: „Adams Sündenfall sei darin bestanden, daß er nicht mehr habe wollen allein seyn;" bald: „die Zurechnung des Verdienstes Christi sei eine nur in dem Hirn der Unwiedergebornen erzeugte Meinung;" bald: „ein Wiedergeborner sei ganz ohne Sünde;" dann wieder: „ein unwiedergeborner Prediger, auch wenn er die rechte Lehre verkündige, schade nicht nur durch sein Beispiel, sondern das Evangelium habe aus seinem Munde durchaus keine Kraft;" oder: „auch die Teufel werden noch selig;" ferner: „der Ehestand sei ein fleischlicher, sinnlicher Stand, in dem man Gott nicht recht dienen könne;" endlich: „die Sakramente seien keine Gnadenmittel, sondern höchstens etwa Zeichen göttlicher Gnade." Diese Lehren wurden theils von Arnold, Poiret, den beiden Jungfrauen, Johanna Leade und Bourignon, verbreitet, theils von der sogenannten philadelphischen Gesellschaft in England, und zwar meistens mit der Behauptung: die Quellen derselben seien „besondere göttlichen Offenbarungen."

Was diese Schriften enthielten, das verkörperte sich gleichsam in der Person des Sporergesellen Rosenbach, welcher

[1]) Holberg, K.Gesch. 5, 152 ff.

seit 1703 bedeutendes Aufsehen erregte[1]). Dieser junge Mensch war durch die Ermahnung eines rechtschaffenen Mannes aus dem Wahn gerissen worden, „als ob man dem Laster dienen dürfe, wenn man nur die Kirche besuche!“ Merkwürdige Erhörungen seiner Gebete in geistlicher und leiblicher Noth bewogen ihn, dem Vorsatze, die Weltlust zu verleugnen, treu zu bleiben; später glaubte er, besondere Erleuchtungen zu haben, und nun hielt er sich für bestimmt, Jedermann, der ihm in den Weg trat, zur Buße zu rufen. In verschiedenen Gegenden Deutschlands, unter verschiedenen Confessionen und unter Leuten von allen Ständen fand er bald die theilnehmendsten Freunde, bald die heftigsten Gegner. Letztere besonders 1703 in Heilbronn, von wo aus er sich in's Würtembergische begab und dort durch seinen Eifer für christlichen Wandel, wie durch die Erklärung: „daß er mit dem kirchlichen Bekenntniß übereinstimme,“ nicht nur Duldung, sondern freundliche Aufnahme, selbst bei Hedinger'n, kurz vor dessen Tode, gefunden hat. Allein theils heftige Verfolgungen und unwürdige Lästerungen seiner Person, theils eine wirklich nicht geringe Ehrerbietung, welche ihm von christlich-denkenden Geistlichen zu Theil ward, brachten ihm eine noch höhere Meinung von sich bei, in der er denn sich auch in alle jene Irrlehren verlor, welche das obengenannte Edikt von 1703 gerügt hatte. „Das Predigtamt hat er insbesondere sehr gelästert, und unter Anderem geschrieben: die Prediger könnten unmöglich bei ihrem Amte ein gutes Gewissen haben, so lange sie meinten, sie wären Christi Diener; man könnte zwar in der heutigen Predigerzunft stehen, aber nur, so lange es Gott gefälle, unter göttlicher Zucht, und anders nicht[2]).“ Ueberall, wo Rosenbach hinkam, hielt er, wo möglich, Erbauungsstunden, und erregte so bedeutende Unruhen, daß am Ende die Regierung, um den bürgerlichen Frieden in den Gemeinden zu erhalten, auf seine Entfernung aus Württemberg zu dringen sich bewogen sah. Auch im Hohenlohe'schen gab man ihm keinen Aufenthalt. Endlich müde des langen, jahrzehentelangen Treibens, wurde Rosenbach stille, und starb 1747 zu Herrenhut.

Für Württemberg war seine Erscheinung in so ferne von

[1]) Burk, Christenbote 1843, Nro. 18. 26. [2]) Walch Religionsstr. 3, 761 ff.



Folgen, als Rosenbach mehrere jüngere Geistliche für sich gewann, unter Andern den Repetenten Christian Gottfried Schmoller, Polycarp Jakob Bauer, ferner die Diakonen Siegmund Christian Gmehlin zu Herrenberg [1]) und Eberhard Ludwig Gruber zu Großbottwar. Die Strenge, mit der man gegen diese jungen Männer verfuhr, und gegen die frühere Weise in ähnlichen Fällen zu rasch handelte, gewann ihnen da und dort die Theilnahme der Gemeinden und einzelner Gemeindeglieder, und es schien sich ein separatistischer Geist an verschiedenen Orten des Landes auszubreiten [2]). Auch einzelne Gemeindeglieder wurden zu scharf behandelt, und manche redliche, erst im Anfange ihres Christenthums stehende Seele dadurch von der Kirche hinweggescheucht, namentlich aber gekränkt durch die Beraubung ihrer bürgerlichen Ehre, ein Verlust, welcher mit dem damals auch in Württemberg allgemeiner werdenden „Pietistennamen" verbunden war [3]).

Diese Ereignisse veranlaßten mannigfaltige Berathungen des Consistoriums und der theologischen Fakultät zu Tübingen, deren Resultat das herzogliche Rescript vom 12. August 1706 war, betreffend „die einreißende Separatisterei." Dieses Edikt zeigt deutlich, wie tief diese Bewegungen bereits in das Volksleben eingedrungen waren, und wie es sich bei Vielen nicht blos um eine Verwerfung des kirchlichen Regimentes und geistlichen Standes, sondern auch um eine Verwerfung der Hauptpunkte des kirchlichen Bekenntnisses handelte, die sie mit wiedertäuferischen, schwenkfeldischen und socinianischen Irrthümern zu vertauschen im Begriffe stunden. In der Stille wurden dieselben meist von auswärtigen, ohne Beruf herumziehenden Leuten verbreitet und befördert, und zeigten ihren Einfluß in der oftmaligen Weigerung, Kinder taufen zu lassen, Pathenstellen zu vertreten und in Gemeinschaft mit Andern zu communiciren. Hingegen vermeinten sie in ihren Häusern kräftiger in Gott zu dringen, und hielten daher da und dort Versammlungen (Conventikel), in denen sie die heil. Schrift nach ihren schwärmerischen

---

[1]) Gmehlin wurde 1706 entsetzt. Storr Mscr. Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. [2]) In Ilgens Zeitschr. f. histor. Theol. 1841, 1: Grüneisen, Abriß und Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württemberg bes. p. 80. [3]) Grüneisen p. 82.

Grundsätzen (fanatischen Principien) erklärten, und wider die evangelische Kirche und deren Vorsteher, als das vermeinte Babel, beteten und sangen." Solche Seelenführer drangen mitunter sehr „auf äußerliche Heiligkeit und vermeinte Vollkommenheit des Lebens, und indem sie einfältige und ohnedieß mit Schwermuth behaftete Seelen mehr darauf, als auf die lautere Gnade Gottes wiesen, so wurden manche bei andringenden Anfechtungen der Sünde und des Todes des kräftigen und sicheren Seelentrostes beraubt und in Verzweiflung gestürzt, wie die Erfahrung genugsam bezeugte." Das Edikt kündigt somit an, daß man entschlossen sei, diese Verführer aus dem Lande zu schaffen, die Verführten aber durch freundliche Mittel auf die rechte Bahn zu leiten und dem Evangelio zuzuführen. Man verbarg sich aber keineswegs, daß manche Geistliche des Landes selbst Mitschuld an diesen Trennungen tragen, theils wegen Untreue in ihrem Berufe, theils wegen harter Behandlung der Schwachen und Irrenden, theils wegen ärgerlichen Lebens, und dieß Alles gab zu einer ernsten Ermahnung an dieselben Anlaß. Man forderte sie (wie die weltlichen Beamten) auf, mit Eifer der Entheiligung des Sonntags, den fleischlichen Lüsten, Fressen, Saufen, Spielen 2c. entgegenzuwirken, und besonders in der Seelsorge treu zu seyn.

Ein wichtiger Punkt des Ediktes ist derjenige, welcher die neuentstandenen kleinen Conventikel betrifft. Sie waren da und dort von Leuten, „welche von sonderen Lehren angesteckt waren," gehalten worden, und das Edikt gebietet ihre gänzliche Abstellung. Aber es unterscheidet mit dem Namen Conventikel solche von Separatisten und Schwärmern gehaltene Versammlungen, von den Erbauungsstunden, welche Geistliche an Sonn- und Festtagen neben den kirchlichen Gottesdiensten hielten, so wie von dem auch durch Anwesenheit von Freunden und Nachbarn erweiterten Hausgottesdienste und religiösen Gesprächen. Während nun erstere Privatversammlungen verboten werden, so werden die letzteren ohne Anstand zugelassen, und auch durch das Edikt von 1707 werden nur die sogenannten Conventikel, nicht aber die von Geistlichen geleiteten Erbauungsstunden, noch jene erweiterten Hausgottesdienste verbo-



ten. Beide blieben bis zum Jahre 1743, wo das Generalrescript von 1706 weiter ausgeführt wurde[1]).

Bürgerrecht hat beiden letzteren wohl der Professor der Theologie zu Tübingen Dr. Reuchlin, wenn auch nicht ohne Kampf, erworben. Er hatte in seinem Hause auf Bitten der Stadtgemeinde Tübingen auch außer dem öffentlichen Gottesdienste Bibelstunden zu halten begonnen. Ihm als Seelsorger war es durch die Erfahrung klar geworden, was das Bedürfniß der Gemeinde sei, und er verbarg es sich nicht, wie viel unrichtige und verworrene Begriffe sich in religiöser Hinsicht bei Gebildeten und minder Gebildeten finden, und wie sehr eines Seelsorgers Pflicht ist, nach apostolischem Beispiele öffentlich und sonderlich zu lehren (Apg. 20, 20.), wie sehr es auch den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche und besonders den Ansichten Luthers gemäß ist, „durch gegenseitige Unterredung und brüderlichen Zuspruch zur Erbauung seiner Mitchristen beizutragen.“ Ueber manche tadelnde Urtheile setzte er sich hinweg, und zeigte durch sein Beispiel, wie viel auch in solchen kleineren Kreisen ein evangelischer Prediger wirken könne, ohne dem Rechte der Kirche entfernt nahe zu treten, und seine Verantwortung an das Consistorium hatte die Folge, daß ihm kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden durfte[2]).

Was an jeder anderen Universität geschehen wäre, daß die Lehrer, welche für, und die, welche wider Privatversammlungen waren, in offene Fehde gerathen wären, das geschah zu Tübingen nicht. In Tübingen waren wirklich Dr. Jäger und der ältere Dr. Pfaff, beide Professoren der Theologie, gegen die häuslichen Erbauungsstunden und für scharfe Maßregeln gegen die Separatisten, während Dr. A. A. Hochstetter ganz die Ansichten von Reuchlin theilte. Aber dieß brachte dennoch keine Spaltung in die theologische Fakultät, weil in der Hauptsache doch Einigkeit vorhanden war. Dr. Jäger wußte (wie Wenige in jenen Zeiten) das Wesentliche von dem Unwesentlichen und das Nothwendige von dem Zufälligen zu unter-

---

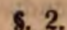
[1]) Eisenlohr K.Ges. 1, 535 ff. 539. [2]) Grüneisen p. 84. Weißmann 2, 966.

scheiden, und obwohl er in einzelnen, freilich minder bedeutenden Punkten Speners Ansichten nicht billigte, achtete er den Geist und Eifer wie die gesegnete Wirksamkeit desselben von Herzen. So scharf er sonst gegen den Katholicismus und den Unglauben schreiben konnte, so sehr zuwider waren ihm die Streitigkeiten in der evangelischen Kirche. Er schreibt hierüber selbst also: „Es ist das der Sinn der württembergischen Theologen, und nicht blos der meine, daß wir alle Streitigkeiten unter Brüdern hassen; Eintracht suchen wir von Herzen, und die Liebe halten wir für das untrügliche Zeichen des wahren Glaubens [1]." Auf der andern Seite aber standen Reuchlin und A. A. Hochstetter so ganz auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses, und waren mit solcher Liebe demselben fortwährend zugethan, daß man ihnen ohne Ungerechtigkeit keine Abweichung von demselben nachweisen konnte, wie dieß sonst bei andern Schülern Speners hie und da der Fall war. So war die Fakultät in der Hauptsache einig, und durch ihr treues Festhalten an der Kirche wie durch ihr gesegnetes praktisches Wirken geachtet; Regierung und Consistorium sprachen ihre Gesinnung für wahres Christenthum in jenen Edicten sehr entschieden aus; in der Synode saßen Männer, wie der christlich weise Johann Andreas Hochstetter, Prälat von Bebenhausen, und auch im Predigt- und Lehramte standen damals manche ausgezeichnete Männer, welche durch Beispiel, Wort und Schrift der Kirche Ehre machten und dem von der Schrift abweichenden Mysticismus und Separatismus einen Damm entgegensetzten. Im evangelisch-theologischen Seminare zu Tübingen aber bildeten sich freie, religiös-wissenschaftliche Vereine, welche auch für den Geist der nachwachsenden Geistlichkeit ein gutes Zeugniß ablegten [2]).

So würde wohl der später noch heftiger hervorbrechende, entschiedene Separatismus wenig Eingang gefunden haben, wenn nicht unmittelbar nach der Erscheinung jener Edicte die jammervolle Herrschaft der Gräfin von Würben (Grävenitz) gefolgt wäre, welche den Herzog und mit ihm den Hof und das Land verderbte.

---

[1]) Weißmann 2, 1024. 1025. vgl. 1021. 1036. 1044. 1058 bes. 1065. [2]) Pregizer geistl. Poesie 1727. Bengels Leben von Burk.



§. 2.

Die Kämpfe der Tübinger Theologen.

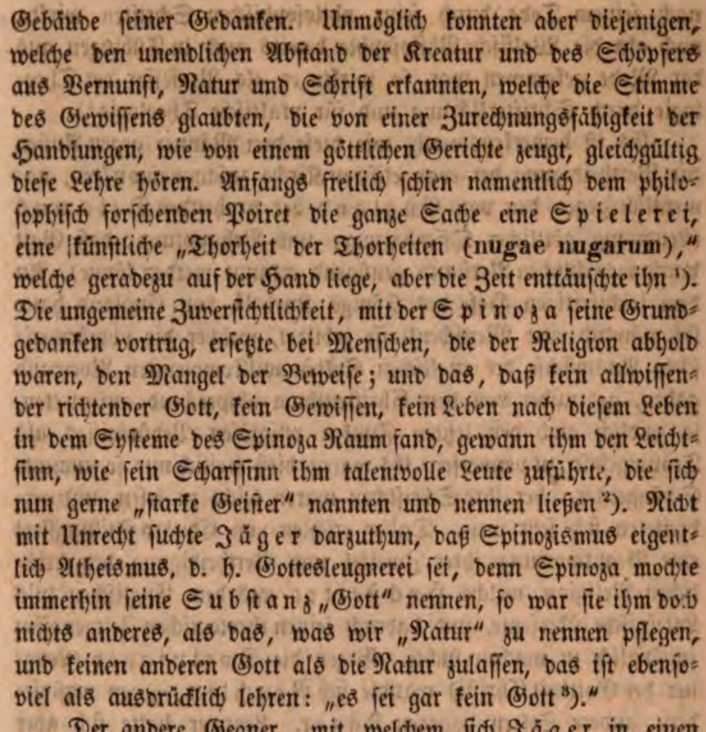
Wie in früheren Zeiten, so fühlte sich auch jetzt noch die **theologische Fakultät zu Tübingen** berufen, mit Wort und Schrift den evangelischen Glauben auch nach Außen zu vertreten. Dieselben Männer, welche im vorigen Abschnitt genannt worden sind, finden wir auch in diesen Kämpfen hervortreten. Es möchte demnach wohl erlaubt seyn, über ihre Persönlichkeit etwas Weniges zu bemerken. Als der wissenschaftlichste Theologe galt der Kanzler **Dr. Joh. Wolfgang Jäger.** Seine Hauptwerke, das theologische Lehrbuch und seine auf herzoglichen Befehl abgefaßte Geschichte des 17ten Jahrhunderts, beurkundeten seinen Beruf als Dogmatiker und Kirchenhistoriker, seine Streitschriften zeigten auch seine Erfahrung im Kirchenrecht, namentlich eine Schrift, in der er die Rechte des deutschen Kaisers gegen den Papst vertrat, welche ihm sogar den Titel „Eminenz" vom Kaiser erwarb. Was ihm am Blicke in die Verhältnisse und Bedürfnisse der christlichen Gemeinde etwa mangelte, das ersetzte **Dr. Christoph Reuchlin**, Professor und Stadtpfarrer zu Tübingen († 1707), durch ausgezeichnete Gabe und Treue als Prediger und Seelsorger, ein Mann, in dem sich ächt wissenschaftliche Bildung mit gereiftem Christenthum vereinigte, nach Weißmann „ein geborner Universitätslehrer." „Reuchlin," dieß rühmt sein Schüler J. A. Bengel von dem vollendeten Lehrer, „war ein äußerst wackerer Mann; seine Collegien, besonders diejenigen, welche er Morgens, gleich nachdem er vom Morgengebete kam, gehalten, überhaupt alles, was ich von ihm hörte, war wie ein kühler Morgenthau und voll Kraft und Leben. Er hat gar nichts Affektirtes und Hochtrabendes an sich gehabt, alles war, wie es seyn sollte. Sein Vortrag diente ebenso zum Unterricht des Verstandes als zur Erweckung des Willens. Und wer vor den Andern dazumal eifrig in seinem Christenthum war, der ist von ihm angefeuert worden." Vertrauter Freund Reuchlins und Hedingers war **Dr. A. Ad. Hochstetter**, ein Mann von umfassender Bildung, welchem, da er noch Professor der Philosophie zu Tübingen war, der berühmte Leibniz das Zeugniß gab: „er sei ein Licht in der Philosophie." Wie er noch lange

nach seinem Tode durch seine philosophischen Schriften wirkte, noch als die Wolfische Philosophie bereits auch in Tübingen aus der Mode gekommen war, so wirkte er als Professor der Theologie durch Schrifterklärung und für praktische Theologie [1]).

Es ist bemerkenswerth, wie diese drei Männer gegen Außen zur Vertheidigung der evangelischen Kirche zusammenwirkten, namentlich gegen den von England her drohenden Deismus (Leugnung göttlicher Offenbarung, und Behauptung, daß Gott durch menschlichen Verstand genügend erkannt werden könne). An dem leichtfertigen Hofe des Königs Karl II. von England hatte sich nämlich eine Menschenklasse gebildet, welcher die schwärmerischen Auswüchse der englischen Sekten willkommensten Vorwand gaben, gegenüber von dem Christenthum absprechend aufzutreten, ja endlich auch den letzten Funken religiösen Bedürfnisses als Traumgebild zu verwerfen. Es waren dieß freilich nur sogenannte Schöngeister, aber ihre Schriftchen waren leicht zu lesen, und verbreiteten sich sehr weit. Daher erschien von Eduard Stillingfleet eine Beantwortung ihrer Zweifel und Vertheidigung der christlichen Religion, welche Hochstetter aus dem Englischen in's Lateinische übersetzte, und dadurch seinen theologischen Zeitgenossen zugänglich zu machen suchte. Gegen die Socinianer (Leugner der Gottheit Christi) wandte sich Reuchlin, gegen verschiedene andere Sekten dagegen Jäger. Letzterer hatte sich aber besonders zweierlei Gegner gewählt, welche damals bedeutendes Aufsehen machten: den Benedict Spinoza und Peter Poiret. Ersterer, ein holländischer Jude, unternahm es (nachdem Des Cartes die Philosophie von der christlichen Theologie losgerissen hatte), aus seinem Kopfe ein Lehrgebäude über das Wesen und den Grund aller Dinge aufzustellen. „Es gebe (dieß ist der Hauptinhalt der spinozischen Weltweisheit), nur eine Substanz (Urstoff und Urkraft), die Gottheit, mit den unendlichen Eigenschaften der Ausdehnung und des Denkens. Diese Substanz sei kein Einzelwesen (kein persönlicher Gott), sondern nur das allen Einzelwesen zu Grunde Liegende. Alle endlichen Dinge, Körper und Seelen, seien nur Erscheinungsformen von Gott [2])." Auf diesen Grundsatz baute er mit staunenswürdigem Scharfsinn das

[1]) Böckh Tüb. 144. [2]) Sigwart, Handbuch der theoret. Philosophie p. 221 ff.





Gebäude seiner Gedanken. Unmöglich konnten aber diejenigen, welche den unendlichen Abstand der Kreatur und des Schöpfers aus Vernunft, Natur und Schrift erkannten, welche die Stimme des Gewissens glaubten, die von einer Zurechnungsfähigkeit der Handlungen, wie von einem göttlichen Gerichte zeugt, gleichgültig diese Lehre hören. Anfangs freilich schien namentlich dem philosophisch forschenden Poiret die ganze Sache eine Spielerei, eine künstliche „Thorheit der Thorheiten (**nugae nugarum**)," welche geradezu auf der Hand liege, aber die Zeit enttäuschte ihn [1]). Die ungemeine Zuversichtlichkeit, mit der Spinoza seine Grundgedanken vortrug, ersetzte bei Menschen, die der Religion abhold waren, den Mangel der Beweise; und das, daß kein allwissender richtender Gott, kein Gewissen, kein Leben nach diesem Leben in dem Systeme des Spinoza Raum fand, gewann ihm den Leichtsinn, wie sein Scharfsinn ihm talentvolle Leute zuführte, die sich nun gerne „starke Geister" nannten und nennen ließen [2]). Nicht mit Unrecht suchte Jäger darzuthun, daß Spinozismus eigentlich Atheismus, d. h. Gottesleugnerei sei, denn Spinoza mochte immerhin seine Substanz „Gott" nennen, so war sie ihm doch nichts anderes, als das, was wir „Natur" zu nennen pflegen, und keinen anderen Gott als die Natur zulassen, das ist ebensoviel als ausdrücklich lehren: „es sei gar kein Gott [3])."

Der andere Gegner, mit welchem sich Jäger in einen Kampf einließ, war Peter Poiret, der bereits als Gegner Spinozas genannt wurde. Er hatte mit diesem eine und dieselbe Schule durchgemacht, die der cartesianischen Weltweisheit, er hatte denselben scharfsinnigen, ordnenden Geist, wie Spinoza, aber zu viel Furcht vor Gott und seinem Gewissen, um ein beliebiges Gedankenspiel an die Stelle der heiligsten Wahrheiten der Religion zu setzen. Wäre er, der sich vor eigenen Phantasieen hütete, doch vor denen bewahrt worden, mit welchen Antoinette Bourignon, eine katholische Jungfrau, Viele bezauberte! Diese Person führte ein sehr strenges Leben, und setzte den ganzen Gottesdienst in Verleugnung ihrer selbst, behauptete jedoch besondere göttliche Offenbarungen zu haben, welche sie der h. Schrift

[1]) Weißmann 2, 1221. [2]) ibid. [3]) So Weißmann, so Jakobi (J. H. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie p. 196.) Walch Religionsstr. 5, 65.

gleichstellte, und eine Lehrerin der Christenheit zu seyn. Sie zog den Poiret in ihre hoffnungslose Lehre hinein, und mit ungemeiner Thätigkeit suchten beide Anhänger für dieselbe zu gewinnen, ob sie gleich selbst gestanden, daß auf dem Wege der Selbstverleugnung allein noch Keiner ein vollkommener Christ geworden sei. Der Kampf war hier freilich leichter zu führen, weil doch einige Grundwahrheiten gemeinschaftlich waren, auf der anderen Seite aber schwieriger, weil Poiret die angeblichen besonderen Offenbarungen der Bourignon immer wieder zu Grunde legte. Aber nöthig war es, manche unbefestigte Gemüther vor einem Abwege zu warnen, der bei allem guten Scheine doch nicht zur Ruhe gelangen läßt, weil Selbstverleugnung ohne Sündenerkenntniß und Schuldgefühl nicht zu Christo und zur Versöhnung mit Gott führt, und kein inneres Leben erstarkt ohne Wort und Sacrament [1]).

So sehr man sich endlich in Württemberg vor der Theilnahme an den die evangelische Kirche zerrüttenden Streitigkeiten hütete, so wurde die theologische Facultät in Tübingen doch in eine hineingezogen. Es war nämlich auf der braunschweigischen Universität Helmstädt der Geist der Vermittlung (Synkretismus) auf eine Höhe gestiegen, welche an Verrath des evangelischen Bekenntnisses gränzte. Dazu kam noch Gefälligkeit gegen den Hof, namentlich gegen den Herzog Anton Ulrich, welcher eine seiner Enkelinnen gerne als Gemahlin des Kaisers gesehen hätte, und der, um diesen Zweck zu erlangen, nachdem sie bereits confirmirt war, sie nochmals, aber in der katholischen Religion, unterrichten ließ, und endlich Alles so leitete, daß sie zu dieser übertrat. Er hätte aber gerne (als damals noch protestantischer Fürst) eine Beschönigung dieser seiner Handlungsweise gehabt, und fand sie dadurch, daß der älteste Professor der Theologie zu Helmstädt, Fabricius, in einem Gutachten sich dahin aussprach: „zwischen der evangelischen und katholischen Kirche sei in den Grundlehren kein Hauptunterschied.“ Dieses Gutachten ließ der Herzog als Gutachten der theologischen Fakultät zu Helmstädt drucken

---

1) Weißmann 2, 681. Spener l. Bed. 1, 65. 44. 51. d. Bed. 4, 138. 139.



gegen den Willen des Fabricius, und trotz dem, daß die übrige theologische Fakultät zu Helmstädt dasselbe keineswegs billigte. Es machte ungemeines Aufsehen, und erregte bei den katholischen Proselytenwerbern ebenso viele Freude, als bei der evangelischen Kirche in und außerhalb Deutschlands Erstaunen und Unwillen. Die Collegen des Fabricius und dieser selbst leugneten die Urheberschaft, aber der letztere auf eine Weise, die ihn nur noch verdächtiger machte, indem er in seiner Vertheidigungsschrift, die er drucken ließ, ausdrücklich wiederholte: „daß die evangelische und katholische Kirche in den Hauptlehrpunkten einig sei." Aber nun ward der Widerspruch gegen ihn auch noch lauter, und von allen Seiten gedrängt, wandte er sich an die theologische Fakultät zu Tübingen, die bisher geschwiegen hatte, mit der Bitte, ihm gegen seine Gegner beizustehen, da er ja niemand zur katholischen Kirche habe verleiten wollen, namentlich nicht jene braunschweigische Prinzessin. Die Fakultät entgegnete (1709): „Es fragt sich, ob du dich in dieser Sache nicht feig und stumm bezeugt hast, wenn du auch nicht selbst Verführer warst; ob du alle Mittel, die die h. Schrift an die Hand gibt, und alle Beredtsamkeit angewendet hast, den Abfall zu verhüten. Hast du das gethan, so bist du auf unverantwortliche Weise verleumdet, wo nicht, so bist du nicht außer Schuld. — Nachgiebigkeit gegen das Papstthum mildert und lindert seine Tyrannei nicht, sondern macht sie nur heftiger und trotziger. — Du sagst: die beiden Kirchen seien rücksichtlich des Glaubensgrundes in keinem Widerspruche mit einander. Dieses Vorurtheil hast du von deinen Vorfahren. Aber siehe: wie unselig! Die Papisten leugnen das so sehr, daß wenn jemand zu ihnen übertritt, eine Abschwörung (der evangelischen Religion) mit den schrecklichsten Verfluchungen verlangt wird. Alljährlich verflucht der Papst unseren Glauben mit schrecklichen Gebräuchen öffentlich. Du aber bahnst nur demselben den Weg, schwächere Glieder unserer Kirche zu verführen. — In der päpstlichen Religion ist, wie in jeder, auf drei Hauptpunkte zu achten: auf die Lehre, auf die gottesdienstlichen Gebräuche (cultus) und auf die Kirchenleitung. In allen diesen Punkten könnte der Unterschied der Kirchen nicht bedeutender seyn, als er ist. Selbst die Katholiken sind der Meinung, daß die Lehre

des Tridentiner Concils und unserer Kirche sich zu einander verhalten, wie apostolischer Glaube und Ketzerei. Ferner ist offenbar, daß die gottesdienstlichen Gebräuche der römischen Kirche abgöttisch sind. Dieß erhellt aus der fortwährenden Praxis derselben, der Anrufung der Heiligen, dem Reliquien- und Bilderdienst in derselben, wovon neue Beispiele vorliegen. Endlich siehe, welch' ein Unterschied findet statt zwischen dem päpstlichen Kirchenregiment und der Verordnung unseres Erlösers, welcher wollte, daß sein Joch sanft und evangelisch seie. Des Papstes Joch ist höchst tyrannisch, denn es greift in das göttliche Recht über das Gewissen ein, dessen Beherrschung der Papst sich anmaßt. Zeuge davon soll die edle Prinzessin selber seyn, in ihrer Gewissensangst und ihrem Seufzen."

„Kurz: das ist uns lieb, daß du an jenem Gutachten kein Theil haben willst, noch lieber wäre uns, wenn du öffentlich durch eine Schrift erklärtest, welch' große Sünde der Abfall vom evangelischen Glauben sei. Am liebsten aber wäre uns, wenn du die gefährliche und schon vielen Seelen verderbliche Meinung verlassen würdest: „„daß in den Grundlehren die papistische Kirche als solche mit unserer einig sei."" Wir wissen, daß es auch unter des Papstes Herrschaft glaubige Seelen gibt, und daß die Wahrheit auch in diesen Finsternissen oft durchgeschimmert und Vertheidiger gefunden hat. Aber es ist zweierlei, behaupten: es gebe Glaubige unter dem Papstthum, und behaupten: das Papstthum als solches sei die Mutter der Glaubigen oder die wahre Kirche. Das ist keine wahre Kirche, welche befiehlt die Wahrheit abzuschwören, das ist keine Mutter, sondern eine Stiefmutter, welche glaubige Söhne bis auf den Tod verfolgt."

Mit solchen Gründen forderte die Tübinger theologische Fakultät den Fabricius auf, „seinen wahren Sinn darzulegen und offen zu erklären, welche Gefahr der Seele ein Uebertritt zur katholischen Kirche mit sich bringe."

Die Folge war freilich nicht die, daß Fabricius seine Fehler eingesehen hätte, denn so wenig er für seine Person zum Katholicismus Neigung haben mochte, so wenig wußte er den Werth des evangelischen Glaubens zu schätzen. Der Tübinger Fakultät aber hätte nahezu die Ehre werden können, daß sie vor den





kaiserlichen Reichshofrath gezogen worden wäre, wenn nicht der herzogliche Geheimerath, wie der Herzog selber, das Recht derselben mit Entschiedenheit vertheidigt hätten. Auf die Erklärung des Letzteren hin fand man doch in Wien für gut, die Sache ruhen zu lassen, es sei, weil der Kaiser dem Herzog Eberhard Ludwig persönlich zugethan war, oder weil man fürchtete, die evangelischen Reichsstände würden sich der Sache gemeinschaftlich annehmen, wenn man weiter gienge [1]).

§. 3.

Das herzogliche Haus und der württembergische Hof.

Während von Außen und von Innen so mannigfache Gefahren der evangelischen Kirche Württembergs drohten, bereiteten sich am Hofe Dinge vor, welche derselben die tiefsten Wunden schlugen, so daß ein Kenner der kirchlichen Geschichte unseres Landes schreibt: „mit Schmerz sieht der Freund der vaterländischen evangelischen Kirche in den Zeiten Eberhard Ludwigs den Grund gelegt zu der von nun an immer schroffer hervortretenden Auflösung religiöser Gemeinschaft und kirchlicher Ordnung [2]).“ Zwar nach der Erziehung, die Eberhard Ludwig erhalten, nach dem Charakter seiner nächsten Anverwandten, selbst nach den ersten Jahren seiner Jugend hätte man Solches wohl schwerlich erwartet.

Seine fromme Mutter, Magdalena Sibylla, eine geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sein ruhmgekrönter Oheim Friedrich Karl und die meisten von dessen Söhnen, besonders aber die Helden aus der herzoglichen Nebenlinie von Württemberg-Neuenstadt, Ferdinand Wilhelm und Karl Rudolph, erinnern an die Fürsten aus der Zeit der Reformation. Die Erziehung der Prinzen war eine wahrhaft fromme Erziehung. Sie wurden in der Lehre ihrer Kirche sehr pünktlich unterrichtet; dabei aber darauf gesehen, daß sie mit der h. Schrift durch tägliches Lesen bekannt wurden, und einen Schatz von Sprüchen, Gebeten und Liedern dem Gedächtnisse einprägten für die Zukunft [3]). Tüchtige

---

[1]) Moser patr. Arch. 11, 1—172. Weißmann 2, 1012 ff. [2]) Eisenlohr K.G. Einl. 125. [3]) Pfaff württemb. Heldenbuch 76 ff.

Hofmeister sorgten für die Entwicklung des kindlichen Geistes und Herzens; Reiseprediger begleiteten sie in's Ausland, und auch in die Heerlager zogen Geistliche mit ihnen. Nicht bloß an Sonntagen, sondern täglich, wiewohl an Werktagen kürzer, wurde Gottesdienst bei Hofe gehalten. Wie sehr man bei der Wahl der Geistlichen auf entschieden christliche Gesinnung drang, davon zeugen die Namen der Hofprediger und Beichtväter. Hedinger ward bereits genannt, Beichtvater des Herzogadministrator Friedrich Karl war Reuchlin. Von Ferdinand Wilhelm, dem Helden, der Irlands Aufstand dämpfte, und den Thron und das Leben König Wilhelms von England vor französischem Verrathe rettete, liest man ausdrücklich: „vor seinem Gott gab er sich mit David in herzlicher Buße als einen Sünder an, und erwählte sich gemeiniglich einen solchen Beichtvater, der kein stummer Hund, sondern einer freitönenden Posaunen ähnlich und eine laute Stimme eines Predigers oder Rufers in der Wüste war; bei demselben eröffnete er nicht allein seine ernstliche Sündenreue, sondern empfieng auch das Sacrament des h. Abendmahles zum öftern, welchen ganzen Tag er dann ordinarie bis in die Nacht gefastet hat.“ Unter diesen Beichtvätern war ihm besonders der als Prediger zu Kopenhagen verstorbene Lassenius theuer, dessen Gebeten er seine Siege zuschrieb, und in dessen Andachtsbuche er sich täglich erbaute [1]). — Auch der Herzog Eberhard Ludwig und seine Schwestern erhielten eine strengchristliche Erziehung, und bei keinem von ihnen giengen die Eindrücke derselben spurlos vorüber; nur das mochte getadelt werden, daß man am Stuttgarter Hofe die französischen Sendlinge zuließ, welche damals die kleineren deutschen Fürstenhöfe aufsuchten und „auf eine heimtückische, wahrhaft teuflische Weise die Fürsten zu verführen und sittlich zu vergiften suchten [2]).“ Wie weit sie ihren Einfluß bei dem jungen regierenden Herzoge Eberhard Ludwig geübt haben, möchte zwar schwer nachzuweisen seyn, aber daß der württembergische Hof sich im Kleinen nach und nach dem ähnlich gestaltete, den Ludwig zu Versailles hatte,

[1]) Pfaff Heldenbuch 43. Vgl. auch die den Leichenreden über die genannten Herzoge und die Herzogin Magdalena Sibylla angehängten ausführlichen Biographieen. [2]) Raumer Geschichte der Pädagogik 2, 107. Anm. 1.



dürfte sich wohl nachweisen lassen. Der bekannte Hofmarschall Forstner schreibt von der ersten Regierungszeit Eberhard Ludwigs: „Spiele, Scherze, Vergnügungen herrschten an dem Hofe, der Glanz einer reichen, prachtliebenden Jugend, und unserem Glücke fehlte es an nichts [1].“ Aber mit diesen Freuden verlor sich der Sinn für die Religion und die Liebe zu dem Volke. Eines fehlte noch, um den württembergischen Hof dem ehebrecherischen Hofe Ludwig XIV. ähnlich zu machen, eine erklärte Maitresse, welche zugleich auf das Land einen bedeutenden Einfluß hatte, und eine solche fand sich denn auch in der Person eines adelichen Fräuleins aus dem Mecklenburg'schen, in der Wilhelmine v. Grävenitz.

Ein Fürst von Hohenzollern und einige sittenlose engverbundene Hofleute, welche die Sache in ihrem Interesse fanden, brachten dem Herzog diese Person nahe, welche, geübt in allen Buhlerkünsten, ihn zu ihrem Sklaven zu machen wußte. Der ungemessene Hochmuth und Geiz der Buhlerin wußte den Herzog endlich zu vermögen, daß er seine Gemahlin ganz verließ, und sich mit ihr heimlich trauen ließ. Es war in den letzten Tagen des Juli 1707, und geschah in Gegenwart weniger Zeugen, und zwar durch einen auswärtigen Geistlichen und außer Landes [2]. In's Land zurückgekehrt, eröffnete der Herzog in tiefem Geheim seinem Hofmarschalle Forstner das Geschehene zu Urach, und wie er zur Scheidung von der Herzogin und zu der Erklärung entschlossen sei: „daß er die Grävenitz als rechtmäßige Gemahlin anerkenne.“ Forstner erschrack, und entgegnete: „das sei unerhört in der Christenheit, der Herzog bringe durch eine solche Handlungsweise seine Person und sein Land in die äußerste Gefahr.“ Aber es läßt nur zu tief in das Verderben des Hofes blicken, wenn dieser Hofmarschall, einer der besten Männer in der Nähe des Herzogs, gegen seinen Herrn äußerte: „man könne dem Herzog nicht verbieten, hundert Maitressen zu haben, aber mehr als Eine rechtmäßige Gemahlin sei ihm nicht gestattet [3].“

Der unglückliche Herzog! Er wähnte: „er sei über diese

---

[1]) Forstner Apologie 7. [2]) Pfaff G. W. 4, 124. [3]) Forstner Apologie 12.

Gewissensangelegenheit Niemand Rechenschaft schuldig, als nur Gott, und als Landesbischof Niemand, als sich selber [1])." So entblödete er sich nicht, dem Geheimen Rath zu erklären, die Grävenitz sei seine Gemahlin, und dieß öffentlich ausschreiben zu lassen (November 1707). Da erklärte die Synode: „Mit Herzeleid und Betrübniß der Seele hätten sie des Herzogs Trauung vernommen; weil nun der Geist Gottes sie zum Wächteramte berufen, so dringe sie ihre Pflicht, seine obschwebende Seelengefahr abzuwenden; zwar sei er in seinem Lande Oberhaupt der Kirche, aber er habe doch noch einen höheren Richter über sich, und dieser habe den Ehestand eingesetzt, Christus aber mit Verdammung der Vielweiberei ihn von neuem bestätigt; kein Priester könne daher einen Ehemann gesetzmäßig mit einer zweiten Frau verbinden." Das Consistorium aber gebot dem Hofkaplan Malblanc, auf seine Anfrage, wie er sich zu verhalten habe, wenn er berufen werde, dem Herzoge das h. Abendmahl zu reichen: „Er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Wort und Befehl nicht weichen, sondern thun, wie es einem gewissenhaften, rechten Theologen zustehe." So verweigerte Malblanc dem Herzog das h. Abendmahl, und das Consistorium rechtfertigte ihn deßwegen in einem weitläufigen Anbringen (23. Januar 1708). Auch die Grävenitz wurde als vom Abendmahle ausgeschlossen behandelt [2]).

In dieser Zeit gab der Fürst von Hohenzollern, der die ganze Sache angezettelt hatte, dem Herzog den Rath, die evangelische Kirche zu verlassen und zu der seinigen, der katholischen, überzutreten. Der Herzog, zumal da nun die evangelischen Höfe ihn zur Auflösung der ehebrecherischen Verbindung ermahnten, war so betroffen, daß er nahe daran war, dem Fürsten von Zollern zu folgen. In Rom selbst erregte die Sache bereits große Erwartungen, und der Papst Clemens XI. erließ sogleich ein Schreiben an die drei geistlichen Churfürsten, an vier Bischöfe und einen Abt, mit der Aufforderung, sie alle sollen getreulich Hand anlegen, um den Herzog (dessen persönliche Eigenschaften rühmlichst hervorgehoben werden) in seinem löblichen Vorsatz zu bestärken und alle Hindernisse wegzuräumen,

[1]) Forstner Apol. 12. [2]) Pfaff 4, 126 ff.



die sich entgegenstellen könnten. „Es gilt hier," so schreibt der Papst, „nicht lediglich um den Gewinn der einzelnen Seele, die der Heiland so hochgestellt hat, sondern es ist auch Hoffnung, daß das Beispiel dieses Fürsten dem wahren Glauben noch anderen Zuwachs bringen wird." Sogar die katholischen Kantone der Schweiz wurden aufgefordert, in dieser Angelegenheit hülfreiche Hand mit anzulegen [1]). Die Vorstellungen des Prälaten Osiander und des Kanzlers Jäger zu Tübingen, welche dem Herzoge zeigten, daß auch der Papst, nach päpstlichem Rechte, seine Einwilligung zu der Verbindung mit der Grävenitz nie geben könne, brachten den Herzog auf andere Gedanken [2]).

Bei Allem dem waren doch die Thränen und Gebete der Herzogin Mutter nicht ganz ohne Eindruck auf Eberhard Ludwig. Er söhnte sich mit Mutter und Gemahlin wieder aus. Und selbst als ihn die Grävenitz auf's neue an sich riß, als bereits ihre Scheinehe mit dem Grafen von Würben geschlossen war und sie nunmehr unter dem Titel der Landhofmeisterin am Hofe bleiben durfte, wachte Eberhard Ludwig nochmals auf. Es war im Jahre 1711, als die Wahl eines neuen Oberhofpredigers zu treffen war: und der Herzog wählte den vertrautesten Freund des längst entschlafenen Hedinger, einen Mann, der seine Scheidung von der Grävenitz mitbetrieben hatte, den Professor der Theologie **Dr.** Andreas Adam Hochstetter zu Tübingen, zu dieser Stelle. Vergebens war aller Widerstand Hochstetters; der Herzog zwang ihn, zu gehorchen, mit den Worten: „Er hoffe mit ihm in den Himmel zu kommen, darum habe er ihn gewählt." Bald darauf wurde er an das Sterbebett seiner edlen Mutter, Magdalena Sibylla, geführt, welche als sein sichtbarer guter Engel so oft ihn gewarnt hatte. Da lag die edle Frau, gepflegt von ihrer unglücklichen Schwiegertochter und ihrer Tochter, der Markgräfin von Baden. Es schien, als ob der Tod nur so lange noch zögere, bis sie ihren einzigen Sohn zum letztenmale gesehen hatte. Als Eberhard Ludwig von der Ferne herbeigeeilt war, raffte sich die Sterbende zusammen: „da hat sie endlich, nach

[1]) Soldan Proselytismus in Sachsen u. Braunschw. 177. [2]) Pfaff 4, 127. 128.

einer langgewährten holdseligen Unterredung, von welcher beiderseits die Herzen innigst bewegt wurden, unter tausend Thränen den völligen Abschied von dem Herzoge genommen; die segnenden und gen Himmel aufgehobenen Augen und Hände der in die Ewigkeit Eilenden folgten dem Abschiednehmenden so weit als möglich nach." Ruhiger blickte sie auf ihre Tochter. „Du hast mich," sprach sie, „nie betrübt." Es war, als sollte der mütterliche Segen ganz auf dieser unglücklichen Fürstin bleiben. Unter noch weit schwierigeren Verhältnissen, als die Gemahlin Herzog Eberhard Ludwigs, hat sie ihren Christenglauben bewährt, ihren Sohn vor dem am badischen Hofe damals herrschenden Verderben behütet, und nach dessen frühem Tode an ihrem Enkel Karl Friedrich dem Lande Baden einen wahren Landesvater erzogen, wie dieß in dem badischen Geschichtschreiber Schöpflin nachgelesen werden kann [1]). Von ihrem Sohne mochte Magdalena Sibylla wenig hoffen, wenn gleich das mütterliche Herz im Gebet für ihn nicht müde wurde. In einem auf ihr eigenes Leichenbegängniß von ihr aufgesetzten Liede, welches auch wirklich bei diesem Anlasse in der Schloß-Kapelle gesungen wurde, sagt sie:

„Es bleibt in meinem Sarg verschlossen und vergraben,
Was heimlich in der Seel' mich mag gequälet haben;
Die Welt war meiner müd', ich vielmehr deiner, Welt,
Dir war ich eine Last, und du hast mich gequält!"

Die Eindrücke, welche der Herzog von dem Sterbebette seiner Mutter mitgenommen hatte, erloschen auch bald, und nun erst gerieth er recht in die Netze der Gräfin von Würben, und so sehr vergaß er sich, daß er ihr den stillen Wittwensitz seiner Mutter, Stetten im Remsthale, die Zimmer, in denen sie den Fall ihres Sohnes so oft beweint, so oft für ihn gebetet hatte, ja sogar die Kleider seiner Mutter schenken mußte. Von nun an geht er aber auch hin, blind, wie zur Schlachtbank geführt. Die Grävenitz sucht durch Lustbarkeiten, durch den (nach Abschaffung der täglichen Betstunden eingeführten) Carneval (1715), durch Jagd, Theater, Tanz, Reisen den Herzog zu zerstreuen [2]). Indessen fühlte er die Abnahme seines Besitzes und

[1]) Schöpflin hist. zar. bad. 4, 385. 386. [2]) Pfaff 4, 144.



seine Unmacht, ihren Geiz zu stillen; mit thränenden Augen erklärte er ihr einmal: „er gebe ihr ja Alles, was er bekomme, er wisse ja nichts mehr aufzutreiben [1])." Die Grävenitz schafft Rath: sie lehrt ihn Aemter verkaufen, das Geld zieht dann sie ein. Die Frau v. Maintenon, Ludwig des XIV. Maitresse, hatte allerhand Einfluß auf die Staatsregierung erlangt; mit Berufung auf sie setzt sich die Grävenitz an die Spitze des Geheimenraths [2]). Der Herzog sah wohl, wie übel es gieng, aber er wagte keinen Widerstand; er fühlte sein Elend, er klagte es, aber er suchte den Grund davon in den Zaubermitteln seiner abergläubischen Verführerin, und nicht in seiner Schuld.

Wie sehr bei diesen Verhältnissen die Kirche litt, kann man sich denken. Der Raub am Kirchengute (mit dem namentlich die Stadt Ludwigsburg gegründet ward) war noch das geringste Uebel [3]). Aber der Verkauf der Aemter entwürdigte alle Stände, auch den geistlichen, und Verbrechen blieben gegen baare Bezahlung ungestraft [4]). Vor Allem wirkte das Beispiel des Herzogs und der grävenizischen Parthei, so wie das immerwährende Jagen nach Lust und Vergnügen (zu dessen Theilnahme man die Unterthanen nöthigte), verderblich auf das Land. Dennoch blieb ein nicht geringer Theil der Württemberger diesem Treiben entschieden fern und christlicher Zucht und Sitte zugethan. Furchtlos stellten sich bedeutende Männer, wie Johannes Osiander, die Seele der Landstände, der Grävenitz entgegen *). Die Geheimen Räthe machten solche Vorstellungen, daß ihnen der Herzog „bei Verlust des Kopfes" Schweigen auferlegte; auch war der Grävenitz der christlich-ernste Sinn der herzoglichen Anverwandten keineswegs Geheimniß. So fand sie es für gut, sich diesem Theile zu nähern, und zwar (nachdem Hochstetter sich zurückgezogen) durch die Berufung des Hofpredigers Urlsperger. Dieser, ein vertrauter Freund August Hermann Franke's, wurde durch die Grävenitz von der Pfarrei Stetten an den Hof gebracht. Auch das malabarische Missionswerk wurde unterstützt und die Sache von einer eigenen Commission betrieben (1715), an deren Spitze der Schwager der Gräfin, der

[1]) Pfaff 3b, 133. [2]) Pfaff 3b, 137. [3]) Pfaff 4, 145. [4]) Pfaff 4, 138 ff.
*) s. Anhang Nro. 71.

Geheimerath Sittmann, stand. Eine Zeitlang wußte sich nun Urlsperger wirklich in das Hofwesen zu finden, und gegen seine erbaulichen Predigten hatte die Grävenitz keine Einwendung. Aber als Franke, auf einem Besuch in Württemberg (1717), Urlspergern hörte, gieng er zu ihm und sprach: „Ich komme zu dir im Namen Gottes, dir zu sagen, daß du ein stummer Hund bist (Jesaj. 56, 10.), und daß, wenn du nicht umkehrst, und als ein öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei heraussagst, du verloren gehst, trotz aller deiner Erkenntniß." Dieß gieng Urlsperger zu Herzen, und bald brachte ihn, wie es scheint, eine Predigt, die er am Charfreitage (1718) ablegte, „im Bewußtseyn, daß durch Christi Kreuz ihm die Welt, und er der Welt gekreuzigt sei," in Ungnade (nach seiner eigenen Angabe) *), und ein Ereigniß in seinem beichtväterlichen Verhältniß, welches manchen bösen Anschlag der Grävenitz bekannt zu machen drohte, vollendete des Fürsten Zorn. Vergeblich waren die Versuche, ihn zum Widerrufe zu bewegen, selbst seine Gattin bat ihn, lieber Alles zu dulden, „damit der Fluch nicht auf ihr und ihren Kindern liegen bleibe." Mit Mühe erlangte er endlich die Erlaubniß der Auswanderung. Er zog nach Augsburg, wo er als Senior der evangelischen Geistlichkeit wirkte und starb. Auch nach seinem Abgange noch war der Geist Hedingers nicht von den Predigern am Hofe gewichen. Grammlich und Hiemer wirkten noch nach ihm im Segen. Oft sah man ersteren weinend an Hedingers Grab. Aber bemerkenswerth ist auch, wie diese beiden letztern Männer nur wenige Jahre die Last ihres Amtes trugen, denn auch sie starben frühzeitig hinweg. So wurde auch der gleichgesinnte Hofkaplan Weißmann bald an's Gymnasium und dann nach Tübingen versetzt [1]).

So gieng es fort, bis wenig Jahre vor des Herzogs Tod. Erst als der Taumelbecher bis auf die Hefe geleert war und das Elend über sein Haus sichtbar hereinbrach, wurde Eberhard Ludwig der Grävenitz satt. Wahre Reue hat er, so viel man weiß, nie an den Tag gelegt.

---

[1]) Burk Christenbote 1832, p. 73. Pfaff 4, 135. Pregizer g. Poes. 1729, 589. 1723, 323. 1727, 74. 523.

*) s. Anhang Nr. 72.



§. 4.

Die letzten Arbeiten der Freunde Speners und das Gemeindeleben in Württemberg.

Je mehr das sittliche Verderben am Hofe zunahm, und von da aus auch auf das Land sich verbreitete, desto mehr verbreitete sich der Separatismus. Er faßte namentlich zu Herrenberg, Sindelfingen *), Leonberg, Bottwar und Calw festen Fuß. Doch war der Charakter desselben von dem früheren etwas verschieden. Wenn der frühere sich vorherrschend der kirchlichen Lehre entgegensetzte, so fand sich der spätere desto mehr von dem kirchlichen Leben zurückgestoßen, wenn schon auch einzelne evangelische Lehren ihm zuwider waren.

In Herrenberg lebte damals eine geistreiche adelige Wittwe, die Obervögtin von Leiningen, welche von Jugend auf den Zug des göttlichen Geistes gefühlt und durch alle Versuchungen der Welt und ihres Standes sich durchgekämpft hatte. Sie selber rang eifrig nach der Heiligung, und da sie, vermöge ihres durchdringenden Verstandes, das in den verschiedensten Ständen herrschende Verderben wohl einsah, so suchte sie sich eine solche äußere Stellung zu bilden, in welcher sie nicht befürchten mußte, an ihrer Seele Schaden zu leiden. So erwählte sie sich dann den Weg der Separation, der ihr der nächstliegende schien [1]).

An sie schloß sich ein jüngerer Bruder des früheren Diakonus Gmehlin zu Herrenberg an, der über die Landesverweisung des letzteren erbittert, und ohne nähere Bekanntschaft mit dem Wesen der Kirche, in Gemeinschaft mit der Frau von Leiningen zwei Schriften verfaßte, die eine unter dem Titel: „Das Geheimniß der Bosheit und Gottseligkeit," die andere: „Das große Geheimniß der Offenbarung Jesu Christi." In diesen Schriften wurde gegen „das Kirchenbabel" geeifert und, nach alter Separatistenweise, auch der Werth der Sakramente herabgesetzt **). Zugleich hielt Gmehlin, als Hauslehrer bei dem Kaufmann Moses Dörtenbach zu Calw, Privatversammlungen, in welchen sich eine nicht unbedeutende Zahl von Ge-

[1]) Ueber sie: Christbaum 1841, p. 152. Auszug ihrer Selbstbiographie.

*) s. Anh. 73. **) s. Anhang 74.

meindegliedern einfand, welche an der Kirche irre geworden waren (1712). Da die Sache Aufsehen machte, so wurde eine eigene Commission nach Calw gesendet, bestehend aus dem Consistorialrathe Dr. Burkhardt Bardili, dem Oberhofprediger Dr. A. A. Hochstetter und dem Professor Dr. Joh. Ulrich Frommann zu Tübingen (dem Verfasser des herrlichen Liedes: „Du hast ja dieses meiner Seele ꝛc.") *).

„Es ergab sich bei dieser Untersuchung, daß es eigentlich im Volke selbst zu keinem bitteren Separatismus gekommen war, sondern daß die Leute, welche sich mit ernstlicher Besserung ihres Herzens bemühten und nach wahrer Erbauung an Geist und Gemüth sehnten, durch Predigten, welche sie zu hören bekamen, unbefriedigt, vom öffentlichen Gottesdienste sich zurückzogen." Da auch die Stadtvorsteher zu Calw den Separirten das Zeugniß gaben, „es seien die besten, gehorsamsten und getreuesten Unterthanen," so gieng der Antrag der Commission dahin, „daß man die verscheuchten Gemüther durch eine milde und vorsichtige Behandlungsweise wieder zur Kirche zurückführen müsse," was besonders dann gelingen werde, wenn man die Gemeinde alsbald „mit einem anderen, vornämlich in den Wegen des inneren Christenthums geübten Mann als Specialen bedenken werde [1])." Es wurde auch wirklich, diesem Antrag gemäß, der Weg der Milde eingeschlagen, nur Gmehlin, als Hauptursächer der Trennung, entfernt [2]). Die Commission selbst aber hinterließ den besten Eindruck: „sie stärkte (um mich Sattlers Worte zu bedienen) die guten Seelen in demjenigen, was zur Erbauung des innerlichen und thätigen Christenthums taugte, wies die zu weit Gehenden durch freundliches Bezeugen wiederum in ihre Schranken, und brachte also die Calwer Gemeinde wieder zur Ruhe [3])." Wie Reuchlin rücksichtlich der Privaterbauung, so war Hochstetter bei dieser Angelegenheit rücksichtlich milder Behandlung der Separirten gegen den Kanzler Dr. Jäger zu Tübingen durchgedrungen [4]). Nur die Frau v. Leiningen blieb in ihrer separatistischen Richtung und pflanzte dieselbe auf ihren Sohn,

---

[1]) Grüneisen bei Ilgen p. 82. [2]) ibid. [3]) Sattler Topogr. 1, 167. [4]) Walch Religionsstr. innerhalb d. luth. K. 886. vgl. 840.

*) s. Anhang Nro. 75.



den am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Ihinger Hof gestorbenen, wohlbekannten und vielgeliebten Herrn von Leiningen fort [1]).

An diese Separatisten schloß sich anfangs ein Mann an, der recht geeignet schien, dem Separatismus den Todesstoß zu versetzen, der Sattlergeselle Joh. Friedrich Rock, der später als Inspirirter im Büdingischen sich niederließ, und von da aus sein Vaterland Württemberg bereiste. Sein Beruf war, wie er sagte, Buße und göttliche Gerichte zu predigen, wozu er als unwillkührliches Werkzeug dem h. Geiste zu dienen vorgab. Zinzendorf, welcher ihn im Jahre 1730 sah, schilderte ihn also: „Das Sonderbare seiner Inspirationen lag nicht in den Sachen, sondern in der Art des Vortrages. Seine kühneren Weissagungen waren nicht allemal glücklich, und das Uebrige waren ziemlich allgemeine Betrachtungen. Das Spiel aber war bewundernswürdig. Erstaunende Bewegungen, Verzuckungen, Hin- und Herwerfen des Kopfes und ganzen Leibes mit unbegreiflicher Behendigkeit, ungemein heftiges Stöhnen, Ausblasen eines starken Windes, Brüllen von einer, auch etlichen Minuten, zwischen den Worten und Sätzen, und doch das Ganze, getreulich nachgeschrieben, eine zusammenhängende Rede [2]).“ Diese Reden wurden dann in kleinen, gedruckten Heftchen weiter verbreitet; auch trugen mehrere Anhänger Rock's seine Lehre im Lande umher. Rock selber suchte besonders Geistliche auf, und auch einige seiner Anhänger redeten mitunter recht erbaulich über ihr Amt mit ihnen und ermahnten sie zur eifrigen Führung desselben. Je länger, je mehr aber trat die separatistische Gesinnung dieser sogenannten Inspirirten hervor. Dennoch wußte Rock bei der Aengstlichkeit mancher, unter Hochstetters und Reuchlins Leitung herangewachsener Geistlichen, bei ihrer Achtung vor Allem, was christliches Heiligungsstreben kund gab, bei ihrer Sorgfältigkeit, jede religiöse Erscheinung wohl zu prüfen, manchen zu imponiren, wenn sie gleich sich ihm nicht hingaben. Charakteristisch ist hiefür folgende Anekdote. Rock stellte einmal dem Pfarrer Seeger von Lomersheim, der in Austheilung des h. Abendmahles sehr strenge war, und darüber viel litt, vor: „Er solle doch kein so lastbares

[1]) Christbaum 1841. bes. p. 134. ff. [2]) Duvernoy, Leben Zinzendorfs p. 27. Sattler H. 13, 46.

Kirchenthier mehr seyn, da er doch zur Freiheit berufen sei." Seeger antwortete: „Die ganze Welt trägt der liebe Heiland auf dem Rücken, und hat auch dem Pfarrer von Lomersheim einen so breiten Rücken gegeben, daß er wohl auch mit Christo so ein Dörflein tragen kann. Wenn er auf diesem Posten auch nur eine einzige Seele gewinnt, so ist sie Ihm so lieb, als irgend eine andere in der weiten Welt."

Indessen mußte ein Umstand dazu beitragen, auch dem demüthigsten Christen wenigstens etwas an der Achtung gegen Rock zu benehmen. In einer kleinen Sammlung von s. g. Inspirations- (d. h. von Gott eingegebenen) Reden findet sich unter Anderem Folgendes: „Rock wurde von dem Grafen von Grävenitz, dem Bruder der herzoglichen Maitresse, eingeladen, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, während hinter einer spanischen Wand die Grävenitz zuhörte. Man ließ einen Geistlichen Stuttgarts, den nachherigen Prälaten Oechslin, kommen, der sich mit Rock unterreden sollte. Gerne, sagt Rock, hätte er nun das Gespräch so gelenkt, daß Oechslin sich in der Unterredung gegen die Sünden des Hofes ausgesprochen und die Gräfin dieß hinter der Wand gehört hätte. Aber Oechslin sei nicht eingegangen. Hernach habe man Wein gebracht und er (Rock) habe mit dem Grafen von Grävenitz angestoßen und getrunken*)." Ehe man es sich versah, erlosch das Inspirationsfeuer und die Anhänger Rocks zogen sich ins Ausland.

Dagegen beginnt in dieser Zeit die geistliche Dichtkunst im evangelischen Schwaben und überhaupt eine reichere erbauliche Literatur.

Was letztere betrifft, so findet man in den Predigten Hochstetters und Reuchlins eine ungemeine Lebendigkeit, ein genaues Anschließen an das Wort Gottes und eine Fülle christlicher Erfahrungen, welche man bisher mannigfach vermißte. Hedingers wurde bereits gedacht. Er ist eigentlich der Vater des württembergischen geistlichen Gesanges. An ihn schlossen sich an: Johann Ulrich Frommann, Professor der Theologie, Philipp Heinrich v. Göllniz, Martin Wieland, Pfarrer zu Kleinbottwar, und Conrad Friedrich Hiller, letzterer

*) s. Anhang Nro. 76.



besonders bekannt durch die Lieder: „O Jerusalem, du schöne 2c.," und: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine 2c." Häufig aufgelegt wurde eine Sammlung geistlicher Lieder (andächtiger Herzensklang), herausgegeben von Hedinger, und die „Tübinger Seelenharfe" von Dr. A. A. Hochstetter[1]).

Neben der erblühenden erbaulichen Schriftstellerei und dem religiösen Gesange zeigte sich auch im Leben manche schöne Frucht der Arbeit derselben Männer. Das nach dem Vorbild des hallischen Waisenhauses gestiftete Waisenhaus zu Stuttgart ist ihnen hauptsächlich zu danken. Unter den ersten Gebern für Errichtung desselben wird Hedinger genannt; bei Hochstetters Tod verloren die Waisen „einen Vater." Doch war es anfangs (1710) und noch lange mit einem Zucht- und Arbeitshaus verbunden, und es wurde bei der Aufnahme hauptsächlich auf verwahrloste Kinder Rücksicht genommen. Ein zweites Waisenhaus entstand (1736) in Ludwigsburg. Manche Einrichtung, welche noch besteht, weist auf jene erste Zeit hin. Es ist alte Sitte, mit geistlichem Gesange die christliche Mildthätigkeit anzusprechen, wie wir sie noch im Monate Mai zu Stuttgart sehen können. Mit gemeinschaftlichem Gebete wird noch heute der Tag begonnen und beschlossen, und der Fremdling, der am Abend, wenn das Treiben in den Hauptstraßen abgenommen hat, am Waisenhause vorüber geht, vernimmt noch jetzt zum Tone der Orgel den sanften, harmonischen, geistlichen Gesang der Waisen. Noch empfehlen sich, wie am Anfange, schwer Leidende dem Gebete der Waisen und werden in dasselbe eingeschlossen, und gar manches Loblied wird von ihnen auf Bitten gesungen, für Erhörung von Gebeten, für Hülfe in der Noth. Solche Bitten an die kleine Waisengemeinde werden mit größeren und kleineren Gaben derer begleitet, die sich ihrem Andenken empfehlen. Wie sich diese schöne Sitte von jenen Zeiten bis heute erhalten hat, so ist der ganzen kirchlichen Gemeinde eine Einrichtung jener Zeit lieb und werth geblieben bis heute: die Confirmation.

Dieser uralte christliche Gebrauch war in einigen evangelischen Landeskirchen abgekommen, in wenigen beibehalten worden. Spener hatte ihn in Frankfurt noch angetroffen und sich von

[1]) Haug, die Liederdichter des württemb. Gesangbuchs vgl. Anhang und Register, mit den kirchl. Gesangbüchern.

seinem Werthe überzeugt, weßhalb er ihn zur allgemeinen Wiedereinführung empfahl. Nachdem sich nun in Württemberg die von A. A. Hochstetter eingeführten Wochen-Kinderlehren als nützlich erprobt hatten, und es sich gezeigt hatte, wie sehr die Jugend eines längeren Unterrichtes, als Vorbereitung für das h. Abendmahl, bedürfe, so entschloß sich endlich das Consistorium zur Einführung eines solchen Unterrichtes und zu einer allgemeinen Feier, welche denselben beschließen und den jungen Christen ihre Hoffnungen und Pflichten vergegenwärtigen sollte. Dem Direktor Joh. Osiander wird die Einführung dieser Feier besonders zugeschrieben; als Verfasser des unter dem Namen „Confirmationsbüchlein" bekannten Leitfadens aber ist zu nennen der Hofprediger Hiemer [1]). Dasselbe schließt sich enge an das von Andreas Osiander verfaßte Communikantenbüchlein, und hat sich bis auf diese Zeit im Segen erhalten. Als erster Confirmationstag war der 4. April 1723 bezeichnet. Es war der Sonntag Quasimodogeniti, an welchem in der ältesten christlichen Kirche die Neubekehrten aus Juden und Heiden, nach empfangenem Unterrichte und nachdem sie in der Ostervigilie durch die heil. Taufe der christlichen Kirche einverleibt worden waren, der Gemeinde dargestellt wurden. In der Form war der Hauptunterschied, daß außer den einzelnen Fragen auch diejenigen Fragen des Schlusses, welche gegenwärtig von den Kindern gemeinschaftlich beantwortet werden, von jedem Kinde beantwortet wurden. Der Segenswunsch, unter dessen Ertheilung ihnen die Hand aufgelegt wurde, war derselbe, der jetzt noch gegeben wird [2]). Während einzelne Württemberger hierin eine Neuerung sahen, der sie ihre Kinder zu entziehen suchten, überzeugte man sich im Allgemeinen doch gar bald von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung, und schon von der ersten Confirmationsfeier konnte ein Augenzeuge schreiben: „Dieses Alles geschah nicht ohne große Bewegung, und wurden dadurch manche harte Gemüther erweckt, ihrem mit Gott ehemalen getroffenen Taufbunde reiflicher nach-

---

[1]) Kirchenbl. 1845, S. 194. Osianders Leben von Pf. Schmidt p. 28. Böckh Tüb. 127. Pregizer g. Pyesse 1727, 523. [2]) Rheinwald, kirchl. Archäologie p. 200. Eisenlohr K.G. 1, 566. S. auch Dann christl. Sonntagsblätter erstes Blatt: herzliche Ansprache an meine Gemeinde im 3ten Jahr meiner Amtsführung. Stuttg. 1816, p. 52. 53.



zudenken[1])." In diese Zeit fällt auch die „einen tiefreligiösen christlichen Geist athmende" erneuerte Ordnung für die deutschen Schulen des Herzogthums Württemberg (1729)[2]).

Noch läßt sich Einiges über häusliche Frömmigkeit aus jener Zeit anführen. In den höchsten Ständen und in der nächsten Nähe des Herzogs gab es nicht Wenige, welche einen christlich-frommen Sinn standhaft zu behaupten wußten. Aber auch in andern Ständen finden wir sehr viele Züge wahrhaft frommer Gesinnung. Die reichlich fließenden biographischen Notizen jener Zeit lassen mit Freuden erkennen, wie sehr das öffentliche und häusliche Leben von christlichen Grundsätzen durchdrungen war[3]). In allen Fakultäten der Universität saßen entschieden fromme Männer, Religionsverachtung hätte verächtlich gemacht. Neunundzwanzigmal hatte Dr. Ferdinand Christoph Harpprecht, der berühmte Jurist, das Neue Testament durchlesen, schon eilf Jahre vor seinem Tod. In seinen Vorlesungen gab sich die Liebe zu Gottes Wort unzweideutig kund. Dr. E. Rudolph Cammerer, der berühmte Mediciner, hielt, unter allgemeinem Beifall, nach einer schweren Krankheit zu Gottes Lobe eine Rede, deren Gegenstand „der kranke Arzt" war[4]). Der Hausgottesdienst ward fleißig und treu gehalten, die heil. Schrift, Luthers, Arndts, Valentin Andreä's Schriften und die geistlichen Liederbücher waren auch in Händen solcher Männer. Nicht allein im evangelischen Stifte, auch in dem Contubernium gab es junge Männer, welche sich bemühten, ihren jüngeren Studiengenossen ein Vorbild der Gottesfurcht und des Fleißes zu seyn, wie denn der Geheimerath Helwer noch im Alter sich in dieser Hinsicht dankbar des sel. F. Conrad Hiller erinnerte, wenn er schreibt: „Er hat Sonntags nicht nur mit öffentlicher Lesung der heil. Schrift, sondern auch des Lutheri, Arndtii &c. und anderer geistlicher Bücher, Verbietung aller Trink- und Spielcompagnieen mich gelehrt, und ich muß ihm nachsagen, daß er mir den Weg zur Seligkeit gezeigt und mich darauf eingeleitet hat[5])."

---

[1]) Pregizer 1723, 171 ff. [2]) Eisenlohr Schulgef. 36. 23. [3]) Vgl. die den Leichenpredigten beigefügten sehr ausführlichen Lebensabrisse, und J. J. Mosers erläutertes Württemberg Thl. 1. 2. [4]) Moser Württemb. 1, 275. [5]) Helwers Autobiographie p. 20.

Hie und da scheint der religiöse Sinn durch eine gewisse ängstliche Gesetzlichkeit eine Zeitlang gebunden. Aber wie lauter gieng aus dieser Gluth doch der innere Mensch oftmals hervor! Ein unvergeßliches Andenken hinterließ in dieser Hinsicht die edle Jungfrau Beate Sturm (1730), Tochter des frommen Oberraths Dr. Heinrich Sturm, der sich beim Einbruch der Franzosen denselben, aus Liebe zum Vaterlande, freiwillig als Geißel stellte. Ihr ausführlicher Lebenslauf ist, von Georg Conrad Riegen herausgegeben, in mehreren Auflagen, und neuestens in einem zweckmäßigen Auszuge erschienen. Damals finden sich die ersten „Bibeln für Arme" zu geringem Preise*); fortwährend werden auch in dieser Zeit bedeutende Stiftungen für Studirende, sowie für Arme gemacht, wie namentlich die reichliche Unterstützung der in frommem Sinne begonnenen und fortgeführten Waisen- und Zuchthäuser zu Stuttgart und Ludwigsburg von allen Seiten beweist.

Eine Eigenthümlichkeit jener Tage sind die mannigfachen Erzählungen von Sterbebetten. Es lag den Christen damals unendlich viel daran, nichts zu ihrem Schaden mit hinübernehmen zu müssen.

Als der Major der herzoglichen Leibgarde, Joh. Ernst Freiherr v. Gaisberg, in seinem Kleinbottwar auf das Sterbebette kam, ließ er durch den ihm besonders theuren Ortsgeistlichen, Martin Wieland, von seinen Unterthanen folgenden Abschied nehmen: „Er hätte wohl im Sinne gehabt, sie Alle vor sein Sterbebett kommen zu lassen und zu ermahnen. Sein Herz würde ihm aber gleich so voll werden, daß er nicht viel mit ihnen reden könnte; sie sollen doch Gott fürchten, so werde sein Segen auf ihnen ruhen. Er habe es väterlich mit ihnen gemeint und keines Schaden begehrt; womit er sie aber geärgert habe, das sollten sie ihm um Jesu willen vergessen und ihn deßwegen nicht vor Gottes Angesicht beschämen und betrüben [1])." Wie ernst es Hedinger mit der Todesvorbereitung genommen, ist oben erwähnt worden. Auch ein Reuchlin und A. A. Hochstetter hatten schwere, durch das tiefste Gefühl der Unwürdigkeit zum Siege des Glaubens hindurchdringende Todeskämpfe. Um so freu-

[1]) Pregizer g. P. 1725. Anhang 38.
*) s. Anhang 77.



denreicher waren die letzten Stunden. Wie man von Johann Arndt liest, daß er noch vor seinem Scheiden die Seligkeit der zukünftigen Welt erblickt habe, so war es auch bei Hochstetter der Fall. Sein frommer Vater, der ihm die Augen zugedrückt hatte, kam in hohem Greisenalter auf das Sterbebett, mit der Gewißheit, wornach er lange sich gesehnt hatte, daß er selig scheide. Als dieser in den letzten Zügen freundlich dalag, vernahm man, wie erzählt wird, vor den Fenstern seines Zimmers eine sanft lautende Musik, zu deren Harmonien eine lieblich und sanft tönende Stimme sang, und konnte doch niemand sehen und finden. Dieselben Klänge hörte man in dem Vorzimmer der sterbenden Herzogin Magdalena Sibylla nach dem einstimmigen Zeugniß der glaubwürdigsten Anwesenden.

Doch das Beste und Herrlichste auch jener Tage ist nur Gott bekannt.

§. 5.

Ch. M. Pfaff, Bilfinger und Weißmann zu Tübingen.

Mit Reuchlin, Hochstetter, Joh. Conr. Klemm und Gottfried Hofmann war die Generation unmittelbarer Schüler Speners in Württemberg ausgestorben. Nicht alle, welche unter den Augen dieser Männer gebildet worden waren, traten auch völlig in ihre Fußstapfen ein, wiewohl sich ihr Einfluß auch auf diejenigen nicht verkennen läßt, welche eigene Bahnen betraten.

Unter diesen ist zunächst zu nennen Christoph Matthäus Pfaff, ein Mann, welcher zu seiner Zeit oft und viel genannt und gepriesen wurde. Er war der Sohn des bereits genannten Professors der Theologie, Johann Christoph Pfaff, und erhielt als solcher eine seinen ausgezeichneten Talenten entsprechende Erziehung. Auf Reisen, die er als Hofmeister und Reiseprediger des Erbprinzen (Sohnes von Eberhard Ludwig) machte, hatte er Gelegenheit, seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, und mit Gelehrten aus allen Confessionen, so wie mit Staatsmännern in nähere Verbindung zu kommen. Längere Zeit hielt er sich namentlich in Turin, in Frankreich und den Niederlanden auf. Pfaff brachte überallhin nicht blos einen regen wissenschaftlichen Geist, sondern auch Liebe zu seiner Kirche und Achtung

für religiösen Sinn, wo er ihn fand. Seine glänzende Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Felde der Kirchengeschichte, die Klarheit und Gewandtheit seines ganzen Wesens gewann ihm selbst bei katholischen Gelehrten eine Achtung, welche von dieser Seite nicht leicht einem württembergischen Theologen zugewendet wurde, ja es soll ihm sogar am Turiner Hofe gelungen seyn, eine mildere Behandlung der zurückgebliebenen Waldenser auszuwirken. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Theologie zu Tübingen, und schon im 34sten Lebensjahre (1720) erreichte er als Kanzler der Universität daselbst die höchste Stellung, die er dort erreichen konnte [1].

Wäre es auf natürliche Begabung angekommen, nie hätte Württemberg einen ausgezeichneteren Theologen gehabt. Aber so entschieden religiös der Jüngling gewesen zu seyn scheint, so schriftmäßig sein theologisches System war, so wohl es dem Manne gelang, eine zahlreiche Jugend in seinem Hörsaale zu vereinigen [2], so machten seine Vorlesungen den Eindruck nicht, welchen die mit der innerlichsten Ueberzeugung gehaltenen Vorträge seiner Vorgänger bewirkt hatten. Pfaff war viel geehrt, sehr reich, bald aber eben so stolz [3], und nach fast vierzehnjährigem Aufenthalt in Tübingen mußte er diese Stadt eilends verlassen, und sich nach Gießen begeben, wo er hochbejahrt (1760) gestorben ist. Noch ist ein Geheimniß über seinem Abgange verbreitet, aber sein moralischer Charakter galt in seinen letzten Jahren für zweideutig.

Für das Ganze der Kirche wurde er vornehmlich in dreifacher Hinsicht wichtig. Zunächst als Kirchenrechtslehrer durch verschiedene noch jetzt ehrenvoll genannte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache*). Dann in jüngeren Jahren durch den Antheil, den er an den sogenannten Unionsvorschlägen seines Schwagers Johann Christian Klemm genommen hat; später aber durch sein Verhältniß zum Grafen von Zinzendorf, welches an seinem Orte erwähnt werden wird.

Kaum hatte Klemm als junger Docent der Philosophie eine Professur angetreten (1719), als er mit einer Schrift her-

[1]) Böckh, Tüb. 146. [2]) Marthius an Bengel, Bengels Briefwechsel 110. [3]) Seybolds Historienbuch 263.

*) s. Anh. Nro. 78.



vortrat, welche den Titel führte: „die nöthige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirche, auch nach den selbstbeliebten Grundsätzen der sogenannten lutherischen und orthodoxen Lehrer.“ Der Inhalt dieser Schrift war kurz der: „es seien beide protestantische Kirchen in den wesentlichen Glaubenslehren so wenig von einander verschieden, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste, namentlich zu gemeinschaftlicher Feier des heil. Abendmahles wohl verbinden können. Man solle also beide Kirchen in Eine zusammenfassen, und den reformirten wie lutherischen Geistlichen bei dem Vortrage der Unterscheidungslehren dieser Confessionen die namentliche Widerlegung des Gegentheils verbieten, oder, wie man sich ausdrückte, den „„Nominalelenchus““ abschaffen.“ Für diese Ansicht suchte Pfaff zuerst im Stillen durch Privat-Correspondenz mit dem ausgezeichneten Theologen Cyprian zu Gotha zu wirken, und da er hier zurückgewiesen wurde, so trat er als Vertheidiger öffentlich auf, und suchte darzuthun, daß der Unterschied zwischen den lutherischen und reformirten Theologen, auch in der Lehre von der Person Christi und von den Sakramenten, theils an sich sehr unbedeutend sei, theils wenigstens in praktischer Hinsicht nicht viel auf sich habe. Nur in Einem war er bedenklich. Es war nämlich, namentlich auch durch Spener, auf eine sehr nachdrückliche Weise gegen die calvinische Lehre von der Gnadenwahl (welcher in dem Jahre 1675 u. s. w. durch die **Formula Consensus helvetica** auch mehrere Schweizer-Cantone beigetreten waren) Einsprache gethan worden; und auch Pfaff fühlte, daß die entschiedene Verwerfung der Lehre von der Allgemeinheit der Gnade keinen unbedeutenden Unterschied begründe [1]). Zwar suchte das preußische, englische und holländische Cabinet alles zu thun, um jedes Hinderniß wegzuräumen; allein wie von reformirter Seite entschiedene Stimmen gegen das Vereinigungsprojekt sich vernehmen ließen, und alle Unterhandlungen um Aufhebung jener schweizerischen Formel vergeblich waren, so erhoben sich auch sehr bedeutende Stimmen in der lutherischen Kirche gegen diese kirchliche Verschmelzung beider Confessionen. Lutheraner und Reformirte waren sich zwar meist sehr nahe gekommen, und Viele in sehr vertraute persön-

[1]) Walch, Religionsstr. außerhalb der luth. Kirche 3, 221 ff. 335 ff. 122 ff.

liche Beziehungen getreten; allein bei aller vorhandenen christlichen Einigkeit der Herzen sah man doch ein, daß die Unterscheidungslehren sich nicht um gleichgültige oder auch nur unbedeutende Punkte bewegen. Die erbauliche Literatur hatte zwar zwischen dem religiösen Theile beider Kirchen ein neues geistiges Band gestiftet, aber das Bedürfniß einer sogenannten Union war dadurch keineswegs hervorgerufen worden, im Gegentheile hatte Spener und seine Schule vor voreiligen Schritten in dieser Hinsicht nachdrücklich gewarnt, „damit nicht aus zwei getrennten Kirchen vier getrennte Kirchen werden." In diesem Sinne sprachen sich denn gegenüber von Pfaff namentlich die ausgezeichneten Kirchenhistoriker Cyprian, Mosheim und Buddeus aus, in Württemberg aber sein College Weißmann, und dieß um so mehr, da Pfaff die Sache den Politikern in die Hände zu spielen schien *). Der ganze Versuch scheiterte endlich an der Festigkeit Chursachsens, welches als Direktorium des Corpus Evangelicorum (des Vereins der evangelischen Stände Deutschlands) erklärte: „die harten Ausdrücke auf Kanzel und Katheder wie in Schriften seien Lutheranern wie Reformirten längst verboten, den Lehrbegriff aber müsse man unangetastet lassen, und ebenso das Recht des Elenchus (der Widerlegung) [1])." Nun trat Klemm und auch Pfaff zurück, ersterer mit der Erklärung, wie er dem lutherischen Lehrbegriffe durchaus nichts habe vergeben wollen, letzterer in verschiedenen Schriften seine Ansicht gelegenheitlich wiederholend: „daß wenigstens ein Theil der reformirten Kirche mit der lutherischen sich verbinden könnte."

Weit einflußreicher als Pfaff war für die Kirche Georg Bernhard Bilfinger. Dieser denkende Geist zeichnete sich zunächst in der Mathematik und Philosophie aus. Bisher wurden die philosophischen Studien hauptsächlich als Vorübung für das Studium der höheren Fakultäten betrieben, namentlich zur Ausbildung der künftigen Theologen und für Behandlung der sogenannten Controversen, d. h. der theologischen Streitfragen. Bilfinger, geweckt durch die Schriften der Philosophen Malebranche und Leibniz, suchte in der Philosophie nicht blos eine Verstandesbildung, sondern auch eine Quelle neuer Erkenntnisse,

[1]) Holberg K.-G. 5. 308–334.
*) s. Anhang Nro. 79.



und den Weg, die Wahrheit derselben zu erweisen. Die Ehrfurcht vor Gott und göttlichen Dingen, welche sein Leitstern während seines ganzen Lebens blieb [1]), ließ ihm nicht zu, an den Spinoza anzuknüpfen; aber bei Leibniz glaubte er religiös-philosophische Grundgedanken zu finden, welche er mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung umfaßte, während die wissenschaftliche Darstellung der Gedanken Leibnizens von Wolf seinem an mathematische Entwicklungen und Beweise gewöhnten Geiste zusagte. Schon als junger Mann arbeitete er seine Bücher „von Gott, von der menschlichen Seele, von den Hauptbegriffen und Eigenschaften der Dinge" aus [2]), und begab sich alsdann auf Reisen, auf denen er namentlich den Philosophen Wolf zu Halle aufsuchte und hörte.

Wolf war gerade damals im Kampfe mit den hallischen Theologen, und wußte es zu schätzen, daß der in der Theologie besser erfahrene Bilfinger es auf sich nahm, die neuen Ansichten als vereinbar mit der christlichen Religion darzustellen. Aber als Bilfinger nach drei Jahren zurückkehrte, um eine philosophische Professur in Tübingen anzutreten, fand er hier bedeutende Gegner, zunächst den Kanzler Pfaff, dann aber auch den Professor Weißmann. Pfaff, kaum zu seinem Amte erhoben, sah auf Bilfinger sehr herab, einmal um des Rangunterschiedes willen, und dann weil Pfaff von Jugend auf die sogenannte Metaphysik oder die philosophischen Untersuchungen über das Wesen der Dinge zu verlachen pflegte [3]). Auch hatte er gegen die wolfische Philosophie kirchenrechtliche Bedenken. In Weißmanns Charakter lag es nicht, einen jüngeren Collegen neben sich zu verachten, noch irgend eine Ansicht schnell zu verwerfen, aber er hatte sich zu gleicher Zeit wie Bilfinger mit der leibnizisch-wolfischen Philosophie bekannt gemacht, und erkannte die leibnizische Monadenlehre für etwas Sinnreiches, das aber nicht wahr sei; während die Schüler Bilfingers fest glaubten, „ein einfaches Ding (Monade) könne keine bewegende Kraft haben, auch die Seele nicht; weil nun die Seele nicht auf den Leib wirken könne, und der Leib nicht auf die Seele, so müsse Gott Leib und Seele wie zwei Uhren neben einander in Bewegungen und Gedanken

[1]) Tafinger, Leichenrede auf Bilfinger p. 6. [2]) Tafinger p. 6.
[3]) Pfaff akad. Reden über das Kirchenrecht p. 395.

vorherbestimmt haben (prästabilirte Harmonie)[1]." Anderseits fand Weißmann die leibnizische Theodicee, das heißt den Versuch eines Beweises, daß die Welt, wie sie von Gott nicht nur geschaffen, sondern noch ist, die bestmögliche Welt sei, theils ungenügend, theils schriftwidrig. Und da Bilfinger diese Ansichten so zu bearbeiten versuchte, daß sie mit der h. Schrift einstimmig werden und erscheinen sollten, so entstand zunächst ein literarischer Kampf beider Männer, der zwar ohne Erbitterung geführt wurde, aber endlich in Stuttgart Aufsehen erregte. Der Herzog verlangte von der theologischen und philosophischen Fakultät Gutachten, welche dann gegen die leibnizisch-wolfische Philosophie sprachen, wenn schon das der letzteren theilweise anerkennend für Bilfinger (1725). Dies bestimmte Bilfingern, einen Ruf nach St. Petersburg anzunehmen, wo er durch ausgezeichnete mathematische und physikalische Abhandlungen bald einen durch Europa sich verbreitenden Ruf erlangte, worauf er, nach Ende seines fünfjährigen Urlaubs (1731), als Professor der Theologie und Superattendent des evangelischen Seminares zurückberufen wurde. Bilfinger blieb nun nicht mehr auf dem Boden der Philosophie stehen, es war sein Plan, sich durch genaues Forschen in den Kirchenvätern mit den Grundgedanken der älteren christlichen Kirchenlehrer näher bekannt zu machen[2]). Vor allem beschäftigte sich sein Geist mit einer Abhandlung: „von der Ehrfurcht, welche man den göttlichen Geheimnissen schuldig ist, aus welcher er noch als Geheimer-Rath zu Stuttgart seinen Freunden öfters viel Herrliches mittheilte," an deren Ausführung er aber durch seinen Amtswechsel verhindert wurde[3]). Die Liebe zu den in der h. Schrift geoffenbarten Wahrheiten verließ ihn nie; so stille seine Frömmigkeit war, so sehr freute es ihn an Andern, eine für Erforschung der Wahrheit und gänzliche Hingabe an Gott entschiedene Gesinnung zu finden[4]). Als Staatsmann aber zeichnete er sich insbesondere durch dreierlei selten vereinte Eigenschaften aus: „durch hohe Gaben bei rechtschaffenem Herzen und gutem Willen, durch Treue gegen den Fürsten bei redlichem Fleiß, Gott nicht zu

[1]) Worte Oetingers. [2]) Oetinger theologia ex idea vitae deducta 54. [3]) Tafinger 13. [4]) Bengels Briefwechsel, Oetinger an Bengel 174.



beleidigen, durch unermüdete Arbeitsamkeit bei Verabscheuung alles eigenen Nutzens [1])."

Wie mochte wohl dem edeln bescheidenen Bilfinger seyn, als der von ihm in seiner Jugend so hoch gefeierte Wolf im Jahre 1740 nach Halle zurückberufen, dort vor allem erklärte: „er werde nicht mehr viel Vorlesungen halten, sein Beruf sei weit höher, nämlich der: Professor des ganzen menschlichen Geschlechtes zu seyn [2])." Gewiß es war zu erwarten, was Wolf sich in kurzer Zeit gestehen mußte: daß seine Lehre in Verachtung gerieth (1745) [3]). Länger indessen als anderswo scheint die wolfische Philosophie in Württemberg ihren Einfluß auf die Theologie ausgeübt zu haben, indem nach Bilfingers Abgang von Tübingen der Professor der Philosophie und später der Theologie Canz zu Tübingen sie durch Zusätze und Aenderungen dem kirchlichen Lehrbegriffe näher zu bringen wußte. Auf diese Weise wurden wolfische Begriffsbestimmungen auch in Württemberg nach und nach eingebürgert, und die Erklärung der h. Schrift auf dieselben gebaut. Es war daher ein Gewinn für die biblische Theologie, daß Christian Eberhard Weißmann 26 Jahre lang theils auf wissenschaftlichem, theils auf praktischem Wege bemüht war, was ursprünglich-biblische Lehre sei, darzuthun. Er war der Sohn eines rechtschaffenen, strengorthodoxen Vaters, welcher die von Seiten des Separatismus drohenden Gefahren höher anschlug als Hedinger, und dem feurigen Temperamente des letzteren hie und da in die Zügel gefallen war. Aber fromm, wie er war, hatte er auch seine Söhne erzogen, und der ältere Friedrich Christian (später Klosterpräceptor zu Bebenhausen und Dekan zu Kirchheim u. Teck) mit brüderlicher Treue die Bildung des jüngeren geleitet. Der ganze Lebensgang des Tübinger Theologen war ein von Jugend auf wohl bewahrter, und nachdenkend und stille wandte er sich der Betrachtung des innerlichen Christenthums unter dessen verschiedenen Gestalten mit Vorliebe zu. Als Diakonus zu Calw, als Hofcaplan zu Stuttgart (nach Hedingers Tode), als Professor der Philosophie und Kirchengeschichte am Gymnasium und Mittwochsprediger zu Stuttgart, hatte er zur Verbreitung eines praktischen Christenthums unter

---

[1]) Tafinger l. c. [2]) Wutze Wolfs Leben p. 76. [3]) Wutze p. 80.

Jung und Alt treu gewirkt, und in den theologischen Studien sich sorgfältig fortgebildet, so daß er im Jahre 1721 als Professor der Theologie und Stadtpfarrer nach Tübingen befördert wurde. Es war in mancher Hinsicht für ihn gewiß keine leichte Stellung, gegenüber von den Pfaffischen Unionsversuchen und Bilfingers leibniz-wolfischen Philosophemen, aber seiner Mäßigung versagten auch die Gegner ihre Achtung nicht [1]). In stiller, anspruchsloser aber erfolgreicher seelsorgerlicher Wirksamkeit arbeitete er als Stadtpfarrer in der Gemeinde, wie als erster Superattendent des evangelischen Seminars unter den Studirenden. „Es ist Gott bekannt," sagt er selbst, „mit was für Sorgen, Liebe und Aengstlichkeit ich mein Superintendentenamt über das theologische Seminar getragen, und wo meine Kräfte oft nicht weiter zureichen wollten, dasselbe Tag und Nacht seiner allerhöchsten Treue anbefohlen; wenn es nicht nach dem Sinne Gottes gegangen, mich herzlich betrübt, und wo etwas Gutes und Gottgefälliges hervorgegangen, mich innigst gefreut habe [2])." In wissenschaftlicher Hinsicht ist seine Einleitung in die Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte neuen Testaments (Introductio in memorabilia historiæ sacræ n. t.) zu nennen, so wie seine exegetisch-dogmatischen Vorlesungen (Institutiones theologiæ exegetico-dogmaticæ). Letztere Schrift (ed. 1739) hat er eigentlich zu dem Zwecke abgefaßt, um ganz abgesehen von allen Bestimmungen der philosophisch-theologischen Schulen die biblische Lehre von den Hauptartikeln des christlichen Glaubens darzustellen. Er fand die Weise seiner Zeit: ein theologisches System aufzustellen, und dann erst dasselbe mit Schriftstellen zu beweisen, ungenügend, und suchte deßwegen zuerst gleichartige Schriftstellen über eine und die andere Glaubenslehre zusammenzustellen, dann genau zu erklären, und endlich erst aus diesen als Ergebniß den Glaubensartikel selbst zusammenzufassen. In besonderen, der Darstellung eines jeden Glaubensartikels beigefügten Anmerkungen gab er Winke für die praktische Thätigkeit der künftigen Geistlichen, sowie für die Betrachtung der damaligen kirch-

---

[1]) Moser erl. Württ. 2, 165 ff. 180. [2]) Burk Christenbote 1832, p. 165. Beschreibung des 3ten Jubelfestes der Universität Tübingen, p. 124.

lichen, theologisch-wissenschaftlichen und religiösen Zustände. Einflußreicher als diese Schrift dürfte indessen noch die kirchengeschichtliche Arbeit gewesen seyn, die auch jetzt noch ihre Freunde zählt. Dieß Werk erschien zuerst 1717, und zwei Jahre vor Weißmanns Tode 1745 zum zweitenmale, vermehrt und verbessert, lateinisch, in zwei sehr starken Quartbänden. Den Geist desselben deutet der Titel an: „Einleitung in die Kirchengeschichte, zur Förderung der Erkenntniß des Reiches Gottes, des Reichs des Satans und des menschlichen Herzens." Es sind nur Denkwürdigkeiten, und somit ist keine Vollständigkeit der Geschichtserzählung zu erwarten, aber das Lob, das Spittler dieser Arbeit ertheilt, ist auch im vollsten Sinne zu nehmen: „Weißmann hat die Wahrhaftigkeit als erstes Gesetz des Kirchengeschichtschreibers betrachtet [1])." Wie viel mehr hätte dieß Werk wirken können, wenn es in deutscher Sprache geschrieben wäre, denn es ist reich an Aufschlüssen über das innere Leben der Kirche, wie nicht leicht eine andere christliche Kirchengeschichte [2]).

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit Herzog Karl Alexanders.

Erstes Kapitel.

Die Religionsreversalien.

So wenig Eberhard Ludwig die Liebe seiner Unterthanen erworben hatte, so sah man doch mit Sorge seinem Ende entgegen. Zwar wußte man den persönlichen gerechtigkeitsliebenden Charakter seines Vetters, des Herzogs und Erbprinzen Karl Alexander, wohl zu schätzen, aber wer es mit der Kirche wohl meinte, dem mußte bange werden. Karl Alexander war im Jahre 1712, wie er noch in seinem Testamente versichert,

---

[1]) Spittler K.G p. 10. [2]) Bemerkenswerth dürfte der Traktat seyn, den Weißmann gegen das Papstthum schrieb. Moser erl. W. 2, 182.

aus Ueberzeugung, zur katholischen Kirche übergetreten [1]), und erklärlich wird dieser Uebertritt durch seine Jugendlaufbahn und seinen fast beständigen Aufenthalt in katholischen Landen, wie durch seine Abhängigkeit vom östreichischen Hofe. Gleich ihm war sein Bruder Friedrich Ludwig, — welcher sich am sächsischen Hofe aufhielt, und in die Ehe mit der Fürstin von Teschen (Maitresse des katholischen Königs August von Sachsen) getreten war — zur katholischen Kirche hinübergeführt worden [2]), und erst nach dessen Tode zeigte sich, wie viel den katholischen Höfen daran gelegen war, insgeheim die Prinzen des Hauses für diese Confession zu gewinnen. Man konnte sich also die Rechnung machen, daß, obgleich Herzog Karl Alexander rechtlich dachte, es doch nicht an Versuchen fehlen werde, ihn und noch mehr seine Nachfolger zu Werkzeugen der Beförderung des Papstthumes zu gebrauchen.

Um dieselbe Zeit, als der Herzog die Regierung antrat, fand eine neue Vertreibung der evangelischen Salzburger unter einer grausamen, den Religionsfrieden verspottenden Mißhandlung statt, und eine Anzahl derselben mußte in Württemberg Zuflucht suchen. In der benachbarten Pfalz giengen die Bedrückungen der evangelischen Kirche von Seiten des Katholicismus unter dem Titel „des Simultaneum" fort, und selbst in dem kleinen Fürstenthum Hohenlohe-Bartenstein, wo wie in der Pfalz nach den Reichsgrundgesetzen die evangelische Kirche die alleinherrschende seyn sollte, wurde das Simultaneum von dem katholisch gewordenen Fürsten eingeführt. Auch hier wurden vorerst neben den evangelischen Kirchen katholische erbaut, dann evangelische Kirchengüter weggenommen, endlich auch versucht, die Lutheraner zur Annahme der katholischen Festordnung zu zwingen.

Karl Alexander sah unter diesen Umständen wohl ein, daß er zur Beruhigung seines Erblandes einige Schritte zu thun habe. So stellte er denn bereits im Jahre 1729 der Landschaft eine schriftliche Erklärung zu, darin er ihr „alle Privilegien und sämmtliche Freiheiten bei seinen fürstlichen wahren Worten vor-

[1]) Dizinger Beiträge zur Geschichte Württembergs 1, 5. 6. [2]) Spittler vermischte Schriften über deutsche Geschichte 3, 224. 225.



läufig bekräftigte und bestätigte, mit dem Versprechen, alles für das Vaterland Nützliche und Ersprießliche vorzunehmen, das Ueble ab- und das Gute herzustellen, die evangelische Religion Augsburgischen Bekenntnisses nicht im mindesten zu stören, sondern alle Religions- und Friedensschlüsse heilig zu halten, keine Veränderung vorzunehmen noch zu gestatten, und seinen Kindern die nämlichen Gesinnungen einzupflanzen [1]). Nach des bisherigen Erbprinzen Tode (1732) versprach der Herzog als nunmehriger Erbe des Landes, „mit gutem, reifem Vorbedacht, und aus freiwilligem Herzen," unter Anführung der vornehmsten Landesverträge: „daß er auch die allermindeste Aenderung im Religionszustande des Landes nicht gestatten, die Kanzlei und Landbeamtungen mit Protestanten, und so viel möglich mit Landeskindern besetzen, Synodus und Consistorium in ihrer Verfassung, auch alle geistlichen Anstalten, Einkünfte und Rechte ungeschmälert lassen wolle." „Das **Simultaneum catholicum** sollte nirgends eingeführt, und außer der Hofkapelle nicht der allergeringste Akt eines katholischen Gottesdienstes im Lande gehalten werden." — Zugleich entsagte der Herzog für sich und seine Erben und Nachkommen in bester Form Rechtens allen in Ansehung der Religion ihm etwa zukommenden Rechten, Freiheiten und Privilegien, wie sie genannt werden mögen, wie auch allen canonischen Dispositionen (Anordnungen des päpstlichen Kirchenrechtes), päpstlichen Absolutionen (Lossprechungen), Dispensationen, Edikten und Prinzipien der katholischen Clerisei. Dieselbe Versicherung gab er auf Bitte der Landstände wiederholt im Februar 1733 [2]). Nach dem Tode des Herzogs Eberhard Ludwig gab er dieselbe Versicherung dem Geheimenrath und den Ständen des Landes durch seinen Bevollmächtigten; und als er von Belgrad in sein Land zurückkehrte, um die Regierung anzutreten, bestätigte er auf Bitte der Landschaft ihre Verträge aufs neue, ehe er sich huldigen ließ. Und zwar wurde diese Bestätigung also ertheilt, daß man sah, wie der Herzog auch die geringsten Zweifel an seiner zur Duldung und zum Rechte willigen Gesinnung beseitigen wollte. Pahl sagt: „Nicht nur wurden die bisherigen Versicherungen wiederholt, sondern noch besonders

---

[1]) Pfaff G. W. 4, 189. [2]) Pfaff 4, 190.

bei fürstlich wahren Worten, Treuen und Glauben versichert, daß alle Hof-, Erb- und andere Aemter, der geheime Rath, die übrigen Collegien und Balleyen, wie auch alle herrschaftlichen Beamtungen, Stadt- und sonstige Gerichte, mit keinen andern als der evangelisch-lutherischen Religion zugethanen Personen besetzt, und alle zur Unterschreibung der Concordie verpflichtet, das Consistorium und die Synode in ihrer hergebrachten Verfassung, Wirksamkeit und Kraft erhalten, alle in dem Lande befindlichen Klöster, Klosterschulen und Seminarien unveränderlich gelassen, und in sämmtlichen Kirchen und Schulen allein die evangelisch-lutherische Religion gelehrt, keine katholischen Kirchen, Kapellen, Altäre, Bilder und Kirchhöfe aufgerichtet, und überhaupt nicht der geringste Akt des katholischen Gottesdienstes, die Privatandacht des Herzogs ausgenommen, geduldet werden solle." Weiter gelobte der Herzog: „es soll auch bei der Universität zu Tübingen und dem Stuttgarter Gymnasium im Religionspunkte keine Aenderung statthaben, die Prälaturen, Propsteien und Abteien sollen blos an evangelische Personen gelangen, denen ihre Landstandschaft gesichert bleibe, Bürger von einer anderen Religion sollen den Gemeinden nie aufgedrungen werden dürfen, und gleich wie er zu Uebung seines Privatgottesdienstes eine eigene Kapelle in seinem Schlosse einzurichten gesonnen sei, soll die bisherige Hofkapelle ferner den Evangelischen gelassen werden. Endlich verzichtete er (das bisher bestehende Grundgesetz ausdrücklich bestätigend, daß auf ewige Zeiten unter keinerlei Schein und Vorwand nie ein anderer, denn der evangelisch-lutherische Gottesdienst im Lande gestattet werden solle), wohlbedächtlich und freiwillig, für sich, seine Erben und Nachkommen, auf jede Zurücknahme der Beschränkung dieser Zusagen, unter welchem Titel es auch geschehen könnte, und fügte die Betheurung hinzu, daß er die von ihm gesicherte Kirchenverfassung gegen alle Eingriffe schützen und schirmen, und jeder Störung derselben sein fürstliches Ansehen entgegensetzen werde."

„Um auch die letzten Besorgnisse zu zerstreuen, gieng er noch weiter und begab sich (27. März 1734) der sogenannten landesbischöflichen Rechte, welche die deutschen Landesherren über die unter ihrer Hoheit stehenden evangelischen Gemeinden nach dem Herkommen ausübten, und aller persönlichen Theilnahme an



dem Kirchenregimente, und bevollmächtigte dagegen den geheimen Rath, alle und jede die evangelische Religion, das Kirchen- und das dahin einschlagende Oekonomie- und Polizeiwesen betreffende Angelegenheiten, nach dem Vorgange von Chur-Sachsen, allein und ohne Anfrage bei ihm zu besorgen. Zugleich wurden sämmtliche Collegien angewiesen, in solchen Fällen ihre Berichte lediglich an die besagte Behörde zu erstatten, und ihre reichs- und landesgrundgesetzmäßigen Bescheide zu befolgen."

„Um allen diesen Bestimmungen eine noch festere Bürgschaft zu verleihen, übergab der Herzog dem Verein der evangelischen Stände am Reichstage eine feierliche Versicherungsakte für die stete Aufrechterhaltung derselben, welche auch in Kraft eines Vertrages angenommen wurde (12. Juni 1734); zugleich übernahmen, auf das von herzoglicher und landschaftlicher Seite an sie gemachte Ansinnen, der König von Preußen als Churfürst von Brandenburg, der König von England als Churfürst von Hannover, und der König von Dänemark als Herzog von Holstein die Gewährleistung für die ausgestellten Reversalien [1]).

Der Anfang der Regierung des Herzogs gewährte viel Hoffnung. Es zeigte sich bei ihm eine sittliche Entrüstung gegen die Grävenitz und ihre Parthei, und manche Wahl eines Rathes, die er traf, zeigte, daß er auch der evangelischen Kirche nicht übel wolle. Den edeln Georg Bernhard Bilfinger, dessen Talent ihm wohl bekannt war, nöthigte er, die theologische Laufbahn mit der eines Staatsmannes zu vertauschen, und ertrug es auch, wenn der freimüthige Mann die Rechte der evangelischen Kirche in Schutz nahm. Ebenso zeigte er sich derselben darin gewogen, daß er dem damaligen Regierungsrathe und nachmaligen Landschafts-Consulenten Johann Jakob Moser die Behandlung der Religions-Angelegenheiten übertrug, einem Mann, auf dessen Redlichkeit er vertraute. Moser selbst erzählt in seinem Leben, daß dem prachtliebenden Fürsten einmal der Gedanke gekommen sei, bei Strafe einer vierteljährigen Besoldung die Kanzleibeamten zu zwingen, mit ihren Weibern und Töchtern den Carneval zu besuchen. Es wurde Mosern im Regierungs-Colle-

---

[1]) Pahl 5, 64—66 wörtlich.

gium mitgetheilt; er erklärte aber, daß weder er, noch Jemand von seiner Familie erscheinen werde; und hielt Wort. Dieß wurde dem Herzog angezeigt; er aber entgegnete: „Wenn es ein Anderer gethan hätte, so würde er ihn strafen, von Moser aber glaube er, daß er sich ernstlich ein Gewissen daraus mache, und also solle man ihn passiren lassen [1].“

Indessen trug Vieles dazu bei, ihn doch nach und nach der katholischen Propaganda näher zu bringen, welche ein Auge auf Württemberg hatte. Einmal war er nun Katholik, und als solcher kränkte es ihn, wenn er den Eingriffen seiner Confessionsgenossen in die Rechte des Landes entgegentreten sollte. Man achtete aber von dieser Seite die Rechte des Landes nicht, sondern suchte, den Reversalien zuwider, geradezu da und dort katholischen Gottesdienst zu begründen.

Zunächst versuchte man, die den Reversalien gemäßen Rechte des katholischen Hofgottesdienstes möglichst auszudehnen. Das Versprechen des Herzogs, die bisherige evangelische Hofkapelle in Stuttgart und Ludwigsburg den Evangelischen zu lassen, blieb unerfüllt, kaum daß der evangelische Theil des Hofes noch neben dem katholischen zu Stuttgart seinen Gottesdienst feiern durfte. In Ludwigsburg mußte ersterer ganz weichen [2]. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Weltgeistlichen und Chordienern würde, als zu dem fürstlichen Gottesdienste, nicht aufgefallen seyn, aber neben denselben kamen auch einige Franziskanermönche nach Stuttgart und Ludwigsburg, ja, man dachte bereits daran, ihnen ein sogenanntes Hospitium, ein kleineres Gebäude zu mönchischem Zusammenwohnen zu errichten. Sie sollten nämlich „ihre geistlichen Dienste mit allem Eifer, sowohl in Ludwigsburg und Stuttgart, als im ganzen Lande bezeugen [3].“ Die Regimenter dagegen bekamen wirklich nicht blos katholische Regimentsgeistliche, sondern man war auch bei der Besetzung der Offiziersstellen sehr bedacht, Katholiken herbeizuziehen. Bereits wurden außerhalb der Hofkirche da und dort die Sakramente nach katholischem Gebrauche ausgetheilt und für die Soldaten öffentlich Messe gelesen (wie

[1]) Mosers Leben von Ledderhose 46. [2]) Dizinger 1, 119. [3]) Dizinger 1, 172. 41 ff.



zu Leonberg) und dabei die Trommel gerührt[1]). Es waren das Versuche im Kleinen, und die Räthe klagten darüber, weil man wußte, worauf es abgesehen war; der Herzog gab mitunter nach, aber mit Widerwillen. Auch Moser wurde ihm zuwider bei folgendem Anlasse. Der Graf Fugger hatte, als Lehensmann von Württemberg, zu Gruppenbach und Stettenfels auf evangelischem Grund und Boden ohne alles Weitere, den Reichs- und Landesgesetzen zuwider, einen katholischen Kloster- und Kirchenbau begonnen, und noch ehe das Gebäude vollendet war, Kapuzinermönche dorthin geführt. Moser mußte den katholischen Gottesdienst als württembergischer Commissär verbieten und das begonnene Gebäude, mit eigener Lebensgefahr, schleifen lassen. Der Herzog sah ein, daß es nicht anders Rechtens war, aber Moser fiel in Ungnade und gieng bald außer Lands[2]). Alle Klagen der vorwärtsdringenwollenden Katholiken wurden natürlich dem Herzog auf die Schultern gelegt; wie konnte er anders, als denen zürnen, welche die Klagen veranlaßten, und als solche erschienen ihm seine Protestanten.

Aber weit mehr als die Reversalien und die ihn schwer drückende Erfüllung der damit übernommenen Pflichten gegen die evangelische Kirche wurde ihm das Verhältniß zu den Ständen des Landes zur Last. Er, als General bisher an unbedingten Gehorsam gewöhnt, konnte den Widerspruch der Stände nicht ertragen; für sein Militär schafften sie ihm nicht genug Geld, und ihr festes Zusammenhalten hielt er nach und nach für Verrätherei. Dazu ward er von seinen Umgebungen, dem General Remchingen und Juden Süß, so wie auch vom würzburgischen Hofe gegen die Stände aufgereizt[3]), und war so nach und nach im Begriff, ein Werkzeug der katholischen Propaganda zu werden. Sie war bereit, ihm bei Vernichtung der ständischen Freiheit beizustehen, um mit derselben den evangelischen Glauben zu unterdrücken[4]).

---

[1]) Dizinger 1, 43. 131. [2]) Moser Autobiographie von 1768, p. 58. [3]) Dizinger 1, 115. [4]) Dizinger 1, 48 ff.

Zweites Kapitel.

Die Gefahren der evangelischen Kirche zur Zeit des Herzogs Karl Alexander.

Schon ehe die Gefahr von Seiten des Katholicismus so nahe war, lag auf der christlichen Kirche des Landes die Hand eines tief gefallenen Israeliten, des Süß Oppenheimer, eines Menschen, welcher sich dem Herzog bis in dessen Tod unentbehrlich zu machen gewußt hat. Oder war es nicht auch eine Bedrückung der Kirche, wenn dieser Jude darauf hinarbeitete, alle sittlichen Grundlagen des Staates und des bürgerlichen Lebens absichtsvoll zu untergraben? War es nicht empörend, wie er ein öffentliches Amt errichtete, welches die Beamtungen verkaufte (Gratialamt), ein anderes, bei welchem gewissenlose Beamte und andere strafbare Personen ihre Strafen mit Geld abkauften (Fiscalamt): wenn er befahl, alle liegenden Güter der Waisen zu verkaufen und das Geld bei seinem Waisengericht zu niederem Zinsfuß anzulegen (Pupillenamt); wenn er von wohlthätigen Stiftungen unfreiwillige Anlehen gleichfalls zu niederen Zinsen erzwang; endlich auch höhere und niedere geistliche Stellen verkaufte und über das Kirchengut zu disponiren anfieng — Alles, um sich Geld und Gunst zu machen [1]). Und dieses erreichte er dadurch, daß er den Funken der Zwietracht in die herzogliche Familie warf, die edelsten Staatsmänner vertrieb, oder den Herzog für sie unzugänglich machte [2]), die Räthe und Beamten mit Cassation, Kreuzweisschließen, Festungsstrafen und Verbannung, ja mit Auspeitschen, Henken und Köpfen bedrohte; dem Herzog aber beibrachte, wie alle Beschwerden der Landstände nur im Religionshaß und Eigennutz ihren Grund haben [3]). Zügellos wollüstig, suchte er durch Ueberredungen, List und Gewalt seinen Zweck zu erreichen; es war ihm, frech, wie er war, das Unglück ehrbarer Familien etwas Gleichgültiges, und eine Lust, die von ihm entheiligte Unschuld noch zu verhöhnen. Aber dabei hatte er ein bebendes

---

[1]) Moser Autobiogr. [2]) Dizinger 1, 117. [3]) Dizinger 1, 29 ff. 37 ff.



Herz, und sah mitten in seiner Pracht und im Taumel seiner Lust immer das Schwert über seinem Haupte schweben. So suchte er nach Hülfe, auf den Fall, daß der Herzog stürbe. Vergebens war es, daß er Bilfingern zu gewinnen strebte, lieber wollte dieser das Recht, wie und wo er noch konnte, im Geheimenrath vertheidigen, und „sollte er dafür auf die Festung kommen.“ Aber einen andern Mann jener Zeit wußte er zu bezaubern, den sonst als Pädagog so viel geschätzten Prälaten Weissensee (1740). Dieser hätte gerne die Ehrenstufe des Johannes Osiander erstiegen, und sein Bruder war von dem Süß ganz abhängig! Noch in hohem Alter soll er oft schmerzlich jene Zeit beklagt haben [1]). Doch genügte dem Juden Süß das nicht, was Weissensee's damals vielgeltendes Wort vermochte; er sah sich nach anderer Hülfe um, und diese schien sich ihm bei den Katholiken und bei dem Generale Remchingen darzubieten. Die Erkaufung der Meßgewänder und Monstranzen für den katholischen Gottesdienst gieng durch die Hand des Süß, und es wurden von ihm zu diesem Behufe 4000 Gulden aus dem evangelischen Kirchengute erhoben [2]). Die Kapuziner-Oberen zu Weil der Stadt hatten einige Zeit ihre Wohnung in Stuttgart bei ihm genommen, und hatten nebst dem würzburgischen Hofrath Raab und dem General Remchingen oft und viel bei ihm gespeist, und durch ihn Zutritt zum Herzog gesucht [3]). Um so ängstlicher aber suchte er sich das Vertrauen dieser Männer zu erhalten, da ein Betrug von seiner Seite dem Herzog entdeckt worden war.

Indessen er hätte vorerst wenigstens ruhig seyn können, so lange der Herzog lebte, wäre ihm wohl kein Leid geschehen. Hatte er doch von des Herzogs eigener Hand eine Urkunde erhalten (12. Februar 1737), in der ihm versichert wurde: „daß er jetzt und fürderhin, in Ansehung seiner zu des Herzogs völligem Vergnügen geleisteten Dienste, nie zur Verantwortung gezogen werden solle [4])! Und so oft der Herzog drohte, zürnte, so oft reute es ihn wieder. Eben jetzt schien man des Juden Süß mehr als je zu bedürfen; denn wer konnte Geld

---

[1]) Bengels Briefwechsel p. 218 — Dizinger 1, 29, hat Weisenstein statt Weissensee. [2]) Dizinger 1, 42. 152. [3]) Dizinger 1, 152. [4]) Pfaff 4,211.

herbeischaffen als er? und der Herzog gieng mit einem sehr weit aussehenden Plane um.

Im Anfange des Jahres 1737 war nämlich seine Erbitterung gegen die Landstände auf einen so hohen Grad gestiegen, daß ein Bruch des Herzogs mit denselben mit Bestimmtheit sich als sehr nahe vorhersehen ließ, und eben diesen Zeitpunkt hatte die katholische Parthei zur Ausführung ihrer Plane erwählt. An der Spitze derselben stand der Bischof von Würzburg, ein vertrauter Freund des Herzogs, welcher schon im Jahre 1736 dem Herzog das Simultaneum, d. h. die Gleichstellung der katholischen Religion mit der lutherischen in Württemberg, angerathen hatte [1]). Der Bischof war ein scharfblickender, kluger Fürst, und schon als früherer Reichs-Vicekanzler überall in Deutschland hoch angesehen, ein Mann, der seinen Worten Nachdruck zu geben wußte [2]). Mit ihm trat der württembergische General Remchingen in ein näheres Verhältniß, ein muthiger, aber übermüthiger Soldat, der sich nicht ganz ohne Grund eines überwiegenden Einflusses auf den Herzog rühmte [3]). Mitunter zeigte er sich sehr liberal, so daß auch Geheimerath Bilfinger mit ihm im Vertrauen über wichtige, religiös-politische Fragen geredet zu haben scheint [4]). Indessen ergab sich bald, daß seine Gesinnung keineswegs der evangelischen Kirche günstig war. Bei dem württembergischen Militär versuchte er zuerst dem Katholicismus Bahn zu brechen; denn was in dieser Hinsicht oben angeführt wurde, rührte von Remchingen her; ebenso gieng fast Alles, was von Seiten des würzburgischen Hofes in derselben Hinsicht versucht wurde, durch ihn an den Herzog. Auch correspondirte er mit seinem Bruder, dem Malteserritter, der sich zu Rom aufhielt, und mit dem Freiherrn von Ramschwag zu Innspruk über die Einführung des Katholicismus in Württemberg [5]).

Der bedeutendste Theil der Papiere Remchingens, namentlich die Verhandlungen mit Würzburg, wurden nach des Herzogs Tode schleunigst bei Seite geschafft [6]), und so ist nur Weniges über die Plane seiner Parthei mit juridischer Gewißheit an den Tag gekommen. Indessen war Remchingen doch nicht der Mann,

[1]) Pfaff 4, 221 [2]) Mosers Leben v. Ledderhose 45. [3]) Dizinger 1, 99. 101. [4]) Dizinger 1, 124. [5]) Dizinger 1, 120. 121. [6]) Dizinger 1, 102.



welcher ganz an sich halten konnte. Bald da, bald dort äußerte er seinen Haß gegen die Landstände und seinen Widerwillen gegen die Landeskirche, zumal im Kreise seiner Freunde. Im Anfange des Jahres 1737 war er z. B. bei dem Juden Süß zu Gast, dem er seit dieser Zeit besonders artig begegnete [1]; der würzburgische Hofrath Raab war auch da, desgleichen die Kapuziner-Oberen von Weil der Stadt. Da brach der General heraus: „Jetzt sei er der Landschaft hinter ihren Alcoran gekommen; wenn er seine Sache in den Stand bringe, so dürfe sein Herr nur befehlen." — „Vivat Alexander!" rief er, „wenn ich einmal mit meinen zwölftausend Mann fertig bin und auf meinem Rothschimmel sitze, alsdann muß es brechen." Ein andermal rieth er: „der Herzog habe nicht nöthig, der Landschaft Gehör zu geben, er sei Herr im Lande. Einen Landtag könne man zusammenberufen, und der Herzog wohl darauf erscheinen, die Truppen aber müßten gegenwärtig seyn [2])." Am meisten aber verrieth ihn ein Brief an einen Rath des Bischofs von Würzburg, dessen Abfassung er nicht leugnen konnte, und der, bei allem Schwulst der Worte, doch auf den Grund sehen läßt. Remchingen schreibt also:

„Es ist weltkundig, zu was für eclatanten **Reversalien** Serenissimus (der Herzog) durch Treu- und Pflicht-Vergessenheit seiner gottlosen Minister bei Antritt seiner Regierung und ganz verstörten Babylon wider Willen verleitet, und, gedrängt durch die teuflischen Umtriebe hoher Personen und der Minister, die zu selbiger Zeit nicht wohl zu vermeiden waren, gezwungen worden; das geschah, weil er sich nicht allein durch einen leiblichen Bruder, den hochruhenden Prinz Friedrich, mit dem die Landschaft in vertrautestem Verhältniß gestanden, und solchen zu ihrem Regenten zu haben bereits kabalirte, als Katholik critisiret, sondern auch noch dazu ohne Geld und Volk von aller Hülfe entblößet sehen mußte, dahero anders nichts zu thun war, als von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Dabei hat er aber doch diese kurze Resolution gefaßt (es sind dieß Ausdrücke Seiner Durchlaucht selbst): „„Ich habe die Pflichtvergessenheit

[1]) Dizinger 1, 117. [2]) Wahrhafter Abdruck des an Ihro Kaiserl. Majestät vom Herzog Administrator Karl Friedrich über den General Remchingen erstatteten Berichts Lit. B. N. III. VI. I. II.

meiner Minister und Treulosigkeit der Landstände bis zum Uebermaß von darum rufen lassen, damit sie desto tiefer fallen, folglich um seiner Zeit diese enorme Action aller Welt desto verfänglicher, und ohne Anstoß und Geräusch richterlicher Verhandlung manifestiren, und die jedem Reichsfürsten zugehörende, den Friedensschlüssen und Reichsordnungen correspondirende und so gottlos abgezwackte Rechte zu erlangen, ja diese Lasterthat Meiner treuvergessenen Räthe und gehuldigter Unterthanen verdientermaßen bestrafen zu dörfen.""

„Und dieß wäre der gordische Knoten, der um künftige Ruhe, auch Wohlfahrt des durchlauchtigsten Hauses, hauptsächlich aber, daß die Nachwelt von denen rühmlichsten Thaten dieses tapfern Capitäns und Feldherrn überzeugt bleibe, mit des Alexandri Säbel entzweigehauen werden sollte. Ob und wie das Project ausführbar zu machen, ist kein anderes Mittel übrig, als zu dem großen Weltorakel, dero gnädigstem Herrn die Zuflucht zu nehmen, die ohnedem des württembergischen Hauses Wohlfahrt sich tief zu Herzen ziehen und in allem Sturm die Windstille zu verschaffen, selbst gnädigst erklärt haben. Ew. Hochwohlgeb. schreiben mir hierauf dero hocherlauchte Gedanken, was Celsissimus (d. h. der Bischof) in Sachen räthlich halten, zumalen wann es an der Zeit, mit der Katze durch den Bach zu fahren. Mich bedünkt, als wenn man nach Darlegung ihrer Verdienst die Minister gleich mitgreiffen würde, es dörfte eine solche Verrätherei an den Tag kommen, durch welcher man unserer vielköpfigen Schlange der Landschaft noch besser auf den Kopf zu stehen in Stand gesetzt würde."

Hieraus erhellt kurz Folgendes: die Reversalien (welche zunächst die Religion, dann auch die sonstigen ständischen Rechte betreffen) sollten förmlich abgethan werden, und zwar sollte der Knoten nicht gelöst, sondern mit Gewalt zerhauen werden, an die Stelle des Rechts sollte der „Säbel" Karl Alexanders treten. Der Bischof von Würzburg hat sich bereit erklärt, den etwa entstehenden Sturm zu stillen; er soll auch über den Zeitpunkt der Ausführung seinen Rath geben. Der übrige Inhalt des Briefs bittet um Vorsicht in dieser „delikatesten" Sache [1]).

---

[1]) Dizinger 1, 103—105.



Auf dieß antwortete der Bischof dem Herzoge selbst: „daß man nicht so schnell verfahren, sondern abwarten solle, bis man deßwegen eine Conferenz halten könne." Bald darauf erhielt der Herzog auch die Ausfertigung des würzburgischen Geheimeraths Fichtel, welcher ihm angab, wie er die Landesverträge ändern solle — deren Hauptsumme darauf hinauskam: „Nur bei der Veräußerung des Landes oder eines Landestheiles sei der Regent an die Landstände gebunden. In allen übrigen Fällen sei ihnen blos eine berathende Stimme einzuräumen und sie seien blos als zustimmende Räthe und Vollstrecker anzusehen." Namentlich wurde dieses bei der Entscheidung über Krieg und Frieden und bei Gebung allgemeiner Landesgesetze und Ordnungen, sowie deren Erklärung behauptet [1]). Zugleich kam der Herzog auf den Gedanken, oder wurde darauf gebracht, das Geheimeraths-Collegium (diese oberste Staats- und Kirchen-Behörde) abgehen zu lassen. Man wollte aus Stabsoffizieren zwölf Obervögte formiren und selbigen die Regierung des Landes anvertrauen, wie es auch in den kaiserlichen Niederlanden sei; nun wären die meisten Stabsoffiziere Katholiken, und die evangelischen schon bei hohem Alter, bei welcher Gelegenheit man das Geheimeraths-Collegium ersparen könnte [2])." Endlich, um auch für die Zukunft gesichert zu seyn, bewog Remchingen den Herzog, ein früheres Testament umzustoßen und ein neues abfassen zu lassen, in welchem der Bischof von Würzburg zum Mit-Vormünder der herzoglichen Prinzen eingesetzt ward [3]). So wurde dem angelegentlichen Wunsche des Bischofs: dauernden Einfluß auf die Erziehung der herzoglichen Prinzen zu gewinnen, entgegengekommen.

Ist es ein Wunder, daß der Bischof, daß der Papst selbst diese günstige Lage der Dinge zu benützen suchten? Ersterer wußte nun einen seiner Räthe, Raab, in württembergische Dienste zu bringen. Der Papst aber sandte bereits einen Agenten in der Person des Paters Mecenati nach Württemberg ab: „zur Emporbringung des katholischen Glaubens und zum besonderen Besten des Herzogs [4])." Indessen blieb der Zeitpunkt der Ausführung aller Plane auf eine nochmalige persönliche Be-

[1]) Dizinger 1, 48. 49. [2]) Dizinger 1, 131. 122. [3]) Dizinger 1, 99. 110. Pfaff 4, 220. [4]) Wahrhafter Abdruck B. XI.

rathung der Sache mit dem Herzog in Würzburg selbst ausgesetzt. Letzterer hatte nämlich eine Reise nach Danzig vor, auf welcher er den Bischof besuchen wollte [1]). Die Militärsachen sollten in dieser Zeit unmittebar von Remchingen besorgt werden, dem er eine geheime Ordre hinterlassen wollte; die Staatsangelegenheiten von einer Interimsregierung, unter Vorsitz der Herzogin [2]).

Mit Zittern sah das Land dem drohenden Ungewitter entgegen und es giengen die beunruhigendsten Gerüchte. „Von Mund zu Munde erzählte man sich, daß sobald der Herzog das Land werde verlassen haben, der Bischof von Würzburg Hülfstruppen schicken, und das württembergische Militär werde bereit gehalten werden, um des Herzogs zurückgelassene Befehle wegen Gleichstellung des lutherischen und katholischen Glaubens im Lande, wegen Verhaftung und peinlicher Anklage mehrerer angesehener Staatsdiener und Mitglieder der Landschaft, wegen Ablieferung alles alten Silbers in die Münze, wegen Einführung des Beichtpfennigs und wegen vieler anderer Dinge zu vollstrecken; vor Allem aber, um die Unterthanen, unter dem Vorwande, das Wildpretschießen zu verhindern, zu entwaffnen [3]).“ „Man deutete,“ sagt ein anderer württembergischer Geschichtsschreiber, „mit Fingern auf die Männer, unter ihnen selbst Geistliche von dem höchsten Range, die sich bereits zum Abfalle erboten haben sollten [4]). Es liefen die Gerüchte, daß demnächst die Stiftskirche in Stuttgart und die Klöster den römischen Priestern wieder eingeräumt würden, und daß, zum Behufe der Neubekehrten, eine Menge Kisten, mit Rosenkränzen gefüllt, von Würzburg her auf dem Wege wären [5]).“ Auch nannte man diejenigen herzoglichen Räthe, Landschaftsconsulenten und Prälaten, welche auf die Festung gebracht und dort peinlich prozessirt werden sollten [6]).

Der Herzog rüstete zur Reise. Noch wohnte er dem Carneval in Stuttgart bei und reiste dann nach Ludwigsburg. Dort speiste er zu Mittag und nach der Tafel gieng er in die Gruft, wo er sich den Ort seines Begräbnisses bezeichnete. Tags darauf ernannte er den würzburgischen Rath Raab zum Geheimenrath

[1]) Dizinger 1, 56. [2]) Dizinger 1, 56. 57. [3]) Dizinger 1, 58. 59. [4]) Zusatz aus Zimmermann, Gesch. Württembergs 2, 454. [5]) Pahl 5, 82. [6]) Zimmermann 2, 454, womit zu vergleichen Dizinger 1, 28. 29. bes. 134. 101 und Moser patr. Archiv 1, 127.



und Hofkanzler, besuchte noch den Hofgarten, und bedauerte, „daß er den Flor desselben nicht mehr sehen könne, weil er auf Danzig gehe." Am Nachtessen war er noch ziemlich munter, spielte mit dem Süßen und verehrte ihm die gewonnenen 200 Dukaten. Die Sängerinnen waren auch noch da. Nach halb zehn Uhr stund er auf und sagte: wie sticht's mich! Sobald er im Zimmer war, riß er seine Kleider auf und der Kammerdiener Neuffer zog ihn aus. Indessen sprang sein Hund auf und um ihn herum, zu dem sprach er: du willst mich noch aufmuntern? Indem fieng sein Kanarienvogel an zu pfeifen, zu dem sagte er: und du willst mich heute noch lustig machen, aber es wird nichts daraus, ich muß mich zur Ruhe legen. Der Neuffer gieng hinaus, dem rufte er augenblicklich und sprach: „wie wird mir so eng! der Athem will mir ausbleiben, Arznei her! Pater Kaspar her!" Neuffer sprang herbei und brachte eilends eine gewisse, besonders anständige Arznei in einer Theeschaale. Der Herzog konnte aber kaum einen Mund voll hinunterbringen. Man setzte ihn auf einen Stuhl und ließ ihm zur Ader, aber kaum flossen drei oder vier Unzen Blut, so überfiel den Herzog ein Steckfluß mit solcher Heftigkeit, daß er unter etlichmaligem Ausrufen: „„HErr Jesus, wie wird mir, ich muß sterben!"" sich zwar nochmals in die Höhe streckte, aber alsobald todt zusammensank." Der Pater eilte erschrocken herbei, um nur noch einige Worte mit dem Sterbenden zu sprechen, traf ihn aber nicht mehr unter den Lebenden [1])." Es war die zehnte Stunde Nachts, als der Herzog zu Ludwigsburg verschied. Gegen Mitternacht brachte der Jagdsekretär Osiander die Todesnachricht in solcher Eile nach Stuttgart, daß das Pferd todt unter ihm zusammenstürzte. Noch lagen da und dort Betende auf ihren Knieen, als die Nachricht gebracht wurde; aber eine Rettung der evangelischen Kirche auf diese Weise hatte Niemand geahnt [2]).

---

[1]) Moser patr. Arch. 1, 124. 125. Dizinger 1, 180 ff. (offiziellem Berichte gemäß, mit Moser einstimmig.) [2]) Burk Christenbote 1833, Nro. 27. 36. Barth württemb. Gesch. p. 241.

Dritter Abschnitt.

Die vormundschaftliche Regierung.

Erstes Kapitel.

Wie dem Landesverderben gesteuert wurde.

Kaum war das Gerücht erschollen, daß der Herzog nicht mehr sei, als Süß, Remchingen und Raab, jeder auf seine Weise, seine Maßregeln ergriff. Raab flüchtete die wichtigsten Briefe, welche zwischen dem württembergischen und würzburgischen Hofe gewechselt worden waren, nach Würzburg; Süß suchte seine eigene Person durch Flucht zu retten, Remchingen sich durch Trotz zu helfen [1]). Aber vergeblich waren die Versuche des Juden Süß, zu entkommen; nur zwei seiner Genossen, sein Cassier und sein Sekretär, wußten zu entfliehen. Die Anklagen gegen ihn häuften sich, und man brachte ihn auf die Feste Hohenneuffen, dann auf den Asperg. Das erbitterte Volk verfolgte ihn mit Steinwürfen und mißhandelte die Juden, die sich nach Stuttgart gezogen hatten, als wären sie alle seine Genossen [2]). Indessen stellte sich Remchingen dem nach den Hausgesetzen zur Vormundschaft berechtigten Herzoge Karl Rudolph desto trotziger entgegen, indem er sich auf das letzte Testament des Herzogs berief. Er verweigerte dem Herzog Administrator die Huldigung und die Annahme der Parole, verpflichtete die Offiziere zu demselben Ungehorsam, ließ das Alexandrinische Testament von ihnen beschwören, und gebot ihnen, keine Befehle, die nicht von der Herzogin und ihm unterzeichnet wären, anzunehmen. Zu gleicher Zeit verstärkte er die Besatzung von Stuttgart, und gewann die Offiziere durch das Vorgeben: man gehe mit Verringerung des Heeres um, gegen den Herzog Karl Rudolph [3]). Aber der greise Herzog, der so manche Schlacht siegreich geschlagen hatte, setzte der Auflehnung bald ein Ziel. Den Offizieren wurde die beruhigende Versicherung gegeben: „daß man sich für Erhaltung des

---

[1]) Dizinger 1, 102. [2]) Pfaff 4, 233. 234. [3]) Pahl 5, 85. 86. Pfaff 4, 227 ff.



Heeres möglichst angreiffen werde;" den Remchingen aber ließ er ohne Weiteres gefangen setzen, und erklärte: „daß er bis zur Erledigung des über dem herzoglichen Testament entstandenen Zerwürfnisses Niemand, wer es auch sei, zur Mitverwaltung des Landes zulassen werde."

Im Vertrauen auf das Testament Karl Alexanders, der seine Wittwe und den Bischof von Würzburg zu Vormündern seines unmündigen Erbprinzen auch in der Landesregierung eingesetzt hatte, versuchten diese beide, ihre Ansprüche durchzusetzen, denn man zählte auf die Begünstigung des kaiserlichen Hofes, von dem zu erwarten stand, er werde einer mit den Interessen der katholischen Religion so eng verbundenen Sache seinen Schutz nicht entziehen [1]. Karl Rudolph dagegen, eifrig besorgt für die Erhaltung des evangelischen Glaubens, und der Plane des Bischofs von Würzburg wohl kundig, wußte mehrere evangelische Höfe in sein Interesse zu ziehen. Der kaiserliche Hof, so sehr er geneigt war, der Herzogin beizustehen, konnte doch dem Administrator Karl Rudolph die wohlverdiente, längstbegründete Achtung nicht entziehen, und trug auf Vermittlung an. Aber nun wollte der Bischof von Würzburg von keinem Vergleiche wissen, so daß Karl Rudolph einseitig mit der Herzogin Wittwe übereinkam. Letztere war in Geldverlegenheiten, und durch das Gerücht, als wolle sie die evangelische Kirche in Teinach den Katholiken in die Hände bringen, war die Unzufriedenheit im Lande gegen sie so gesteigert worden, daß sie endlich gerne die Vermittlung des sächsischen Hofes annahm und mit dem Herzog Administrator einen ehrenhaften Vergleich eingieng. Sie sollte den Titel einer Obervormünderin, die Erziehung der fürstlichen Kinder, die Wahl ihrer Lehrer, die freie Glaubensübung für sich und die Ihrigen behalten, auch alle wichtigen Landesangelegenheiten, so weit sie nicht das Kriegs- und Religionswesen betreffen, sollten ihr von zwei Geheimeräthen vorgetragen werden. Der bisherige Rechtsstreit, so wie die Gültigkeit des letzten Testamentes von Karl Alexander wurden aufgehoben [2]. Die Herzogin bestätigte die Reversalien und dem Geheimenrathe die Mitvormundschaft über die fürstlichen Kinder. Dem Herzog Karl

[1]) Pahl 5, 86. [2]) Pfaff 2, 231.

Rudolph verblieb die Landesregierung [1]). Der kaiserliche Hof aber bekräftigte diesen im Januar 1738 beschworenen Vergleich im Juli desselben Jahres [2]). Nur der Bischof von Würzburg gab seine Ansprüche nicht ganz auf; aber vergebens war es, daß er dieselben durch den berühmten Staatsrechtslehrer Ikstatt vertheidigen ließ. Die durch den württembergischen Landschaftsconsulenten Georgii verfaßte Widerlegung schlug die Zweifel an dem guten Rechte des Herzogs Karl Rudolph nieder. Auch die geheimen Umtriebe, welche die Gegenparthei machte, um Alles so einzurichten, daß nach dem Tode Karl Rudolphs die Landes-Administration in die Hände der Herzogin komme, wurden noch zeitig entdeckt [3]). Es blieb dabei: die katholische Propaganda sollte dießmal ihre Plane gegen Württemberg nicht in's Werk setzen.

Während dieses Rechtsstreites gieng die Untersuchung über den Juden Süß ihren Gang fort. Wenige Tage nach dem mit der Herzogin geschlossenen Vergleiche ward er zum Strange verurtheilt; der Herzog Administrator erklärte: „er sei in seinem Gewissen verbunden, der von Gott ihm anvertrauten Justiz ein Genüge zu thun, und vor den Augen der Auswärtigen und des ganzen Landes seinen gerechten Eifer in Bestrafung der von dem Inquisiten verübten, verdammlichen Mißhandlungen zu erproben." Nicht leicht hat wohl ein Todesurtheil einen so entsetzlichen Eindruck auf einen Missethäter gemacht, wie dieses! So trotzig und herzhaft sich Süß im Anfange seines Verhöres bewiesen hatte, so wurde ihm doch nach und nach bange, je mehr es an den Tag kam: „auf welche niederträchtige und schändliche Weise er das Zutrauen seines Herrn mißbraucht, und mit welcher Schamlosigkeit und Frechheit er und seine Helfershelfer alle Gesetze und alle wohlhergebrachten Rechte und Gerechtigkeiten mit Füßen getreten und selbst mit dem Heiligsten ein satanisches Spiel getrieben habe; wie er seinen Herrn und das Land betrogen, herrschaftliche Kassen und das Kirchengut, milde Stiftungen und Gemeindekassen geplündert, wie er manchen Privatmann zum Bettler gemacht und dabei die niedrigsten und gemeinsten Mittel gebraucht habe [4]). Wenn er aber daran dachte, daß er vielleicht

[1]) Dizinger 1, 86 ff. [2]) Dizinger 1, 88. 89. [3]) Pfaff 2, 231. Anm. [4]) Dizinger 1, 155.



mit dem Tode bestraft werde, gerieth er in Verzweiflung, die sich bei ihm in den mannigfaltigsten Gestalten kund gab; mitunter auch darin, daß er sich wirklich närrisch stellte, auch Versuche zu machen schien, sich selbst das Leben zu nehmen, ehe er durch die Hand des Scharfrichters dasselbe verliere. Im Anfange Decembers 1737 klagte er: „man lasse ihn nicht blos am Leibe, sondern auch an der Seele verderben, man solle ihm nur einen Geistlichen schicken, was es auch für einer wäre [1]).“ Man sandte ihm den Stadtpfarrer zu St. Leonhard, Georg Conrad Rieger, einen der geachtetsten Geistlichen des Landes. Aber vergebens suchte dieser in ihm das Bewußtseyn seiner Schuld zu wecken. Süß hatte hauptsächlich Fürsprache bei den Gerichten gewünscht. Nun, bis wenige Tage vor seinem Tode, besuchte ihn kein Geistlicher mehr [2]). Am 30. Januar ward er nach Stuttgart geführt, worüber er sehr erfreut war, und seine besten Kleider, die er sonst bei Hof getragen hatte, anzog. Aber seine Freude schwand, als man ihn nicht in seine Wohnung, sondern in's „Herrenhaus“ brachte, wo man ihm am 31. Januar das Todesurtheil ankündigte [3]). Zugleich wurde ihm, wie allen Malefikanten, angekündigt, „daß man ihm einen rechtschaffenen Geistlichen zuzuordnen gesonnen sei, wenn er etwa sich zum christlichen Glauben wenden wolle, doch werde er dadurch der Todesstrafe nicht entgehen [4]).“ Allein bei der ihn von nun an fürchterlich umtreibenden Todesangst war jeder Versuch der Geistlichen, ihn mit Worten des Alten Testamentes auch nur zur Erkenntniß seiner Schuld zu bringen, vergeblich [5]). Am 4. Februar, Morgens, ward ihm der Stab gebrochen. „Dieß erschütterte ihn tief, knieend bat er um sein Leben, er wolle Alles dafür hingeben; als er jedoch sah, daß Alles umsonst war, verwandelte sich seine Niedergeschlagenheit in Zorn; laut klagte er seine Richter der Ungerechtigkeit an und forderte sie vor Gottes Gericht, um Rechenschaft von seinem Blute zu geben. Nur mit Gewalt konnte er

---

[1]) Rieger Predigten. [2]) Rieger Predigten. [3]) Pfaff 3, 235. Dizinger 1, 161. [4]) Dizinger 1, 161. 162.

[5]) Wenn man auch mit Recht Manches an dem Bezeugen eines anderen, noch jungen, den Juden Süß besuchenden und ihn zur Hinrichtung begleitenden Geistlichen aussetzen mag, so gieng doch seine verzweifelnde Heftigkeit nur aus der Todesfurcht und Gewissensangst hervor, wie aus Vielem erhellt.

auf den Todeskarren gebracht, nur mit Banden hier festgehalten werden. Langsam fuhr er, unter einer starken Bedeckung und von einer zahllosen Volksmenge begleitet, dem Richtplatze zu." „Ich habe," so erzählt jedoch ein Zeitgenosse, der obengenannte G. C. Rieger, „weder gehört noch erfahren, daß ihm von dem unsäglich zudringenden Volke einige Schmachreden, viel weniger thätliche Mißhandlungen widerfahren wären. Vielmehr erweckte der erbärmliche Anblick einer lebendigen Leiche, die Betrachtung der Veränderlichkeit menschlicher Dinge, die gemeinsame Menschheit und das laute Geschrei eines immerfort betenden armen Sünders manche mitleidige Bewegungen. Unter immerwährender Anrufung **Adonai Elohim** (HErr, mein Gott) wurde er die Leiter hinaufgezogen. So endete er. Wäre seine Hand so lange über uns geblieben, als schwer sie von Stunde zu Stunde worden ist: ich weiß nicht, was noch aufrecht geblieben wäre [1])."

Nachdem der Herzog Administrator die bedrohte Verfassung wieder befestigt, das Werk des Verraths und der Bosheit zerstört und die schreiendsten Unordnungen und Mißbräuche abgeschafft hatte [2]), eine Arbeit, welche Tag und Nacht seine Kräfte in Anspruch nahm und endlich sein Leben bedrohte, legte der einundsiebenzigjährige Greis die vormundschaftliche Regierung nieder, und zog sich auf seinen Ruhesitz zu Neuenstadt an der Linde zurück, um auf den Uebergang in die Ewigkeit sich in einem kleineren Wirkungskreise vorzubereiten. Da gedachte er oftmals, wie er in den Kämpfen gegen die Türken, in den Schlachten bei Höchstädt, Malplaquet und Ramellies, in denen das Loos des deutschen Protestantismus mitentschieden wurde (und in denen er einer der ersten, wo nicht der erste Vorkämpfer war), „so wunderbar von Gottes Hand bewahrt worden sei, daß ihn die Soldaten für stich- und schußfest gehalten haben." Die schönen Lorbeeren des Friedens, der allgemeine Dank des Landes mochten ihn freuen, aber er überhob sich dessen so wenig, als der Siege seiner Jugend. Sterbend beschäftigte er sich viel mit dem Kinderverschen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid," und mit dem andern: „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut: mach's nur mit meinem Ende gut." Dar-

[1]) Rieger Predigt an Septuagesimä 1738. p. 20. [2]) Pahl 5, 91.



auf entschlief er (1742) sanft und getrost, als der Letzte von den Helden der herzoglichen Nebenlinie von Württemberg-Neuenstadt. Wie ihr Vater, Herzog Friedrich, den lockenden Anerbietungen Oestreichs aus Liebe zu seinem Bruder und dem evangelischen Glauben widerstanden, und Leib und Leben für den letzteren im dreißigjährigen Kriege gewagt hatte, so kämpften die Söhne Friedrich August, Ferdinand Wilhelm, Karl Rudolph gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens, den Türken, und gegen den König von Frankreich, den Unterdrücker der evangelischen Kirche. Die aufrichtigste Gottesfurcht, die innigste Hochachtung der Kirche und ihrer Anstalten, die treueste gegenseitige Bruderliebe zeichnete diese drei Helden aus [1]).

Noch unter Karl Rudolphs Regierung war zur Wiederherstellung der tief verletzten Verfassung ein Landtag (1737) begonnen worden. Der freimüthige Hofprediger Oechslin hatte die Landtagspredigt gehalten, über das Thema: „das um einen nachdrücklichen Landtagssegen zu Gott seufzende Württemberg." Karl Friedrich, Herzog von Württemberg-Oels, Karl Rudolphs gleichgesinnter Nachfolger, ein Mann in den besten Jahren, setzte dessen Werk fort, und am Schluß des Landtages konnte der Oberhofprediger Tafinger mit Recht zum Thema seiner Predigt die Worte machen: „das in der Hülfe Gottes erfreute Württemberg" (1739). Sechs Jahre wirkte Karl Friedrich, unterstützt von rechtschaffenen Räthen und in Eintracht mit den Ständen, für das Wohl des Landes. In allen Theilen der Verwaltung wurde ein edler, erfreulicher Geist der Planmäßigkeit, Redlichkeit und Milde sichtbar [2]).

Derselbe Fürst sorgte für Erziehung der Prinzen. Karl Alexander hatte versprochen, seine Söhne in einem gegen die Landesreligion wohlwollenden Sinne erziehen zu lassen, und namentlich Bilfinger hatte darauf gedrungen, daß dem Erbprinzen kein katholischer Hofmeister beigegeben werde. Trotz dem, daß Remchingen anderer Ansicht war, wurde doch Bilfingers Wunsch erfüllt. Der Herzog schenkte einem Franzosen calvinischer Confession sein Zutrauen, und setzte ihn zum Hofmeister über seine Prinzen [3]). Auf dieser Bahn suchte nun der Administrator

[1]) Funeralien und Pfaffs württ. Heldenbuch 18—54. [2]) Pahl 5, 94. 95. [3]) Dizinger 1, 85 ff. 124 ff.

und die Geheimenräthe fortzufahren, damit, wenn gleich die Prinzen in der katholischen Confession erzogen wurden, doch keine feindselige Parthei auf sie Einfluß gewinne. So geschah es, daß besonders durch die Vermittlung G. B. Bilfingers die herzoglichen Prinzen an den preußischen Hof gebracht wurden, um unter den Augen Friedrich II. (des Großen) gebildet zu werden [1]). Die Herzogin Wittwe und der Herzog (Administrator) kamen über den Erziehungsplan überein: „die durchl. Prinzen sollen zur gewissenhaften Uebung ihrer Religion angehalten werden, sowohl öffentlich, als zu Hause. Geistliche ihrer Confession leiten ihre Morgen- und Abendandachten, halten ihnen täglich Messe und unterrichten sie in der Glaubenslehre ihrer Kirche. Täglich, nach dem Morgengebete, lesen die Prinzen einige Abschnitte aus der h. Schrift, „„wie sie vordem gethan haben."" An Sonn- und Festtagen verbinden sie hiemit das Lesen einiger Werke der Kirchenväter, der Kirchengeschichte und kirchlich-gebilligter Erbauungsschriften [2])."

Indessen dauerte dieser Aufenthalt in Berlin nicht lange. Man sah ihn von Seiten der katholischen Höfe nicht gerne, und wußte den drei Prinzen beizubringen, daß sie anderwärts, namentlich bei ihrer Mutter, besser aufgehoben seien, als in Berlin [3]). Friedrich II., dem aus Staatsrücksichten daran lag, den jungen Erbprinzen für sich zu gewinnen und zu erhalten, betrieb es am kaiserlichen Hofe, daß Karl Eugen (1744) im sechszehnten Jahre seines Alters, vom Kaiser für volljährig erklärt, als regierender Herzog nach Württemberg zurückkehrte.

Mochte auch mancher Württemberger sich betrübt fühlen, daß der König von Preußen die Grundsätze seiner Weisheit denen der Politik zu opfern schien, so konnte diese Sorge doch dadurch gemildert werden, daß Karl Eugen in seinem Erbland in die Umgebung trefflicher Staatsmänner kam, daß er keineswegs feindselig gegen die Landeskirche und Landesverfassung geworden war, als er die Regierung antrat, und daß endlich zwischen ihm und einer protestantischen Prinzessin aus dem Hause Brandenburg-Bayreuth eine Verbindung zu Stande kam, welche hoffen ließ,

[1]) Moser patr. Arch. 9, 392. [2]) Moser 11, 271 ff. [3]) Pfister Uebers. 291.



daß er auch fernerhin nicht feindlich gegen das evangelische Bekenntniß sich bezeugen werde [1]).

Zweites Kapitel.

Innere Entwicklung der evangelischen Kirche zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung.

§. 1.

Zinzendorf und Württemberg.

Während in Württemberg die Hauptaufmerksamkeit sich auf die Erhaltung des rechtlichen Bestandes der Landeskirche richtete, lebte im Sächsischen ein Mann, welcher Aller Augen auf sich zog, und der nach und nach durch eine bewunderungswürdige Thätigkeit die ganze evangelische Kirche bewegte, Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, der Stifter (Erneuerer) der Brüdergemeinde.

Die halle'sche Art war für jene Zeit etwas zu kurz geworden, die Würde und der Ernst Speners war nicht mehr da, die freudige, aufopferungsvolle Thätigkeit eines Franke, Ehlers, Anton und des älteren Freilinghausen fand nach dem Tode dieser frommen Männer wohl noch Nachahmung, aber es hatten die Söhne doch mehr das Amt, die Redlichkeit, das System der Väter geerbt, als das Maß ihres Geistes. Weithin wirkte das von jenen Vätern gebildete Geschlecht, aber Halle sollte nicht mehr, wie früher, der Mittelpunkt aller christlich-evangelischen Bestrebungen Deutschlands seyn. Aber aus der franke'schen Erziehungsanstalt für höhere Stände gieng Zinzendorf hervor, der in Manchem selbst die Wirksamkeit jener edlen Männer übertraf, in Manchem freilich nicht erreichte, ein scheinendes, freundliches Licht für seine Zeit.

Zinzendorf, ein Pathe des seligen Spener, hatte eine sehr christliche Erziehung genossen, und schon in frühester Kindheit eine herzliche, brennende Liebe zu dem unsichtbaren Kinderfreunde. Jede Stunde in der Nähe seines Herrn zuzubringen, jede Kraft, jeden Vortheil seines Standes ihm zu weihen, und „über dem

---

[1]) Pfaff, 5, 245–247.

Geschäft zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben," das war seine Lust. Er hatte einen von Jugend auf wohl bewährten Gang, einen ungemein talentvollen, thätigkeitsliebenden und unermüdlichen Geist; sein ganzes Wesen machte ihm Könige wie Bettler, Fromme wie Gottlose zugänglich. Was seine Seele von frühester Jugend auf gewünscht hatte, eine freie Thätigkeit für das Reich Gottes, das wurde ihm. Anlaß dazu gab die Einwanderung einiger mährischer Bauern und Handwerker aus der Gegend von Fulneck, wo sich noch von den Zeiten des frommen Amos Comenius ein verborgener Same evangelischen Glaubens erhalten hatte. Gedrängt von zwei Seiten; von katholischen Obrigkeiten und von ihrem Gewissen, wußten sie keinen Rath, als eine Stätte zu suchen, wo sie ihres Glaubens leben konnten. Sie fanden sie endlich in der Nähe von Berthelsdorf, wo ihnen Zinzendorfs Großmutter, die Gräfin von Gersdorf, Platz zu einer Niederlassung anwies. „Hier hat der Vogel sein Nest gefunden und die Schwalbe ihren Ort, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!" rief der Führer der Auswanderer freudevoll aus.

Aber dennoch fragte es sich um ihr Bleiben. Zinzendorf, welcher sich dieser Auswanderer sogleich mit aufopfernder Theilnahme annahm, wünschte ihren förmlichen Beitritt zur evangelisch-lutherischen Kirche, welcher er selbst angehörte, und deren Glaubenslehre sie von Herzen Beifall schenkten. Aber sie weigerten sich mit aller Entschiedenheit, die Zucht, die Einrichtungen und damit den Segen der alten böhmischen Kirche aufzugeben. Der Graf wußte sich anfangs hierin nicht zu finden. Aber die Schriften des Amos Comenius, die Zeugnisse Luthers, Melanchthons und Bergers für diese Kirchenverfassung machten tiefen Eindruck auf ihn. Hatte doch Luther selber erklärt, daß rücksichtlich kirchlicher Zucht und Ordnung die evangelische Kirche Böhmens die deutsche weit übertreffe [1]. Dazu kam, daß der von Zinzendorf mit Recht oft befragte und hochgeachtete Abt des evangelischen Klosters Berga, Steinmez, sie ermahnte: „das Kleinod ihrer Verfassung nicht aus den Händen zu geben, weil, wenn man es

[1] Lasitius 239 ff.





aus Nachläßigkeit oder Untreue einmal verloren habe, man es oft mit Thränen wieder suche, ohne es zu finden." Somit entschloß sich der Graf wie die Gemeinde seiner Auswanderer, nach der Weise der alten böhmischen Brüder in zweifelhaften Fällen, auch die Frage über die Beibehaltung der Kirchenverfassung durchs Loos entscheiden zu lassen. Es fiel für die Beibehaltung derselben. Aber nun mußte, wenn anders die böhmische Brüderkirche staatsrechtliche Anerkennung erhalten sollte, ihre Uebereinstimmung mit einem der im Reiche anerkannten Bekenntnisse nachgewiesen werden, also hier zunächst die Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntnisse.

Zinzendorf, der für die württembergische Kirche eine besondere Vorliebe hatte, und den Repetenten zu Tübingen Steinhofer in seine Nähe zu ziehen wünschte, wandte sich nun an die theologische Fakultät zu Tübingen mit der Frage: „ob die mährische Brüderkirche, unter Voraussetzung ihrer Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre, bei ihren seit 300 Jahren gehabten Einrichtungen und Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Verbindung mit der evangelischen Kirche behaupten könne?" Die Akten, welche Zinzendorf damals der Fakultät vorlegte, waren befriedigend, und der nachherige Prälat Oetinger unterstützte die Bewerbung des Grafen bei Bilfinger, der damals Professor der Theologie zu Tübingen und Oetingers Freund und Gönner war, so nachdrücklich, daß Zinzendorf ein sehr günstiges Responsum (amtliche Antwort) erhielt (1733). Bilfinger, der Verfasser desselben, hob nicht nur die Einigkeit der Lehre der Brüder mit der Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche hervor, sondern auch die Nützlichkeit und Nothwendigkeit ihrer Kirchenzucht und Einrichtungen. Und der Kanzler Pfaff fügte einen Glückwunsch bei, und eine Ermahnung an die böhmische Gemeinde, ihren Vätern nachzueifern [1]). Nur in vertrauten Unterredungen äußerte namentlich Weißmann einige Bedenken: „man müsse sich in Herrenhut davor hüten, daß man aus der Form nicht zu viel mache [2])." Zinzendorfs Freunde in der Fakultät entgegneten aber: „man

[1]) Cranz, alte und neue Brüderhistorie, 2. Aufl. 1, 217. [2]) Weißmann 2, 1108 ff., vgl. Manuscr. von Oetinger, Autobiogr.

müsse auch einmal für die Sache Gottes etwas wagen," und so kam jenes günstige Responsum zu Stande.

Indessen zeigte sich bald, wie es Zinzendorf nicht blos um Erhaltung der mährischen Brüderordnungen zu thun war. Er suchte sich selber zu einer ausgebreiteten Wirksamkeit in der evangelischen Kirche Bahn zu machen, erstand deßwegen zu Stralsund ein theologisches Examen, und wandte sich alsdann nach Württemberg um Aufnahme in den geistlichen Stand (1734). Zu gleicher Zeit ließ er durch seinen vertrautesten Mitarbeiter Spangenberg bei dem Herzoge Karl Alexander um Uebertragung der Prälatur eines Klosters (St. Georgen) bitten, in welchem kein theologisches Seminar sich befand, welches er dann auf seine Kosten zur Bildung von Arbeitern für seine Sache einrichten wollte. Letzteres schlug der Herzog Karl Alexander aus dem Grunde ab, um bei den Katholiken nicht in Verdacht zu kommen. Dagegen fand Spangenberg bei der theologischen Fakultät zu Tübingen, namentlich aber bei dem Kanzler Pfaff, so viel Eingang, daß die förmliche Aufnahme Zinzendorfs in den geistlichen Stand nicht erschwert wurde[1]). Da das Konsistorium gleichfalls seine Einwilligung gab, so eilte Zinzendorf nach Tübingen, und schrieb die schöne und lesenswürdige Erklärung, warum und auf welche Weise er sich dem Dienste Gottes widme, — welche also beginnt: „Ich habe von Kindheit an geglaubt, daß Christus gestorben ist für das Leben der Welt. Ich bin nicht ohne Anfechtung dabei geblieben; ich wußte aber nicht, wie ich es machen sollte, daß ich's nicht glaubte. Das Vertrauen hat mich bis zum Gefühl gebracht; das Gefühl hat die Liebe erregt; die Liebe hat mich geschäftig gemacht. Da ich anfieng, Seelen mit ihrem Erlöser bekannt zu machen, war ich 10 Jahre alt. Was am Verstande abgieng, mußte die Treue gut machen. Nun bin ich 34 Jahre alt, und habe allerlei erfahren müssen — der Eifer ist nicht erkühlt. Ich will dem Exempel Stephanus folgen, und mich selbst verordnen zum Dienste der Heiligen. Ich behalte meine Gewissensfreiheit, es stimmt mit meinem innerlichen Ruf überein. — Uebrigens bin ich kein Freigeist, ich habe

[1]) Cranz 1, 233. 234 ff.



die Kirche lieb, und verehre sie; ich werde sie fleißig um Rath fragen. Meinem theuersten Heiland werde ich, nach wie vor, Seelen werben, Liebhaber gewinnen, Schafe sondern, Gäste bitten, Knechte miethen. Derjenigen Gemeinde, der ich mich seit 1727 zum Knechte gemacht, werde ich, so der Herr will, vor allen anderen zu dienen fortfahren. Ich werde alles auf dem Probirstein der evangelischen Wahrheit prüfen und über der Disciplin der Brüder ernstlich zu halten suchen ꝛc."

Die theologische Fakultät fand kein Bedenken, dem Grafen ihre ganze Beistimmung zu seinem Vorhaben in einer sammt seiner eigenen Erklärung gedruckten Urkunde zu ertheilen. Am vierten Adventssonntage predigte Zinzendorf sowohl in der Stifts- als Hospitalkirche zu Tübingen, und trat den geistlichen Stand damit öffentlich an [1]). Indessen wurde dem Grafen doch von mancher Seite bemerkt, daß, was für ein Recht derselbe zu Ausübung des Predigtamtes von dieser Zulassung zu demselben ableiten möchte, doch eine wirkliche Ordination nicht stattfinde, und die ganze Sache nicht nach der gesetzlichen Ordnung der württembergischen Kirche vor sich gegangen sei. So fand denn Zinzendorf noch für gut, sich zu Berlin förmlich zu einem Bischof der Brüdergemeinde weihen zu lassen, womit er den Stand eines „württembergischen Theologen," wie er sich nannte, verließ, obgleich er in sehr naher Verbindung mit der württembergischen Kirche blieb. Zwei der ausgezeichnetsten jüngeren Theologen, Fr. Chr. Steinhofer und Fr. Chr. Oetinger, schlossen sich an ihn an, und ersterer übernahm eine Anstellung zu Ebersdorf durch Zinzendorfs Vermittlung. M. G. Hehl und Joh. G. Waiblinger aber traten förmlich in den Dienst der Brüdergemeinde ein, zu deren ausgezeichnetsten Arbeitern sie gehörten [2]). Selbst einzelne kleinere „Societäten" schienen sich, veranlaßt durch Abgesandte von Herrnhut, im Württembergischen bilden zu wollen [3]).

Allein bald änderten sich die Umstände. Es wurde klar, daß Zinzendorf nicht einen fördernden Einfluß auf die evangelische Kirche im großen Ganzen, sondern eine

---

[1]) Duvernoy, Zinzendorfs Leben 35. 36. Burk, Bengels Leben, 1. Aufl. 382. [2]) Risler Spangenbergs Leben 101. [3]) Weißmann 2, 1111.

wirkliche Trennung von ihr beabsichtige. Er hatte die lutherische Kirche bereits als rettungslos aufgegeben, und glaubte ihre wenigen redlichen und glaubigen Mitglieder herausziehen und in eine Gemeinde vereinigen zu dürfen, und zwar selbst auf die Gefahr hin: „daß dadurch jene so ausgesogen, entsalzet und entwürzet würde, daß nichts als ein bloßes Skelet übrig bliebe [1]." Aber nicht blos diese separatistischen Ansichten stießen manchen ihm sonst wohlwollenden Württemberger ab, sondern noch mehr der Ton eines gewissen geistlichen Leichtsinns, der in den nächsten Jahren (1736 bis 1746) in den Brüdergemeinden einriß. Zunächst war es Oetingers Klage, daß die Brüdergemeinden mehr auf den Liedern des Grafen als auf dem Schriftgrunde stehen, daß so wenig Ringen nach „ausgewickelter" christlicher Erkenntniß sich finde. Dazu übten ihn die Seltsamkeiten des Grafen, „der von den vielen Projekten zweizüngig, ja beinahe zweiherzig werde." „Aber die zärtliche Liebe der Gemeinde zu dem Erlöser, das kindliche Hangen des Grafen an Jesu und seinem Blute" gewährte ihm dagegen „zuckersüße Vergnügung [2]." Die viele mündliche und schriftliche Uebung in den Grundwahrheiten des Evangeliums, die tägliche Praxis, die Entfernung von öffentlichen Aergernissen und Mißbräuchen, der Umgang mit vielen durch's Kreuz geprüften Christen, die brüderliche Liebe, die man in Herrenhut fand, mußten immer wieder für diese Gemeinde gewinnen [3]. Aber nach und nach wurden die Abweichungen vom lauteren Schriftworte häufiger, Zinzendorf selbst ließ sich zu höchst unbedachten Reden hinreißen, während er die Rechte der evangelischen Kirche durch Proselytenmacherei kränkte, und die würdigsten evangelischen Geistlichen von ihm und seinen Anhängern mitunter in der That übermüthig behandelt wurden [4].

Um diese Zeit, als ein gewisser Leichtsinn und Uebermuth in den Brüdergemeinden einzureißen anfieng, erschien die zweite Ausgabe von Weißmanns Kirchengeschichte, in der dieser wahrheitsliebende Theologe sein Bedenken gegen den damaligen Zustand derselben offen und ruhig aussprach. Diese Schrift

[1]) Burk, Bengels Leben 380. [2]) Bengels Briefwechsel, Oetinger an Bengel 189. [3]) Burk, Bengels Leben 383. [4]) cfr. Jonas Paul Weiß an Bengel in den Büding. Sammlungen Stück 17. p. 756 ff.



machte in der Brüdergemeinde Aufsehen, aber statt die Ermahnungen des alten, erprobten Christen zu hören, fuhr Zinzendorf fort, auf die unbedachteste Weise in seinen Liedern augenblickliche Einfälle preiszugeben, und namentlich in dem sogenannten „zwölften Liederanhang" die Dreieinigkeitslehre auf eine Weise vorzutragen, welche den lutherischen Theologen anstößig seyn mußte [1]). Dennoch, ob er gleich wußte, daß man in Württemberg von allem seinem Wirken genaue Kunde habe, verlangte er, man solle von da aus den lutherischen Tropus (d. h. die Glieder der lutherischen Kirche, welche sich seiner Gemeinde angeschlossen hatten) durch eine eigene Commission nach Lehre und Leben prüfen. Der württembergische Geheimerath verlangte nun von Weißmann ein Gutachten; dieser erklärte: „wie die Sachen stehen, könne es dem Grafen um eine lautere und aufrichtige Gemeinschaft mit der evangelisch-lutherischen Kirche nicht zu thun seyn. Die Lehrer in den Brüdergemeinden weichen zu sehr von dem reinen lutherischen Lehrbegriffe ab, und der Graf selber spreche unverhohlen seine Geringschätzung der lutherischen Kirche in Reden und Liedern aus [2])." Demgemäß wurde auch geantwortet: „daß man eine solche Visitation für nicht ersprießlich halte, und daß es das Beste seyn werde, wenn die Brüdergemeinde über ihre Lehre und Ordnungen eine offene Erklärung abgebe [3])."

Aber ehe man an eine solche denken konnte, brach in den deutschen Gemeinden die Periode „der Sichtung" an, wie sie Zinzendorf nennt, und es kamen „geheime Gefährlichkeiten" an den Tag, an die er nicht gedacht hatte. Um die verschiedenen den Gemeindeorten sich anschließenden Personen zu einem kirchlichen Ganzen zu verbinden, trieb nämlich Zinzendorf in dieser Zeit die Lehre von der Versöhnung, von Blut und Wunden Jesu, fast ausschließlich. Wie er selber in diesem Mittelpunkte des Evangeliums lebte, so war ihm auch gegeben, Viele zur Erkenntniß desselben zu führen, manchen selbstgerechten Heiligen von seiner falschen Höhe herabzuziehen, manchen Angefochtenen zu trösten, manchem nicht vom Geiste Gottes, sondern vom eigenen gemachten sogenannten Bußkampfe ein Ziel zu setzen. Es war

---

[1]) Burk, Bengels Leben 389. [2]) Burk, Bengels Leben 391. [3]) ibid. und Cranz 457.

sein Element, in dem er lebte, davon zeugen seine Lieder noch, und Wenige sind ihm gleichgekommen in dieser wahrhaft seligsten Erkenntniß. — Aber nun gerieth er auf's Spielende, und seit er die Ode verfertigt hatte: „ein Kreuzluftvögelein kränkelnd von Liebespein nach Jesu Seitenschrein," war es, wie wenn nicht blos Einzelne ihn nachahmen, sondern ganze Gemeinden mitspielen wollten. Er ließ das so hingehen, aber das Tändeln nahm zu, und wie Cranz sagt: „seit Zinzendorfs Abwesenheit in England brach das Uebel wie ein aufgehaltener Strom hervor. Man fieng an, die Materie von der h. Seitenwunde so zu raffiniren, daß das theure Verdienst Jesu darüber beinahe ganz auf die Seite gesetzt ward." „Bei einigen gieng die unanständige Freiheit bis zur Frechheit, ein gewisser Geist der Versuchung, der mit einer unbegreiflichen hinreißenden Macht einem jeden, der nicht genau über sein Herz wachte, dieß Gift einflößte, gieng wie ein Lauffeuer durch mehrere Gemeinden [1])." Nun riß sich auch Steinhofer von der Brüdergemeinde los, und suchte und fand eine Anstellung im Vaterlande, und der edle Spangenberg war im Begriff dasselbe zu thun. „Er hat es mir gemacht wie Steinhofer und Oetinger," so schrieb Zinzendorf ums Jahr 1750 nach Württemberg (nach einem eigenhändigen Brief Oetingers). Jetzt schrieb auch Bengel „seinen Abriß der Brüdergemeinden," nachdem er lange gewartet, und noch bis dahin auch gegen Oetingern den Grafen Zinzendorf vertheidigt hatte *). Von da an zog sich der religiösere Theil der Württemberger von der Sache der Brüdergemeinde zurück. Indessen wußte man doch auch hier die Offenheit zu schätzen, womit später Zinzendorf bekannte: „daß er über manche Gedanken, davon er ganz eingenommen war, sich hintennach schäme," und mit der er sich „von allen seinen Schriften lossagte, die er nicht nochmals revidirt habe." Das war ja die genügendste Antwort auf Bengels Bemerkungen [2])! Doch brachte erst Spangenbergs Wirksamkeit die Gemeinde wieder in Verbindung mit Württemberg, denn seit dieser die Schrift: „kurzer Begriff der christlichen Lehre in den evangelischen Brüdergemeinden (die

---

[1]) Cranz 502 — 509. [2]) Burk, Bengels Leben 399 und Anm. ebendaselbst.

*) s. Anhang Nro. 80.





Idea fidei fratrum)" geschrieben hatte (1778), überzeugte man sich von der Lauterkeit der Lehre derselben. Endlich brachte die einreißende Irreligiosität gegen das Ende des Jahrhunderts die Herzen aller in der Hauptsache verbundenen Christen einander näher, „die Zeiten der Sichtung" waren längst vorbei, und nun wußte man auch Zinzendorf als den Prediger „der gekreuzigten Liebe" und seine Gemeinde zu würdigen, wie sie es verdienten. Dieß freundliche, namentlich durch Prälat Roos und die Brüdergemeinde zu Königsfeld vermittelte Verhältniß ist bisher geblieben.

§. 2.

Bengel.

Vielleicht würde von Anfang an Zinzendorf noch mehr Theilnahme in Württemberg gefunden haben, wenn nicht eine bedeutende Persönlichkeit bereits Einfluß gewonnen gehabt hätte *). Es ist dieß Dr. Johann Albrecht Bengel, zuerst Kloster-Präceptor zu Denkendorf, zuletzt Consistorialrath zu Stuttgart und Prälat des Klosters Alpirsbach.

So bewegt Zinzendorfs Lebensgang war, so ruhig war der Lauf Bengels. Den größten Theil seines Lebens brachte er in den stillen Klostermauern Denkendorfs zu. Die Arbeiten, welche sein Beruf ihm auflegte, nahmen seine ganze Zeit ein, er suchte keine Wirksamkeit nach außen, und stille und fast ungenannt durch diese Welt zu gehen, war einer seiner Lieblingswünsche. Aber trotz aller Verschiedenheit des Naturelles und der äußeren Lage lebte in Bengel derselbe Geist, der in Zinzendorf lebte, und von seinem stillen Kloster aus sollte Bengel nicht blos auf sein württembergisches Vaterland, sondern für ganz Deutschland und noch weit hinaus über dessen Gränze wirken, — und zwar ebenso sehr oder noch mehr auf die Lehrer in der evangelischen Kirche als auf die Gemeinden.

Es war zur Zeit, da Bengel sein Klosterpräceptorat verwaltete, beinahe noch ganz die alte Ordnung, wie sie zu den Zeiten von Brenz und Andreä war eingeführt worden. Wenn um 5 oder 6 Uhr die Alumnen (Seminaristen) ordnungsmäßig

*) s. Anhang Nr. 81.

aufgestanden waren, wurde das Morgengebet gehalten, dann folgte von 6 bis 9 Uhr das Morgenbrod und die Uebungen in den alten Sprachen, in der Poetik, Logik und Geschichte, auch Mathematik und Physik; um 9 Uhr ward der Chor gehalten. Der Chor bestand darin, daß ein Gesang gesungen, ein Psalm hebräisch und deutsch von dem Lector vorgelesen, ein Kapitel aus dem alten Testament, dann ein Gebet (num aus Arndt) hinzugefügt, und mit Gesang geschlossen wurde, wobei immer ein Klosterpräceptor anzuwohnen hatte. Hierauf folgte von 9½ bis 10 die theologische Lection, welche über den kirchlichen Lehrbegriff von dem Prälaten des Klosters gehalten wurde, dann um 10 Uhr das Mittagessen, um 11 Uhr eine Betstunde, hierauf Recreation bis 1 Uhr. Von 1 bis 5 Uhr wechselten Privatstudien und Vorlesungen über Ethik, Rhetorik, classische Schriftsteller. Von 5 bis halb 6 Uhr folgte der Abendchor, von 6 bis 7 Uhr wieder Recreation. Die Zeit von 7 bis 8 Uhr wurde viermal in der Woche der Kirchengeschichte gewidmet, worauf das Abendgebet in Gegenwart des Klosterpräceptors, welcher die Woche hatte, gehalten wurde. Die Hauptaufgabe der Klosterpräceptoren war somit die: ihre Zöglinge für das geistliche Amt zu bilden. Von frühester Zeit an sollten sie zur Lectüre des göttlichen Wortes, zum Gebet, zur Kenntniß der kirchlichen Lehre und Geschichte angehalten werden, wobei es sich von selbst ergab, daß die Klosterpräceptoren nicht blos als Lehrer, sondern auch als Erzieher und Seelsorger zu wirken hatten. Und die Namen Hochstetter, Weißmann, Weissensee, wie die Zeugnisse dankbarer Schüler sprechen dafür, daß die Klosterschulen damals ihrem Zwecke noch entsprachen [1]. Mochte auch die klösterliche Form in Manchem ihre Mängel haben, so war das Ganze „doch von einer großartigen kirchlichen Idee getragen," die mehr als zwei Jahrhunderte überdauert hat [2].

Auch Bengel war Lehrer und Seelsorger zugleich. Mit allem Fleiß suchte er seine Schüler in die sogenannten classischen Schriftsteller einzuleiten, wie er dann eine sehr beliebte Ausgabe

---

[1] Nach handschriftlichen Nachrichten der Klosterpräceptoren Chr. Hochstetter und Fr. Christoph Weißmann zu Bebenhausen von 1713.
[2] Hirzel, Einleitung zur Sammlung von württ. Gesetzen für Mittel- und Fachschulen CXCV.

von Ciceros Briefen veranstaltete. Aber er verschwieg ihnen die Gefahren nicht: „der Geist, der die heidnischen Weisen beseelte, ist ein Geist des Uebermuthes, der Eitelkeit, der Weltklugheit, des Egoismus, der Sinnenlust, und hat für noch nicht ganz befestigte Gemüther etwas ungemein Ansteckendes. — Es thut daher noth, daß Studirende ein Herz zur Philologie mitbringen, das mit Verlangen, Bewunderung und Verehrung der göttlichen Weisheit erfüllt ist, und dasselbe auch zu bewahren sich bemühen. Wer dieß thut, dem wird das Schlechte nicht schädlich, das Gute ungemein nützlich werden; ja er wird manchen Gewinn aus den Classikern ziehen, an den sie selbst nicht dachten. Er wird bei diesem leichten und angenehmen Studium sich eine Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit und Genauigkeit angewöhnen, die ihm bei den einstigen schwereren und zum Theil trockeneren Studien ungemeine Dienste leisten wird [1].“ Zunächst auf jene Ausgabe der Briefe Ciceros folgte die von Bengel besorgte Ausgabe einiger Werke der Kirchenväter. Denn damals, da man die Kirchengeschichte nach alter Weise noch mit Liebe trieb, bekamen die jungen, namentlich talentvolleren Theologen schon in den Klosterschulen neben einzelnen griechischen Classikern auch leichter zu übersetzende Werke der Kirchenväter in die Hände, z. B. die sogenannten apostolischen Väter, und einzelne Schriften des Chrysostomus, oder sie lasen in dem Kirchenhistoriker Socrates. So gab denn auch Bengel eine mit den nöthigen Erklärungen versehene Ausgabe der Lobrede des Gregorius Thaumaturgus auf den Origenes heraus, in welcher jener erzählt, wie er als heidnischer Jüngling, der nach Wahrheit forschte, sich bei seinen Weisen unbefriedigt sah, und endlich von dem christlichen Philosophen Origenes mit der geoffenbarten Wahrheit bekannt gemacht, das Ziel seiner Sehnsucht fand [2]. Hierauf besorgte Bengel eine Ausgabe der Schrift des Johannes Chrysostomus: „über das Priesterthum;“ denn er fand, daß dieser Kirchenvater besonders geeignet sei, „den jungen Leuten einen tiefen Eindruck von der Heiligkeit und Wichtigkeit des Amtes, zu dem sie bestimmt sind, bei Zeiten zu geben [3].“

---

[1]) Burk Bengels Leben 191. 192. [2]) Burk Bengels Leben 193 und Neander K.G. 1, 816 ff. [3]) Burk Bengels Leben 194. 195.

Die Hauptaufgabe Bengels aber war die, innerhalb zweier Jahre mit seinen Klosterschülern das neue Testament erklärend durchzulesen. Dieß gab Veranlassung zu seinen hauptsächlichsten Arbeiten, durch welche er auf die Theologie Einfluß gewann.

Seine Schüler brachten in die Unterrichtsstunden verschiedene Ausgaben des griechischen neuen Testaments, wodurch er die verschiedenen Lesarten der Ausgaben desselben immer näher kennen lernte. Schon als Jüngling hatte ihm diese Verschiedenheit dunkle Stunden gemacht, seine Zweifel über die Reinerhaltung des Grundtextes hatten ihn zu fleißigem Gebet und zu einer seltenen Aufmerksamkeit auch auf die kleinsten Einzelheiten des göttlichen Wortes angetrieben. Nun endlich (1721) erkannte er mit Freuden, daß der Varianten (verschiedenen Lesearten) bei weitem nicht so viele seien, als man erwarten könne, und daß keine derselben den evangelischen Glaubensgrund wankend mache. Von Jahr zu Jahr fuhr er fort, Lesearten zu sammeln, zu vergleichen, zu ordnen; ausgezeichnete Gelehrte unterstützten ihn mit Uebersendung der ältesten gedruckten Ausgaben des griechischen neuen Testamentes, mit uralten griechischen Handschriften und andern Hülfsmitteln; und nun erst, nachdem alles wohl verglichen und erwogen war, veranstaltete Bengel die Ausgabe seines griechischen neuen Testamentes und seines **Apparatus criticus** (1734), einer Schrift, in welcher über die einzelnen verschiedenen Lesearten und den Werth derselben eine genaue Untersuchung angestellt wurde. Merkwürdig blieb das Resultat seiner Forschungen: daß er dadurch meist auf die Lesearten desjenigen griechischen Textes, welchen der selige Luther benützt hatte, als die besten zurückgeführt wurde[1]).

Sieben Jahre nachher erschien sein »**Ordo temporum**,« eine Schrift, welche „die ganze in den geschichtlichen und prophetischen Büchern des alten und neuen Testamentes enthaltene Zeitlinie von ihrem Anfang an bis zu ihrem Ende den Lesern vor Augen zu stellen suchte, um damit den Beweis zu liefern,

---

[1]) Burk Bengels Leben 221.

daß die h. Schrift ein zusammenhängendes, schönes und glaubwürdiges Ganze sei."

Aber tiefer in das Verständniß der h. Schriften leitete seine „Richtige Harmonie der vier Evangelien" (1736), welche aus denselben die Reihenfolge der Begebenheiten in dem Leben Jesu fortlaufend darstellt. Die kleinsten Einzelnheiten der Zeitfolge sind hier genau untersucht, und wechseln mit kurzen erbaulichen Bemerkungen. Auch dem Nichttheologen wird durch diese Schrift die vergleichende Bibelbetrachtung sehr erleichtert, da sie in deutscher Sprache geschrieben ist.

Im Jahre 1742 folgte hierauf die Frucht einer fünfunddreißigjährigen Arbeit, der „Gnomon (Zeigefinger) über das neue Testament," ein Werk, wodurch Bengel nicht nur im eigenen Vaterlande eine neue Bahn für christliche Schriftforschung brach, sondern auch auf die übrigen deutschen Kirchen einen bedeutenden und segensreichen Einfluß gewann, und selbst in England an John Wesley, dem Stifter der methodistischen Parthei einen Uebersetzer fand, welcher erklärte: „er sei überzeugt, daß er der Sache unserer h. Religion besser dienen werde, wenn er Bengels Gnomon übersetze, als wenn er viele Bände über das neue Testament verfasse." Den Zweck dieser Schrift gibt Bengel selber an: „Einigen Fingerzeig enthält dieß Buch, bist du verständig, so lehrt dich der Text selber Alles." Da das Werk lateinisch geschrieben ist, so blieb es freilich meist in den Händen der Geistlichen, aber sein Einfluß zeigte sich auf den Kanzeln wie in den Erbauungsschriften, und wird wohl nie ganz verschwinden. Es dürfte diese Schrift als Bengels Hauptwerk anzusehen seyn.

Doch war sie nicht dasjenige Werk, das seinen Namen am meisten bekannt machte. Auch seine Uebersetzung des neuen Testamentes (seine letzte Arbeit), von der er besorgte, sie werde nur zu viel Aufsehen machen, kam in wenige Hände, in den fernsten Kreisen aber machten ihn seine Schriften über die Offenbarung bekannt.

Die Jugendbildung Bengels war in eine Zeit gefallen, in welcher das Studium der prophetischen Bücher der h. Schrift aufs neue belebt war. Es war dieß das Verdienst des ausgezeichneten reformirten Theologen Vitringa, und auch die halli-

schen Theologen hatten, was die Erklärung der Propheten des alten Bundes betrifft, Vortreffliches geleistet. Aber für die Offenbarung war im Ganzen doch noch viel zu arbeiten übrig, und Bengel wurde durch einen besonderen Umstand bewogen, gerade auf ihre Erklärung Zeit und Kraft zu verwenden. Er glaubte nämlich über die prophetischen Zahlen Aufschluß gefunden zu haben, über welche bisher keine gründlichen Untersuchungen angestellt worden waren. Dieß führte ihn aber auf eine tiefere Untersuchung des ganzen prophetischen Buches selbst. So erschien seine „erklärte Offenbarung" (1740). Was Spener gehofft hatte, das suchte nun Bengel hier als schriftmäßig zu begründen: einen nach dem Sturze des Antichrists eintretenden, zwar nicht vollkommenen, aber doch herrlichen Zustand der Kirche auf Erden, ein tausendjähriges Gebundenseyn des Satans. Von dieser Zeit sagt er: „Das Evangelium beweist sich in voller Kraft, Juden und Heiden beten den Herrn an, und folgen ihm, das Königreich ist nun Gottes und seines Gesalbten, und das Geheimniß, dessen frohe Botschaft Gott seinen Knechten, den Propheten, gegeben, ist nun vollendet. Das schließt außerordentlich viel in sich: eine überschwängliche Fülle des Geistes und einen reichen Ueberfluß der Gnadenbezeugungen und Wirkungen Gottes; einen heiteren, heiligen, einträchtigen Gehorsam und Dienst seines Volks; gesunde, fruchtbare, friedliche Zeiten; Vermehrung des h. Volkes und langes Leben; Befreiung von vielem Jammer, den die Menschen sich und Anderen durch ihre Bosheit bereiten ꝛc. [1]). Darum werden aber doch die Heiligen noch im Glauben und nicht im Schauen wandeln, der Streit mit der Sünde im Fleisch wird noch nicht aufgehoben, und der Tod noch nicht in den Sieg verschlungen seyn. Es wird noch manche schwere, wenn gleich nicht vom Satan herrührende Versuchung geben, daher Wachsamkeit noch immer nöthig ist. Es bleibt das Gesetz (Matth. 5, 18.), das ewige Evangelium (Offenb. 14, 6.), die Verkündigung des Todes Christi bei seinem Abendmahl, bis daß er kommt (1 Cor. 11, 26.). Es wird noch Regenten und Obrigkeiten geben, aber

[1]) Bengel erklärte Offenbarung 948. 949.





sie werden mit ihren Unterthanen als mit Brüdern umgehen [1]). Es wird bleiben der Ehestand, der Feldbau und andere rechtmäßige Arbeit, aber dasjenige, was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt haben, wird nicht mehr seyn. Nach Vollendung seines tausendjährigen Gebundenseyns aber wird der Satan wieder loswerden eine kleine Zeit [„die der Analogie der übrigen Termine zu Folge 111⅑ Jahr beträgt, so daß die wenige Zeit (888⁸⁄₉) und diese kleine Zeit zusammen gerade 1000 Jahre betragen"] [2]). Zu gleicher Zeit, wenn der Satan gelöst wird, beginnt die allmählige Auferstehung der Märtyrer, welche sodann, mit Christo verbunden, im Himmel noch 1000 Jahre regieren werden [3]). Hierauf folgt die Besiegung von Gog und Magog, das letzte Gericht über den Satan, die Auferstehung der Todten, und das allgemeine jüngste Gericht [4])." Der Anfang des ersten dieser beiden Jahrtausende glaubte Bengel auf das Jahr 1836 festsetzen zu müssen. Er sagt hievon weiter: „Sollte selbst dieser Termin ohne merkliche Veränderung vorbeigehen, so wäre freilich ein Hauptfehler in meinem System, und man müßte eine Untersuchung anstellen, wo er stecke? Sollte indessen auch die Aufschließung der prophetischen Zahlen unrichtig seyn, so behält doch die Auseinandersetzung der Sachen nebst ihrer praktischen Anwendung ihre Richtigkeit [5])."

Die Epochen des zweifachen tausendjährigen Reiches waren somit die eigenthümlichen Zielpunkte der „erklärten Offenbarung," und besonders die erste tausendjährige Periode der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden wurde Gegenstand der Hoffnung und Sehnsucht vieler redlichen Christen. Diese Hoffnung ermuthigte zu treuem Festhalten an der evangelischen Kirche, tröstete über den Anblick des Verfalls des wahren Christenthums in allen Confessionen, und ermunterte zur Wachsamkeit, um den Versuchungen der Zeit zu entgehen, und nicht unbereitet von dem bevorstehenden großen Kampfe überrascht zu werden. Der Grund des Mißbrauchs, der mit dem bengelischen Systeme späterhin getrieben wurde, lag nicht sowohl in dem Systeme selbst,

[1]) Bengel, erkl. Offenb. 950. 951. [2]) Bengel, erkl. Offenb. 953. [3]) Bengel, erkl. Offenb. 958. [4]) Burk, Bengels Leben 293. 294. [5]) Burk, Bengels Leben 300.

als in der Unkenntniß desselben und dem voreiligen Wesen derer, welche hinzu- und hinwegthaten, wie es ihnen gutdünkte. Dennoch ist auch Bengel von einem gewissen Vorurtheil im Messen „der Ewigkeiten“ *) und in der Bestimmung der prophetischen Zahlen nicht freizusprechen, und hat wenigstens Anlaß gegeben, über das, was geschrieben ist, hinauszugehen. So möchte man wünschen, daß eine andere Schrift Bengels über die Offenbarung noch mehr Leser gefunden haben möchte, als die erklärte Offenbarung selbst. Es sind „die sechszig Reden über die Offenbarung,“ welche 1748 erschienen, und welche „ausdrücklicher auf die Erbauung gerichtet waren.“ Als Propst zu Herbrechtingen hielt Bengel nämlich Bibelstunden, in welchen er vor den Klosterbauern, Knechten, Weibern, Kindern einige Schriften des neuen Testamentes aufs faßlichste auslegte. So wählte er auch die Offenbarung, um sie den Leuten in einem freien Vortrage zu erklären, — sein Schüler Oetinger sorgte dafür, daß sie ihm nachgeschrieben wurden, und bewog endlich Bengeln, die Erlaubniß zum Drucke zu geben. Wer nicht bloß Erweckung christlicher Hoffnung auf die Vollendung des Reiches Gottes, sondern Warnung, Belehrung, Trost, Glaubensstärkung, Antrieb zur Heiligung sucht, der wird sie hier finden, aber alles im schlichtesten Gewande. Es ist nichts die Phantasie Reizendes, nichts die Neugier Befriedigendes in dieser Bibelerklärung, keine Träume, Visionen, keine Poesie irgend einer Art darin zu finden, aber diese Reden sind aus den letzten Jahren Bengels, man fühlt, wie sehr er mit der Ewigkeit bekannt war, und darin liegt ihr Anziehendes, Erbauliches.

§. 3.

Gesangbuch von 1742. Generalrescript in Betreff der Privatversammlungen von 1743.

In die Zeit der vormundschaftlichen Regierung fallen zwei für die württembergische Kirche bedeutendere Ereignisse, welche noch als Frucht des Einflusses der spenerischen Schule angesehen werden müssen, die Herausgabe des Gesangbuchs von 1742, und das Generalrescript in Betreff der Privatversammlungen von 1743.

*) s. Anhang Nro. 82.





Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts und den Anfang des 18ten hatte sich nicht nur in der lutherischen Kirche eine neue geistliche Liederdichterschule gebildet, sondern auch die reformirte Kirche hatte einen bedeutenden Liederdichter in Joachim Neander gewonnen. Es wären namentlich die Namen Spener, Arnold, Scriver, Schmolke, Franke, Freilinghausen und Richter zu nennen, von Württemberg selbst aber: Conrad Hiller, Hedinger, Frommann, Wieland, und der württembergische Gerhard, M. Philipp Friedrich Hiller, damals Pfarrer zu Mühlhausen. Viele Lieder dieser Männer standen bereits in Sammlungen, welche unter Aufsicht des Consistoriums zur Privaterbauung ausgewählt und von demselben empfohlen waren, aber man wünschte eine kleinere, gewähltere Sammlung für den allgemeinen Gebrauch, und namentlich für den kirchlichen Gottesdienst. Die Auswahl wurde von dem vertrautesten Freunde Bilfingers, dem Stiftsprediger Dr. Tafinger veranstaltet, und im Jahre 1742 erstmals ausgegeben [1]). Mit Ausschluß der zinzendorfischen Lieder sind in diesem Gesangbuch wirklich alle besseren Liedersammlungen jener Zeit sorgfältig berücksichtigt. Die Auswahl ist streng, die Einseitigkeiten der hallischen Schule sind vermieden, aber ihre Vorzüge treu benützt; auch das Gute fremder Confessionen blieb nicht unbeachtet, außer den trefflichen Liedern Joachim Neanders sind selbst Lieder von dem katholisch gewordenen, endlich in pantheistischen Mysticismus verfallenen Angelus Silesius aufgenommen, die er in den besseren Zeiten seines Lebens, noch als Protestant, gedichtet hatte. Auch ein Lied, das in Jakob Böhmes Schriften sich findet, jedoch nicht von ihm, sondern von Abraham von Frankenberg verfaßt ist, fand Aufnahme: — „Christi Tod ist Adams Leben ꝛc.“ Der Kern der Sammlung ist größtentheils auch in anderen kirchlichen Gesangbüchern aufgenommen worden, und es war damals, um mich mit einem bekannten schwäbischen Dichter auszudrücken: „noch eine Freude, wenn der württembergische Handwerker auf seinen Reisen in Straßburg und Ulm, in Frankfurt und Berlin dieselben Lieder mitsingen konnte, die er in der Kirche seines Städtchens sang.“ Das beste Lob für

---

[1]) Haug, Liederdichter ꝛc. 27.

dieß Gesangbuch möchte aber die unwidersprechliche Thatsache seyn, daß es noch fünfzig Jahre, nachdem es nicht mehr in öffentlichem Gebrauche war, eines der beliebtesten Erbauungsbücher des württembergischem Volkes, und der Trost Angefochtener, Leidender und Sterbender geblieben ist. Selbst sein kleiner Anhang, eine Auswahl von Gebeten des seligen Habermanns und Arndts, ist im Segen geblieben und noch nicht veraltet.

Von nicht minderer Bedeutung war das im Jahre 1743 erschienene Generalrescript, die Privatversammlungen betreffend. Die Nachsicht, welche man den Inspirirten und Separatisten unter der Regierung Eberhard Ludwigs zu Theil werden ließ (ob man gleich ihre Versammlungen in die Länge nicht duldete), verstattete nicht, daß man mit Schärfe diejenigen „erweiterten Hausandachten" verfolgte, deren Mitglieder dem Bekenntniß und der Gemeinschaft der evangelischen Kirche zugethan blieben [1]). Nur der Herzog Karl Alexander verfuhr mitunter hart. Als sich z. B. einige Consistorialräthe des hartverklagten eifrigen Pfarrers Kuhn (welcher in seiner ganz verwilderten Gemeinde Zainingen außer den gewöhnlichen Gottesdiensten noch besondere Erbauungsstunden hielt) annahmen, drohte er ihnen mit der Festung, und verurtheilte den Pfarrer Kuhn selbst zur Festungsarbeit, seine Frau zum Ludwigsburger Arbeitshaus. Nachmals kam ihre Unschuld an den Tag, ihr Verkläger an ihrer Statt auf die Festung Neuffen, und Kuhn wieder in sein Amt nach Zainingen zurück [2]). Dagegen schonte der Herzog den berühmten Rechtsgelehrten Johann Jakob Moser, welcher als Professor zu Tübingen, und später als Regierungsrath in Stuttgart, in seinem Hause Erbauungsstunden hielt, an beiden Orten mit Vorwissen seines Beichtvaters [3]). Ja Moser gab im Jahre 1734 sein rechtliches Bedenken von Privatversammlungen heraus [4]), auf welches ein anderes (durch religiöse Bewegungen in Reutlingen veranlaßtes) von Kanzler Pfaff in dem gleichen Jahre folgte. Letzteres, welchem im Jahre 1735 die theologische Fakultät zu Tübingen beitrat, erklärte Privatversammlungen „unter Anord-

[1]) Oetinger in Bengels Briefwechsel 172. [2]) Dizinger 1, 44 ff. Eisenlohr K.G. Einl. 126. [3]) Moser, Autobiogr. 55. [4]) Mosheim K.G. 6, 379 ff. Das Bedenken von Moser selbst.



nung und Aufsicht des geistlichen Ministerii" für zuläßig, während Moser die beziehungsweise Zuläßigkeit derselben auch in dem Fall anerkannt wissen wollte, wenn kein Geistlicher als Zeuge und Beaufsichtiger derselben gegenwärtig wäre [1]). So wurden denn die Privatversammlungen fortwährend geduldet, und gegen das Ende der dreißiger Jahre finden wir sie sehr weit und unter allen Ständen verbreitet [2]). Das Kirchenregiment aber fand keinen Grund zu einem Verbote, wohl aber Gründe, das Generalrescript vom 12. August 1706 näher zu bestimmen.

Es hatte sich nämlich im Verlaufe der Zeit herausgestellt, daß diese Privatversammlungen gar manche gute Frucht gebracht hatten, andererseits aber auch dazu mißbraucht worden waren, die Gemüther zu verwirren, und sie dem öffentlichen Gottesdienste, dem geistlichen Stande, und da und dort der Einfachheit des evangelischen Bekenntnisses zu entfremden.

Das Generalrescript von 1743 enthält demgemäß als Einleitung eine ernste Erinnerung an alle Gemeindeglieder, so lieb ihnen die Erbauung ihrer Seele und die Gemeinschaft der Kirche sei, die öffentlichen Versammlungen nicht gering zu achten, und zu bedenken: „daß unser lieber Herr und Heiland das Predigtamt gestiftet und erhalten habe, damit seine Lehre öffentlich in der Gemeinde gehört, die Sakramente nach seiner Einsetzung ausgespendet, ein gemeinschaftliches Gebet vor Gott gebracht, und damit eine öffentliche Gemeinschaft der Glaubigen erhalten werde." „Neben diesen allgemeinen und öffentlichen kirchlichen Versammlungen, erinnern wir," so fährt das Rescript fort, „noch ferner ernstlich alle Hausväter und Hausmütter, und die an deren Statt sind, daß sie die ihnen besonders obliegenden Hausandachten mit ihren Kindern und Gesinde nicht versäumen, sondern zuversichtlich glauben sollen, daß dergleichen geistliche Uebungen, sie bestehen nun in Vorbereitungen auf den Tag des Herrn, oder in Wiederholung des gepredigten Worts, oder in Lesung der h. Schrift und geprüfter geistlicher Bücher, oder in Erlernung und Wiederholung der Psalmen, Gebete und Lieder, oder in eigener Ermunterung ihrer selbst und der Ihrigen,

---

[1]) Mosers Bedenken S. 48 ff. [2]) Moser, Autobiogr. 63. Burk Christenbote 1846. Nro. 44.

niemals ohne Segen sei, und daß vielmehr hiedurch ihre und der Ihrigen Besserung schnelle wachsen könne."

„Wer sich diesen beiden Uebungen unter Anrufung des Geistes Gottes unterwerfe, der werde anderwärtiger Zusammenkünfte nicht bedürfen." „Wenn aber die Pflicht des Besuches des öffentlichen Gottesdienstes, und die Haltung des häuslichen (welchem der Vorzug gebühre, und welche auf wirklichen Befehl des Herrn gegründet seien) erfüllt werde, so sei man nicht gemeint, die besonderen Zusammenkünfte, welche von einigen christlichen Personen in Absicht auf geistliche Handlungen geschehen, überhaupthin zu verwerfen oder zu verbieten, man wolle sie vielmehr mit dem vorsichtigsten Unterschied prüfen, das Gute behalten und fördern, die Abwege aber anzeigen, absondern, und so viel möglich verhüten."

Es wurde demgemäß Folgendes verordnet:

1) „Wenn außer den zu dem öffentlichen Gottesdienst bestimmten Stunden der Ortsgeistliche mit seinen Zuhörern, es sei in der Kirche selbst oder in seinem Hause, sich noch ferner aus dem Worte Gottes üben, sie unterrichten, ermahnen und stärken will: so wird es ihme nicht nur freigelassen, sondern auch gebilliget, und viel göttlicher Segen angewünscht." Nur wird er gewarnt, sich zu keiner Partheilichkeit für die an den häuslichen Erbauungsstunden Antheilnehmenden verleiten zu lassen; in Gemeinden, wo er einen Collegen neben sich habe, die Leute nicht von diesem abzuziehen; darauf zu achten, daß bei den Theilnehmern an seiner Erbauungsstunde der häusliche Gottesdienst nicht versäumt werde; endlich von der in der Gemeinde gewöhnlichen Lehrart nicht dadurch abzuweichen, daß er für die Erbauungsstunde eine andere Sprache, einen hohen und dunkeln mystischen Vortrag wähle.

2) Auch gottesfürchtigen Schulmeistern wurde, so weit es ihr Amt erlaube, gestattet, vornämlich mit der Jugend, auch unter Theilnahme von älteren Personen, Erbauungsstunden zu halten, doch mit Vorwissen und unter Aufsicht eines verordneten Ortsgeistlichen. Ihnen wurde befohlen: „Es lasse sich keiner einfallen, daß dieses der Platz seie, Kunst und Weisheit zu zeigen; Liebe und Geduld ist's, was er da üben und



beweisen, einfältiger Unterricht und Erbauung aber, was er suchen soll."

3) „Wenn aber andere, hiezu nicht besonders berufene Privatpersonen durch ihren Dienst oder in ihren Häusern besondere geistliche Zusammenkünfte veranlassen und halten wollen, so ist wohl das Erste, daß sie sich ernstlich erforschen, in was Absicht ein solches geschehe? ob in lauterlicher Meinung zu ihrer eigenen und der Ihrigen Erbauung? was sie anbei von der öffentlichen kirchlichen Versammlung halten? mit was für einem Herzen sie eines und das andere besuchen? wie sie ihre schuldige Hausandacht bestellen? wiefern die viele und fast beständige äußerliche Uebung der innerlichen Bewegung des göttlichen Wortes und der Anwendung auf sich selbst förderlich oder hinderlich sei? Diese und dergleichen ernstliche Prüfungen sind nöthig, um christliche Seelen von allerlei geistlich-scheinenden Abwegen, unlauterer Geschäftigkeit, heimlich eindringender Ueberhebung und Versäuerung eines sonst guten und süßen Teiges zu verwahren."

„Es könne aber wohl seyn, daß sonderlich an Sonn- und Feiertagen christliche Seelen den Tag in Gesellschaft christlicher Freunde hinbringen wollen, und diese weitere Gelegenheit zur Erbauung sei nicht zu verwehren."

„Nur sei, um Mißbräuchen vorzubeugen, Folgendes zu beobachten: Solche Versammlungen seien dem Ortsgeistlichen anzuzeigen, demselben sei freier Zutritt zu gestatten, und er habe die Versammlung zu überwachen. Derselbe habe beharrlichen Separatisten den Zutritt zu diesen Versammlungen zu untersagen; unbekannte und ungeprüfte, und noch mehr gefährliche und verdächtige, besonders fremde Personen nicht zuzulassen. Kein Fremder solle ohne Vorwissen des Ortsgeistlichen eine Versammlung besuchen und darin reden, besonders herumreisende Personen, welche sich ein Geschäft daraus machen, Jünger zu sammeln, Gewissensrath zu ertheilen, Anstalten einzuführen, sollten in der Stille von den Geistlichen geprüft werden. Seien es eigentliche Sectirer, so sollten sie abgewiesen, seien es aber Leute von einem starken, nur unaufgeklärten Eifer, so solle ihnen ein stillschweigendes Anwohnen bei den Versammlungen, oder in Gegenwart des Geistlichen eine vorsichtige Er-

mahnungsrede gestattet, jedenfalls aber beiden die Zeit ihres Aufenthalts in den Gemeinden eingeschränkt werden."

Die Erbauungsstunden selber sollten mehr in freundschaftlich- als kirchlich-geformten Versammlungen gehalten werden, daher höchstens gegen fünfzehn Personen zusammenkommen. Eine mäßige Ueberschreitung dieser Zahl bleibe bei geringeren Orten auf den Ortsgeistlichen ausgesetzt. Ohne Wissen und Willen der Ehemänner sollten die Ehefrauen, und wo es Widerwillen der Ehefrauen erwecken würde, auch die Männer sich des Besuchs der Erbauungsstunden enthalten; wenn beide die Erbauungsstunde besuchen, sollen sie nicht an verschiedene Orte deßhalb gehen. Kinder und Gesinde sollen nicht ohne Erlaubniß der Eltern und Hausväter gehen, Hausväter und Hausmütter die Hausandacht über den Erbauungsstunden nicht versäumen. Die Zeit sollte nicht mit den Gottesdiensten zusammenfallen, die Orte nicht abgelegene Häuser seyn."

In Anwesenheit des Geistlichen sind hiezu tüchtigen Gliedern der Versammlung Vorträge zu halten gestattet; in Abwesenheit desselben soll sich Niemand eines förmlichen Vortrags anmaßen, sondern man solle hauptsächlich die h. Schrift in der Uebersetzung des sel. Luthers und gute evangelische Bücher alter und neuerer Gottesgelehrten, welche von der Kirche geprüft und gebilligt, auch Gottlob in großer Anzahl und nach allen Arten vorhanden sind, namentlich auch die evangelischen Bekenntnißschriften lesen, und kurze Bemerkungen und Gebete daran anknüpfen."

„Zu einem förmlichen Gewissensrath taugen die Versammlungen nicht, dieser gebühre entweder dem Predigtamt oder ganz wenigen vertrauten Personen, doch sei damit nicht ausgeschlossen, daß man denjenigen Segen, womit Gott einen oder den anderen bei besonderen Gelegenheiten begnadigt habe, auch in der Versammlung anpreise, auch in allerlei Fällen sich der Fürbitte seiner Mitchristen empfehle."

„Keine Fragen von allerhand neuhervorbrechenden Gläublein, von Favorit-Meinungen einiger wahrhaftig oder nur zum Schein frommer Leute, von künstlichem Lehrgewebe unterschiedlicher Religionssonderlinge, von Vorwurf allerhand Kir-



chengebrechen, von hin und wieder einzuführen stehenden Anstalten und dergleichen sollen in diesen Versammlungen jemals vorgetragen werden. Dergleichen Abhandlungen erbauen das Gemüth nicht, sondern zerstreuen es vielmehr, indem sie die Aufmerksamkeit, die auf eigene Besserung des Lebens gehen sollte, auf unnöthiges Grübeln nach fremder Lehre ableiten, und leicht veranlassen, den Vorzug des Christenthums mehr in allerhand beliebten Meinungen und Redensarten als in Einfalt des Glaubens und Lauterkeit des Lebens zu suchen."

Endlich heißt es: „Die Obrigkeit habe mit dieser Verordnung ihre Pflicht, als eine christliche, erfüllt, und hoffe, daß dieß auch Ueberzeugung der Unterthanen sei, und diese aus Erkenntniß und willigem Herzen Folge leisten werden." Den Geistlichen wurde aufgegeben: „ihr fleißiges Aufsehen auf die Befolgung dieser Vorschrift zu haben, und wo sie Abweichungen bemerken, dieselben, wo möglich, in Liebe zu bessern; oder, wo es nur auf einige äußerliche, hier bemerkte Umstände ankomme, dieselben in Gemeinschaft mit der weltlichen Obrigkeit abzustellen, besondere Anstände aber der Behörde anzuzeigen [1])."

Verfasser dieses Ediktes ist der oftgenannte Geheimerath Consistorialpräsident G. B. Bilfinger, dieser für die evangelische Kirche unter Karl Alexander, unter der vormundschaftlichen Regierung und im Anfang der Regierung Karl Eugens so segensreich wirkende, „tief einsehende und weit hinaussehende" Vorsteher der Kirche. Der Vertraute seines Herzens, Oberhofprediger Tafinger, sagt von ihm: „Ich habe nicht nur allein vor dem Beichtstuhl, da der sel. Geheimerath allemal nach der Kraft, die er besonders von Gott hatte zu reden und zu schreiben, eine selbstgefaßte Beichte abgelegt, viele überzeugende Beweise empfangen, sondern auch in dem genaueren Umgang vielfältig mit demselben besprochen und allezeit aus seinem Mund und Herzen vernommen, daß kein anderer Weg sei, als Buße und Glauben an den Herrn Jesum, durch welchen wir können selig werden. Aber es komme einmal nicht nur so darauf an, daß einer in gewisser Eigenwahl sich hervorthue, oder am Ende seines Lebens einen schnellen Sturm auf den Himmel wage, welcher wenigen

[1]) Eisenlohr, K.Ges.

gerathe, sondern es müsse Ein Systema, Ein Zug, wie er öfters das Wort brauchte, im ganzen Leben seyn. Das war auch in seinem Leben, wie ich aus 34jähriger Bekanntschaft weiß. Er war von nichts so weit entfernt, als von rohen und zweifelhaften Gedanken über göttliche Dinge und die in der h. Schrift geoffenbarten Wahrheiten, ließ sich auch einsmals bei einer Unterredung von den großen Eigenschaften verschiedener großen Gelehrten in die bedenklichen Worte heraus: An diesen ist alles groß, nur das ist klein, daß sie so wenig glauben." Bilfinger wurde auch im Auslande ungemein geschätzt, namentlich auch von König Friedrich II. von Preußen, und erhielt manche Anträge zu auswärtigen Ehrenämtern. Einmal äußerte er sich, wie Tafinger berichtet, bei einer solchen Gelegenheit: „O ich habe noch nichts gethan und gesehen, welches werth wäre, daß mich Gott so wunderbar hieher (in's Vaterland) geführt hätte." Doch kam die Zeit, wo er bezeugte: „nun habe ich es gesehen, nun kann mich Gott zu sich rufen, nun wird die Nachwelt Gottes Wege an mir erkennen [1])." Als Tafinger dem bereits sprachlosen Sterbenden zurief: „Halt im Gedächtniß Jesum Christum," erhob Bilfinger die drei Eidesfinger, legte sie dann auf die Brust und blickte, freundlich lächelnd, gen Himmel. So verschied dieser christliche Weise und Staatsmann am 18. Februar 1750.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit Herzog Karl Eugens.

Erstes Kapitel.

Karl Eugen und seine Umgebungen.

Die schöne Zeit einer geordneten, auch für die Kirche wohlthätigen Regierung dauerte noch einige Jahre fort, nachdem Karl Eugen für volljährig erklärt worden war. Die alten Räthe wur-

---

[1]) Sein Leben in Tafingers Leichenrede p. 19. S. auch Moser patr. Archiv, Bd. 9.

den von ihm geachtet und die Landesverfassung blieb in Ehren. Aber „die erste traurige Epoche in Karl Eugens Regierung machte Bilfingers Tod." Der Herzog trat nun selbständig hervor, und zeigte bald, wie er im vollen Sinn des Wortes allein Herr seyn wolle.

Zwar das war offenbar, dem Papstthum war er nicht so hold, daß er demselben seine Unterthanen unterwerfen wollte. Er stand demselben stolz gegenüber. Auf einer Reise nach Rom wollte man ihn bewegen, dem Papst die Füße zu küssen. Als er sich weigerte, dieß zu thun, bemerkte man ihm, daß die Cardinäle, diese dem Papst nächststehenden Kirchenfürsten, diesen Fußkuß ja auch leisten. Karl Eugen entgegnete: „Der Papst könne den nächsten besten Mönch zum Cardinal machen, aber weder der Papst noch der Kaiser werden mehr als einen Herzog von Württemberg in der Welt finden [1])." In dieser Hinsicht war Karl also sehr unabhängig, und das blieb er auch; nie gab er sich zu einem Werkzeug des Proselytismus her, und wenn hie und da die Stände über Eingriffe der katholischen Hofgeistlichkeit klagten, so war er im Ganzen bereit, denselben Einhalt zu thun. Sein Geist war mit ganz anderen Dingen beschäftigt; Genußsucht und Ehrgeiz zog ihn von den religiösen Betrachtungen ab, und jene beiden Götzen, denen er seine reichen Talente opferte, brachten so viel Wehe über das Land und die Kirche, als wohl Niemand bei seinem Regierungsantritt geahnt hatte. Karl ließ bald dem Muthwillen seiner irreligiösen Jugend, den schändlichen Lüsten seines Herzens freien Lauf, lachte des Elends der verführten Unschuld, des Jammers der Familien, und drohte laut und offen mit seinem Zorn, wo er Widerstand fand. Daneben hielt er noch viele Buhldirnen, meist aus Italien, welche ihn überallhin begleiteten, mit schamloser Frechheit sich brüsteten und große Summen verschlangen. „Damals (sagt Pfaff) ward Stuttgart der Schauplatz ungemessener Pracht und Lüderlichkeit, Bälle und Conzerte, Landpartieen und Gesellschaften, üppige Gastmahle und verschwenderische Ueppigkeit in Putz und in der Kleidung zerrütteten den Wohlstand auch der untern Klassen, und ihre Folgen waren Betrügereien aller Art, häufige Vergantungen und

[1]) Pfaff 4, 255.

gänzliche Verarmung vieler Familien." „Zu solcher Verderbniß gesellte sich noch, ebenfalls vom Hofe ausgehend, ein knechtischer Charakter, unterwürfig und niederträchtig gegen Höhere, stolz und übermüthig gegen Geringere [1])." Gewaltthätig, wie der Herzog selbst, behandelte Militär und Adel den Unterthanen und den Beamten, und bezahlte Schmeichler mußten den jungen Herzog als den weisesten Landesvater erheben, seine Feste, in denen er den Schweiß seiner Unterthanen vergeudete, seine Jagden, bei denen er ihre Saaten zertrat, besingen und preisen. Alles sollte sein Opfer seyn; was kümmerte ihn das Elend seiner Unterthanen? Doch es war, als sollte dieses Opfer durch das Zusammenwirken der Künste geschmückt werden, als wollte er durch die Gesänge seiner welschen Trillerschläger, durch die Luftsprünge seiner mit Tausenden bezahlten Gaukler, durch die prächtigen, kunstvollen Opern, durch die Werke seiner Maler und Bildhauer den Schein des Wohlstandes und der Heiterkeit verbreiten, wo in der That nur Verarmung und Elend war. Selbst die vertrauten Genossen dieser Freuden ergriff, „trotz dem Zauber" derselben, oftmals eine „unerklärliche Traurigkeit [2])."

Die Prachtfeste, welche Karl in öden Wäldern halten ließ, die Paläste und Theater, welche schnell nach einander sich erhoben, der unmäßige Aufwand für das Militär, zerrütteten das herzogliche Kammergut, verzehrten die besten regelmäßigen Einkünfte des Landes und führten den Herzog in die Hände schamloser Betrüger. Nachdem der Herzog den trotzigen, Alles mit Gewalt erzwingenden Oberst Rieger, dieß willige Werkzeug seiner Plane, weggeworfen hatte, vertraute er sich in seinen Geldnöthen dem Grafen Montmartin gänzlich an. Dieser Mensch, an der Spitze einer Rotte gleichgesinnter Leute, erfand ein Mittel nach dem andern, Geld zu erpressen, bald von den Ständen, bald von den Gemeinden, bald von Privatpersonen. Bald war es List, bald Gewalt, die er anwandte, und sein Zorn traf besonders die rechtschaffenen alten Räthe und Hauptvertreter der Landschaft. Den frommen Landschafts-Consulenten Moser brachte er auf die Festung Hohentwiel, die Geheimenräthe Renz der ältere und Georgii mußten abtreten, weil sie den

[1]) Pfaff 4, 272. [2]) Pfaff 4, 270.

Grundsatz nicht annehmen konnten, „daß man Fürsten und Ministern auch sein Gewissen zu opfern habe." Als die redlichen alten Räthe vollends abtraten, erklärte der Herzog: „es laufe gegen alle gesunde Vernunft, wenn ein Diener ihm nicht unbedingt gehorche, und noch eine andere Pflicht zu haben meine, als gegen ihn." Solche Leute fand er. Ein besonderes Auge hatte Karl auf das Kirchengut. Er stellte die Verwaltung desselben unter einen notorischen Betrüger, Wittleder, welcher in kurzer Zeit mehr als 547,000 Gulden in des Herzogs Kassen lieferte [1]). Da aber weder Steuern, noch Anlehen, noch andere Erpressungen zureichten, trieb der Herzog sammt seinem Wittleder einen unerhörten Handel mit Diensten, und ließ eine eigene Bude zu Ludwigsburg errichten, in der Rathsstellen und Oberamteien wie Hirten- und Nachtwächtersdienste an den Meistbietenden abgegeben wurden [2]). Und bei allem dem sprach er und seine Räthe „nur von seiner treuen, landesväterlichen Sorgfalt und zärtlichen Liebe zu seinen Unterthanen, und wie er allen Beschwerden abhelfen wolle." Wenn aber die Stände klagten, wie es Eid und Gewissen forderte, so erklärte das der Herzog für „Pflichtwidrigkeit, Ruhestörung, Bosheit, beschränkten Verstand, fanatischen Eifer [3])."

Wie mußte dieser Hof, dieses Regiment auf das Land wirken! Gegen die Erpressungen des Herzogs konnte das ausgesogene Land durch endliche Steuerverweigerung (nachdem deren erstes Opfer, der edle Oberamtmann Huber, gefallen war) und durch Klagen beim kaiserlichen Hof und den Garanten der württembergischen Verfassung sich noch einigen Schutz verschaffen; aber der Geist der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit, der damals von Oben herab sich verbreitete, schlug dem Lande noch weit tiefere und unheilbare Wunden. Bis in die Einsamkeit der Klosterschulen war es fühlbar, daß Religiosität und Sittlichkeit abgenommen habe. Wenige von den Professoren wollten mehr Seelsorger der ihnen anvertrauten Jünglinge seyn [4]). Unter der Geistlichkeit gab es zwar noch Manche, welche die Würde ihres Standes gegenüber dem Zeitgeiste behaupteten; aber man

---

[1]) Pfaff 4, 284. 289. 330. [2]) Pfaff 4, 285 ff. [3]) Pfaff 4, 282. 294. [4]) Hirzel Einleitung 2c.

hat in Druckschriften Beweise, daß Andere auch das höfische Schmeicheln gegen den Herzog lernten. Nachdem der Herzog fast dreißig Jahre lang den vollen Becher der weltlichen Lust getrunken und seine Unterthanen gedrückt hatte, ließ er an seinem fünfzigsten Geburtstage (1778) Folgendes von allen Kanzeln verlesen: „Er sei ein Mensch und deßhalb immer unter dem Grade der Vollkommenheit. Es haben sich aus menschlicher Schwachheit, unzulänglicher Kenntniß und anderen Umständen viele Ereignisse begeben, die nun nicht mehr eintreten werden. Ein solches freimüthiges Geständniß abzulegen sei eine Pflicht, welche besonders den Gesalbten der Erde heilig seyn müsse. Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens. Die Zukunft werde von nun an von ihm einzig zum Wohle seiner Unterthanen verwendet werden. Jeder derselben dürfe nun getrost leben, da er in seinem Landesherrn stets einen sorgenden, treuen Vater werde verehren können [1]." Diese Erklärung machte allenthalben tiefen Eindruck, gewann dem Herzog die verlorene Liebe des Volkes wieder, und da ein öffentliches Sündenbekenntniß eines regierenden Fürsten im Lande etwas Unerhörtes war, so wurde um so weniger an der Aufrichtigkeit gezweifelt. Und doch, wie Manches war geeignet, Zweifel zu erwecken! Wiederholt mußten ihn die Stände an sein „an heiliger Stätte, in Gottes Tempel selbst, gegebenes Versprechen" erinnern, weil er z. B. den Diensthandel fortwährend betrieb. Der Herzog aber stellte sich empfindlich, daß man seinem Worte nicht traue, und trieb ohne Scheu den Diensthandel bis an sein Ende fort [2]. Und wer erinnert sich nicht, wie selbst aus den letzten Jahren des Herzogs noch so viele Erzählungen im Munde des Volkes umgehen, welche eine fast unvertilgliche, zeitenweise stärker hervortretende Leichtfertigkeit beurkunden. Der Herzog mochte wohl auch seine ernsten Stunden haben. Jene Abkündigung von den Kanzeln schrieb man mitunter der Todesfurcht zu, von der er zu Zeiten heimgesucht ward *). Mit viel Theilnahme schien er sich, je länger je mehr, der evangelischen Kirche anzunehmen. Männer wie Oetinger, Hahn, Flattich, waren bei ihm in hohen Gunsten **), und namentlich Hahn durfte ihm

[1]) Pahl 5, 170. 171. [2]) Pfaff 4, 378 ff.
*) s. Anhang 83. **) s. Anhang 84.



offen die Wahrheit verkündigen. In Birkach baute und stattete er die evangelische Kirche größtentheils aus seiner Kasse auf's beste aus. In seinen letzten Jahren besuchte er öfters das evangelische Seminar, erweiterte dasselbe, hielt den Stipendiaten Reden über die Wichtigkeit ihres Berufs. In der von ihm errichteten Akademie prüfte er zu Zeiten die (evangelischen) Zöglinge selbst in der Religion. So sehr er ein Freund der Aufklärung war, so entschieden sprach er sich gegen die zu seiner Zeit beginnenden Versuche aus, Zeitmeinungen statt des evangelischen Bekenntnisses auf die Katheder und Kanzeln zu bringen. Ob die Eindrücke der Wahrheit, die ihm so wohl bekannt war, ob die Reue und Fassung, mit der er seinem Tode entgegen gegangen seyn soll, tiefer gehend war, darüber fehlen nähere Nachrichten [1]). Doch soll die Grabschrift, die der Herzog im Jahr 1784 sich selber schrieb, nicht übergangen werden, da sie noch ein Bekenntniß von ihm enthält [2]):

„Freund, ich genoß die Welt, genoß sie in ihrer ganzen Fülle,
Ihre Reize rissen mich dahin, blindlings folgte ich dem Strom.
Gott, welch' ein Anblick, als mir die Augen aufgiengen!
Tage, Jahre flossen dahin, und des Guten wurde nicht gedacht.
Heuchelei, Falschheit vergötterten die niedrigsten Handlungen,
Und der Schleier, der die Wahrheit bedeckt, war wie dicker Nebel,
Den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten.
Was bleibt mir übrig? Ach Freund! Dieser Stein bedecke mein Grab,
Und damit alles Vergangene.
HErr! Wache du für meine Zukunft *)."

Ein großer Theil dessen, was der Herzog in seiner letzten Zeit Besseres leistete, kam auf Rechnung des Geheimenraths Bühler und der Herzogin Franziska [3]). Wenn der erstere bestrebt war, die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen, so waren es mehr innere Gründe, von welchen Franziska getrieben wurde, die Leidenschaften des Herzogs zu zügeln, ihn von Gewaltthaten abzuhalten, und ihn zur Unterstützung nütz-

---

[1]) Pfaff 4, 397. [2]) Nach der Copie des Originals gefertigt von Oberconsistorialrath Seeger (Oheim des Vf.). [3]) Pfaff 4, 374. Spittler, Geschichte des Geheimenraths 451.

*) s. Anhang Nro. 85.

licher Anstalten, namentlich der Armen, zu vermögen. Franziska hatte sich durch den Herzog ihrem rechtmäßigen Gemahle, einem Herrn von Leutrum, entführen lassen, und dieser Bruch der ehelichen Treue ließ in ihrem Gemüthe eine Wunde zurück, welche um so weniger vernarbte, je religiöser ihr Sinn von Jugend auf gewesen war. Sie schien Allem aufzubieten, um diese Wunde durch Werke christlicher Liebe zu lindern, ohne daß sie ganz heilen wollte. Nach des Herzogs Tode zog sie sich nach Sindlingen zurück, wo sie theils im Umgange christlicher Landleute, theils in tiefer Einsamkeit und anhaltendem Gebete Ruhe für ihre Seele suchte, bis sie sich nach Kirchheim unter Teck begab, wo sie nach schmerzlichen Erfahrungen (1811) gestorben ist. Doch erkannte das Land, daß sie es war, die den Herzog vermochte, die öffentlichen Dirnen, die er um sich hatte, zu entfernen, manche Ungerechtigkeit gut zu machen, vieles Gute zu wirken, an das er früher nicht gedacht hatte.

Merkwürdig wird es ferner bleiben, daß der Herzog gerade solchen Männern, deren Charakter dem seinigen am meisten ähnlich war, eine Zuchtruthe werden mußte. Unter diesen sind besonders die damals wohlbekannten Männer: der Oberst Rieger und der Dichter Schubart zu nennen.

Ph. Fr. Rieger, ein Sohn des frommen Stadtdekans zu Stuttgart, Georg Conrad Rieger, hatte seinen Vater frühzeitig verloren, und war einige Jahre nach dessen Tode in der Gunst des Herzogs so gestiegen, daß die bedeutendsten Staatsgeschäfte in seinen Händen waren. Ungemein talentvoll, im Umgange heiter, dem Herzog knechtisch ergeben, erhielt er sich lange in dessen Gunst, und wenn die Landschaft nicht genug Geld geben wollte, erzwang er, was der Herzog zu erzwingen den Muth nicht hatte. Am schmerzlichsten fühlten sich aber die Württemberger gekränkt, als er (durch die schärfsten Maßregeln, selbst durch Hinrichtungen) sie nöthigte, gegen Preußen im siebenjährigen Kriege zu kämpfen, „in dessen Regenten sie den Vertheidiger des evangelischen Glaubens erblickten.“ Bald darauf schlug aber seine Stunde. Ohne Urtheil und Gericht ließ der Herzog Riegern auf Hohentwiel in ein Gefängniß bringen, in dem er sechszehn Monate lang keines Menschen Auge sah, keines Menschen Stimme hörte. Da erkannte Rieger Gottes Gericht, die





Ermahnungen seines längst vollendeten Vaters wachten auf; eine Bibel, die er sich erbat, wurde sein Trost; er fieng an zu beten, unter so viel Thränen, daß nach und nach sein Bett darunter vermoderte. In der inneren Noth und den steigenden Beschwerden der Gefangenschaft ergoß sich öfters sein ohnedem schnell aufbrausendes Gemüth in jammervolle, nach und nach der Verzweiflung sich nähernde Klagen. Endlich erfuhr der Garnisonsprediger Oettinger, wessen die klagende Stimme sei, die er schon oft gehört, gieng sogleich zu Fuß den Weg nach Stuttgart und erbat sich vom Herzog zu Riegern den Zugang. Als er eintrat, sah er den Gefangenen in der schauerlichsten Gestalt, mit lang gewachsenem Barte, als ein todtenähnliches Gerippe daliegen. Bald aber erkannte Rieger den Zweck des Besuchenden, seine Thränen flossen, und mit durchdringender Stimme rief er ihm die biblischen Worte entgegen: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen." Willig ließ er sich nun von Oettingern die Hände halten, als man ihm Haar und Bart schor und ihn reinigte. Er wurde von nun an besser behandelt; dennoch hörte seine Verzweiflung nicht auf. „Er habe den Tod verdient, man solle ihm doch sein Recht anthun:" das war nun seine Klage. Endlich fand seine Seele die wahre Ruhe. Mit seinem Festungsarrest und dessen Leiden ward er nach und nach so zufrieden, daß sich sein Dank für denselben in geistlichen Liedern aussprach, von denen eines auch im neuesten württembergischen Gesangbuch steht [1]. Aber der Herzog (nicht ohne Franziska's Einfluß) zog ihn wieder an den Hof und ernannte ihn zum Commandanten von Hohenasperg. Da war es ihm schwerer, als Christ das neue Lächeln der Fürstengunst zu tragen, als früher sein Elend. Zwar ließ er sich von dem Herzog nicht mehr mißbrauchen, aber sein altes, herrschsüchtig-heftiges Temperament erwachte von neuem, und oftmals äußerte er sich: „Wie war ich damals so selig, hätten sie mich doch in Hohentwiel begraben!"

Wie Rieger an Talent und Gewaltthätigkeit dem Herzog, dem er diente, glich, so glich diesem Schubart an Popularität und an der Zügellosigkeit, mit welcher er in den Tagen

[1]) Gesb. Nr. 123. Koch Kirchenlied 1, 335 ff.

seiner Jugend der Weltlust fröhnte. Da ließ der Herzog den beliebten Volksschriftsteller plötzlich, durch Verrath, gefangen nehmen und auf Hohenasperg setzen, wo Rieger bereits Commandant war. In der Einsamkeit seines engen Kerkers, welche dem brausenden Kopfe fast unerträglich war und in der alle Erinnerung an die genossene Lust, alles Spiel der Phantasie bald verschwand, kam das Gewissen Schubarts, welches ihm auch mitten in seinem Sinnentaumel keine Ruhe gelassen hatte, zu seinem Rechte. Seine Seele verweilte bei der biblischen Erzählung vom verlorenen Sohne, und das Verlangen nach Vergebung der Sünden begann in ihm zu dämmern; Riegers Vorsorge machte ihn mit gediegenen Erbauungsschriften bekannt, und Pfarrer Hahn von Kornwestheim besuchte ihn als Seelsorger. Nun dichtete Schubart seine tiefgefühltesten Lieder, von denen das liebliche: „Urquell aller Seligkeiten rc. [1])" so bekannt geworden ist; und das ernste feurige Gedicht: „Die Fürstengruft," welches das Gewissen des Herzogs Karl schneidend getroffen, und seinem Verfasser eine längere Haft bereitet haben soll [2]). Als er endlich, nach zehnjährigem Gefängniß, wieder frei und von dem Herzoge an seinen Hof berufen wurde, fühlte er auf's neue das Versuchliche der Weltlust, und erwehrte sich ihrer, trotz einer bis zu seinem Tode ihn begleitenden Unruhe, doch leider nicht mit Entschiedenheit [3]).

Bessere Eindrücke, als Riegers und Schubarts Strafe und Buße, hinterließ Johann Jakob Mosers Treue bis zum Tode. Nachdem er mit Milde, aber entschiedener Redlichkeit die ständischen Rechte längere Zeit vertheidigt hatte, schien es dem Grafen von Montmartin angemessen, ihn in einer Privatunterredung zu bearbeiten. Als er aber fest blieb, und erklärte, lieber „seinen grauen Kopf hergeben zu wollen, als daß er eine neue Last auf das Land wälzen lasse," so ließ ihn der Herzog ohne Untersuchung, Urtheil und Recht auf die Feste Hohentwiel setzen. Dort hatte Moser neben Stunden tiefer Betrübniß (um seine im Kummer um ihn erkrankte und entschlafene Gattin) doch auch frohe Stunden. Die h. Schrift und Steinhofers Predigten waren

[1]) Gesb. Nr. 21. [2]) Gedichtet im dritten Jahr seiner Gefangenschaft auf Asperg. Schubart, Gedichte Frankf. 1825, 3, p. 290, Anm. [3]) Koch, 1, 526 ff.



seine Erbauung, jeder Tag zwischen Lesen, Gebet, Ausarbeitung von geistlichen Liedern und wissenschaftlichen Abhandlungen getheilt. Keine Stunde sollte ungenützt dahin gehen. Da man ihm kein weißes Papier, keine Tinte noch Bleistift ließ, schrieb er die Wände seines Gefängnisses mit der Spitze seiner Lichtputze voll. Eine merkwürdige Erfahrung göttlicher Hülfe tröstete ihn in seinem Gefängniß. Ein heftiges Gliederweh, das ihn lange an die Krücken bannte, verließ ihn in derselben Stunde, als er das Evangelium von der Heilung des Gichtbrüchigen [1]) gelesen und „dem Herrn Jesu in seinem Herzen die Ehre gegeben hatte, daß er noch jetzt, wie in den Zeiten seines Wandels auf Erden, Wunder thun könne.“ Indessen klagte die Landschaft beim Kaiser, und dieser befahl seine Freilassung, welche der Herzog gewähren wollte unter der Bedingung einer Abbitte von Mosers Seite. Dieser aber antwortete: „Ich habe nun in das sechste Jahr Zeit genug gehabt, mich zu prüfen, ob ich mich gegen Ew. Durchlaucht eines Verbrechens schuldig gemacht habe, und wann mich mein Gewissen dessen überzeugte, würde ich es nicht haben anstehen lassen, es ernstlich zu bereuen und unterthänigst um Gnade zu bitten. Ich bin mir aber keines andern bewußt, als daß ich sowohl gegen E. H. Durchlaucht als dem Lande in meinem landständischen Amte alle mögliche Treue bewiesen habe.“

So gab ihn denn der Herzog ohne Weiteres frei, und erklärte: „Moser sei ein ganz ehrlicher Mann [2]).“ Mit dankbarer Verehrung empfieng das Volk den edeln Befreiten. Noch sechszehn Jahre lang wirkte er als Berather des Herzogs und der Stände, wiewohl er das Amt eines Landschafts-Consulenten bald ablegte, so wie als rechtsgelehrter und erbaulicher Schriftsteller im Segen, vornämlich aber durch das Vorbild eines christlichen Wandels. Wohlgerathene Kinder, theilnehmende Freunde versüßten seinen Lebensabend, am meisten „der Trost des heil. Geistes und die frohe Hoffnung des ewigen Lebens.“ In seinen kampfvollen Zeiten war es seine, in entscheidenden Momenten ausgesprochene Losung gewesen: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen [3]).“

---

[1]) Matth. 9. [2]) Moser patr. Arch. 4, 551. [3]) Gesb. Nr. 462, V. 7.

In seinen letzten Jahren aber war es sein Gelübde: „Lobend will ich schlafen gehen, Loben sei mein letztes Wort [1]."

Zweites Kapitel.

Die Bengel'sche Schule.

§. 1.

Seelsorger aus Bengels Schule.

Mit dem Generalrescript in Betreff der Privatversammlungen schloß sich die Arbeit der Spener'schen Freunde und Schüler in Württemberg auf eine Weise ab, welche die Rechte des kirchlichen Bekenntnisses, des Kirchenregimentes, des Lehramtes und der Gemeindeglieder gleich sehr anerkannte, die Gewissen beruhigte, und dem christlichen Gemeinschaftssinne, der brüderlichen Ermahnung und Liebethätigkeit ein weiteres Feld eröffnete. Die Privat-Versammlungen wurden zur Zeit Karl Eugens ein Damm gegen die aufs neue einbrechende Zügellosigkeit und eine Zufluchtsstätte vieler durch die Noth der Zeit gebeugter Württemberger, namentlich aus den mittleren und niederen Ständen. Sie waren aber auch jetzt noch dem evangelischen Bekenntnisse treu zugethan, dem Predigtamte hold, und Ueberschreitungen des sogenannten allgemeinen Priesterthums waren selten.

Auf diese Kreise, so wie auch auf denjenigen Theil des Volkes, welcher, ohne die Privatversammlungen zu besuchen, doch im Stillen die christliche Wahrheit liebte, hatten die erbaulichen Schriften der halle'schen Schule immer einigen Einfluß, namentlich die von Bogatzky und die „köthnischen Lieder." Weiter noch verbreitete sich das (kleinere) Gebetbuch des alt-orthodoxen Pfarrers zu St. Catharinen in Frankfurt, Johann Friedrich Stark (1756), welches noch jetzt das beliebteste Gebetbuch des alt-württembergischen Volkes ist. Aber am einflußreichsten blieb doch durch seine Schriften und Schüler Bengel, und man darf sagen, daß sich ein regeres Streben nach schriftmäßiger Erkenntniß der gesammten evangelischen Wahrheit vorzugsweise von seiner Zeit herschreibt.

[1]) Kleinere Autobiographie, und Ledderhose, Mosers Leben.





Doch gebührt an diesem Verdienste neben Bengel nicht allein den älteren württembergischen Theologen ein Theil, sondern auch einem Freunde Bengels, welcher längere Zeit selbständig neben ihm wirkte. Es ist dieß Georg Conrad Rieger (gestorben 1743 als Stadtdekan zu Stuttgart), einer der ausgezeichnetsten Prediger und Seelsorger Württembergs. Er hat seiner Zeit Bengeln ergänzt, denn während letzterer hauptsächlich auf die Zukunft des HErrn hinwies, hat Rieger mit einem heiligen Ernst, einer seltenen Fülle und einer an Luthern erinnernden Kraft die Erneuerung des Herzens und Lebens zum Hauptgegenstande seiner Predigten gewählt. Noch zeugt seine „große und kleine Herzens-Postille" davon, was es heiße, einen Bibeltext erklären und auf das Leben anwenden. Gleich den Vätern der württembergischen Kirche vor ihm hat Rieger furchtlos gezeugt nach allen Seiten hin, hat für die Armenpflege umfassende Arbeiten vorbereitet, eine ausgedehnte Seelsorge geübt, und ist diesen Arbeiten im besten Mannesalter erlegen. Schon lag er in den letzten Zügen, als ein Bürger der Stadt an das Todtenbette mit Thränen trat, um dem Sterbenden mit bewegtem Herzen zu danken, „daß durch ihn seine Seele errettet worden und zur Buße und zum Glauben gekommen sei, was er einst auch in der Ewigkeit vor dem Richterstuhle Christi bezeugen wolle und müsse [1])." Neue Auflagen seiner Predigten haben in unserer Zeit sein Andenken im Auslande, wie im Vaterlande, in dem er nie ganz vergessen war, wieder erneuert. Rieger hat indessen seine näheren Freunde kurz vor seinem Tode aufmerksam gemacht auf Bengeln und seine Schriften: „Bengels Vortrag komme unter den Zeitgenossen dem apostolischen am nächsten," und so finden wir denn, daß auch wirklich seine Freunde Bengels Freunde geworden sind.

Nächst Bengeln und Riegern selbst wirkte aber für Verbreitung biblischer Erkenntniß und christlicher Gesinnung eine Reihe von Männern, welche in dem unmittelbaren Unterrichte und durch die Schriften Bengels gebildet waren, und die in dem Lehrer und Freunde ihrer Jugend auch den Berather ihres reiferen Alters und ihrer amtlichen Wirksamkeit ehrten. Die einen dieser

[1]) Burk Christenbote 1832, p. 53.

Schüler Bengels betraten eine mehr praktische, die andern eine mehr wissenschaftliche Laufbahn, wiewohl alle in einem gewissen Sinne wissenschaftliche Gründlichkeit mit praktischer Thätigkeit vereinigten.

Als Seelsorger und Kirchenvorsteher wirkten von Bengels Schülern Johann Christian Storr, Stiftsprediger und Consistorialrath zu Stuttgart, Philipp David Burck, Dekan zu Kirchheim u. Teck, Friedrich Christoph Steinhofer, Dekan zu Weinsberg, und Philipp Friedrich Hiller, Pfarrer zu Steinheim bei Heidenheim.

So anhänglich Storr an Bengeln war (er ehrte ihn als einen Vater*), so hat doch er gerade am meisten Eigenthümliches unter Bengels Schülern. Er war bei den ältesten Vätern der christlichen Kirche, bei den Reformatoren, bei Arndt, bei den erbaulichen Schriftstellern des Auslandes in die Schule gegangen, und hatte als Hofcaplan besonders Hedingers Vorbild im Auge behalten. Eine gewaltige Predigt gegen den Carnevalsunfug hatte ihm des jungen Herzogs Zorn erweckt, und hätte ihm seine Dienstentlassung zugezogen, wenn nicht Bilfinger ihn nachdrücklich in Schutz genommen hätte. Später von der Hofkirche auf die Stadtpfarrei zu St. Leonhardt, und dann an die Stiftskirche befördert, behielt er bis in sein höheres Alter einen ungeschwächten Beifall und Eingang „bei Hohen und Niederen, bei Fremden und Einheimischen." Storr war in vollem Sinne des Wortes Seelsorger, und hat besonders die Jugend auf seinem Herzen getragen. Wenn Candidaten der Theologie, die er zu examiniren hatte, kurze, ihrem besondersten Bedürfniß angemessene Worte, die er ihnen ans Herz zu legen wußte, im Gedächtniß behielten, so war in der Kinderwelt „sein Milchspeislein" lange ein sehr bekanntes und geliebtes Büchlein. Vornehmlich aber nahm er sich der Confirmanden an. Für sie zunächst hat er in seinem Beicht- und Communionbuch (dem verbreitetsten Werk dieser Art in Württemberg) eine ihre einzelnsten Bedürfnisse berücksichtigende Schrift hinterlassen. Zur Förderung des Hausgottesdienstes sammelte er ein Gebetbuch, „das christliche Hausbuch"

*) s. Anhang Nro. 86.



betitelt, welchem auch solche Gebete einverleibt sind, die er selbst verfaßte. Von den letzteren sind einzelne in die Liturgie von 1843 aufgenommen worden, so wie das Gesangbuch von 1842 auch Lieder von ihm enthält [1]).

Wenn Storr mehr für das Ganze der Kirche wirkte, so war die speciellste Seelsorge für seinen Freund Burk das eigentliche Arbeitsfeld. Nicht nur in kleineren und größeren Gemeinden, als Pfarrer wie als Dekan zu Markgröningen und Kirchheim u. Teck, war ihm die Seelsorge sein Hauptanliegen, auch durch schriftliche Correspondenz wirkte er in dieser Hinsicht im In- und Auslande. Der letzteren verdankte seine Schrift: „die Lehre von der Rechtfertigung und deren Gewißheit im Herzen und Gewissen eines Sünders" (sieben Theile in Einem starken Oktavbande), größtentheils ihre Entstehung. Burk hatte nämlich eine kleine Schrift über diese Fundamentallehre der evangelischen Kirche erscheinen lassen, welche bald auch im Auslande Eingang fand, und nun erhielt er von den verschiedensten Seiten her Anfragen, Zweifel, Bekenntnisse, Mittheilungen, welche er beantwortete, und alsdann (jedoch mit aller ihm eigenen Zartheit) als Anhang jener Schrift einverleibte. Wie viele Ruhesuchende hat er nur durch diese einzige Schrift zur wahren Ruhe geleitet! Demuth, Liebe, unermüdete Thätigkeit bezeichnete seinen Gang. Früher, als die Jahre erwarten ließen, starb er zu Kirchheim u. Teck, nach manchen bitteren Erfahrungen (1770). Als wissenschaftlich gebildeter Theologe gab er Erklärungen über die Psalmen und kleinen Propheten heraus, auch eine zweite Ausgabe des bengelschen Gnomon [2]).

Eigenthümlich war Steinhofers Lebensgang. Neben Bengel hatte auch Weissensee, und in Tübingen Weißmann einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung gehabt, und eine Krankheit, an der er ein halbes Jahr gefährlich zu Bette lag, ihn den Ernst des Lebens gelehrt. Nun war es sein Anliegen, allen eitlen Gedanken und weltlichen Planen zu entsagen, sein eigenes Heil zu erlangen, und als Seelsorger alles zu thun, um die ihm Anvertrauten auf denselben Weg zu führen. Bei diesem Ernste

---

[1]) Burk Christenbote 1832, p. 89. [2]) Burk Christenbote 1832, p. 57.

schien ihm in späterer Zeit, als er Repetent in Tübingen geworden war, die württembergische Kirche der rechten Kirchenzucht zu entbehren, und er nahm daher mit Freuden die Hofpredigerstelle zu Ebersdorf bei dem Reichsgrafen Heinrich XXIX. an, wo seiner christlichen Thätigkeit ein freieres Feld sich zu öffnen schien. Mit Freuden beförderte er anfangs die Annäherung der Ebersdorfer Gemeinde an die neuaufblühende Herrenhuter Brüdergemeinde, aber bald wurde auch ihm offenbar, welchen Schaden die obenerwähnte einreißende zügellose Spielerei mit den heiligsten Wahrheiten brachte; er sah, daß er seine Ideen von kirchlicher Zucht nicht durchführen könne, und so zog er sich zurück. Nicht ohne Schwierigkeit und unter der ausdrücklichen Bedingung, die herrenhutischen Formen nicht im Württembergischen einführen zu wollen, wurde er im Vaterlande wieder aufgenommen, wo er an verschiedenen Orten, und endlich als Dekan in Weinsberg wirkte. Noch gehören seine Schriften (theils Predigten, theils Erklärungen einzelner apostolischer Briefe) zu den beliebtesten Erbauungsbüchern in Württemberg, und haben selbst noch in der Brüdergemeinde ihre Leser. Als Prediger und Seelsorger wirkte er nicht weniger öffentlich als im Stillen, nicht weniger durch die That als durch Worte. Oft fanden sich, als er noch Pfarrer zu Ehningen unter Achalm war, Studirende aus Tübingen in seinem gastfreundlichen Hause ein, um dort die Lehren seiner evangelischen Pastoralweisheit zu hören. Aber auch in seinem ganzen Wesen hatte er etwas Außerordentliches, besonders in seinen letzten Jahren, „es war unmöglich in seiner Gegenwart leichtsinnig, aber auch nicht möglich, ungerne bei ihm zu seyn [1]).“

An Steinhofer reiht sich Philipp Friedrich Hiller, dessen Schatzkästchen im ganzen Vaterlande in immer wiederholten Auflagen verbreitet wird; ein Büchlein, welches die Württemberger nach Kaukasien wie nach Amerika, und wo eine kleine Colonie derselben sich finden mag, noch heute begleitet. — Hiller war ein vielgeprüfter Christ, Armuth und Krankheit waren seine Geleitsleute. Manches Lied seines Liederkästchens soll er mit heiserer Stimme (die ihm das Predigen unmöglich machte)

[1]) Schubert, Altes und Neues 2, 161.



zur Harfe gesungen haben. Seiner drückendsten Noth half dann und wann eine Gabe ab, von unbekannten Händen, die dem Verfasser so trostreicher Lieder ihren Dank bezeugen wollten. In schriftmäßiger Einfalt, Demuth und Nüchternheit hat er besonders vom Lobe seines Gottes und Heilandes, und von der seligen Hoffnung der Christen gesungen. Auch denen, die ihn noch nicht näher kannten, ist er durch unser neues Gesangbuch bekannt geworden.

Nächst diesen Männern ist noch zu nennen der bekannte Pfarrer Flattich, ein merkwürdiger Pädagoge, den Albert Knapp einen in das Gewand eines Dorfpfarrers verkleideten neutestamentlichen Salomo genannt hat. Flattich war ein Mann von durchdringendem Verstande, äußerster Einfachheit und einem in Gott frohen Muth, voll aufopfernder Liebe gegen seine Gemeinde, voll Sorgfalt gegen die Jugend. Wenn ein Vater über der Erziehung seines Sohnes nicht mehr wußte, wo ein und aus, so nahm er seine Zuflucht zu Flattich. Eine gleichgesinnte Gattin stand ihm zur Seite, und so wurden unter seiner Leitung und in seinem Pfarrhause nach und nach gegen zweihundert Zöglinge aus allen Ständen gebildet. Seine hausväterliche Weisheit und seine wohlerwogenen Gedanken über Erziehung der männlichen Jugend hat die neueste Zeit wieder an's Licht gezogen, namentlich letztere, welche er in „seinen Sammlungen zur biblischen Erziehungslehre" handschriftlich hinterlassen hat [1]). Bis in den Tod war ihm Bengels Gnomon nächst der h. Schrift die liebste, fast einzige Lectüre, denn er erkannte schon in seiner Jugend, „daß es besser sei, an Einen erprobten Lehrer sich zu halten, als mit einem nicht durchdachten Vielerlei das Gedächtniß sich anzufüllen."

Noch manche Namen ließen sich diesen Männern beifügen, so Dekan Hellwag zu Sulz, Ernst Bengel, Dekan zu Tübingen, der preußische Minister Christoph Karl Ludwig von Pfeil, ein inniger Verehrer Bengels [2]), und die jüngsten Schüler Bengels: Magnus Friedrich Roos und Karl Heinrich Rieger, von denen später noch die Rede seyn wird.

Doch darf Ein Mann nicht übergangen werden, der sich

---

[1]) Burk Christenbote 1832, p. 185 ff. [2]) Koch Kirchenlied 1, 321.

zwar nicht vorzugsweise nach Bengel bildete, aber neben dessen Schülern als christlicher Freund steht, wie neben Bengel selbst der ältere Rieger. Es ist dieß Immanuel Gottlob Brastberger, gestorben als Dekan zu Nürtingen, der Verfasser eines Predigtbuches, welches um seiner Einfachheit und Faßlichkeit willen, so wie wegen seines reinevangelischen Inhaltes noch jetzt wohl als das gelesenste Werk dieser Art in den christlichen Haushaltungen Altwürttembergs sich findet. Brastberger war durch schwere Leiden und innere Gewissensregungen gedemüthigt, durch den Glauben an das versöhnende Leiden Jesu aus „Höllenangst und Seelennoth" gerettet worden, und hatte in dem Allem Glaubenseinfalt und erbarmende Liebe gelernt. Aus dieser Quelle floßen seine öffentlichen Vorträge, welche nun als Predigtbuch gedruckt wurden. „Es wird darin," so sagt der selige Mann in der Vorrede, „keine harte Speise vorgelegt, die für die Starken gehört, sondern nur Milch für die Kinder in Christo. Mit solchen Anfängern im Christenthum bin ich in den 20 Jahren meines Amtes immer gern umgegangen, und es ist noch meine Freude, die zarten Lämmer zu weiden und sie zu dem guten Hirten Jesu Christo hinzuführen [1])."

Die Vergleichung der Schriften aller der in diesem Abschnitt genannten Männer wird den Einen Geist der Ehrfurcht vor Gottes Wort, des Glaubens an den Versöhner, des Ringens nach Heiligung nicht verkennen lassen, aber auch auf die Mannigfaltigkeit der Gaben derselben aufmerksam machen, welche auf diese Weise selten in Einem Zeitraume vereinigt sind, und für welche dem Geber alles Guten noch heute die württembergische Kirche zum innigsten Danke sich verpflichtet erkennen muß.

§. 2.

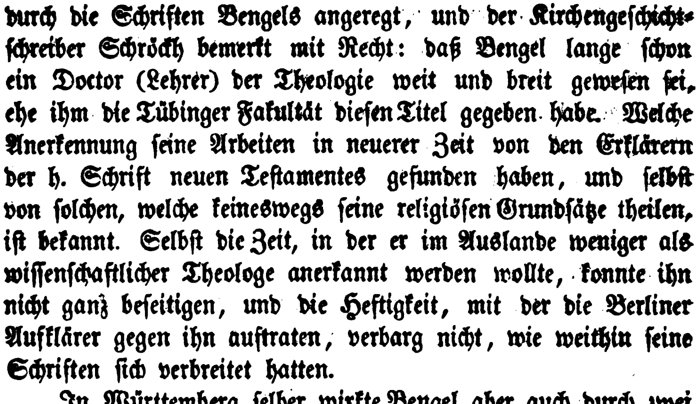
Friedrich Christoph Oetinger.

Bengels Einfluß auf die wissenschaftliche Theologie seiner und der neueren Zeit ist unverkennbar. Wie der ausgezeichnetste Gegner der wolfischen Philosophie Chr. Aug. Crusius ein entschiedener Anhänger Bengels war [2]), so fanden sich noch Viele

---

[1]) Vorrede zur ersten Ausgabe seines Predigtbuchs. — Burk Christenbote 1832, p. 202, und 1835, p. 137 ff. [2]) Schlegel Fortsetzung von Mosheims Kirchengesch. (oder Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts) 2, 112.





durch die Schriften Bengels angeregt, und der Kirchengeschichtschreiber Schröckh bemerkt mit Recht: daß Bengel lange schon ein Doctor (Lehrer) der Theologie weit und breit gewesen sei, ehe ihm die Tübinger Fakultät diesen Titel gegeben habe. Welche Anerkennung seine Arbeiten in neuerer Zeit von den Erklärern der h. Schrift neuen Testamentes gefunden haben, und selbst von solchen, welche keineswegs seine religiösen Grundsätze theilen, ist bekannt. Selbst die Zeit, in der er im Auslande weniger als wissenschaftlicher Theologe anerkannt werden wollte, konnte ihn nicht ganz beseitigen, und die Heftigkeit, mit der die Berliner Aufklärer gegen ihn auftraten, verbarg nicht, wie weithin seine Schriften sich verbreitet hatten.

In Würtemberg selber wirkte Bengel aber auch durch zwei ausgezeichnete Schüler auf dem Felde der theologischen Wissenschaft fort, welche um so mehr erwähnt werden müssen, je weniger sie an dem bloßen Wort und der Form ihres Lehrers festhielten, und je mehr sie in seinem Geiste arbeiteten. Sie sind: Friedrich Christoph Oetinger, gestorben als Prälat zu Murrhard, und Jeremias Friedrich Reuß, gestorben als Kanzler der Universität Tübingen, beide durch Naturell, Beruf und äußeren Lebensgang durchaus verschiedene, aber durch die Bande des Glaubens, der Liebe und Hoffnung treu verbundene Theologen.

Nicht leicht hat ein württembergischer Theologe von frühester Jugend auf einen solchen fast unersättlichen Erkenntnißdurst gezeigt, als Oetinger, nicht leicht so vielfache Gelehrsamkeit in sich vereinigt*). Schubart schrieb bei seinem Tode mit Recht: „mit Oetingern ist eine Akademie der Wissenschaften gestorben." Aber was ihn als Gelehrten besonders auszeichnet, ist das, daß er nie aus Eitelkeit studirte, nie prangen, sondern alle nur möglichen Wege durchwandern wollte, die man betreten kann, um zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi und zur unzertrennten Gemeinschaft mit ihm zu gelangen. Eine glänzende Laufbahn (als Jurist) hatte er trotz den Ermunterungen hoher Gönner, in den Jahren, da er die niederen Klosterschulen besuchte, verleugnet, um Gott dienen zu können. Nicht ohne Kampf, denn er

*) s. Anhang Nro. 87.

sagt selbst: „ich hatte so viel Neigung zu Gott als zur Welt. Unterdessen kam mir in den Sinn: was ist's hernach, wenn du auch die prächtigsten Kleider trägst, zu befehlen hast und allen Gipfel der Ehre erreichst? Es ist doch besser Gott zu dienen, denn Gott dienen heißt recht frei seyn. Auf dieses rief ich Gott von ganzem Herzen an, mir alle Absichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen, und das geschah sogleich. Ich war nun vollkommen entschlossen, bei der Theologie zu bleiben [1]." Von nun an betete er viel; oft fanden sich Mitzöglinge bei ihm ein: „er möchte doch mit ihnen beten. Das that er einfältiglich." Nun dürstete er nach theologischer Erkenntniß, die er gerne sogleich immer auch erfahrungsmäßig gehabt hätte. Unter diesem ängstlichen Suchen verzehrten sich seine Kräfte, er mußte krank in's elterliche Haus zurück; „da erfuhr er, was die Bußpsalmen bedeuten, an sich selbst." Als er genas, kam er in Berührung mit den Inspirirten, namentlich auch mit Rock. Ihr Eifer, ihre Willigkeit, der Ueberzeugung zu lieb auch etwas zu leiden, zog ihn an, er las ihr Inspirationsbuch. Er sagt: „ich verglich es mit der Schrift, fand, daß sie viele biblische Redensarten gebrauchen, aber keinen solchen Styl, keine solche Macht von den Dingen des Königreiches zu zeugen. In den Propheten aber sahe ich ein heilig Amphitheater der höchsten und niedrigsten Dinge zu einer solchen Scene verbunden, daß ich die inspirirten Reden gar in keine Vergleichung damit setzen konnte [2]." Das blieb auch später seine feste Ansicht: „die Unnachahmlichkeit der heil. Schrift sei das beste Zeugniß für sie."

In Tübingen wurde Oetinger als angehender Stipendiat in die leibnizische Monadologie ganz eingetaucht, und einer der entschiedensten Anhänger Bilfingers, der ihm auch dann noch mit auszeichnender Liebe zugethan blieb, als Oetinger sich von Leibniz und Malebranche zu Jakob Böhmes mystischer Philosophie gewandt hatte.

Als er die Theologie zu studiren begann, wurden ihm von Reuß Bengels Briefe und Erklärungen über einzelne Stellen

[1] Schubert, Altes und Neues 2, 455. 456. [2] Worte Oetingers bei Schubert 2, 458.



der Offenbarung mitgetheilt, was ihn ungemein anzog; und er ergötzte sich „an der Art und Weise, die Gott gebrauchte, in diesem seinem Werkzeuge die zunehmende Erkenntniß nach und nach zu läutern, aufzuklären und zu befestigen [1])." Bengel blieb ihm bis an sein Ende Lehrer, Freund, geistlicher Vater, den er im Größesten wie im Kleinsten zu Rathe zu ziehen pflegte. Dennoch gieng Oetinger auch in der Theologie seinen eigenen Gang, als christlicher Philosoph. Vor allem suchte er „gegen die philosophischen letzten Ideen das Gegengewicht in der h. Schrift, indem er überzeugt war, daß die Apostel gleichfalls solche letzte Begriffe gehabt haben müssen, nur nicht präcise in einer solchen ausgewickelten Form, aber der Realität nach hundertmal besser." „Ich habe (sagt Oet.) um der Grundmotiven der Apostel willen die Kirchenväter Jahr und Tag durchgelesen. Ich fand in Irenäus, wie durch die Philosophie (des Cerinth) die ersten Begriffe verderbt worden. Augustinus ist ein vollkommener Theolog, weil er 1) Buchstaben und Geist, 2) die Weisheit auf der Gassen oder die Philosophie (welche uns zuruft, daß jeder Mensch zwei Dinge wohl studiren solle: nämlich die Erkenntniß Gottes und seiner selbst zu finden); 3) die göttlichen Schickungen in gleichem Grade an sich hat wirken, und sich die rechte Gestalt hat geben lassen." In dem Sinne Augustins suchte er nun die Theologie fortzustudiren, und empfahl diese Weise oft und nachdrücklich. Der kindlichste und männlichste Glaube an den Buchstaben der h. Schrift, ein anhaltendes Gebet, um ihre Wahrheiten zu fassen, und von allen menschlichen Zuthaten sich frei zu erhalten, zeichnete seinen Gang aus. Daneben aber benützte er alle Quellen „der Weisheit auf der Gassen." So studirte er die rabbinische Philosophie, so Jakob Böhme, so suchte er Männer auf, welche die „Centralschauung der Natur" besaßen, um bei ihnen eine „heilige Philosophie" (**philosophia sacra**) zu finden [2]). Denn er wollte nicht blos die Heilswahrheiten, „welche die h. Schrift genügend offenbare," sondern auch die neben der Erkenntniß derselben vielleicht zu findende Erkenntniß des Grund-

---

[1]) Worte Oetingers bei Hamberger p. 31. [2]) Oetinger an Bengel in Bengels Briefwechsel 186.

wesens der Natur aufsuchen. Doch fand er bei solchen Männern kein Genüge, und um so weniger, da sie nicht im Stande waren, ihre Eindrücke in Worte zu bringen. Endlich suchte er alle religiösen Gemeinschaften, die berlenburger Separatisten, die hallischen Theologen, dann besonders auch die neuentstehende Herrenhuter Gemeinde auf, um ihren Grund, ihre Schrifterkenntniß und göttlichen Führungen kennen zu lernen. Am längsten war er bei Zinzendorf. Oetinger fand sich immer wieder „durch das kindliche Hangen des Grafen an Jesu und seinem Blute" angezogen, und auch Zinzendorf wollte Oetingern festhalten [1]. Aber am Ende sah er sich doch genöthigt, Herrenhut zu verlassen, weil die Gemeinde zu einer gründlichen Schrifterkenntniß nicht zu bewegen war. „Ich dachte," sagt er, „wieder in das Vaterland zurückzukehren, weil ich doch keine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemeinschaften antreffen konnte. Ich fand nirgend, daß jemand auf die Grundideen der Apostel und Propheten seine Gewißheit baute, sondern jeder allein auf der Führung Gottes, nach seinem zu seinem Statu (Gemüthslage) herabgebogenen Sinn beharrte."

So kehrte denn Oetinger, nachdem er auch Medicin studirt und bei einem ausgezeichneten Arzte, dem separatistisch-gesinnten Dr. Kempf, die medicinische Praxis eingesehen hatte, nach Württemberg zurück, gleich bereit, eine Laufbahn als Arzt oder als Theologe anzutreten. Seine Freunde bewogen ihn zu letzterem, namentlich Bengel, und so nahm er die Pfarrei Hirschau bei Calw an. Dort studirte er mit besonderem Eifer das Buch Hiob und die Sprüche Salomos, und fand in ihnen die Quelle philosophischer Wahrheit, nach der er so lange gegraben hatte. In Hirschau gerieth er aber auch in eine Bahn, welche gefährlicher Art war. Der sonst fromme, eifrige Präceptor Schill zu Calw wurde sein liebster Nachbar, und entdeckte ihm seinen Umgang mit Geistern, „welche er zwar nicht sahe, doch (sensorio interno) mit ihrer ehemaligen Stimme hörte." „Zinzendorf kam damals nach Hirschau, sah aber nicht gern, daß sich Oetinger mit Schill einließ" [2]. Es war eine Warnung,

[1] Bengels Briefwechsel 199. 207. [2] Manuscript von Oetingers Selbstbiographie, etwas ausführlicher als die von Hamberger herausgegebene.



welcher Oetinger nicht folgte, denn 6 Jahre später gewann er Freude an Swedenborgs „Vernommenem und Geschautem" (**Visa et audita**). Hierauf wandte er sich zur Chemie, las die Schriften der Adepten, dachte jedoch keineswegs an's Goldmachen, sondern wollte darin nur „ein Gegengewicht gegen den absurden Naturalismus und Idealismus seiner Zeit" suchen. Durch den Consistorialpräsidenten Zech veranlaßt, gab er hierauf „die aus der Idee des Lebens abgeleitete Theologie" (**theologia ex idea vitae deducta**), seine theologische Hauptschrift heraus, in welcher er die gesammte christliche Glaubenslehre mit Zugrundelegung der h. Schrift, der Philosophie und mit Vergleichung der kirchlichen Lehre abhandelt, und die leibnitzisch-wolfischen Prinzipien widerlegt (1765). Auf dieses Werk folgte das noch bekanntere: „Biblische und emblematische Wörterbuch" (1776), welches den Berliner Aufklärern, namentlich Tellern, entgegengesetzt war, und einige Predigtsammlungen, welche letzteren wohl der Kern seiner Schriften seyn dürften, und fortwährend in gesegnetem Andenken stehen. Die Tiefe der Gedanken, die Ehrfurcht vor Gottes Wort, der Reichthum christlicher Erfahrungen machte beides, seine Predigten wie sein Wörterbuch, zu einer Lieblingslectüre denkender christlicher Laien bis auf diesen Tag. Noch lange dürfte sich diese Liebe erhalten, selbst wenn noch mehr als bisher anerkannt würde, daß seine (von seinen nächsten Freunden beklagte) Anhänglichkeit an böhmistische Grundsätze (vom Sündenfall, von der Wiederbringung 2c.) der h. Schrift widerspricht, und noch mehr die Theilnahme an den swedenborgischen Phantasieen. In beiden letzteren Hinsichten sind jedoch die letzten Jahre Oetingers merkwürdig. Zunächst kam er von Swedenborg ab, denn „seine Mißgriffe in der Schrifterklärung, seine Leugnung des Versöhnungstodes Jesu, seine Behauptung, Christus werde nicht mehr persönlich erscheinen," verabscheute Oetinger. Er forderte zur Bestreitung dieser Irrthümer auf, und lächelte nur zu Swedenborgs schriftlicher Drohung: „Oetinger werde nach seinem Tode in die Hölle verwiesen werden, wenn er seiner Lehre nicht beitrete." Seine eigenhändige Lebensbeschreibung beschließt eine Erzählung, wie er vor Umgang mit Geistern gewarnt hat. In den letzten Jahren schrieb er an Stifts-

prediger Bahnmaier zu Oberstenfeld: „Ich erfahre erst in meinem Alter, worein mich Gott mit Marx inspirirten Swedenborg gestoßen, daß ich beim einfältigen Wort bleibe, und nicht cerinthisch Offenbarung neben dem Wort verlange[1])." Später noch zog er, der sonst so viele brüderliche Liebe zu erzeigen gewöhnt war, sich von allem zurück. Man fand ihn oft auf den Knieen vor seiner Bibel liegen und beten, wobei er die Besuchenden nicht achtete. Mit Kindern und Angefochtenen betete er wohl noch. Sein Schwiegersohn Klemm schreibt, er habe erklärt: „Seine ganze Theologie concentrire sich jetzt in Luthers Katechismo." — Einige Jahre vor seinem Tode war seine Zunge schwer geworden, und ungefähr ein Jahr vorher konnte er nicht mehr reden. Alle übrigen Sinne waren gut, sonderlich blieb ihm der scharfe Blick der Augen. Aber die Kammer seines Innern verschloß sich, er erkannte die liebsten Freunde nicht mehr*), „er ward zuletzt geführt in tiefe Stille." So geschah sein Heimgang zu der Stätte, wo man nicht mehr stückweise erkennt, und nach der sich seine Seele so oft gesehnt, von der er so oft gesungen hat. Von seinen leider minder bekannten Liedern möchten vielleicht einige Strophen, welche in mehr als einer Hinsicht seinen Sinn aussprechen, hier angeführt werden dürfen:

Gottes Aug und Wunderhand Macht alleine,
Daß der Harmonien Band Dort erscheine,
Jetzo soll ichs noch nicht sehn,
Jesu! Alles! Füll' mich Nichts des Falles.

O wie liegt so viel daran, Nichts erwählen
Als was Jesus hat gethan, Und nicht fehlen
In dem rechten Glaubensmaß,
Seine Zeiten Wissen recht zu deuten!

Jede Seel' hat ihren Stand An den Gliedern,
Jede Seel' steht in dem Band Unter Brüdern,
Wie es für das Ganze taugt,
Er alleine Ist und hat das Eine.

---

[1]) Aus dem eigenhändigen Brief Oetingers ausgezogen.

*) s. Anhang Nro. 88.



Ist nicht mehr als zehenfach Anzusehen
Ein Geheimniß, Eine Sach? Wir verstehen
Jeder nur nach seinem Stand, Da wir wohnen,
Stückweis Gottes Thronen [1]).

§. 3.

Jeremias Friedrich Reuß.

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint eine gewisse Scheidung unter den württembergischen Theologen sich anzubahnen, welche auch auf die Gemeinde von Einfluß ward.

Zunächst hat in Tübingen der Professor der Theologie, Canz, eine Anzahl talentvoller jüngerer Männer um sich versammelt, welche, angezogen durch die Klarheit und Bestimmtheit seines Vortrages, die christliche Glaubens- und Sittenlehre in dem Gewande der wolfischen Philosophie eingekleidet empfiengen und dabei auch gerne stehen blieben [2]). Feindschaft gegen den kirchlichen Lehrbegriff findet man bei diesen württembergischen Theologen nicht, aber ein großes Vertrauen zu den neuen philosophischen Entdeckungen.

Neben den Schülern von Canz finden wir mehrere ihrem Lehrer Weißmann mit großer Anhänglichkeit ergebene Theologen. Auch sie waren dem kirchlichen Lehrbegriff nicht feindlich, eine gewisse Hinneigung zur Mystik, eine Vorliebe für die Schriften der hallischen Schule war das Erbe, das sie von ihrem Lehrer empfiengen. Weißmann hat sehr viel gethan für die Bildung gewissenhafter Seelsorger, und blieb namentlich auch unter Landgeistlichen in segensreichem Andenken. Nur die evangelische Einfalt der Reformatoren hat er wohl nicht ganz erreicht.

In der That war jene Zeit ganz geeignet, die Verdienste der Väter für die Kirche in Vergessenheit zu bringen. Davon ist auch die Schule Bengels nicht ganz frei zu sprechen. Wenn Männer wie Storr, Burk, Steinhofer, Hiller und andere in Bengeln nicht den einzigen Lehrer der württembergischen Kirche sahen, so gab es dagegen manche, denen er Alles war.

---

[1]) Aus der Handschriftensammlung des Stiftpredigers Bahnmaier, eines persönlichen Freundes von Oetinger. [2]) Oetinger in Bengels Briefwechsel 168 ff.

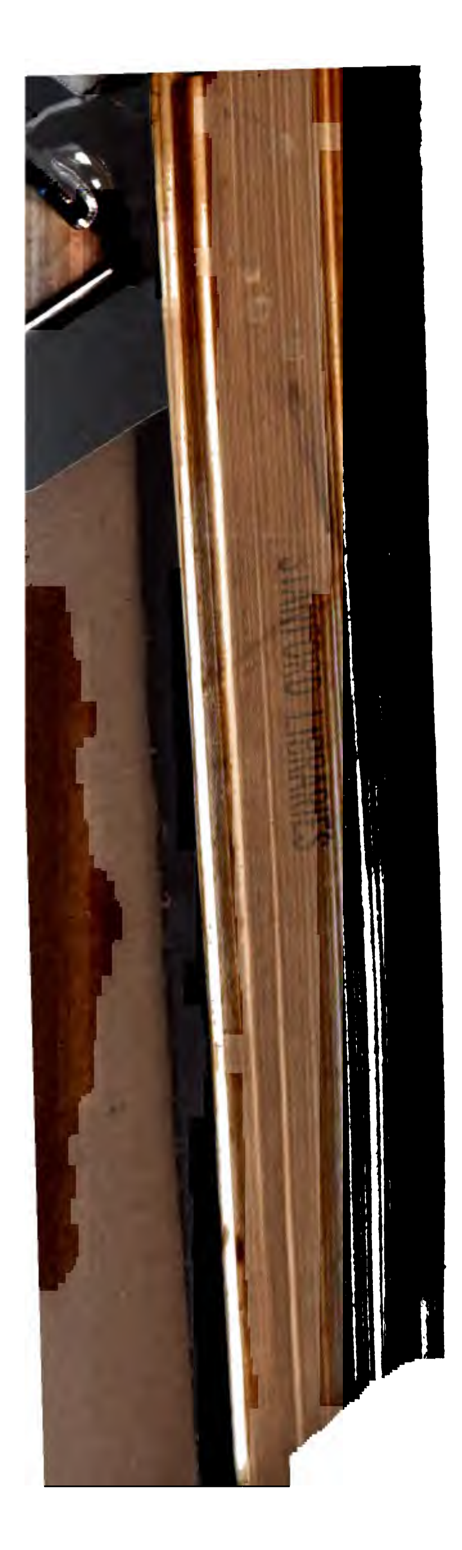
Wohlgesinnte Männer fiengen an über „Buchstäbler“ aus Bengels Schule zu klagen, und noch lauter wurde die Klage über die mittelbaren Schüler Bengels, die sich an Oetingern anschlossen. Daß Oetinger selbst, wie er sagt, „mit der wolfischen Welt in Württemberg[1])“ nicht einig war, läßt sich nicht anders erwarten, aber gestützt auf die Gunst des Herzogs Karl, setzte er sich je und je über alle Schranken kirchlicher Ordnung hinaus, und schon hierin fand er Nachahmer[2]). Noch mehr aber verbreitete sich durch ihn, wiewohl mannigfach wider seinen Willen, Neigung zum Seltsamen, namentlich zur Alchymie. Manche Geistliche hatten ihr Laboratorium, wo sie den Stein der Weisen zu entdecken bemüht waren. Jakob Böhme wurde gelesen, und ein Theosophe geheißen zu werden, galt als eine Ehre[3]).

Um so glücklicher war die Wahl des Herzogs, als er an die Stelle des nach Gießen abgegangenen Kanzlers Pfaff den Generalsuperintendenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein Dr. Jeremias Friedrich Reuß nach Tübingen berief. Reuß war ein geborner Württemberger, Bengels und Bilfingers liebster Schüler; gleich Oetingern ein von seinen Zeitgenossen durchaus als lauter anerkannter Charakter, von Herzen fromm, philosophisch durchgebildet und von umfassender theologischer Gelehrsamkeit. In ihm fanden Wolfs Anhänger einen gründlichen Kenner ihrer Philosopheme, der doch nicht in den Banden ihres Systems gieng; Weißmanns Schüler einen biblischen Theologen, der sich von dem ängstlichen Methodismus der Hallenser frei erhielt; Bengels und Oetingers Schüler einen Mann, der nach Wahrheit forschte, und doch, so lange er lebte, den Neigung zu apokalyptischen Deuteleien und zu Seltsamkeiten widerstand, Alle aber einen kirchlichen Theologen, der „aus seinem Schatze Altes und Neues hervorzunehmen,“ und also für das Ganze zu wirken und zu einigen verstand.

In seiner Jugend hatte Reuß, wie Oetinger sagt, „gesucht nach der Mensur der mathematischen Erkenntniß die Theologie durchzuarbeiten, und wollte damals die wolfischen Definitionen (Begriffsbestimmungen) zu Grunde legen. Aber er entdeckte,

[1]) Manuscript von Oetingers Selbstbiographie. [2]) Manuscript. [3]) Manuscript von Bahnmaier.





daß sie nicht sicher seien, darauf zu bauen." Zugleich machten ihm bei seiner Lectüre des griechischen neuen Testamentes die verschiedenen Lesearten manche Bedenklichkeit, worüber ihn Bengel, dem es früher ähnlich ergangen war, mit der Bemerkung beruhigte: „Christus stellt sich den Augen der Welt allenthalben im Gewande der Schwachheit und Niedrigkeit dar, so ist es auch mit seinem Worte. Wenn die h. Schriften, die so oft abgeschrieben wurden, ohne allen Mangel (d. h. ohne verschiedene Lesearten) wären, so wäre das Wunder so groß, daß der Glaube daran nicht mehr Glaube wäre. Im Gegentheil wundert mich das, daß nicht noch viel mehrere Lesearten entstanden sind, und daß die vorhandenen unsern Glaubensgrund nicht im Geringsten verrücken." Zinzendorfs Wunsch und Empfehlung an den dänischen Hof brachten den jungen Theologen auf die Stelle eines Hofpredigers und Professors der Theologie in Copenhagen, welche er im Jahre 1732, ermuntert durch Bengel, bezog. Er ahnte so wenig als Bengel, welche Kämpfe ihm dort bevorstehen würden, und hoffte, weil Dänemark von den sogenannten pietistischen Streitigkeiten bisher gar nicht berührt war, auf ungehemmte Thätigkeit. Aber er fand es anders. Orthodoxe Theologen wie philosophische Köpfe stießen sich an ihm. Den einen galt er als Socinianer (Leugner der Gottheit Christi), den andern als Schwärmer, beiden war sein Dringen auf ein wahrhaftes Glaubensleben ein Anstoß. Mehrfach zur Verantwortung gezogen, erklärte er sich gegen die untersuchenden Behörden offen und mit sichtbarer Vermeidung aller Polemik, und fand von Seiten des Königes Christian VI. endlich die wohlwollendste Unterstützung. „Nicht wahr, lieber Reuß, die gottselig leben wollen in Christo, die müssen Verfolgung leiden," so redete er ihn einmal an *). Auch heimliche Intriguen konnten ihn nicht vertreiben, „manche Steine, womit man ihn werfen wollte, nahm er nicht eher wahr, als bis er sie hinter sich zu Boden fallen hörte." Seine mit aller Freimüthigkeit vorgetragenen Predigten (sie sind im Geiste seines Freundes Storr) wurden bei Hofe sehr gerne gehört, aber mehr als dieser Beruf nahm ihn sein Professorat in Anspruch. Seine Dissertationen, deren er eine

*) s. Anhang 89.

schöne Anzahl abfaßte, waren meist praktisch-theologischen Inhalts, oft auch apologetisch und polemisch. Die christliche Sittenlehre, die damals so viel besprochene Frage über den Bußkampf, der Einfluß der christlichen Erfahrung auf die Schrifterklärung, das Zeugniß des h. Geistes, waren der Gegenstand mehrerer akademischen Schriften, in denen er allerdings eine todte Orthodoxie mit den Waffen der heil. Schrift und der lutherischen Kirchenlehre zu bekämpfen suchte. Gegen die unbewiesenen und „unerweislichen“ Grundbegriffe der leibnizisch-wolfischen Schule aber schrieb er seine Schrift „von einer Klippe der neueren Philosophie.“

Das Vertrauen seines Königs übertrug ihm (1749) die Stelle eines Generalsuperintendenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein, ein Amt, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm, und in welchem er namentlich auch für das tiefverfallene Schulwesen zu sorgen hatte. Von dort wurde er, als Tübinger Stipendiat zur Rückkehr in's Vaterland verpflichtet, auf die Stelle eines Kanzlers nach Tübingen berufen. In seiner neuen Stellung fand Reuß Gelegenheit zu einer reichen Wirksamkeit. Als Kanzler war die Aufsicht über die Universität ihm übertragen, während die mit diesem Amte verbundene Propstei der Stiftskirche zu Tübingen ihm die Leitung des dortigen Kirchendienstes auferlegte, und die Abtei Lorch, welche gleichfalls mit dem Cancellariat vereinigt war, ihm in den Landständen Sitz und Stimme anwies. In welcher Achtung er bei seinen Collegen an der Universität stand, davon geben die bei der Sekularfeier 1777 gehaltenen akademischen Reden hinreichendes Zeugniß; in den Ständen aber gehörte er zu den Wenigen, welche dem Unrecht, wo sie es fanden, männlich entgegentraten, wie er denn unter denen war, welche mit Nachdruck verlangten, daß nach Wiedererkämpfung der von dem Herzog den Ständen entzogenen Rechte auch die Gebrechen der Landschaft (namentlich des ständischen Ausschusses) untersucht werden sollten[1]. Nicht minder geachtet war er als Seelsorger und akademischer Lehrer. „Aus seinen Lehrstunden,“ so schreibt der scharf urtheilende Pfarrer Ph. M. Hahn, „gieng ich

[1]) Pfaff 4, 356 ff.



nie ohne Eindruck und Ueberzeugung, weil man spürte, daß er selbst von dem gerührt war, was er vorbrachte[1])." Wie wahr das Lob, das einer seiner Collegen von „seiner vollendeten Gelehrsamkeit und bewundernswürdigen Gabe des Vortrags" hinterlassen hat, war, das beweist auch der Umstand, daß seine Programme wiederholt aufgelegt wurden, — eine große Seltenheit bei diesen kleinen Schriften. Und vielleicht noch allgemeiner dürfte diese Anerkennung gewesen seyn: „wenn die genaue Auseinandersetzung der Begriffe und die fortlaufende Kette der Beweise nicht manchen an scharfes und folgerichtiges Denken nicht gewöhnten Leser ermüdet hätte."

Aber eben diese logische Schärfe machte ihn zu einem so würdigen Gegner des bekannten Professors Semler zu Halle. Seit es unter König Friedrich II. so wenig Gefahr und so viel Ehre brachte, öffentlich den Glauben der evangelischen Kirche anzugreifen, war es für Männer von Gelehrsamkeit lockend, dieß zu versuchen. Einer der ersten war Semler, Professor der Theologie zu Halle, ein in der Kirchengeschichte ungemein belesener Mann, der seiner Gelehrsamkeit sich wohl bewußt war. Von Hause aus hatte er eine Bitterkeit gegen die frommen Andachtsübungen zu Halle, und diese Bitterkeit trug er zunächst auf die kirchliche Lehre, dann aber auch auf die heil. Schrift selbst über. Er versichert zwar überall seine Anhänglichkeit an die evangelische Kirche, so wie seinen Eifer für moralische Religion und Besserung der Menschen; aber seine ganze Thätigkeit trug doch zur Untergrabung derselben bei; als er die Früchte seiner Aussaat sah, starb er mit gebrochenem Herzen.

Wäre seine Zeit nicht überhaupt dem Neuen so hold und eine gewisse Widrigkeit gegen das Christenthum bereits in verschiedenen Kreisen verbreitet gewesen, seine Schriften hätten nicht so viel Beifall finden können. Zwar häufte er überall eine Menge von gelehrten Notizen; aber auch Männer, die ihm nicht abgeneigt waren, sprachen ihren Zweifel darüber aus, ob er der Mann sei, der mit ruhiger Ueberlegung Untersuchungen anstellen könne[2]). Dennoch gewann er Eingang mit seinen Behauptungen, deren

[1]) Vorrede zu Hahns Predigten XXIII. XXVIII. XXXI.
[2]) Spittler K.G. 486.

Hauptsache darauf hinauskam: „der größte Theil des Alten und mehrere Schriften des Neuen Testamentes enthalten keine göttlichen Offenbarungen, besonders die Offenbarung Johannis nicht. Diese sei das Werk eines Betrügers." Der Hauptgrund, warum diese Bücher von Semlern verworfen wurden, wurde von ihm mit diesen Worten angegeben: „er könne sie nicht für göttlich halten, weil er sich nicht daraus erbauen könne[1]." Die Geschichtsbücher des Neuen Testamentes wurden von ihm zunächst noch nicht als unächt angegriffen, allein es stand so Vieles darin, woran Semler sich ebenfalls nicht erbauen, und was er daher mit seiner Kritik nicht reimen konnte. Das Lob, das Jesus dem Alten Testamente gab, und das Austreiben der Teufel war ihm ein besonderer Anstoß. Da behauptete denn Semler (in vollem Ernste): „man müsse zwischen Lehre und Lehrart Jesu unterscheiden. Solche Punkte gehören nicht zur Lehre, sondern zur Lehrart Jesu, und zwar zu derjenigen, vermöge welcher er sich accomodirt, d. h. den Irrthümern der Juden anbequemt habe[2]). Was Jesus den Juden zu lieb gelehrt habe, das dürfe man nicht glauben, sondern nur das, was alle Menschen angehe. Freilich getraue er sich nicht, anzugeben, was in der Schrift wesentliche Lehre Jesu, und was Anbequemung sei." Kurz, dieser „berühmte hallische Gottesgelehrte" suchte die Welt glauben zu machen, daß ein bedeutender Theil der heil. Schrift Werk von Betrügern, und die Lehre Jesu großentheils Täuschung sei. Hiemit gab er denn das Zeichen für eine Reihe von Schriften, welchen gleichfalls die Erfindungen eines Menschen lieber waren, als geschichtlich beglaubigte und dem Gewissen offenbare Wahrheiten.

In der That war der Kampf für die Vertheidiger der Wahrheit schwer. Einmal in persönlicher Hinsicht, wegen des schriftstellerischen Charakters von Semler, der mit Schimpfworten gegen seine Gegner, mit Machtsprüchen gegen ihre Gründe und mit Lobsprüchen auf sich selber zu wechseln pflegte, und dann weil seine Behauptungen oft so widersprechend waren, daß man nicht wußte, was er wollte. Wäre es deßhalb eine Sache von ge-

[1]) Köster, die neuesten Religionsbegebenheiten (eine Zeitschrift) 1778, 194. [2]) Köster, Religionsbeg. 1780, 627 ff.



ringeren Belange gewesen, der ehrwürdige 70jährige Kanzler Reuß hätte sich mit ihm nicht eingelassen. Seine Polemik wurde durch eine Aeußerung Semlers über die Offenbarung hervorgerufen, „es sei dieß Werk zum Besten der schwachen ersten Christen verfaßt, und ein Beweis göttlicher Herablassung." Als Reuß Bemerkungen gegen diese Aeußerung machte, und damit im Auslande bedeutende Anerkennung fand, so gerieth Semler in einen ungemessenen Zorn. Er, derselbe, der noch vor Kurzem die Offenbarung für ein Werk der göttlichen Herablassung erklärt hatte, fieng an, „sie ein finsteres, albernes, falsches, vom rohen jüdischen Feuer- und Zorn-Geiste ausgehauchtes Buch" zu schelten, und über die tübingische Orthodoxie zu schmähen [1]). Letztere Schmähungen zu beantworten, hielt Reuß nicht für seine Pflicht, aber zu jenen Ausfällen konnte er nicht schweigen.

Aus der nun von ihm verfaßten „Vertheidigung der Offenbarung Johannis" (1772) mochte dagegen Semler mit Beschämung sehen, was es heiße, mit dem Heiligen heilig umgehen, und wie sehr eine ruhige logische Untersuchung von begrifflicher Verwirrung sich unterscheide. Den jüngeren Theologen aber mochte aus dieser mit ebenso viel christlicher Würde als geduldiger Widerlegung der Einwürfe Semlers abgefaßten Vertheidigung der Offenbarung klar werden, auf welcher Seite die Wahrheit zu suchen war. Gewiß ist wenigstens, daß Semler in Württemberg weit weniger Eingang fand als irgendwo, weßhalb seine Anhänger auf „das orthodoxe Land" so übel zu sprechen waren. Noch die letzten Jahre seines Lebens verwendete Reuß darauf, die alte Wahrheit gründlich zu erweisen, und hat damit den ersten Vorgang zu der apologetischen Richtung gegeben, in welcher die Tübinger Theologen ein halbes Jahrhundert hindurch die Vertheidigung der biblischen Wahrheit geführt haben. Namentlich hat nach dem Tode von Reuß G. Chr. Storr die Vertheidigung der evangelischen Lehre gerade in den Theilen fortgesetzt, in denen ihm Reuß vorangegangen war*), und den Kampf gegen Semler mit seiner berühmten Dissertation vom historischen Sinne der Schrift (de sensu historico 1778) beschlossen. Die

---

[1]) Vorrede 18. Das Werk selbst 201 ff.

*) s. Anhang Nro. 90.

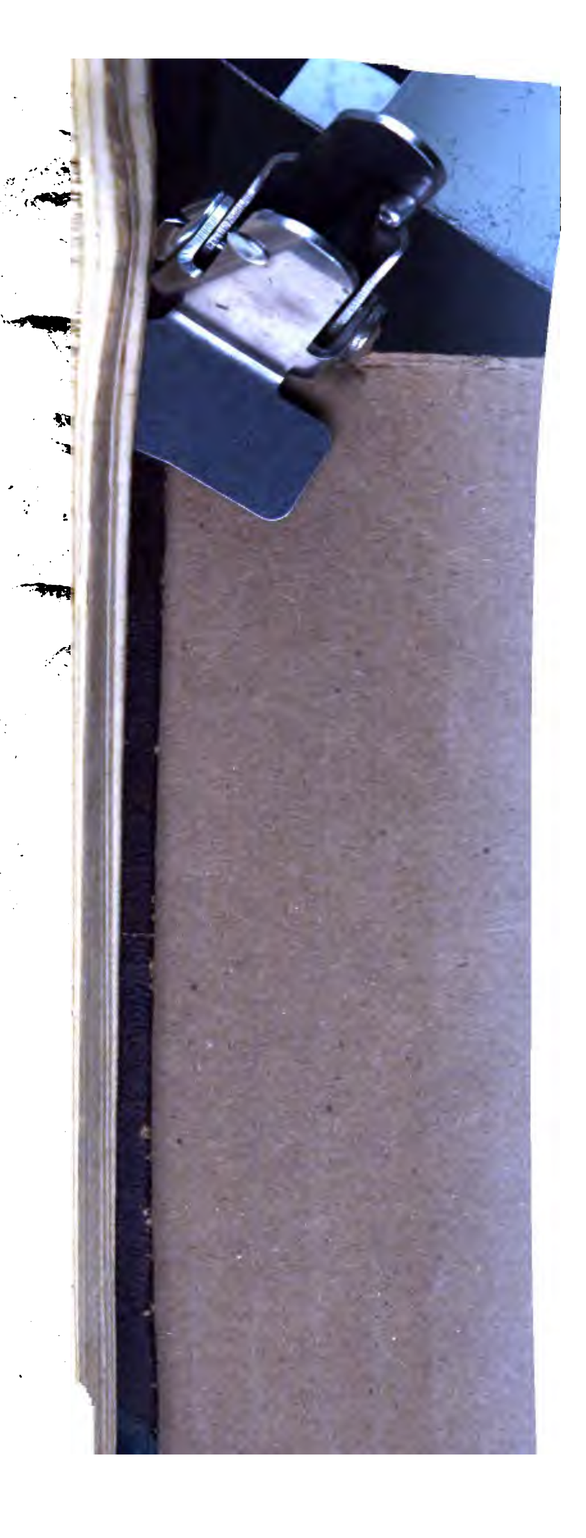
eigenthümliche Geistesfrische, welche den Kanzler Reuß als Lehrer der Theologie und als Prediger ausgezeichnet hatte, blieb ihm bis in den Tod. Als 78jährigen Greis ergriff ihn mitten in seinen Arbeiten ein heftiges Brustleiden, welches ihn auf ein vierwöchiges Krankenbett warf. Da rief er „seinen verbundensten Freund," den alten Dr. theol. Sartorius zu sich, um, so weit die beengte Brust es erlaubte, mit ihm über das zu reden, was ihm im Leben am wichtigsten gewesen und nun auch im Tode am liebsten war. Die gelehrten Arbeiten und alles, was bisher seine Aemter ihm auferlegt hatten, war nun dahinten, die einfachsten Sprüche, mit denen jeder Christ sich tröstet, waren, wie bisher, so auch jetzt sein Trost. Frohe Zuversicht und das Gefühl seiner Unwürdigkeit waren unzertrennt; „was wäre ich," sagte er mit Nachdruck, „wenn ich Jesum und sein Verdienst nicht hätte." Später „Heil — Heil!" Da brach sein klares Auge [1]).

Drittes Kapitel.

Die sogenannte Aufklärung.

Der Eindruck einer Persönlichkeit wie Reuß verlor sich nicht so bald, zumal da seine Mitarbeiter an der theologischen Fakultät eines Sinnes mit ihm waren. Man fürchtete deßhalb die Schmähungen der Anhänger Semlers nicht, sondern während sie jede Neuerung, jeden vermeintlich neuen Fund hochpriesen, begann in Tübingen die verdienstvolle Herausgabe der loci theologici von Gerhard. Dieß zum erstenmale in den Jahren 1610—1625 in neun Theilen erschienene Hauptwerk der evangelisch-lutherischen Glaubens- und Sittenlehre gab der Kirchenhistoriker Cotta zu Tübingen heraus in unverändertem Texte, aber mit trefflichen Zusätzen bereichert, zugleich als ein Zeugniß, mit welchem Ernst die Väter die evangelische Lehre behandelt, und wie die angestaunten Erfindungen der Neuerer längst vorhanden und längst widerlegt seien. Noch findet sich diese Aus-

[1]) Christliches Denkmal H. Jer. Friedr. Reuß, Kanzlers, Tübingen 1777, p. 59. 82. — Vgl. auch im staatsbürgerlichen Magazin: Moller über Reuß.



gabe der Gerhardischen Loci in den meisten Bibliotheken der Kirchen in Württemberg, und wird in neueren Zeiten nicht bloß im Vaterlande geehrt, sondern um theuren Preis im Auslande gesucht.

Während so in Württemberg die Stätte ernsten Festhaltens und Forschens nach Wahrheit war, bemächtigte sich in einem großen Theile Deutschlands ein leichtfertiger Sinn der religiösen Angelegenheiten, der unter dem Namen der Aufklärung Tausende verführte. Anfangs gaben die Stimmführer vor, als solle nur Wahrheit gefördert, das Menschengeschlecht beglückt, todtes Namenchristenthum, Trägheit, verkehrte Begriffe entfernt, reiner Tugendeifer gepflanzt, das Christenthum auf eine vernünftige Weise ins Leben eingeführt werden. Dann gieng es gegen den Inhalt der evangelischen Bekenntnisse, endlich gegen die Schrift selbst. Nach einem Ersatz für die verworfene Wahrheit, nach der Möglichkeit einer Einführung wahrer Sittlichkeit fragte von den Aufklärern fast Niemand, und die darnach etwa noch fragten, wiesen ganz allein darauf hin, wie sich die Menschheit möglichst wohnlich auf Erden einrichten könne.

Für reine Moralität und wahres Christenthum wollte z. B. vorgeblich der bekannte Dr. der Theologie Bahrdt wirken, ein Mann, der ganz Deutschland in Bewegung setzte. Trotz offenkundiger Gewissenlosigkeit fand er doch viel Unterstützung, und wurde, wenn er an einem Orte entlassen werden mußte, am anderen wieder angestellt. Welche Lobsprüche sie ihm doch gaben! Während gerichtlich erwiesen war, daß er ein Betrüger war, daß er die vollen Becher der Wollüste mit allen ihren Greueln in sich gegossen hatte, so blieb er bei Vielen, die alles dieses wußten, dennoch „ein Wohlthäter für wahre Religion und wahre Tugend;" denn also hatte die Frivolität alle Klassen der gebildeten Gesellschaft durchdrungen, daß man sich nur freute, einen Mann von Talent zu haben, der das evangelische Bekenntniß, wie die geoffenbarte Schriftwahrheit, bald bekämpfte, bald zu verdrehen wußte. Was bei Semlern noch blos eine gelehrte Untersuchung, ein Spiel des Scharfsinns schien, das immer zweifelhaft blieb, das trug dann Bahrdt als ausgemachte und erwiesene Thatsache vor. Er hat die ersten offenen Schritte gethan, die christliche Wahrheit in Lehre und Leben in Verachtung zu

bringen. Wie sehr sich die deutsche Welt von seinen Grundsätzen durchdringen ließ, und zwar Katholiken wie Protestanten, das zeigt die Geschichte „der deutschen Union.“ In demselben Jahre, als Dr. Bahrdt Schenkwirth in Halle wurde, gab er (in geheimnißvoller Anonymität) der Welt kund, daß: „eine geheime Verbindung von zweiundzwanzig würdigen Männern bestehe, welche Aufklärung der Menschheit, Vernichtung des Aberglaubens und Fanatismus beabsichtige, deren Agent Dr. Bahrdt sei. In diese „„Union““ oder Verbindung sollten alle Freunde der Wahrheit und Vernunft aufgenommen werden, aufgeklärte Lesegesellschaften sollten gestiftet werden, diese Verbrüderung sollte ihren Einfluß bei Besetzung von Hofmeister-, Lehr- und Pfarrstellen geltend machen, namentlich den gesammten deutschen Buchhandel ins Interesse ziehen.“ Nur wer sich vorläufig durch eine Eidesformel verpflichtete, dem wurde der ausführliche Plan mitgetheilt mit der Unterschrift: „die XXII.“ Diese XXII. waren aber in der That nur in der einzigen Person des Dr. Bahrdt vorhanden; dennoch brachte dieser Betrug eine große Bewegung in ganz Deutschland hervor, und aus allen Gauen liefen die hitzigsten Verehrungsbezeugungen gegen die würdigen XXII. ein, namentlich aus den katholischen Landen. Am Rhein hielten sie gar eine Diöcesansynode „der deutschen Union.“ In ein paar Jahren kam der Betrug an den Tag, und Männer aus den höchsten Ständen, kaiserlich-königliche und katholisch-bischöfliche Räthe unter ihnen, wurden dabei öffentlich zu Schanden.

Aber weder seine freche Gottlosigkeit, noch sein Betrug, noch seine Lüderlichkeit, machte, daß die Freunde der Aufklärung ihn verließen. Als er endlich an den Folgen seiner Ausschweifung auf dem Sterbebette lag, und die innersten Theile an schrecklichen Geschwüren verwesten, gab es noch Leute, die „den Märtyrer“ Bahrdt priesen.

Ein Freund dieses Mannes, doch sittlicher als er*), war Johann Bernhardt Basedow. Wie Bahrdt das evangelische Christenthum unter den Theologen und den älteren Gebildeten zu verdrängen suchte, so suchte Basedow sich des Jugendunterrichts zu bemächtigen. Weil es die Zeit so wollte, so suchte

*) s. Anhang Nr. 91.



er zwar noch einigen Schein des Christenthums zu bewahren, nur daß er sich eine Sichtung der biblischen Lehren vorbehielt. In seiner Erziehungsanstalt, „Philanthropin“ (die menschenfreundliche) genannt, versprach er die Kunst aller Künste, die Tugend und Zufriedenheit zu lehren, die Jugend für das Leben mit den wichtigsten Kenntnissen reichlich auszurüsten, und diese auf eine angenehme Weise derselben beizubringen. Auf letzteres wendete er vielen Fleiß, der Unterricht in Dingen, welche die sinnliche Anschauung betrafen, wurde gewaltig getrieben; französische Modekleidungen abgeschafft, und die in vielen Schulen einheimische Strenge vermieden. Manches hievon (welches freilich in mehreren christlichen Erziehungsanstalten bereits längst eingeführt war, wie einsichtsvolle Männer bemerkten) schien eine neue heilsame Erfindung, weil Basedow auf eine wahrhaft marktschreierische Weise es dafür ausposaunte. Die Welt ließ sich lange hintergehen, und übersah, was nicht zu übersehen war, daß der Religionsunterricht und die Gottesdienste im Philanthropin, wie Basedow sie haben wollte, ins Fade, ja ins Marionettenspiel ausarteten, und für gründliche Wissenschaft nichts geleistet wurde. Endlich giengen freilich den Leuten die Augen auf, und Basedow wurde verlassen, sogar verspottet; aber dazu hat er den Anstoß gegeben, daß sich die Ansicht verbreitete, bei Kindern der gebildeten Ständen müsse der Religionsunterricht aus der heil. Schrift Nebensache seyn, Reisebeschreibungen zu lesen und ersonnene Mährchen von Tugendhelden und dergleichen, endlich gar die Fluth von Kinderromanen, sei zur wahren Bildung des Geistes besser [1]).

Wenn Bahrdt auf die Theologie, Basedow auf die Erziehung und den Unterricht mit ihren Neuerungsplanen wirkten, so suchte die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek in derselben Absicht die ganze deutsche Literatur zu beherrschen. An der Spitze der Ungenannten, welche diese Zeitschrift herausgaben, stand der Berliner Buchhändler Nicolai. Was Semler und Bahrdt auf gelehrte Weise vortrugen, das wurde in dieser Zeitschrift ohne Weiteres als ausgemachte Wahrheit angenommen. Man that, als wenn diese Sachen längst

---

[1]) Raumer 2, 242 ff. Campe. Salzmann.

erwiesen wären, so daß, wer nur daran zweifelte, „ein gräßlicher Ignorant, Dummkopf und Nachbeter des alten Systemes hieß; sah man jedoch nach Beweisen für die Ansichten der Aufgeklärten, so waren es ein paar Machtsprüche, welche die Stelle der Beweise vertraten[1].“ Wies ein evangelischer Theologe nach, daß es Phantasien seien, welche man an die Stelle der biblischen Wahrheit setzen wollte, oder erinnerte er die neuernden Theologen gar an ihren Eid und Gewissen, so erhoben die Berliner ein gewaltiges Klaggeschrei: „man beabsichtige von jener Seite her Kerkerinquisitionen, Scheiterhaufen, die greulichsten Verfolgungen.“ Der Name „orthodox“ oder „rechtgläubig“ ward zum Schimpfwort, und wer einmal damit gebrandmarkt war und nicht schweigen zu dürfen glaubte, der durfte darauf rechnen, daß man ihm Lehren in den Mund legte, die er nie vorgetragen hatte, daß man halbwahre, oft auch rein erdichtete Anekdoten über ihn in der deutschen Bibliothek auftischte, um ihn auch um den Namen eines ehrlichen Mannes zu bringen. Um auch dem weiblichen Geschlecht die Aufklärung beizubringen, mischte man die neuersonnenen Religionsansichten in tausend Werke und Schriftchen ein, die mit der Religion eigentlich nichts zu thun hatten, ja trug sie in Theaterstücken und in Romanen vor, wo auch von Bengel und den Württembergern zu lesen war[2]. Man wechselte darin bald mit süßen Worten (von Menschenliebe und Nutzbarmachung der Religion), bald mit Spotte gegen das evangelische Christenthum ab, und trug eine und dieselbe Sache so oft und unter so verschiedenen Formen vor, daß sie am Ende Eindruck machte, Gewohnheit wurde, und unter den oberen Ständen die christliche Religion immer unbekannter, und eben darum auch immer geringgeachteter wurde. Man darf wohl sagen: die christliche Religion! denn auch von katholischer Seite giengen gewisse Bestrebungen Hand in Hand mit den Berlinischen, nur trat der Unglaube von dieser Seite noch entschiedener und bitterer hervor. Man erinnere sich an den (in Deutschland wohl gekannten, auch an protestantischen Höfen beliebten) Katholiken Voltaire und an dessen deutsches Gegenbild — Blumauer. Aber beide ließ der Illuminaten-Orden

[1]) Köster, Religionsbeg. 1779, 25 ff. [2]) Sebaldus Nothanker.



er zwar noch einigen Schein des Christenthums zu bewahren, nur daß er sich eine Sichtung der biblischen Lehren vorbehielt. In seiner Erziehungsanstalt, „Philanthropin" (die menschenfreundliche) genannt, versprach er die Kunst aller Künste, die Tugend und Zufriedenheit zu lehren, die Jugend für das Leben mit den wichtigsten Kenntnissen reichlich auszurüsten, und diese auf eine angenehme Weise derselben beizubringen. Auf letzteres wendete er vielen Fleiß, der Unterricht in Dingen, welche die sinnliche Anschauung betrafen, wurde gewaltig getrieben; französische Modekleidungen abgeschafft, und die in vielen Schulen einheimische Strenge vermieden. Manches hievon (welches freilich in mehreren christlichen Erziehungsanstalten bereits längst eingeführt war, wie einsichtsvolle Männer bemerkten) schien eine neue heilsame Erfindung, weil Basedow auf eine wahrhaft marktschreierische Weise es dafür ausposaunte. Die Welt ließ sich lange hintergehen, und übersah, was nicht zu übersehen war, daß der Religionsunterricht und die Gottesdienste im Philanthropin, wie Basedow sie haben wollte, ins Fade, ja ins Marionettenspiel ausarteten, und für gründliche Wissenschaft nichts geleistet wurde. Endlich giengen freilich den Leuten die Augen auf, und Basedow wurde verlassen, sogar verspottet; aber dazu hat er den Anstoß gegeben, daß sich die Ansicht verbreitete, bei Kindern der gebildeten Ständen müsse der Religionsunterricht aus der heil. Schrift Nebensache seyn, Reisebeschreibungen zu lesen und ersonnene Mährchen von Tugendhelden und dergleichen, endlich gar die Fluth von Kinderromanen, sei zur wahren Bildung des Geistes besser [1]).

Wenn Bahrdt auf die Theologie, Basedow auf die Erziehung und den Unterricht mit ihren Neuerungsplanen wirkten, so suchte die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek in derselben Absicht die ganze deutsche Literatur zu beherrschen. An der Spitze der Ungenannten, welche diese Zeitschrift herausgaben, stand der Berliner Buchhändler Nicolai. Was Semler und Bahrdt auf gelehrte Weise vortrugen, das wurde in dieser Zeitschrift ohne Weiteres als ausgemachte Wahrheit angenommen. Man that, als wenn diese Sachen längst

---

[1]) Raumer 2, 242 ff. Campe. Salzmann.

erwiesen wären, so daß, wer nur daran zweifelte, „ein gräßlicher Ignorant, Dummkopf und Nachbeter des alten Systemes hieß; sah man jedoch nach Beweisen für die Ansichten der Aufgeklärten, so waren es ein paar Machtsprüche, welche die Stelle der Beweise vertraten [1].“ Wies ein evangelischer Theologe nach, daß es Phantasien seien, welche man an die Stelle der biblischen Wahrheit setzen wollte, oder erinnerte er die neuernden Theologen gar an ihren Eid und Gewissen, so erhoben die Berliner ein gewaltiges Klaggeschrei: „man beabsichtige von jener Seite her Kerkerinquisitionen, Scheiterhaufen, die greulichsten Verfolgungen.“ Der Name „orthodox“ oder „rechtgläubig“ ward zum Schimpfwort, und wer einmal damit gebrandmarkt war und nicht schweigen zu dürfen glaubte, der durfte darauf rechnen, daß man ihm Lehren in den Mund legte, die er nie vorgetragen hatte, daß man halbwahre, oft auch rein erdichtete Anekdoten über ihn in der deutschen Bibliothek auftischte, um ihn auch um den Namen eines ehrlichen Mannes zu bringen. Um auch dem weiblichen Geschlecht die Aufklärung beizubringen, mischte man die neuersonnenen Religionsansichten in tausend Werke und Schriftchen ein, die mit der Religion eigentlich nichts zu thun hatten, ja trug sie in Theaterstücken und in Romanen vor, wo auch von Bengel und den Württembergern zu lesen war [2]). Man wechselte darin bald mit süßen Worten (von Menschenliebe und Nutzbarmachung der Religion), bald mit Spotte gegen das evangelische Christenthum ab, und trug eine und dieselbe Sache so oft und unter so verschiedenen Formen vor, daß sie am Ende Eindruck machte, Gewohnheit wurde, und unter den oberen Ständen die christliche Religion immer unbekannter, und eben darum auch immer geringgeachteter wurde. Man darf wohl sagen: die christliche Religion! denn auch von katholischer Seite giengen gewisse Bestrebungen Hand in Hand mit den Berlinischen, nur trat der Unglaube von dieser Seite noch entschiedener und bitterer hervor. Man erinnere sich an den (in Deutschland wohl gekannten, auch an protestantischen Höfen beliebten) Katholiken Voltaire und an dessen deutsches Gegenbild — Blumauer. Aber beide ließ der Illuminaten-Orden

[1]) Köster, Religionsbeg. 1779, 25 ff. [2]) Sebaldus Nothanker.



weit hinter sich. Der Abt Gerbert zu St. Blasien schreibt hierüber in seiner Geschichte des Schwarzwaldes: „die gerichtliche Untersuchung habe herausgestellt, daß dieser Orden selbst unter der katholischen Geistlichkeit und hohen Staatsbeamten zu München und Landshut seine Theilnehmer gefunden habe. Diese bairischen Illuminaten (Gerbert nennt sie bei Namen) haben gerichtlich bekannt, wie der Hauptzweck dieses Ordens sei: der Sturz des Christenthums und aller Obrigkeit, wie Meineid, Gift und Mord als Mittel zu diesem Zweck für erlaubt und geheiligt erklärt, wie das Band desselben dadurch festgemacht worden sei, daß der Orden über Leben und Tod seiner Mitglieder zu entscheiden sich vorbehalten habe [1])."

Endlich wurden die Regierungen, welche bisher das Treiben dieser Leute theilweise ruhig angesehen und theilweise unterstützt hatten, aufmerksam, die bairische erließ Verordnungen gegen die Illuminaten, die preußische gegen die Aufklärer. So erschien das bekannte preußische Religionsedict vom 9. Juli 1788, welches „der Dreistigkeit und Unverschämtheit derer Einhalt thun wollte, die unter dem äußerst gemißbrauchten Namen der Aufklärung das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes, immermehr herabzuwürdigen suchten, die Hauptlehren derselben verwarfen und dem Christenthume Hohn boten." Das Edikt erklärte: „wie man das Volk nicht den Vorspieglungen der Modelehrer preisgeben, und zwar Gewissensfreiheit gestatten wolle, keineswegs aber Angriffe, namentlich von Seiten der Geistlichen, auf das Bekenntniß der Kirche, der sie angehörten und in der sie lehrten." Aber was jeder Christ, was jeder Rechtskundige als klare Pflicht des Kirchenregimentes ansehen mußte, für das Bestehen des kirchlichen Bekenntnisses bei aller Anerkennung der Gewissensrechte zu sorgen, das schien der damaligen Tagespresse „eine spanische Inquisitionstyrannei," und mit Mühe wurde jenes Edikt nur einigermaßen in Geltung erhalten [2]).

Denn der Geist des Unglaubens hatte sich zur Zeit des Königs Friedrich II. des Großen so allgemein verbreitet, war durch ihn so sehr gefördert, war so vielen ein willkommener Gast

[1]) Gerbert hist. n. s. 2, 523–526. 527. [2]) Köster, Religionsbeg. 1788, 625. 1791, 11. ff.

geworden, daß man sich lieber alles auf den Kanzeln und an den Predigern gefallen ließ, als ein entschiedenes Bekenntniß zum Evangelium. Und Preußen war damals das Vorbild für die deutschen Höfe und die gebildete Klasse! Da traten Prediger auf mit Predigten über Landwirthschaft, Kuhpocken, die Schädlichkeit des Kaffees, über einzelne Landesgesetze. Die alten Kernlieder wurden abgeschafft oder umgearbeitet, an deren Stelle traten Lieder über „die Tugend und die Natur." Die wenigen geistlichen Lieder, die man nicht streichen mochte, weil sie doch noch in zu gutem Andenken bei dem Volke standen, wurden ganz umgearbeitet. Mit den kirchlichen Anstalten litten die Schulen, litt namentlich auch die öffentliche Sittlichkeit, aber die Aufklärer träumten von Fortschritten der Tugend. Wem aber die Aufklärung des Unglaubens zu trocken war, dem wurde als Nahrung des Geistes die Menge von Theaterstücken, Gedichten, Romanen empfohlen, von denen eine wahre Fluth Deutschland überschwemmte. Nach einer angestellten Berechnung erschienen in Deutschland innerhalb zwanzig Jahren (von 1773 bis 1794) 5850 Romane, von denen jeder einzelne wiederum in zahlreichen Exemplaren verbreitet wurde, theils Originale, theils Uebersetzungen, also nahezu jährlich 300, denn das Wort Empfindsamkeit war in jener Zeit so gut ein Ehrenname als das der Aufklärung, und hatte unter dem weiblichen Geschlecht so viel Eingang, als die Aufklärung unter dem männlichen [1]).

In Württemberg war der Sitz aller dieser Dinge nicht, aber es konnte sich dem Einfluß des Auslandes nicht ganz entziehen, denn während der ersten Jahrzehnte der Regierung des Herzogs Karl war die Sittlichkeit des Volkes in Verfall gerathen, namentlich hatten die gebildeten Klassen Schaden genommen. So fand diese Aufklärung hier ihren Anklang. Das Consistorium, welches damals mit Männern besetzt war, welche dem kirchlichen Bekenntniß ergeben waren, sprach offen die Befürchtung aus, daß durch die Vorgänge des Auslandes „die für die Kirchendienste sich vorbereitende Jugend bei ihrem Hang zum Neuen und ihrer Abneigung vor einer reifen und gesetzten Prüfung im

---

[1]) Tübinger gelehrte Anzeigen 1796, p. 49.

Glauben irre gemacht werden könnte." Demgemäß erschien das Generalrescript vom 12. Februar 1780, betreffend „die Ausbreitung pelagianischer und socinianischer Grundsätze [1])." In diesem Generalrescript wird offen erklärt: „wie das Kirchenregiment keine Abweichung von den Bekenntnißschriften dulden werde; wie nichts, was den in denselben enthaltenen Grundlehren (von der Dreieinigkeit, dem Versöhnungstode und der Gottheit Christi, von den Gnadenwirkungen des heil. Geistes) zuwiderlaufe, gelehrt werden dürfe." Wer sich dessen schuldig mache, wer mündlich oder schriftlich zur Ausbreitung solcher widrigen Lehren unter dem Volke und der studirenden Jugend die Hand biete, ward mit Dienstentlassung bedroht, die Geistlichen aber wurden auf ihren Amtseid und die Verpflichtung hingewiesen, ihre schriftstellerischen Arbeiten dem Consistorium oder der theologischen Fakultät zu Tübingen zur Censur zu übergeben.

Dennoch fanden sich bald auch aus dem Kreise früherer Seminaristen Schriftsteller im Sinne der Berliner. Unter diesen ist zuerst zu nennen der vom Auslande aufgemunterte Diakonus Brastberger, welcher im Jahre 1787 die Frage über die Rechtmäßigkeit der Glaubensbekenntnisse zu beantworten versuchte, während der Prediger Duttenhofer in Heilbronn unter lautem Lobpreisen der Jenenser, „daß nun auch dem finstern Württemberg ein Licht aufgegangen sei," seine Schrift über Pietismus und Orthodoxie herausgab (1788). Beide schlossen sich sehr an Semler an, beide handelten der Hauptsache nach ebendasselbe Thema ab, nur mit dem Unterschied, daß Brastberger die Nothwendigkeit der Glaubensbekenntnisse überhaupt bestritt, Duttenhofer aber das evangelische Bekenntniß und ein demselben gemäßes Leben unter dem Namen des Pietismus und der Orthodoxie zu verdächtigen suchte. Ein paar andere Flugblätter, in ähnlicher Weise abgefaßt, aber von ungenannten Verfassern, folgten auf diese Schriften [2]).

Wie indessen im Auslande um diese Zeit die Aufklärer und die Schöngeister nicht zureichten, um die Lücke auszufüllen, welche

---

[1]) Eisenlohr K. Ges. 1, 640—642. [2]) Köster Religionsbeg. 1788, 547 ff. Duttenhofer, freimüthige Untersuchungen über Pietismus und Orthodoxie 138 ff. Eisenlohr, Einl. 152 Anm. „Rieger und Roos" von einem Württemberger S. 12. 18.

durch die Untergrabung des Glaubens in vielen Gemüthern entstand, so war es auch in Württemberg der Fall. Die Kirchengeschichte jener Zeit weiß fast ebensoviel vom Aberglauben als Unglauben zu berichten. So sagt Eisenlohr: „die beiden letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts begünstigten auch in Württemberg ein tolles, abergläubiges und wundersüchtiges Treiben, das jedem Schwärmer und Betrüger Eingang und Einfluß gestattete. Rosenkreuzer, Illuminaten, Mesmerianer, Anhänger Swedenborgs und Kagliostros erschienen in Württemberg, Schatzgräber und Wunderthäter durchstreiften das Land" [1]).

Um diese Zeit (1777) entstand auch in Stuttgart eine Freimaurerloge, nachdem sich dieser Orden durch ganz Deutschland verbreitet hatte. Im Jahr 1737 fand er in Deutschland Eingang. Bei dem Geheimniß, in das sich derselbe hüllte, ist doch so viel bekannt, daß die Maurerei sowohl zu aufklärerischen Zwecken als zur Bekämpfung derselben gebraucht wurde, und daß der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben durch die ganze Verbindung hindurchgieng *). Was aber die Freimaurerloge zu Stuttgart („zu den drei Cedern") insbesondere betrifft, so wurde in derselben wenigstens Anfangs dem Unglauben nicht gehuldigt [2]). Noch liegt ein (das eigentliche Maurergeheimniß ausdrücklich umgehendes) Schreiben des in der Loge hochgeachteten Generalmajors von Bouwinghausen vor mir, in welchem derselbe einem Freunde, der kein Maurer war, die Frage beantwortet: „Hat ein Freimaurer überzeugende Gründe, daß er, seiner Seligkeit gewiß, in der Stunde des Todes mit Freudigkeit den Schritt in die Ewigkeit thun kann?"

In der Antwort erklärt v. Bouwinghausen ausdrücklich: „daß die Freimaurer nicht die natürliche Religion haben, sondern Verehrer der geoffenbarten Religion alten und neuen Bundes seien." Er gibt es als Aufgabe der Freimaurerei an: von Stufe zu Stufe fortzuschreiten und die Gnade zu erlangen, sich der selbständigen, ewigen Weisheit zu nähern und aus dem reichen Quell selbst zu schöpfen. Wer den Sohn Gottes hat, hat mit

[1]) Eisenlohr Einl. l. c. Pfaff 4, 459. [2]) Tholuck, Allgemeine Kirchenzeitung 1838, 749 ff. Köster Religionsbeg. sehr oft. Pfaff 4, 459.
*) s. Anhang Nro. 92.



demselben Alles, also auch derjenige, welcher den höchsten Grad in dieser Philosophie erlangt hat, hat in die Tiefen der Gottheit geblickt. Weil aber die ewige Weisheit und Christus eines sind, so ist eine sehr genaue Verbindung unter den Freimaurern und unter den wahren Christen, obschon Freimaurerei und Christenthum zweierlei Dinge sind, es sind zwei Aeste aus Einem Stamm." — „Ein ächter, wahrer Freimaurer muß ein wahrer Christ seyn, er wird aber ungleich größere Zuversicht und Gewißheit einer frohen Seligkeit, als die Christen nach dem gemeinen Schlag, haben müssen, inmassen er durch die eröffneten Geheimnisse der Naturen in der Zeit schon mit der Ewigkeit bekannt wird, und ein herzliches Verlangen trägt, zu dem Genusse desjenigen zu gelangen, was er vorausgesehen. Allein, wo sind solche vollendete Freimaurer, wo sind solche vollendete Christen? Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß ich nicht so glücklich gewesen bin, diese seltene Art von Menschen kennen zu lernen; allein daß es solche Leute gibt und geben müsse, dafür ist mir die h. Schrift Bürge, und mein Herz sagt Amen!" Kurz, der edle, fromme Mann [1]) suchte durch die Maurerei noch auf einem anderen Wege zur Erkenntniß der Tiefen der Gottheit zu gelangen, als auf dem des Wortes Gottes; er glaubte neben der Schrift noch besondere Wundergaben und Erleuchtungen zu bedürfen. Dasselbe war auch bei anderen Maurern der Fall, wie denn überhaupt damals viele diesem Orden Angehörige theils die Geheimnisse Gottes (als Theosophen) ergründen, theils den sogenannten Stein der Weisen (als Alchymisten) finden, theils eine Verbindung mit der Geisterwelt (durch Magie) unterhalten wollten, während Andere in wirklichen Unglauben verfielen, oder mit getäuschten Erwartungen austraten, oder nur um die Verbindung mit geachteten, ausgezeichneten „Ordensbrüdern" zu gewinnen und zu erhalten, Maurer wurden und blieben [2]).

Den Freimaurern zählte, wiewohl ohne nähern Beweis, die Volksmeinung eine Gesellschaft bei, welche sich zu Heilbronn (1779 und 1780) unter dem Namen „des Bundes der Rechtschaffenheit" zusammenfand. Der Stifter war ein apanagirter Prinz von Hessen, welcher durch Versicherung der Ueber-

---

[1]) Schubart Gedichte 2, 130. [2]) Köster Religionsbeg. 1786, p. 479.

einstimmung mit der h. Schrift und durch Versprechung zeitlicher Vortheile viele Leute, auch Bauern, in seine Verbindung zog. Indessen dauerte die Sache nicht lange. Eine nachhaltige Wirkung hatte eine Predigt des damaligen Pfarrers in Flein, in welcher dieser mit aller Mäßigung vorstellte: „daß es ein großer Leichtsinn und Vermessenheit ist und eine strafbare Gleichgültigkeit verräth, wann ein Christ einer Gesellschaft den Eid der Treue, des Gehorsams und der Verschwiegenheit ablegt, die er doch nicht voraus kennt und prüfen kann [1]). Vergebens suchte der Prinz und sein Anhang den Pfarrer zum Nachgeben zu bewegen; er antwortete auf ein schmeichelhaftes Schreiben des Ersten zwar bescheiden, aber doch so bündig, daß der Prinz betroffen ward. Und nicht lange stand es an, so ergab es sich, daß in jenem Bunde der Rechtschaffenheit — Geisterbeschwörungen und Schatzgräberei getrieben wurde, worauf Herzog Karl bei der damaligen Reichsstadt Heilbronn darauf drang, daß diesem Treiben gesteuert werde, wie denn auch alsbald die Sache unterdrückt wurde [2]).

Was die übrigen geheimen Verbindungen betrifft, so erzählt hierüber Pfaff noch weiter Folgendes [3]): „Um's Jahr 1787 zog, besonders in der Gegend von Tübingen und Stuttgart, ein sogenannter Bruder Gordian herum, der gegen die Gebühr Leute in den hohen Orden „„der unbekannten Philosophen und Brüder des älteren Systemes der Gold- und Rosen-Kreuzer"" aufnahm, und eine Colonie seines Ordens in Schwaben stiften wollte, aber nichts als ein feiner Betrüger war. Zugleich reiste damals auch Franz Ludwig Grossing umher, Stifter des Ordens der Harmonie, leichtgläubige Frauen um ihr Geld betrügend, bis er aufgegriffen und in Ketten nach Wien geführt wurde. Auch an Werbern für die katholische Kirche," so fährt Pfaff fort, „fehlte es nicht; ein gewisser Baron Stein von der Lausnitz, vorgeblich Ritter des Christusordens, suchte von Pfedelbach aus lutherische Geistliche und Laien in Württemberg, unter Versprechung großer Vortheile, in einen geheimen Orden zu ziehen (1787). Auf dem Schwarz-

[1]) Handschriftliche Nachrichten, vom Sohne jenes Pfarrers Diebold mitgetheilt. [2]) Manuscript; und Roos Einleitung in die bibl. Geschichte des A. T., neue Auflage Bd. 3. Anhang p. 493 ff. [3]) Pfaff 4, 459 ff.



wald aber zogen um's Jahr 1788 Leute umher, welche sich für Meister in der Kunst, Gold zu machen, und im Schatzgraben ausgaben, das Landvolk um's Geld betrogen und ihm von mancherlei Büchern, welche die Kraft zur höchsten Stufe der Glückseligkeit zu erheben besäßen, vorschwatzten, sie deßwegen zu katholischen Geistlichen wiesen und zur päpstlichen Kirche zu bringen suchten, die man aber bei Gelegenheit einer Falschmünzerei entdeckte [1])."

Es ist gut, bei der Regel des göttlichen Wortes allein bleiben.

Viertes Kapitel.

Ph. M. Hahn. G. Fr. Griesinger. C. H. Rieger. M. Fr. Roos.

So lange die unmittelbaren Schüler von Bengel und Weißmann noch lebten, bestand trotz einiger Verschiedenheit in untergeordneten Lehren eine ungetrübte Harmonie in der Hauptsache. Keiner von ihnen allen trat von dem evangelischen Bekenntnisse ab, und wenn auch der keine Rast kennende Geist Oetingers ihn aus den Schranken desselben zu treiben schien, so wandte er sich doch immer wieder zu dem evangelischen Bekenntnisse zurück, dessen Grundlehren er mit aller Liebe seines Herzens umfaßte [2]).

Aber als Oetinger entschlafen war, „wollten ihn einige enthusiastische Verehrer zum Sektenhaupte machen, was er doch selbst nie hat seyn wollen," und meinten, von einigen Sätzen Oetingers ausgehend, die Theologie reformiren zu müssen.

Ueber diese Bewegung unter dem sonst religiös-denkenden jüngeren Theile der württembergischen Geistlichkeit spricht sich der dem evangelischen Bekenntnisse von Herzen anhangende Prälat Roos, damals Dekan zu Lustnau, näher aus, indem er die damalige Zeit mit der früheren vergleicht.

„Ich habe schon oft," so schreibt er, „das Andenken derjenigen Brüder, unter deren Umgang auch mir Barmherzigkeit widerfahren ist, bei mir erneuert. Die Lehre vom Gesetz und von der Gnade, wie sie in der Epistel an die Römer vorgetra-

---

[1]) Pfaff 4, 460 ff. [2]) Oetingers Leben und theologia ex idea vitae deducta.

gen ist, war unsere vornehmste Herzensmaterie. In Römer 6. habe ich selbst, wie ich mich erinnere, den Grund zum Stehen und Siegen gefunden. Es war Einfalt und Eintracht unter uns damals jungen Brüdern, wovon noch Einige leben, Mehrere aber im Frieden Gottes entschlafen sind. Wir machten uns auch die Gaben älterer Brüder und Väter mit kindlicher Demuth zu Nutzen, und er war außer dem, daß Einige von der Herrenhuter Gemeinde schärfer, Andere gelinder dachten, von einem Ende des Landes bis zum andern kein Zwiespalt, am wenigsten aber unter uns Altersgenossen. Wir hatten weiter nichts, als wider die Sünde zu eifern, wenn sie Einige wieder zu überwältigen schien oder wirklich überwältigte."

„Es folgte aber auf jene Zeit eine andere, da der Satz aufgestellt wurde: Die jungen Brüder müssen den Alten (einen Einigen ausgenommen) kein Gehör mehr geben und tiefer und höher gehen, als sie; ihre Religion sich selber erfinden, den sensum communem (Gemeinsinn) zum Prüfstein machen, bei neuen Einsichten eine neue Sprache führen u. s. w. Im Stipendio fiengen bei diesen Grundsätzen Einige an zu sagen: ich bin apollisch, Andere: ich bin kephisch, und im Lande nahm man hie und da einen Anstoß, als man merkte, daß diese Erfinder und Reformatoren von Christo, von der Versöhnung, Rechtfertigung, unsichtbaren Welt, allerlei alte Irrthümer, welche sie erfunden zu haben glaubten, aussprachen, sich auch sonst in trockene Speculationen vertieften und gegen Widerspruch und Warnung, als ob man sie stigmatisiren (brandmarken) wollte, unlittig waren. Im Stipendio kam es unter diesem Allem mit dem Reiche Gottes weit herab, und obschon indessen neue Erweckungen darin entstanden sind, so ist doch die alte Zeit der brüderlichen Eintracht und Vertraulichkeit, vielleicht darf ich auch sagen, des tiefgrabenden Ernstes, seither noch nie ganz wieder gekommen. Man wagt sich, ohne die nöthigen Gaben und geübten Sinne zu haben, an die Apokalypse, an andere Bücher der h. Schrift, und alle Glaubensartikel, will überall etwas Neues herausbringen und setzt darein sein geistliches Wachsthum, will alles Alte und alle Alten übersehen, und baut meistens Holz, Heu und Stoppeln auf. Daß dieß Alles in guter Meinung geschehe, läßt man gerne gelten, und richtet Personen nicht, beklagt aber doch,



daß die korinthischen Spaltungen immer noch fortwähren, die alte Beilage der Wahrheit gering geachtet und Verwirrung angerichtet wird, und daß diejenigen, welche mit ihrem Gemüth immer im Hades, Abgrund, in der Geisterwelt und dergleichen herumschweifen, weder Christum den Gekreuzigten, noch sich selbst recht kennen lernen."

„Männer, welche der theologischen Polemik (Widerlegung der Irrlehren), welche doch Paulus dem Timotheus und Titus sehr empfohlen hat, nicht gewohnt sind, wundern sich, daß man's so genau nehme, und meinen, die Liebe sollte ohne Bestrafung und Warnung Alles zu gut halten. Andere aber sind traurig und bedauern, daß zur gegenwärtigen Zeit, da fast auf allen Universitäten an einer neuen Religion, in Wahrheit aber an einer Apostasie (Abfall), gearbeitet wird, die Liebe der Wahrheit und die Eintracht bei denen, welche Brüder heißen wollen, nicht größer sei, und ihre unzeitigen Unternehmungen Verwirrungen anrichten [1])."

Unter diesen vom evangelischen Bekenntniß in manchen Theilen abweichenden Theologen machte Philipp Matthäus Hahn, damals Pfarrer in Kornwestheim, später in Echterdingen, um so mehr Aufsehen, da er, als ausgezeichneter Mechaniker, sehr bedeutende Gönner und einen großen Namen besaß.

Hahn war ein wahrhaft geistreicher, gerader, biederer Mann und ein gründlicher Denker. Eine an Entbehrungen aller Art reiche Jugend hatte ihn zur Selbständigkeit in allem Thun gewöhnt und einen Geist in ihm gepflegt, welcher in Allem unabhängig seyn wollte. Er war so arm gewesen, daß er in Tübingen die nöthigen Bücher nicht kaufen und oft nicht einmal eine Suppe bezahlen konnte. Nicht ohne Eindrücke von den Vorlesungen des Kanzlers Reuß, aber ohne die theologischen Schriften der glaubigen Theologen studirt zu haben, verließ er Tübingen. Mit Oetingern kam er in seinen Vikariatsjahren in Verbindung und nahm von ihm die apokalyptischen Gedanken Bengels an, welche er sich aber noch weiter ausbildete. Als Geistlicher las er fleißig die h. Schrift, betete und dachte viel, und bestrebte sich, nach und nach ein eigenes System zu bilden,

---

[1]) Roos Einleitung Bd. 3, Anh. p. 480 ff. 489.

das er auf vernünftige Weise zu begründen suchte. Er verweilte hauptsächlich bei der Lehre vom Reiche Gottes, über welche seine Predigten viele gründliche und tiefe Gedanken enthalten, wobei er jedoch die eigentliche Grundlehre des Evangeliums von der Vergebung der Sünden ziemlich umgieng. Dabei machte er sich allerhand Gedanken vom Scheol, behauptete, daß die Seelen „sterben“ (womit er jedoch nur eine Art Seelenschlaf bis zur Auferstehung bezeichnen wollte), brachte Bengels Rechnungen auf die Kanzel, und berechnete selbst, „wie viele Personen die Stadt Gottes wohl fassen möchte [1]).“ Dieß bewog die Censurbehörde (das Consistorium), seine Schriften zu verbieten, „als welche dem Worte Gottes zuwider seien und von der in den Bekenntnißschriften enthaltenen evangelischen Lehre abweichen [2]).“ Heftig antwortete Hahn der Behörde *), und ließ seine Arbeiten im Ausland drucken; selbst das Volk nahm einigen Antheil, namentlich im Remsthale, wo die Sache beinahe zum Separatismus führte, und mancher redliche evangelische Geistliche viel zu leiden hatte, wenn er Hahn'sche Lehren mit der h. Schrift nicht vereinigen konnte [3]). In späteren Jahren wurde Hahn ruhiger, seine natürliche Heftigkeit, die durch körperliches Leiden vermehrt war, hat er durch große Treue im Gebet und in der Selbstprüfung bekämpft, die Gründe seines von ihm sehr geschätzten Gegners Roos fanden Eingang, er selber änderte Manches in seinen Ansichten. Bei allem Segen seines Wirkens kann man aber doch nicht leugnen, daß Hahn, wie Oetinger, durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen eine wohlmeinende und im Rechte gegen sie sich befindende Behörde [4]) gerade zu einer kritischen Zeit ein Beispiel gegeben haben, welches bald von Männern nachgeahmt wurde, welche weder ihren Geist, noch ihre Frömmigkeit besaßen.

Es war gewiß, wie schon das oben angeführte Generalrescript von 1780 beweist, kein leichter Stand, welchen das Consistorium bei den damaligen Neuerungen hatte, und

[1]) Hahns Predigten p. 13. 648. Hahns nachgelassene Schriften 1, 120—148. Schuberts Leben 2, 256. [2]) Hahns nachgelassene Schriften p. 59 ff. Eisenlohr Einl. 1, 693. [3]) Brief von Roos in der Manuscriptensammlung von Bahnmaier in Oberstenfeld. [4]) Bengels Briefwechsel p. 216. Bengel an Oetinger.

*) s. Anhang Nro. 93.



wohl am schwersten lag der Druck der Zeit auf dem ebenso gewissenhaften als demüthigen C. Heinr. Rieger, der im Jahre 1783 als Stiftsprediger zugleich in die mit diesem Amte verbundene Rathsstelle im Consistorium einrückte. Seine Stellung wurde aber besonders schwierig seit dem Jahre 1786, als Georg Friedr. Griesinger, Stadtpfarrer zu St. Leonhardt, Consistorialrath wurde*), ein Mann der rechten Vermittlung und Bildung nach den damaligen Wünschen und Begriffen.

Griesinger war ein talentvoller, gewandter, und als Prediger beliebter Mann, welcher sich eine gewisse ästhetische Bildung angeeignet hatte, die damals viel galt, und an der es Riegern mangelte**). Schon als Repetent in Tübingen hatte er viele Augen auf sich gezogen, und in einer tödtlichen Krankheit den Ernst des göttlichen Gerichtes, dem die Sterbenden entgegen gehen, und dem auch er entgegen zu gehen glaubte, erfahren, und tiefe Reue über „seine Eitelkeit und Menschengefälligkeit" ausgesprochen. Aber nach seiner Wiedergenesung vergaß er nach und nach die tiefen, damals empfangenen Eindrücke, wiewohl er noch längere Zeit die evangelische Glaubenslehre festzuhalten suchte, und auch in Stuttgart darnach predigte. Auch in der ersten Zeit nach seinem Eintritte in's Consistorium zeigte er, als Mitarbeiter an der Erklärung des Neuen Testamentes für die Vesperlektionen (an den sogenannten Summarien), daß er den Neuerern nicht beigetreten sei (1787). Indessen ergaben sich zwischen ihm und zwischen Rieger bald nicht unbedeutende Differenzen, als es sich um die Ausarbeitung eines neuen Gesangbuches handelte, oder, wie man sich anfangs vorsichtig ausdrückte, „um eine bessere Ausgabe des bisherigen." Griesinger, welchem diese Arbeit übertragen war, huldigte den beiden Richtungen der damaligen deutschen religiösen Poesie, der verständig belehrenden, wie der pathetisch rührenden, doch vorwiegend der letzteren, worin ein schwärmerischer Jüngling, der Advokat Stäudlin, den er zum Mitarbeiter angenommen hatte, mit ihm harmonirte[1]). Riegern war alles Wortgepränge, alle gemachte und voreilige Begeisterung zuwider; je einfacher,

---

[1]) Eisenlohr K.Ges. 1, 716. — Pfaff 3,*b*. 511 sagt von Stäudlin: „er führte ein unordentliches Leben."

*) s. Anhang 94. **) s. Anhang 95.

biblischer der Ton eines Liedes, je wahrer der Ausdruck war, je bewährter sich dasselbe ihm in der Seelsorge erwiesen hatte, je fester hielt er daran. Immer mochte er manchen Liedern von Gellert, Münter, Schubart, Klopstock, Lavater seine Zustimmung nicht versagen, aber er konnte sie den Alten nicht vorziehen, und wenn vollends ein Lied von Luther, Gerhard, Hermann, Franke, Schade um das nächste beste Lied eines unbekannten Sängers der Tugend hingegeben werden sollte, so schmerzte es ihn auf's tiefste. Und nicht minder wehe thaten ihm die Umarbeitungen der alten Kernlieder; kaum, daß ja Griesinger noch ein paar Lieder von Luthern mit seinen Veränderungen verschonte! Dennoch wagte man es nicht, auch nur Eine evangelische Hauptlehre zu übergehen, zumal, da neben Rieger noch andere Räthe im Consistorium darauf hielten.

Die Einführung des Gesangbuchs erfolgte hierauf im Jahre 1791, oder vielmehr der erste Versuch derselben. Zwar ein Theil der sogenannten Gebildeten fanden ihre damaligen Ansprüche im Ganzen befriedigt, die Pflichten- und Tugendlehre war besonders reichlich bedacht, auch das Wiedersehen; die Glaubenslehren waren nicht ganz übergangen, jedoch in einem solchen dichterischen Schwung vorgetragen, daß sie nicht allzu deutlich und scharf hervortraten. Man glaubte damals, „den verfeinerten Geschmack damit befriedigt und doch die großen Empfindungen der Religion geweckt und verstärkt zu haben.“ Das Volk und gar Manche, denen man höhere Bildung so wenig als Religiosität streitig machen konnte, dachten anders, und die Behauptung Griesingers: „die alten Lieder seien durch Gebrauch abgenützt,“ wurde am besten durch die Thatsache widerlegt, daß das alte Gesangbuch bis in die neueste Zeit der Trost der Leidenden und Sterbenden geblieben ist, während das Griesinger'sche nur mit Gewalt, nach jahrelangem Widerstande der Gemeinden, in den kirchlichen Gebrauch eingeführt werden konnte *).

Das Gesangbuch von 1791 ist ein Bild auch für die anderwärtige Wirksamkeit Griesingers. Weder im Consistorium, noch außerhalb desselben konnte er, was von früherer Zeit noch Gutes vorhanden war, ganz beseitigen; er suchte es daher

*) s. Anhang Nro. 96.



möglichst zu entkräften. Für den kirchlichen Lehrbegriff war sein juridischer College Georgii ein entschiedener, ihm an Talent nicht nachstehender Vertheidiger; als Theologen waren ihm seine Collegen Storr und später Süskind weit überlegen. So hat er in den Erlassen, welche von ihm ausgiengen, nicht geradezu den kirchlichen Lehrbegriff angetastet, aber überall eine ganz neue Sprache aufgebracht. Eingekleidet in die damals beliebte „blühende Sprache“ wurden in jenen Erlassen „die Zeitideen alle zur Schau getragen und allerlei Neues aus dem Schatze der Aufklärung zu Tag gebracht [1].“ Es mochte manchem schlichten Geistlichen doch eigen dünken, als im Jahr 1792 troz aller in der Stille schon verbreiteten „Aufklärung“ aus Griesingers Hand eine derbe Zurechtweisung unwürdiger Geistlicher also anhub: „Da unsere heilige Religion die Wohlthäterin und Beglückerin des Menschengeschlechts ist, da sie im Stande ist, den Menschen über die Sinnlichkeit zu erheben und ihn zur Glückseligkeit zu führen, deren nur geistige Wesen fähig sind, da sie Erhöhung und Veredlung der Seelenkräfte als die würdigste Beschäftigung des Menschen empfiehlt, so sei zu beklagen, daß so manche Geistliche ihre Seelenkräfte vernachlässigen.“ Aber an die Stelle einer harmlosen Verwunderung mochte doch ein ernsteres Bedenken treten, wenn nun sogleich auch ein anderer Catechismus, als der bisherige landesübliche, unter der Hand eingeführt werden sollte. Man mochte in der Form des bisherigen immer Einiges aussetzen, so war er doch dem Inhalte nach dem rein-evangelischen Bekenntnisse angemessen, und die Anordnung übersichtlich und leicht faßlich. Nun wurde der braunschweigische [2]) empfohlen, ein ächtes Seitenstück zu dem Griesinger'schen Gesangbuch, und auch so bearbeitet, daß er überall auf dasselbe hinwies, ein Büchlein, in dem auch, nach dem Hauptwunsche Griesingers, die Pflichtenlehre als Hauptgegenstand betrieben wurde [3]). Wo er nur konnte, auch in die lateinischen Schulen suchte er ihn einzuführen: „Die praktische Religion oder die christliche Sittenlehre sei das Nöthigste, die

---

[1]) Hirzel Einleitung zc. LXXXIV. und LXXXV. (Anm. des Herausg.). [2]) Dr. G. Fr. v. Griesinger zur Feier seines 91. Geburtstags 16. März 1824 aus Hesperus Nro. 65. 66. besonders abgedruckt p. 5. [3]) Eisenlohr K.G. 1, 732 ff.

Glaubenslehre für das jüngere Alter noch nicht ganz zweckmäßig. Was die Vernunft über Gegenstände der Religion aus wahrscheinlichen Gründen vermuthe, sei dagegen in den Religionsunterricht aufzunehmen, jedoch der Vorzug der Offenbarung nicht aus den Augen zu lassen." So in dem Rescripte vom 11. März 1793, welches in der Geschichte der lateinischen Schulen Epoche machte, freilich ohne an die Stelle des beseitigten Alten gehaltreiches Neues zu setzen [1]). Bis an seinen Tod blieb Griesinger Vertheidiger der jeweiligen Zeitideen. Wohl ließ ihn die Gewohnheit nicht alles Alte aufgeben; aber was er davon behielt, war nur die Form, das Gesetz. Viel Freunde fand er, da er, nach seinem heiteren Naturelle, jeden gerne gewähren ließ. Jahrzehnte lang waren, nach dem Verluste seiner nächsten Angehörigen, die Hoffnungen des Wiedersehens seine liebsten Gedanken [2]). Zuletzt sprach er sich selbst in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele zweifelhaft aus.

Griesinger hat Manches geschrieben, es hat ihn nicht überlebt. Aber die Schriften C. H. Riegers, welche erst nach dessen Tode erschienen, sind noch unvergessen; sein Predigtbuch, wie seine Betrachtungen über das Neue Testament, viel gelesen. Letztere werden namentlich auch in sogenannten Erbauungsstunden geliebt. Als würdiges Gegenstück zu Riegers Arbeiten über das Neue Testament sind zu nennen: Roos Fußstapfen des Glaubens Abraham, die beste und allgemein faßlichste Einleitung ins Alte Testament, welche in Württemberg erschienen ist.

Fünftes Kapitel.

Classiker. Kant. Storr.

In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts kam, getragen durch ausgezeichnet begabte Männer, ein ganz neuer Geist in das deutsche Land, welcher in Württemberg bedeutenderen Einfluß gewann. Die Aufklärer wurden von diesem

[1]) Hirzel Schulgesetze p. 286. 287. Verordnung wegen des lat. Schulwesens vom 11. März 1793, §. 42—44. [2]) Lebensskizze der Fr. Hr. Chr. Griesinger von ihrem Gatten, Anhang zum Gebete am Grabe v. Keller 12. 17.



jüngeren Geschlechte mit Spott und Schmach verworfen *), aber was dieses an die Stelle „der Aufklärung" gesetzt wissen wollte, das war nicht die christliche Religion, sondern „Poesie und Philosophie."

Voran giengen die Dichter, bekannt unter dem Namen: die deutschen Classiker, und die weltliche Dichtkunst galt bald als die erste der Künste. Einige der jungen Dichter suchten die altgriechischen Dichter mit ihrer Mythologie in deutsche Sprache zu übertragen; andere führten französische Eleganz und Leichtfertigkeit ein; wieder andere suchten aus dem eigenen Geiste sich eine neue Welt der Ideale zu schaffen, doch so, daß sie an die Griechen und die Dichter Englands sich anlehnten. Unter letztere gehörten die ausgezeichneten Classiker: Göthe und Schiller, welche ihre ganze Zeit bewegten und der Gegenstand der Bewunderung bis auf diesen Tag geblieben sind. Beide waren einander darin ähnlich, daß sie sich von der Religion ferne hielten; dagegen das Irdische, Sinnliche mit dem Zauber einer künstlerischen Hülle zu umgeben und gleichsam zu vergeistigen suchten. Ihr für die Schönheit der vergänglichen Welt offenes Auge, ihr dafür begeistertes Wesen, ihre ebenso lebendige als künstlerisch vollendete Sprache zog die Gemüther unter den mittleren und höheren Ständen mit aller Macht an sich, doch so, daß Göthe der Dichter der vornehmen und feingebildeten Welt, Schiller der Dichter des Mittelstandes und der Jugend wurde. Es gab Kreise, in denen es guter Ton wurde, die höchste Menschenbildung (Humanität) darein zu setzen, in den Regionen sich zu bewegen, welche die Phantasie dieser Dichter gebildet hatte, und auf die christliche Religion, als etwas Niederes, wenig Bedeutendes herabzusehen. Wenige ahnten, daß jene Bildungen Schillers und Göthe's ihrem Hauptinhalt nach nur Dichtung seyn sollten, und daß bei Schiller eine ungestillte Sehnsucht nach etwas Höherem sich endlich einstellte; bei Göthe aber eine Uebersättigung und Verachtung der Dinge, die er so hoch pries, sich im Verborgenen längst vor seinem Tode gebildet hatte. Nach Genuß alles dessen, was Lust und Ehre, Wissenschaft und Kunst hieß, hat Göthe als Greis bekannt: „Man hat mich

---

*) s. Anhang Nro. 97.

immer als einen vom Glücke Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt habe [1])."

Gegenüber von jenen Männern erhoben sich nun andere, welche dem allgemeinen Verlangen nach dichterischen Werken auf eine Weise entgegenzukommen suchten, welche zugleich die christliche Religion in ihrer Bedeutung anerkannte. Noch vor Göthe und Schiller hatte Klopstock seinen Messias geschrieben, und in seine Bahn traten in ihrer Weise Lavater und Jung Stilling. Lavaters ebenso reines als liebenswürdiges und geistreiches Wesen, seine Gottes-, Christus- und Menschenliebe zog ungemein an, und zahlreiche Freunde unter den höheren Ständen Württembergs traten in Verbindung mit ihm. Selbst die Herzoge Karl und Friedrich Eugen suchten ihn auf und riefen ihn zu sich. Doch auch schlichte Christen liebte er und trat mit einem kleinen Kreise württembergischer Prediger schriftlich in einen religiösen, sehr vertrauten Verkehr. Nächst ihm hat sein Freund Jung Stilling, Verfasser mehrerer religiöser Romane, auf Württemberg gewirkt, mehr jedoch auf den religiösen Theil des Volkes, unter dem sein Heimweh, seine Scenen aus dem Geisterreich, seine Theorie der Geisterkunde (letztere trotz einem früher bestehenden Verbote) Eingang fand, aber leider auch hie und da Mißverständnisse veranlaßte, und die Meinung begründete, als ob Stilling im Besitze höherer und geheimerer Weisheit sich befunden habe und seine Dichtungen wahre Thatsachen seien.

Ueberhaupt kamen damals Viele in große Versuchung, Wahrheit und Dichtung je mehr und mehr zu vermischen, und es war in sofern recht gut, daß neben den Dichtern auch Männer auftraten, welche die Frage: „was ist Wahrheit?" als Aufgabe ihres Lebens erkannten.

Zu diesen Männern gehörte der Theologe Herder, der zwar selbst Dichter war, aber unleugbar tiefe Blicke in die Ge-

[1]) Göthe, Gespräche mit Eckermann 1, 106. Evang. Kirchenz. 1837, 148.

schichte der Theologie und Menschheit gethan hat, und daran erinnerte, welche Schätze der Theologie unsre Alten (wie Valentin Andreä) zurückgelassen haben. Aber weit mehr als die Mahnungen Herders (der den Württembergern doch zu viel Dichter war) bewegte damals die theologische Welt das philosophische System Immanuel Kants zu Königsberg[1]).

Nachdem man so lange Zeit sich einer ungemeinen Aufklärung gerühmt, und das menschliche Erkenntnißvermögen so hoch erhoben hatte, war es wohl endlich der Mühe werth, die Gränzen desselben, insbesondere aber das Wissen des Menschen über die übersinnlichen Dinge, zu untersuchen. Dieß unternahm Kant. Der Hauptinhalt seiner Philosophie, soweit sie sich auf religiöse Erkenntniß bezieht, ist aber dieser: „Obgleich die Vernunft unablässig nach Erkenntniß Gottes, der Welt, der Unsterblichkeit und der Freiheit der Seele strebt, so sind doch alle Beweise für die Substantialität und Unsterblichkeit der Seele, für die Weltgränze und den Weltanfang, so wie für das Daseyn Gottes unzulänglich, wenn schon auch das Gegentheil davon nicht erweislich ist." „Auf der anderen Seite sind aber doch die transcendentalen Ideen (von Gott, Unsterblichkeit ꝛc.), so wenig die Richtigkeit ihres Inhalts erweislich ist, dazu gut, den Verstand und Willen nach einem gewissen Ziele zu richten, zumal da dem Menschen ein entscheidendes Gesetz innewohnt, welches ihm ein jenen Ideen gemäßes Handeln gebietet[2])."

Kurz, wie Michael Sailer, damals zu Dillingen, schreibt, — Kants Philosophie empfahl sich anfangs dadurch, daß sie Nüchternheit der Vernunft und Reinheit des Willens lehrte. Aber im Verlauf gieng Kant doch zu weit. Er bildete sich ein (wie er selbst gestand, in seinen Grundlagen nicht erweisbares) System „des moralischen Glaubens," und verlangte, daß die Offenbarung durchgängig zu einem Sinne gedeutet werde, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer (d. h. seiner) reinen Vernunftreligion zusammenstimme." Und dann erklärte er: „daß einer historischen Religion alle Berechtigung abgehe, Glauben anzusprechen, weil keine Geschichte über allen Zweifel erhaben sei." Mit diesen Sätzen gab er dem sogenann-

[1]) S. Süskind, Leben Storrs. [2]) Tennemann 427. 428.

ten **Rationalismus** seine Grundlage. Von den Theologen seiner Schule wurden nun die meisten eigenthümlichen Grundlehren der christlichen Religion als angeblich unwesentlich beseitigt, und nach seinem Vorgange die biblische Geschichte gering geachtet und aufs willkürlichste mißdeutet.

Unter diesen Umständen war es von hoher Wichtigkeit, daß christliche Theologen das Wesen der kantischen Philosophie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten. Dieß geschah besonders von Dr. G. Ch. **Storr** zu Tübingen, einem Theologen, in dem Kant selbst einen scharfsinnigen Gegner achtete. Storr erkannte in Kant den Mann, der der theoretischen Vernunft ihre Schranken wieder angewiesen, und der den Werth des Gewissens und die Bestimmung des Menschen zu einem demselben gemäßen Leben wieder nachdrücklich hervorgehoben hatte. Aber das konnte er nicht reimen, daß Kant den Glauben an Gott bald als nothwendig darstellte, bald wieder als zweifelhaft, und deßhalb von keiner Pflicht der Liebe gegen Gott, von keinem Eide, von keinem Gebete etwas wissen wollte, mithin schon die ersten Grundlagen aller Religion als unsicher hinstellte. Auf der andern Seite aber erklärte er, nicht einzusehen, warum geschichtlichen Thatsachen, welche sich auf die Religion beziehen, eben darum aller Glaube abzusprechen sei. Im Gegentheil gerade **die christliche Religion als geschichtliche** sei von der Art, daß sie dem sittlichen Bedürfniß des Menschen entgegenkomme, und es aufs vollkommenste befriedige.

„Der **Philosoph**," sagt Storr, „der die Gränzen der menschlichen Schwäche nicht überschreiten will, gesteht frei, daß er da, wo eine praktische Nothwendigkeit (nicht ein praktischer Nutzen) nicht entscheide, weder bestimmt bejahen noch verneinen kann. Was aber eine wahre Philosophie, welche die Gränzen der menschlichen Vernunft kennt, nicht geradezu verneinen oder verwerfen kann, weil sie nichts Gewisses weiß, und sich doch nicht auf bloße Muthmaßung stützen will, das wird man doch wohl auf die Versicherung derjenigen annehmen dürfen, von denen man weiß, daß sie auf einem neuen, für andere Menschen unzugänglichen Weg zu ihren Kenntnissen gelangt sind, und die Schranken der menschlichen Schwäche nicht durch Einbildung und falsche Anmaßung, sondern wirklich (vermöge besonderer, in ihrem In-



neren vorgegangener Thatsachen) überschritten haben. Es ist ein sehr großer Unterschied, ob man auf die Autorität einer dogmatischen Philosophie schwört, und die Aussprüche eines dogmatischen Philosophen bloß deßwegen für wahr annimmt, weil er es gesagt hat, oder ob man der Auctorität Christi huldigt, und das, was er gelehrt hat, glaubt, weil es der gesagt hat, auf dessen Wort Todte wieder auflebten, Krankheiten aller Art wichen, dessen Befehl sich selbst die Natur und das stürmende Meer unterwarf. Vorausgesetzt, daß es einen Gott gibt, daß dieser Gott wahrhaftig ist, daß von diesem wahrhaftigen Gott der göttliche Ursprung und die Wahrheit der Lehre Jesu und der Apostel durch Wunder bestätigt worden ist, so haben die Aussprüche Jesu und seiner Apostel für sich selbst Auctorität und Glaubwürdigkeit [1]."

„Was uns," sagt Storr an einer anderen Stelle, „was uns Jesus von göttlichen Dingen und Rathschlüssen bekannt gemacht hat, das ist für uns nicht bloß Idee oder Meinung, sondern historisch-gewisse Thatsache; und wir dürfens nun nicht nur (als Hypothese) annehmen, sondern wissens historisch, als von Christo bezeugte Thatsache, daß z. B. ein Gott sei, unter dessen Vorsehung wir stehen, welcher dem sich bessernden Sünder verzeihe, und uns bei unserem Streben nach Heiligkeit durch seine Wirkungen unterstütze; daß es ein Reich Gottes gebe, worin Gehorsam gegen Gottes Gesetze und wahre Glückseligkeit allgemein seien, und daß auch sterblichen Menschen, welche sich durch Untreue nicht selbst ausschließen, nach dem gegenwärtigen kurzen Leben zum ewigen Leben unter jenem Volke Gottes der Zugang offen stehe. Kurz, wir Christen haben denjenigen gefunden, welchen der große Philosoph Kant längst gesucht zu haben versichert, wenn er in seiner Kritik der reinen Vernunft sagt: „„wer weiß, daß ein Gott und das künftige Leben ist, der ist gerade der Mann, den ich längst gesucht habe [2].""

Da indessen Kant und seine Schule unter den Theologen immerwährend die Forderung stellten, daß die Angemessen-

---

[1]) Storrs Dogmatik von Flatt, Einleitung XVIII. XIX. [2]) Storr, Bemerkungen zu Kants Religionslehre p. 71. 72. Anm.

heit des Christenthums im Verhältniß zu dem Sittengesetze dargethan, und seine geschichtliche Glaubwürdigkeit erwiesen werde, so machte Storr es sich zur Aufgabe, diesen Forderungen in seinem Lehrbuch der christlichen Dogmatik zu genügen. Er stellt sich hier seine Gegner vor als Männer, die von Wahrheitsliebe und Tugendeifer vor Allem beseelt sind, jedoch noch dem Christenthum ferne stehen, um ihnen mit Berufung auf diese ihre Gesinnung zunächst die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der h. Schrift zu erweisen. Er führt seine Leser zurück in das christliche Alterthum, zeigt, wie viele und unwiderlegliche Zeugen die Aechtheit der h. Schriften beglaubigen, wie selbst Heiden dieselbe anerkennen. Von der Aechtheit der h. Schrift geht er über zur Glaubwürdigkeit der Verfasser derselben, auf ihre Gemeinschaft mit dem Herrn oder mit den Aposteln, auf ihre historische Treue, mit der sie auch ihre eigenen Fehler nicht verschweigen, auf ihre Einfachheit, auf ihre äußerliche Lage, in der Juden und Heiden ihr Zeugniß untersuchen konnten, da die Dinge, die sie erzählten, nicht im Winkel geschehen waren. „Somit," sagt Storr, „liege in geschichtlicher Hinsicht kein gültiger Grund vor, welcher einem dem Christenthum zwar fernstehenden, aber wahrheitsliebenden Forscher zu Zweifeln an der Aechtheit jener Schriften und an der Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser Ursache gebe; vielmehr, soweit menschliches Zeugniß Beweiskraft habe, komme dasselbe auch diesen Schriften zu."

„So ist also anzuerkennen, daß ein Jesus gelebt hat, der sich für einen göttlichen Gesandten ausgegeben, und seine Lehre von Gott empfangen zu haben behauptet hat. Seine ganze Denk- und Handlungsweise aber zeugt für die Wahrhaftigkeit seiner Worte, seine Demuth, wie die Willigkeit, für seine Lehre das größte Leiden zu erdulden, sein unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg seiner Sache bei dem unscheinbaren Anfang und den bedenklichsten Hindernissen, wie seine Freiheit von aller Menschenfurcht, und sein stilles, ruhevolles Warten auf den Erfolg seiner Sache. Vorzüglich beweisend aber für die Wahrheit der Aussagen Jesu von der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre sind seine Wunder. Nach seiner Versicherung hat auch die



Lehre seiner Apostel göttliches Ansehen, um der Unterstützung willen, die ihnen vom h. Geiste zu Theil ward."

Bei dieser geschichtlichen Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriftsteller, bei diesem reinsittlichen Bilde Jesu Christi, bei diesen ausgezeichneten Wundern wird, wer sich bestrebt, den Willen Gottes zu thun, auch bereitwillig seyn, das Christenthum näher zu prüfen, weil es ihm die Hoffnung zeigt, den Willen Gottes genauer kennen zu lernen, und seinen Eifer im Guten zu unterstützen verspricht. „Und in dieser Erwartung wird er sich nicht täuschen, denn je genauer er die christliche Lehre kennen lernt und befolgt, desto mehr wird er die Erfahrung an sich selbst machen, daß er in der Erkenntniß beseligender, d. h. beruhigender und bessernder Wahrheit fortschreite. Kurz, wer den Willen Gottes thun will, der wird inne werden, daß diese Lehre aus Gott sei, und Jesus nicht von ihm selber geredet habe."

Was endlich einzelne Schwierigkeiten betreffe, mit denen der positive und historische Christenglaube zu kämpfen habe, so entgegnet Storr, daß die kantische Philosophie doch nicht übersehen solle, daß auch der bei ihr so hochgepriesene Vernunftglaube auf manchfache und nicht geringe Schwierigkeiten stoße. Wie aber diese Schwierigkeiten keineswegs dazu berechtigen, die Offenbarung Gottes im Gewissen zu verwerfen, so dispensiren jene nicht von dem Gehorsam gegen Gottes Wort. In dieser apologetischen Richtung sind die meisten Schriften Storrs geschrieben. Die Abwehr der Angriffe auf die christliche Religion war ihm fast Lebenszweck, und er hat sich mit einer unermüdlichen Geduld auch auf das Kleinste dieser Angriffe eingelassen, wie auf das Größeste.

Für den inneren Ausbau der Kirche hat Storr hauptsächlich durch das unerschütterliche Festhalten an der heil. Schrift gewirkt. Der Kirchenlehre, von der er mit Wissen und Willen nie abwich, hat er durch die h. Schrift neue Beweise zu gewinnen gesucht, jedoch oftmals gegen Freunde geäußert: „der Glaube an das göttliche Ansehen der h. Schrift scheine ihm das Hauptmerkmal des Bekenntnisses zur christlichen Lehre, in der Schrift habe er einen Liebe weckenden Vereinigungspunkt mit

allen christlichen Religionspartheien [1])." Ehrfurcht vor dem Worte Gottes war denn auch der Grundcharakter, der seine Schüler auszeichnete. — Hiezu kam der Eindruck seiner Persönlichkeit*). In einer zarten Hülle lebte ein edler Geist, und strenge Richter zu seiner Zeit gaben ihm das Zeugniß, daß „er ein vollendeter moralischer Charakter, eine Zierde seiner Kirche sei [2])." Seine Schüler und auch solche Männer, die nur in eine entferntere Beziehung zu ihm als Seelsorger kamen, erzählen bis auf diesen Tag, daß sie in ihm das Bild eines apostolischen Mannes voll Wahrheit, Demuth und Liebe gesehen haben. Selbst seine Gegner mußten seinem Scharfsinn wie seinem Charakter Ehre widerfahren lassen, wie sehr sie es ihm auch nach seinem Tode (1805) noch verargt haben, daß er bis ans Ende der h. Schrift treu geblieben ist, und das evangelische Bekenntniß als Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart, wie früher als Professor in Tübingen, zu behaupten gewußt hat [3]).

Sechstes Kapitel.

Religiöse Bewegungen.

Rapp, Hahn, Pregizer, deutsche Christenthumsgesellschaft.

Troß dem, daß das Christenthum in den höheren Ständen oft und viel in seinem Werthe nicht anerkannt wurde, daß viele Gelehrten sich desselben schämten und auch eine Masse aus anderen Ständen in ihre religiöse Gleichgültigkeit hineinzogen, war doch der religiöse Grundtrieb im Volke keineswegs erstickt. Zwar hatte die Religiosität wie die Reinheit der Sitten unter dem Volke abgenommen (davon liefern die Kirchenbücher urkundliche Beweise), die alten Zuchtgesetze wurden nicht mehr gehandhabt wie früher, Sonntagsentheiligung, Unzuchtsvergehen wurden nicht mehr so strenge gerügt, die öffentliche Kirchenbuße kam ab, das obrigkeitliche Ansehen wurde unter Herzog Karl bedeutend ge-

[1]) Georgii: Zum Andenken des Specialsuperintendenten Heinrich Gottlieb Rieger. Stuttgart 1815, S. 70. [2]) Schnurrer Erl. 410. Spittler, Manuscript eines Briefs an Storr. [3]) Eine Schmähschrift gegen die Leichenrede Riegers auf Storr.

*) s. Anhang Nro. 98.



mindert. Manche neue üble Neigungen bürgerten sich ein, der französische Modeschwindel und noch mehr die durch das herzoglich-privilegirte Lotto verbreitete Spielsucht zerrüttete die mittleren und niederen Stände. Das Gefühl, mehr Freiheit zum Sündigen erlangt zu haben, theilte sich auch dem Volke mit. Auf den religiösen Theil desselben machte dieß den verschiedensten Eindruck. Manche fielen erbittert durch den hervortretenden Unglauben und das Sittenverderben dem Separatismus zu; andere einem stillen Christenthume, das an der Kirche zwar verzagte, aber ihr feindlich entgegenzutreten nicht über sich gewinnen konnte; wieder andere suchten in engere Verbindung mit den Glaubigen in und außer der Kirche zu kommen, aber das gute Bekenntniß der Väter ungeschmälert zu bewahren, und warteten auf bessere Zeiten.

Die ersteren, die Separatisten, waren der Zahl nach wohl die kleinste Parthei. An ihrer Spitze stand der, später lange Zeit in den nordamerikanischen Freistaaten als Haupt einer religiös-politischen Sekte lebende, Weber Georg Rapp von Iptingen, damals im Oberamte Maulbronn (1785). Sein Thun beschreibt Grüneisen also: „Ein Mann von 28 Jahren, von ernstem Sinn und mit natürlicher Redegabe, früher an den Versammlungen eines Ortsgeistlichen theilnehmend, versammelte er einen Kreis von Nachbarn und Freunden in seiner Wohnung, sprach zu ihnen von dem, was dem Herzen noth thue, nämlich ein gründliches Werk der Buße, ein fühlbares Ergreifen der Gnade und ein stetes Merken auf das innere Zeugniß des Geistes; er redete zugleich von den Verderbnissen der Kirche und dem Verfall der Kirchenzucht, von der Verkehrtheit der Lehre, des Predigtamtes und der Verwaltung der Sakramente, und nährte in ihnen, besonders durch Auslegung der Apokalypse, das Verlangen nach einer religiösen Gemeinschaft, worin lauter Erweckte zusammenhielten, und so „„als das ausgezogene Leibcorps des Heilands““ sich unter einander heiligten, trösteten und stärkten. Bald erweiterte sich durch den Einfluß seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit die Gesellschaft seiner Anhänger, welche von nahe und ferne herzuströmten, die Vorträge zu hören, welche Rapp, oder wie ihn das Volk nannte: der Räpple, ungescheut in seinem Hause während des öffentlichen Abendgottesdienstes und bis in die Nacht

an Sonn- und Festtagen hielt. In den Thurm gelegt, ließ er sich doch, sobald er frei geworden war, von der Fortsetzung seines Treibens nicht abhalten. Vom Pfarrer ins Gespräch genommen, bat er, man möchte sich nur ja keine Mühe machen, ihn und seine Freunde auf einen andern Sinn zu bringen. Mit Landesverweisung bedroht, gab er dem Oberamte Maulbronn zur Antwort: da werde man 3—4000 Menschen zum Lande hinausjagen müssen. Er predigte an verschiedenen Orten, z. B. im Schüllingswalde, in Oelbronn, in der Ziegelhütte vor Knittlingen, wo man die Thüren und Fenster aushob, damit auch diejenigen, welche im Hause selbst nicht Raum hatten, außerhalb desselben ihn vernehmen könnten. Er hielt Stunden des Nachts wie bei Tage, er feierte Liebesmahle, an deren Schluß das heil. Abendmahl genossen wurde. Seine Kinder schickte er weder in die Schule noch zum Confirmationsunterrichte.“ Unter seinen Anhängern finden wir solche, die der Kindertaufe sich widersetzten; als man aber ihnen die Kinder dennoch taufte, so kamen sie der kirchlichen Taufe dadurch zuvor, daß sie ihre Kinder selbst tauften [1]. Nach 20jährigem Treiben zog endlich Rapp im Jahr 1804 mit einer aus ungefähr 700 Köpfen bestehenden Gesellschaft nach Amerika, wo er sich in Pennsylvanien niederließ. Dort ein Herr seiner Gesellschaft, welche ihm ihr ganzes Eigenthum anvertraute, und reichgeworden durch Spekulationen seines verstorbenen Adoptivsohnes, lebte er in irdischer Pracht und Genüssen, die er als junger Mann verschmäht hatte, bis 1847. Seine Sekte erhielt er strenge in der Ehelosigkeit [2].

Arm und niedrig, aber seiner Führung treu bis in den Tod, und noch im Segen fortwirkend, lebte neben Rapp **Michael Hahn**. Hahn war im Jahre 1758 zu Altdorf bei Böblingen geboren, Sohn eines Bauern. In seiner Ortsschule bekam er die ersten Eindrücke als Knabe. „So oft etwas aus der Kinderlehre, oder aus dem Confirmationsbüchlein, oder das Evangelium am Pfingstmontage, oder Luc. 11, 13. gelesen wurde, machte es auf ihn solchen Eindruck, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den heil. Geist bat, glaubend, daß er auch ihm zu

[1]) Grüneisen, rel. Gemeinschaften ꝛc. p. 94. 95. 101. Ranz, Pietismus p. 23. [2]) Burk, Christenbote 1833, 178 ff. 1835, 248. 263. Schwäb. Merkur Sept. 1847.



Theil werde [1])." Nach geendigten Schuljahren lernte er das Metzgerhandwerk, und sein Vater wollte, er solle an die ledige Jugend sich anschließen, aber er fand keine Ruhe, denn ob er schon nicht in grobe Sünden fiel, peinigte ihn sein Gewissen, wenn er unter den Leuten hie und da ins Spotten hineinkam [2]). Er schreibt in einem seiner Lieder deßwegen: „Geist der Ewigkeit, du hast allezeit meine Ruh' gestört, mich zur Ruh' zu bringen." Im 17ten Jahre wurde er, als man in der Kirche das Lied sang: „der am Kreuz ist meine Liebe," so ergriffen, daß er sich entschloß, zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen, und lieber zu sterben, als „den Heiland am Kreuze zu betrüben [3])." In seiner Zurückgezogenheit gerieth er in große Kämpfe. Anfangs wollte sein sinnender Geist alles ergründen, und kam darüber dahin, daß er über alles zweifelte; hernach als er die Bibel als Gottes Wort fassen konnte, so trieb ihn dasselbe nebst den Forderungen seines Gewissens so in die Enge, daß er glaubte, er habe die Gnade verscherzt, und alle Drohungen der h. Schrift gehen nur ihn an, „seine Seele lag im tiefsten Jammer, daß er auch die Thiere und leblosen Geschöpfe für glücklicher achtete als sich [4])." Nach dreijähriger Noth ward er mit einer solchen Freude überschüttet, daß er meinte, die Welt sei lauter Paradies und voll h. Geistes [5]). Er besuchte nun die Erbauungsstunde seines Ortes, hernach als sein Vater ihn nöthigen wollte, sich reich zu verheirathen, verdingte er sich in einem benachbarten Ort als Knecht, um auszuweichen; später begab er sich auf den Ihinger Hof, zu dem Herrn von Leiningen, einem Separatisten, aber gottesfürchtigen Mann, durch dessen Vermittlung er wieder in das elterliche Haus zurückkehren konnte, wo seine Stiefmutter erkrankt war. Ihr Herz war gerührt, sie und sein Vater baten ihn um Verzeihung wegen mancherlei Mißhandlungen. Michael entgegnete: „O Vater! Es soll dir alles verziehen seyn, es hat mir nichts geschadet, sondern mich nur zu Gott getrieben [6])." Nun lebte er mehrere Jahre lang in großer Abgeschiedenheit mit Gott und Christo und in kindlichem Gebet um die Erleuchtung des heil. Geistes, bis endlich sein frommer Sinn und seine außerordent-

[1]) Hahns Schriften 1, p. 9. [2]) Hahns Schr. 1, 13. [3]) Hahns Schr. 1, 13. [4]) Hahns Schr. 1, 16. 17. [5]) Hahns Schr. 1, 18. [6]) Hahns Schr. 1, 33. 34.

liche Geisteskraft Viele herbeizog. Diese erbaute er theils durch Reden in Privatversammlungen, theils durch schriftliche Mittheilungen, welche Bibelerklärungen und geistliche Lieder enthielten. In letzteren legte er reiche Erfahrungen aus dem inneren Leben nieder. Bald entstand Aufsehen, Hahn wurde von einem benachbarten Geistlichen verklagt und vor's Consistorium beschieden, welches ihn milde behandelte. Nun aber ward er erst recht gesucht, und entzog sich deßhalb dem allzugroßen Anlauf und manchfachen Untersuchungen seiner geistlichen Ortsobrigkeit durch eine Reise in die Schweiz. Nach seiner Rückkehr dauerten zwar die Verhöre noch fort, aber er fand an geistlichen und weltlichen Obrigkeiten billige Beurtheiler, und an C. H. Rieger einen einsichtsvollen Berather. Rieger hätte es gern gesehen, wenn Hahn die Theologie studirt hätte, da aber dieser auf seinen Wunsch nicht eingieng, so ermahnte er ihn: „sich es künftig anzugewöhnen, sich mehr mit Schriftworten und Schriftsinn auszudrücken." Diesen Rath befolgte Hahn zu seinem und seiner Freunde Nutzen. Nachdem er seine Aufenthaltsorte (doch meist in nächster Nähe seines Mutterorts) öfter gewechselt, und brieflich und mündlich gewirkt hatte, nahm ihn die verwittwete Herzogin Franziska im Jahr 1794 auf ihr Gut nach Sindlingen, als Drittelsversorger (Drittelsmaier), wo er unter ihrem Schutze in der lieblichen Natur oft in den herzoglichen Anlagen unter Bäumen und Gesträuchen seine Erbauungsstunden hielt [1]). Dort brachte er noch 24 Jahre als Berather und brüderlicher Zurechtweiser zahlreicher ihn besuchender Freunde zu, in den drückenden Kriegszeiten ein treuer Fürbitter und Tröster der Angefochtenen und Bedrängten [2]). Dort wurde er auch durch Leiden 1819 zu einer friedevollen Heimfahrt vollendet.

Hahn läßt sich in vielen Stücken mit Jakob Böhme und den älteren Mystikern und Theosophen vergleichen, ist jedoch in anderer Hinsicht wieder sehr von ihnen zu unterscheiden. Gewagte über das klare Schriftwort hinausgehende Lehren, wie sie Böhme von den alten Adepten und Theosophen entlehnte, finden sich auch, wenn schon in gemilderter Weise, bei Michael Hahn. Man kann eine theilweise wörtliche Aehnlichkeit mit Böhme und seinen

[1]) Hahns Schriften 1, 70. [2]) Hahns Schr. 1, 71.



Schülern bei ihm wohl nicht in Abrede stellen. Die alte Lehre von der Schöpfung der Welt aus zwei unsichtbaren Principien, einem guten und einem bösen, die Lehre von der ursprünglichen Vereinigung beider Geschlechter in einem Menschen, von einem Sündenfall Adams, der in seinem Verlangen nach einer Gehülfin bestanden habe, kehren auch bei Hahn wieder. Ebenso erinnert seine Lehre von dem Urgrund aller Dinge, vom Wesen der wirkenden Kräfte, von der Schöpfung des Menschen, von der Entstehung des Bösen in der Geisterwelt an Jakob Böhme. Aber merkwürdig ist es, wie Hahn sich von Böhme in der Art des Vortrags dieser metaphysischen Lehren unterscheidet. Während Böhme nicht hoch genug von seinen Spekulationen reden kann, behauptet zwar Hahn im Allgemeinen auch, daß er vermöge göttlicher Erleuchtung zu Zeiten „den Dingen in's Herz gesehen habe," aber erklärt sich doch für einen A B C Schüler in Absicht auf das Jenseits, spricht manches als bloße Vermuthung aus[1]), corrigirt sich mitunter wieder selbst, entschuldigt sich wohl mit der Aeußerung: „ob wir's unrecht setzen, meinen wir's doch nicht unrecht," und schließt sich weit mehr an das Schriftwort an, als Böhme. Auch seine Stellung zur Kirche ist eine weit andere; Böhme schilt seine Kirche ohne weiteres Babel, das konnte Hahn nicht[2]). Er hat seiner Zeit mächtig vor dem Separatismus gewarnt, mit Nachdruck und großer Wärme die göttliche Einsetzung und Bedeutung der Sakramente und des Predigtamtes vertheidigt, in Vielem sich an die Männer Bengel, Oetinger, Hiller angeschlossen, und diesen Sinn auch den zahlreichen mit ihm verbundenen Freunden eingepflanzt. Endlich hat er eine brüderliche Zucht und Berathung, wie sie sich in der Brüdergemeinde findet, auch unter ihnen einzuführen gesucht.

Man hat an ihm, wie an allen Mystikern, die Hervorhebung des seligmachenden Glaubens an den gekreuzigten Versöhner vermißt, und Manchem schien er zwischen Rechtfertigung und Heiligung nicht zu unterscheiden. Und in der That trägt er die Heiligungslehre vorzugsweise vor. Allein so, wie die Lage der damaligen Dinge war, bedurfte man gerade die ernstliche Hinweisung auf die Nothwendigkeit der Heiligung. Hahn aber hat

---

[1]) Hahns System 211. 212. [2]) Hahns Leben 101. 83.

ausdrücklich sich hierüber erklärt: „Ich weiß wohl, daß die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung der Grund des wahren Christenthums ist; aber auch das weiß ich, daß die, welche einseitig dabei stehen bleiben und immer viel davon sprechen, meist beim ewigen Grundlegen stehen bleiben, und immer Grund legen, und doch nie recht legen, weil sie sonst auch darauf bauen würden [1])." Diese Bemerkung dürfte namentlich auf die Parthei der sogenannten „Seligen" sich beziehen, welche um eben diese Zeit die evangelische Lehre von der Rechtfertigung einseitig, oft schwärmerisch hervorhoben, und sich theilweise an den redlichen, volksthümlichen Prediger Pregizer anschlossen; aber gewiß dürfte sie nicht minder auch den älteren Gemeinschaften gelten, welche damals einer Weckstimme zu mehrerem Ernst im Gebet und in der Heiligung bedurften.

Auf diese drang Hahn denn auch mit allem Nachdruck in den von ihm gestifteten Gemeinschaften, welche sich noch jetzt durch strengere christliche Sitte auszeichnen. Merkwürdig bleibt, daß er den Wunsch aussprach, seine theosophischen Ansichten geheim zu halten, „weil er selbst die Sachen noch nicht für ausgereift genug erachte und halte [2])," weßhalb sie auch minder bekannt sind, selbst unter denen, die sich zu den sogenannten Michelianischen Gemeinschaften halten.

Man hat schon oftmals Württemberg als das Land religiöser Partheien bezeichnet; auch ist es wahr, daß manches begabtere Mitglied von Privatversammlungen die Leitung derselben nach und nach fast ausschließend in die Hände bekommt, und weit größeren Einfluß auf die Seelenführung erhält als mancher Geistliche. Aber in der That ist außer dieser ausgezeichneten Persönlichkeit, welche zu einer Zeit auftrat, da das Wort Gottes auf den Kanzeln in Württemberg selten war*), kein Laie als geistlicher Lehrer und Führer des Volkes hervorgetreten. Separatisten gab es wohl, einzelne Schwärmer ohne nachhaltigen Einfluß, Somnambülen, wie überall; wenn man aber in Württemberg einige wenige Swedenborgianer, Taufgesinnte und Methodisten findet, so sind diese Partheien nicht in dem Lande erwachsen, sondern ihre Ansichten sind von

[1]) Hahns System 204 cf. 283. [2]) Hahns System 39. 40.
*) s. Anhang Nro. 99.



Außen hereingebracht und meist durch heimliche Sendlinge eingeführt worden. Die ächten Anhänger *Hahns* aber, so wie die sogenannten *Pregizerianer*, denen es mit ihrem Christenthume ein Ernst ist, haben sich nicht von der Kirche getrennt, wenn schon da und dort entweder die Heiligungs- oder Versöhnungslehre einseitig von ihnen betont werden mag.

Innig an dem Bekenntniß der evangelischen Kirche hielten um dieselbe Zeit die übrigen durch Württemberg verbreiteten zahlreichen Versammlungen fest. Rieger und Roos hatten auf sie einen stillen Einfluß und in gleichem Maße die Schriften der älteren Lehrer der evangelischen Kirche Württembergs. Ein innerer Zusammenhang dieser Erbauungsstunden fand jedoch nicht statt; erst das laute Auftreten der neuernden Parthei brachte sie zum Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit. Dennoch war von keinem Organismus die Rede, der sich unter ihnen gebildet hätte. Jede Gemeinschaft sorgte gleichsam nur für ihre nächsten Umgebungen, und das *Ganze* der Kirche war mehr der Gegenstand der Fürbitte als der Thätigkeit. Letztere beschränkte sich auf den Anschluß einiger württembergischen Privatversammlungen an die sogenannte „deutsche Christenthums-Gesellschaft" zu Basel.

Den ersten Anstoß zu Errichtung der letztern gab ein Geistlicher zu Augsburg, Sohn des aus der grävenizischen Zeit bekannten Hofpredigers *Urlsperger*, der in dieser Stadt eine Zuflucht gefunden hatte. Der jüngere Urlsperger sprach einen Gedanken aus, der damals sehr nahe lag: „Es sei Pflicht, gegenüber von dem sich ausbreitenden Unglauben wenigstens in engeren Kreisen das evangelische Bekenntniß zu erhalten, gegen die einreißende sittliche Verderbniß sich zu wahren, und durch vertrauliche Annäherung das Band christlicher Bruderliebe fester zu knüpfen." Um die Zeit, da Urlsperger für die Realisirung dieses Gedankens auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland und England arbeitete, waren in Basel (Stadt und Land) Viele zu einem ernsten Christenthum erweckt worden, und es hatte sich ein kleiner Kreis zur gemeinsamen Erbauung gebildet[1]), zu dessen Leitung mehrere Basler Theologen erbeten

[1]) „Es entstand eine Gesellschaft von ächten Kindern Gottes in Basel, die sich zu treuem Gebet für die Sache des HErrn verbanden, wozu sich jedes Mitglied täglich in seinem Kämmerlein verschloß, um

wurden. An diese wendete sich Urlsperger und fand bei ihnen Bereitwilligkeit, eine Verbindung mit dem Auslande zur Förderung christlicher Wahrheit und thätiger Gottseligkeit anzuknüpfen. Zwar zog sich Urlsperger bald zurück; indessen fanden seine Ideen auch an anderen Orten Theilnahme, und namentlich schlossen in Württemberg sich seit 1782 mehrere Freunde an die Basler Gesellschaft an. Die Württemberger sprachen entschieden aus: „wie es ihnen um keine Partheiung in der Kirche, auch nicht um Ausführung großartiger Plane zu thun sei, und daß sie nichts übertrieben wünschen, weil, was schnell entstehe, auch schnell vergehe." Und auf diesem Grunde blieb und gedieh das Werk des gemeinsamen Glaubens und der Liebe. Man theilte sich die gegenseitigen Erfahrungen mit, ermunterte sich dadurch zum Festhalten an der Wahrheit, zum Wachsthum in der Uebung des göttlichen Willens, fragte um Rath und ertheilte denselben nach bestem Wissen und Gewissen, und unterstützte sich gegenseitig zu Werken der Liebe. Ein treues Bild der Grundsätze, welche dieser Vereinigung zu Grund lagen, gab die monatlich erscheinende Zeitschrift: „Die Basler Sammlungen," welche eigentlich als Hauptresultat der durch ganz Deutschland sich erstreckenden erbaulichen Correspondenz des Vereins zu betrachten ist. Letztere wurde, wie die Herausgabe jener Zeitschrift, meist durch einen württembergischen Candidaten besorgt, welcher als Sekretär nach Basel erbeten wurde. Unter diesen Württembergern war der unvergeßliche nachmalige Dekan Schmid zu Böblingen der erste, Maier, später Pfarrer in Nabern, Dr. Steinkopf, nachher Prediger in London, und Missions-Inspektor Blumhardt folgten in demselben Berufe. Außer dem Segen, den die Basler Gesellschaft innerhalb der evangelischen Confessionen stiftete, wirkte sie auch dadurch, daß sie selbst religiös denkende Katholiken anzog, wie denn namentlich der damalige Professor Sailer zu Dillingen (nachmals Bischof zu Regensburg) in eine nähere Verbindung mit ihr trat und

---

den Heiland anzuflehen, daß sein Zion erbaut werde; und von denen jedes ein gedrucktes Blättchen bekam, auf dem die in's Gebet zu nehmenden Materien angegeben waren. Daraus entstanden in der Folge die im Druck herausgekommenen Basler Sammlungen." Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1848, 1, p. 148.



auch seine Schüler in solche Verbindung mit ihr brachte. Ein gleichfalls stilles Verdienst hatte diese Gesellschaft durch Unterstützung der Evangelischen in Oestreich, welche nach dem Erscheinen des Toleranz-Ediktes unter der wohlwollenden Regierung Kaiser Josephs II. zu Gemeinden sich wieder vereinigten. Ein Kaufmann, Tobias Kießling, welcher alljährlich in Linz seine Bude aufschlug und noch vor Erscheinung des Toleranz-Ediktes mit den ehrwürdigen, verborgenen, wahrhaft evangelischen Protestanten Oestreichs in inniger Verbindung stand, und bei den Katholiken gleichfalls geachtet wurde, war als Mitglied der nürnbergischen Christenthums-Gesellschaft mit den Baseler und Stuttgarter Freunden unermüdet im Geben und Berathen. Wie reichlich die Gaben stiller Liebe flossen, und wie namentlich durch Ein Stuttgarter Haus viele Tausend Gulden nach und nach den östreichischen Gemeinden zukamen, ist dem Verfasser dieses aus eigenhändigen Briefen Kießlings bekannt[1]).

Endlich sind aus den Kreisen, welche an die Basler Gesellschaft sich anschlossen, die Bibel- und Missions-Gesellschaften in Deutschland und der Schweiz entstanden, und großentheils jene Armen-Erziehungs-Anstalten, welche noch jetzt ein Beweis sind, daß der auf den Christenglauben gegründeten Menschenliebe es weder an Segen von Oben, noch an Thätigkeit fehlt.

Fünfter Abschnitt.

Die neuesten Zeiten. Eine Skizze.

Erstes Kapitel.

Die evangelische Kirche, gegenüber von den Veränderungen im Staatsleben.

Mit banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, traten die Brüder Herzog Karls, Ludwig und Friedrich,

[1]) Diese Mittheilungen sind aus einer längeren halbjährigen vertrauten Bekanntschaft mit dem kleinen Archiv dieser Gesellschaft hervorgegangen, deren interimistischer Mitarbeiter der Verfasser dieses vom September 1836 bis März 1837 gewesen ist.

nach einander ihre Regierung an. Beide waren entschlossen, die bürgerlichen wie die kirchlichen Rechte des Landes gewissenhaft zu wahren und durch die von Frankreich her drohenden Revolutionsstürme mit Gottes Hülfe möglichst hindurchzuretten.

Zwar Ludwig Eugen hieng eifrig an der Lehre der katholischen Kirche, aber er war ein gerechter, edler Mann, welcher es mit seinen Unterthanen von Herzen wohlmeinte, und mit eben so vieler Liebe würdige evangelische Geistliche unterstützen konnte, als er sich mit Entschiedenheit gegen die Schriften seines Confessionsverwandten Voltaire aussprach. Nicht mindere Achtung vor den, den christlichen Confessionen gemeinsamen Wahrheiten und dem Wirken evangelischer Geistlicher hatte sein Nachfolger, Herzog Friedrich Eugen. Als er sich noch vor Antritt seiner Regierung in Mömpelgard aufhielt, berief er für seine Gemahlin, eine brandenburgische Prinzessin (reformirter Confession), Lavatern aus Zürich. Bei dieser Gelegenheit sprach er mit Lavatern ausführlich über den Fortgang der sogenannten Aufklärung. „Ich mußte," schreibt Lavater, „herzlich lachen über die liebenswürdige Derbheit des Kriegsmannes: „„Der Henker hol' die Aufklärung, die etwas anderes will, als Jesus und die Apostel; Jesus ist der General en Chef! Sollte sich ein Offizier seines Generals schämen, der sich keines Soldaten schämt? Wir tragen die Uniform Christi, und sagen unter der Hand: wer weiß, ob er unser General ist? Pfui!"" „Es gieng mir," fährt Lavater fort, „durch's Herz, wie er mich ermunterte, treu zu bleiben dem Evangelium und mich dem Unglauben und der herrschend werdenden Doppelzüngigkeit und Doppelherzigkeit entgegenzusetzen [1])."

Unter beiden Regenten trat in den kirchlichen wie in den bürgerlichen Verhältnissen des Landes um so weniger eine Veränderung ein, je kürzer ihre Regierung währte; indessen rückte doch der Zeitpunkt näher, welcher einen bedeutenden Umschwung herbeiführte. Als Friedrich, der Sohn Friedrich Eugens, im Jahre 1806 die Königswürde annahm, giengen die landständischen Rechte Württembergs, und mit ihnen die Rechte der evangelischen Kirche großentheils verloren.

[1]) Geßner, Lavaters Leben 3, 181. 182.

Unerwartet rasch geschah der Schlag, der die ständische Verfassung aufhob. Damit fiel von selbst auch die Theilnahme des Volkes an den kirchlichen Angelegenheiten, so weit es dieselben durch seine landständischen Organe ausgeübt hatte, und ebenso die in der alten Verfassung gelegene Garantie der öffentlichen Religionsverfassung des Landes und der Erhaltung des Kirchengutes, so wie das Landstandrecht der Prälaten. Auch folgte auf diese Veränderung unmittelbar die Verpflichtung der Geistlichen auf den unbedingten Eid der Treue (1. Jan. 1806), die Einziehung des Kirchengutes (2. Jan. 1806), (dessen Fonds auf drei und dreißig Millionen Gulden angeschlagen wird)*) und das die freie Religionsübung aller aufgenommenen christlichen Religionspartheien festsetzende Religionsedikt vom 15. October 1806[1]). Immerhin mochte das Religionsedikt durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß bedeutende katholische Landestheile dem Stammlande beigefügt wurden, und man durfte sich sagen, daß eine Wiederholung der alten Bekehrungs- und Unterdrückungs-Versuche von Seiten der katholischen Kirche nicht, wie früher, zu fürchten sei; aber durch Einziehung des Kirchengutes und durch das Aufhören der Stände wurde die äußerliche Existenz der kirchlichen Anstalten so sehr von der Staatsgewalt abhängig, und die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten kam so sehr in die Hände der Regierung, daß man fast sagen möchte, die Kirche habe von ihren alten Rechten gegenüber von der Staatsregierung nur sparsame Trümmer noch erhalten. Dieß zeigte sich auch in den ersten Organisationen von 1806—1815, welche die kirchlichen Angelegenheiten betrafen. An die Stelle des vormaligen Geheimenrathes trat, in Absicht auf die kirchlichen Angelegenheiten, ein Minister des geistlichen Departements (18. März 1806). Ihm wurde das evangelische Consistorium wie der katholische Kirchenrath untergeordnet. Hiemit fiel das Recht der evangelischen Kirche, ihre oberste Leitung in den Händen eines Confessionsverwandten zu sehen, denn nach dem Religionsedikte konnte dieser Minister katholischer Confession seyn[2]).

---

[1]) Eisenlohr K.Ges. Einl. (im Eingang des 9ten Bandes, 2ten Theils von Reyschers württemb. Gesetzessammlung) p. 175. [2]) Pfister ev. Kirche Württembergs 45.

*) s. Anhang Nro. 100.

Zugleich erhielt zwar das Consistorium den Namen Ober-Consistorium, aber es wurde demselben die Leitung der Gymnasien, Lyceen, Klosterschulen, des evangelischen Stiftes in Tübingen entzogen. Dieß Alles wurde einer neuen, unter dem Namen der „Studien-Ober-Direktion" errichteten Behörde übertragen, welche aus Mitgliedern verschiedener Confession bestand[1]). Auch hierin zeigte sich, wie sehr die Staatsregierung die Leitung der innersten Angelegenheiten der Kirche in ihre Hand zu nehmen, wie fest sie die Zügel anzuziehen entschlossen war. Dem entsprachen denn nun auch die in großer Anzahl erscheinenden kirchlichen Verordnungen, an denen keine Zeit so reich ist, als die von 1806—1815, wodurch alle Bande der Dienstordnung fester angezogen und namentlich die Berichterstattung vermehrt und die Controle geschärft wurde[2]).

Da indessen der König dem evangelischen Bekenntnisse zugethan war, da im Studienrathe wenigstens zwei evangelische Consistorialräthe Sitz und Stimme hatten, und dieses Collegium eine in vielfacher Beziehung dankbar erkannte Thätigkeit entwickelte, so würde der Verlust, den die Kirche durch die neue Organisation erlitt, vorerst minder gefühlt worden seyn, wenn die Rechte der einzelnen Gemeinden und Gewissen mehr geschont worden wären. Nachdem jedoch die Regierung das Kirchengut eingezogen hatte, entzog sie auch die Verwaltung der örtlichen Stiftungen den Gemeindebehörden „und übertrug sie einer eigenen Verwaltung, unter welcher sie bald überall in bedenklicher Progression abnahmen[3])." Was aber die Gewissen auf's tiefste verletzte, war der fortwährende Zwang bei Einführung des Griesinger'schen Gesangbuchs und die Ausgabe der Liturgie von 1808. Jahrelang leisteten ganze Gemeinden Widerstand gegen jenes Gesangbuch[4]), und mit militärischer Gewalt mußte es da und dort eingeführt werden[5]). Nicht geringer war der Widerstand gegen die Liturgie von 1808*). Man hat für dieselbe oft den sonst so festen, männlichen Direktor Süskind verantwortlich machen wollen. Aber weniger be-

---

[1]) Pfister l. c. Hirzel Gesetze für Mittel- und Fachschulen 338. [2]) Eisenlohr Einl. 175. [3]) Kapff Repertorium 1, 12. [4]) S. Süskind in Hartmanns Kirchenblatt 1853. [5]) Vgl. die Note 96 im Anhang.

*) s. Anhang Nro. 101.

kannt ist, daß Süskinds Arbeit von anderen Händen corrigirt wurde und nicht mit Beirath der Synode (wie es doch die kirchliche Ordnung verlangt und Süskind ausdrücklich sich bedungen hatte) ausgegeben worden ist. Manchem mochte es damals ein Trost seyn, daß die Liturgie wenigstens noch so viel christliche Elemente enthielt; aber das Volk nahm Anstoß an der ihm unverständlichen Sprache und an der Auslassung der Worte bei der Taufe: „Ich widersage dem Teufel und seinen Werken und Wesen [1]." Letzteres um so mehr, da die ganze Liturgie bewies, wie man die biblische Lehre von der Errettung aus der Gewalt des Teufels durch Christum beseitigen wollte. Durch dieses Alles entstand unter dem Volke eine Abneigung gegen das Kirchenregiment und ein fast unvertilgbares Mißtrauen*), welches einerseits den Separatismus beförderte, andererseits eine bedeutende Anzahl ernster denkender Württemberger (1816) zur Auswanderung nach Rußland veranlaßte, wo Kaiser Alexander sie aufnahm, und wo sie noch bis auf diesen Tag das alte württembergische Gesangbuch und die alte württembergische Liturgie in ihren Kirchen beibehalten haben [2]).

In der That verbreitete sich nach und nach das Gefühl ziemlich allgemein, daß die Lage der Kirche keineswegs eine günstige sei, und als im Jahre 1815 die erste Stände-Versammlung von König Friedrich zusammenberufen wurde, hielt sie es einstimmig für ihre Pflicht: „in ihrer Darstellung der Landesbeschwerden besonders auch die gedrückte Lage der Kirche vorzulegen [3])." Ein Jahr darauf starb König Friedrich und hinterließ seinem Sohne die Erwägung der Wünsche des Landes und der evangelischen Kirche insbesondere.

Durch die von König Wilhelm, und zwar auf dem Wege des Vertrags, gegebene Verfassungsurkunde (1819) wurden nun die Verhältnisse, Rechte und Freiheiten der evangelisch-lutherischen Kirche auf folgende Weise bestimmt:

Diese Kirche hat

1) freie, öffentliche Religionsübung und vollen Genuß ihrer Güter;

---

[1]) Kapff, Kornthal 17. [2]) Grüneisen, Gemeinschaften 100. Kapff, Kornthal 9. [3]) Pfister ev. K. W. 47.

*) s. Anhang Nro. 102.

2) verfassungsmäßige Autonomie (Selbständigkeit) in der Anordnung der inneren kirchlichen Angelegenheiten;
3) oberhoheitlichen Schutz und Aufsicht des Königs, kraft dessen die Verordnungen der Kirchengewalt zu ihrer Vollziehung der Einsicht und Genehmigung des Staatsoberhauptes bedürfen;
4) Verwaltung des Kirchenregimentes durch das Consistorium und den Synodus nach den bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetzen;
5) Gültigkeit der Religionsreversalien in Hinsicht der Episcopalrechte des Königs, auf den Fall, daß dieser einer andern als der evangelischen Confession zugethan wäre;
6) Herstellung der abgesonderten Verwaltung des evangelischen Kirchenguts auch in den neu acquirirten evangelischen Landestheilen.
7) Hiezu kam endlich, daß die sechs evangelischen General-Superintendenten Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten erhielten, und somit die Rechte der Kirche auf Landtagen zu vertreten berufen sind [1]).

Vieles, wenn auch nicht Alles, was die Kirche früher an Rechten besaß, ist ihr hiemit wieder zuerkannt worden, obgleich sich die Schwierigkeit von Manchem erst in der Ausführung zeigte, namentlich, was den zweiten und sechsten Punkt betrifft. Immerhin bleibt es, auch nach dem Dafürhalten der Kenner des vaterländischen Kirchenrechts, noch unausgeführt, welche Rechte die evangelische Kirche gegenüber von Einflüssen fremder Confessionen geltend machen kann. Sie hat nach Gaupp keine Garantie dafür, daß ihr Consistorium mit Mitgliedern ihres Bekenntnisses besetzt ist, während nach §. 79 der Verfassung der gesammte katholische Kirchenrath auch katholischer Confession seyn muß [2]); nach v. Mohl ist der Fall sehr denkbar, daß die evangelische Kirchenleitung einem nicht-evangelischen Minister untergeordnet werden könnte, ohne daß dieser durch eine rein kirchliche Behörde, wie das katholische Bisthum, controlirt wäre [3]); nach Pfister endlich ist auch die Möglichkeit einer Appellation an

[1]) Pfister ev. K. W. 50. 51. 55. [2]) Gaupp, Kirchenrecht 1, 98. [3]) v. Mohl, Staatsrecht 1te Ausg. 2, 499.



den (nun wieder hergestellten) Geheimenrath schwankend, da der Fall eintreten könnte, daß auch dieser einer andern, z. B. der katholischen Confession, zugethan wäre [1]).

Aber sehr fühlbar sind die Lücken in der Verfassung und die Schwierigkeit in Durchführung einzelner in derselben eingeräumten Rechte bis jetzt darum nicht geworden, weil der Geist des Rechtes den Buchstaben des Rechtes minder vermissen ließ, und ein der Kirche wohlwollender Sinn noch immer bemüht ist, jene Schwierigkeiten zu heben. Ist doch bisher die Leitung der evangelischen Landeskirche stets in die Hände von Gliedern derselben gelegt, und aus Staatsmitteln unter dem Titel des Kirchenguts für evangelische Kirchen und Schulen, für Wittwen und Waisen der Geistlichen und Schullehrer, nicht minder als jemals, gesorgt worden. Und wer könnte leugnen, daß das Recht des Gewissens geschont und doch das kirchliche Bekenntniß gewahrt, daß die Wichtigkeit des geistlichen Berufes gewürdigt, die Entfaltung des christlichen Lebens geschützt, daß den Wünschen für das Wohl der Kirche wohlwollend entgegen gekommen wird? daß dieses Alles der evangelische Württemberger nächst Gott seinem Könige Wilhelm zu danken hat?

Zweites Kapitel.

Die evangelisch-lutherische Kirche Württembergs in ihrer Stellung zu den beiden andern Confessionen.

In Folge der Revolutions-Kriege wurde das Herzogthum Württemberg zum Churfürstenthum, dann zum Königreiche erhoben, und erhielt einen bedeutenden Zuwachs an neuen Landestheilen. Daß dieß auch auf die kirchlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß seyn konnte, ergab sich von selbst. Ueber 200,000 neue Glieder wurden der lutherischen Landeskirche beigefügt, und über 400,000 [2]) katholische Mitchristen bildeten einen bedeutenden kirchlichen Verein neben derselben.

---

[1]) Pfister ev. K. W. 50. Anm. [2]) 450,000 nach Angabe der Schrift: „die kathol. Kirche Württembergs beim Eintritt in's Jahr 1818." Bengels Archiv 1823. 2, 2, 421.

Dem lutherischen Bekenntnisse gehören an der größte Theil der Neu-Württemberger, welche in den Besitzungen der Fürsten von Hohenlohe, in den Reichsstädten, im Limpurgischen und im ehemaligen Brandenburg-anspachischen wohnen. In der kirchlichen Geschichte der Reichsstädte ist besonders Ulm merkwürdig, welches bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgezeichnete Theologen zu seinen Kirchenvorstehern zählte, durch reiche und häufige Stiftungen für Kirchen und Schulen sich auszeichnete, und wo noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Berliner Aufklärung entschiedenen Widerstand fand[1]); dann Eßlingen, welches in kirchlicher Hinsicht sich enge an Württemberg anschloß, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere würdige Prediger hatte, unter denen der Herausgeber des noch unvergessenen Eßlinger Gesangbuchs, Senior Köstlin, besonders zu nennen ist. Im Ganzen erhielt sich in den Reichsstädten die lutherische Lehre, im strengen Gegensatz gegen das, was Sekte war oder Sekte schien, und auch da, wo die sogenannte Aufklärung sich Eingang verschaffte, geschah es auf eine fast schüchterne Weise. Die fränkischen und hohenloheschen Landestheile, welche jetzt zu Württemberg gehören, standen unter Fürsten, welche großentheils dem evangelischen Bekenntnisse zugethan waren, und namentlich ist mancher Name aus dem hohenloheschen Fürstenhause unter dem Volke noch in gesegnetem Andenken. Dort erhielten sich noch unverändert die alten Kirchenlieder bis auf die neueste Zeit in der Kirche, und im Hausgottesdienste Luther, Arndt und die Schriften der spenerischen Schule. Früher standen die kirchlichen Gemeinden Neu-Württembergs (wie man damals sich ausdrückte) unter einem eigenen Consistorium zu Heilbronn, doch bald kamen sie unter das Ober-Consistorium zu Stuttgart. Ihre verschiedenen Kirchengebräuche und Gottesdienstordnungen wurden größtentheils nicht geändert, die altwürttembergische Kirchenconventsordnung, welche bei ihnen eingeführt wurde, war im Ganzen doch ein Gewinn, und da das Bekenntniß dasselbe war, so gieng die Vereinigung der alt- und dieser neuwürttembergischen Kirchengemeinden in der Stille vor sich.

---

[1]) cfr. Edict vom 14. Nov. 1787 bei Köster Religionsbeg. 1788. p. 280 ff.



Mehr Schwierigkeit machte das Verhältniß, in das die lutherische Kirche des Landes zu den wenigen Reformirten trat. Das bisherige Verhältniß war dieses gewesen. Die Reformirten hatten kirchlich dieselben Rechte wie die lutherische Landeskirche, nur die Kinder in gemischter Ehe sollten in der lutherischen Confession erzogen werden. In religiöser Hinsicht aber hatte sich zwischen den Lutheranern und Reformirten nicht bloß in Württemberg, sondern auch auswärts nach und nach eine Annäherung gebildet. Der Unglaube hatte einen Theil der Lutheraner und Reformirten die Unterscheidungslehren vergessen gemacht, und der religiösere Theil der Glieder beider Confessionen, der noch an diesen Lehren festhielt, hatte in den Kämpfen gegen den Unglauben auch die Erfahrung gemacht, in wie vielen anderen Hauptpunkten beiderlei Bekenntnisse übereinstimmen. So standen die Sachen, als die preußische Regierung den alten Plan einer kirchlichen Vereinigung beider Confessionen wieder hervornahm. Die Stimmen, welche auch jetzt noch vor Verletzung der Gewissensrechte der Confessionsverwandten warnten, wurden überhört, und unter dem schönen Namen der Union die preußische Kirche in Verwicklungen gebracht, welche ihrer vollen Lösung noch warten. Württemberg folgte langsamer und bedächtlicher. Gewichtige Stimmen, wie die des seligen Dr. Steudel zu Tübingen, erhoben sich. Steudel suchte insbesondere nachzuweisen: daß eine solche Vereinigung (wie in Preußen) unnöthig sei, da eine Gemeinschaft der Liebe und eine Verbindung zur gemeinsamen Verbreitung des Reiches Gottes unter den Genossen beider Confessionen bereits stattfinde, „wozu noch die Verschmelzung in ein den Menschen sichtbares Ganze, durch Annahme von einerlei Form und Beseitigung der Verschiedenheit in der Lehre[1]?" Ferner behauptete Steudel: daß die Union für jetzt noch nicht aus dem Gesammtwillen der Glieder beider Confessionen hervorgehe, und also das Kirchenregiment nicht berechtigt sei, sie der Kirche aufzudringen[2]; endlich, daß die religiöse Ueberzeugung einer lutherischen Gemeinde tief verletzt werden müsse, wenn man sie nöthige, die Sorge für ihre Seele einem reformirten Pre-

[1]) Gutachten Steudels p. 28—30. [2]) Steudel p. 33.

diger anzuvertrauen, der die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl verkündige, so wie kein lutherischer Prediger es sich auferlegen lassen könnte, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahle zu schweigen [1]). „Es sei Hochverrath an der Heiligkeit der Ueberzeugungen in beiden Kirchen, wenn man die Sache so darstelle, als dürfe ohne allen Anstand stillschweigend und unvermittelt über das Abweichende in der Lehre hinweggeschritten werden [2]).“ — „Eine endliche Vereinigung unter dem Einen Hirten hoffe er,“ aber (so schließt Steudel), „man fördere nicht die Aeußerlichkeit der Vereinigung, damit um so sicherer und tiefer die innere Vereinigung unter Gottes Obhut sich fördere [3]).“

Die äußere Vereinigung der Reformirten mit der lutherischen Kirche kam nun aber doch zu Stande, auch in Württemberg, jedoch hier auf eine weit vorsichtigere Weise, und mit dem Gewinn, daß die den meisten unverständliche französische Sprache bei dem Gottesdienst der Waldenser endlich der deutschen weichen mußte, namentlich aber auch letztere in dem Schulunterrichte nunmehr eingeführt wurde. Steudels Schrift scheint Beachtung gefunden zu haben. Einmal wurde die Bitte der Reformirten, „daß die lutherische Kirche Württembergs ebendieselben Veränderungen vornehme, welche von andern lutherischen Kirchen Deutschlands bei ihrer Vereinigung mit den Reformirten gemacht worden,“ ausdrücklich zurückgewiesen; für's andere wurden die Unterscheidungslehren wirklich zur Sprache gebracht. Die Reformirten Württembergs sprachen sich über ihren Lehrbegriff, also aus: „daß sie die Vorherbestimmungslehre Calvins nie angenommen haben, vom heil. Abendmahle aber glauben, daß der verherrlichte Gottmensch Jesus Christus, unser Erlöser, diejenigen, welche das Gedächtnißmahl seines Todes feiern, wahrhaftig mit seinem Leib und Blute auf eine himmlische Weise speise und tränke, um sie zum ewigen Leben zuzubereiten [4]).“ Auf

[1]) Steudel p. 17. [2]) Steudel p. 18. [3]) Steudel p 36. [4]) Den Grundstock der Reformirten bildeten die Waldenser, die übrigen Eingewanderten hatten sich meist der lutherischen Kirchengemeinde nach und nach angeschlossen. Von den Waldensern selber aber erzählt Hahn, daß im Jahre 1763 ein stillschweigender Uebertritt derselben zur Landeskirche stattgefunden habe. Merkwürdig ist freilich, wie auch die noch übrigen Waldenser bei der sogenannten Vereinigung mit der lutherischen



dieses hin erklärte, ohne weiter in die Streitpunkte einzugehen, die evangelische lutherische Synode sich für die Aufnahme der Reformirten in den Mitgenuß der Anstalten und Rechte der lutherischen Kirche mit Beibehaltung des Brodbrechens bei ihrer Abendmahlsfeier. Allein so gering die Zahl der Reformirten gegenüber den Lutheranern ist (nach Memminger zählte man, im Jahr 1832, 1338 Reformirte und 1,081,283 Lutheraner), so reichlich ihre Gemeinden seit ihrem Anschluß an die lutherische Kirche unterstützt wurden, so freundlich die Glieder der lutherischen Kirche zu denen der reformirten in Württemberg stehen, so ist dennoch, namentlich in Stuttgart, der Wunsch mancher Reformirten, eine eigene Kirchengemeinde zu bilden, nie ganz erloschen, und in neuerer Zeit wieder lebhafter aufgetaucht, auch bis jetzt auf keine Schwierigkeiten von Seiten der lutherischen Kirche oder der Regierung gestoßen, zum Zeugnisse: daß der Anschluß der Reformirten an die lutherische Kirche kein erzwungener seyn solle.

Weit schwieriger aber, als das Verhältniß der beiden evangelischen Kirchen gegen einander, könnte ihre beiderseitige Lage gegenüber der katholischen werden. Zwar von Anfang an ihres Nebeneinanderseyns in Württemberg war das Verhältniß kein feindliches. Unter dem Schutze der Regierung entstanden in reinkatholischen Städten protestantische Kirchengemeinden, und umgekehrt in früher reinevangelischen Gemeinden katholische Kirchen, meist durch allmähliche Ansiedlung von Evangelischen oder Katholiken an jenen Orten. Und dieß geschah um so leichter, als das Gemeinschaftlich-christliche beider Confessionen auch Anerkennung fand.

Damals nämlich, als die katholischen Landestheile dem Königreich Württemberg einverleibt wurden, waren durch die politischen Kämpfe die religiösen Streitigkeiten zurückgedrängt, und der Einfluß der päpstlichen Curie auf Deutschland bedeutend gesunken. Es hatten sich theologische und kirchenrechtliche Ansichten verbreitet, welche ein gegenseitiges Wohlwollen der beiderseitigen Religionsverwandten begünstigten.

Kirche die Prädestinationslehre ausdrücklich verwarfen, während sie 1698 ein Bekenntniß abgaben, in der sie in ihrer schärfsten Schärfe vorgetragen war. (Hahn, Gesch. der Waldenser 224. Anm. 4.)

Einmal waren die Ansichten des Weihbischofs Nicol. v. Hontheim zwar von ihm selbst endlich widerrufen worden, aber dennoch seine Schriften noch keineswegs vergessen. Der Satz: „dem Papst gebühre in der Kirche zwar der erste Rang, aber nicht oberrichterliche Rechte[1])," wurde von vielen Seiten in der katholischen Kirche zugelassen, und schien auch durch den berühmten Wessenberg begünstigt. Für's andere hatte Kaiser Joseph II. von Oestreich (ebenso abgeneigt dem deistischen Unglauben wie dem Aberglauben), unterstützt von einem bedeutenden Theile seiner katholischen Unterthanen, die Rechte der Obrigkeit gegen die Hierarchie behauptet, vielleicht die letztere zu stürmisch angegriffen, aber auch manchem Geistlichen der katholischen Kirche, der mehr auf das innere Wesen, auf praktisches Christenthum, als auf die Form drang, eine einfache Stellung gesichert, unter diesen Männern dem Bischof Gall zu Linz, einem gebornen Weilerstädter). Vor allem aber ist er es, welcher durch ein eigenes kaiserliches Dekret befahl: „daß dem gemeinen Mann die Bibel nicht entzogen werden dürfe." Demgemäß mußte sich die Stellung der katholischen Geistlichkeit gegenüber von den Protestanten freundlicher gestalten. Allerdings übersah die unter Josephs Regierung im Oestreichischen gebildete katholische Geistlichkeit keineswegs den Unterschied beider Kirchen, aber es war für einen Protestanten doch eine unerwartete Stimme die des Theologen Dannemayer[2]): „eine Vereinigung beider Kirchen sei, wie die Sachen jetzt stehen, nicht zu hoffen, es bleibe somit nichts übrig, als wegen der Religionsverfassung niemand zu hassen, sondern einander vielmehr aufrichtig zu lieben, zu dulden und zu streben, einander zu vervollkommnen." Wie sehr solche Grundsätze auf die jetzigen katholischen Landestheile Württembergs einwirken mußten, erhellt schon daraus, daß ein bedeutender Theil derselben unter Josephs Regierung stand.

Aber mit noch größerer Theilnahme als die sogenannte Josephinische Bildung betrachtete man von evangelischer Seite den Einfluß der Schule Michael Sailers. Ihm waren „die vier Cardinalpunkte des Christenthums (wie er an Stilling

[1]) Gerbert hist. n. s. 2, 490. [2]) Dannemayer K.Gesch. 3, 108.



schreibt) der Glauben an die allordnende Muttervorsehung, das herzliche Himwallen des Pilgers zu dem Herzen Christi, die Nothwendigkeit der Selbstverleugnung, die Kraft des Gebetes [1])." Wo er Glauben an Christum fand, fühlte er sich angezogen, daher seine Verbindung mit Jung Stilling, Lavater, Heß und der Basler Christenthums-Gesellschaft. Aber tiefer noch wurde er geführt von seinen Schülern und Freunden, als diese, namentlich Martin Boos und Michael Feneberg, nach jahrelangem Suchen und Flehen endlich die Quelle gefunden hatten, welche das innerste und wahrste Verlangen des Christen, das nach der Versöhnung mit Gott, stillt. An den Gränzen Württembergs, namentlich Oberschwabens, wirkten diese ausgezeichnetsten Schüler Sailers, einzelne wie Joh. Nep. Bestlin fanden im Württembergischen Anstellung [2]). Sie hatten ihren Glauben nicht in den Rüstkammern der Streittheologie, nicht durch Beobachtung kirchlicher Gebräuche, nicht auf Wallfahrten und Processionen gelernt, nicht durch Kasteiungen errungen. In allem dem hatte ihre Seele keine Ruhe gefunden. Endlich hatten sie in der Schrift gesucht mit unausgesetztem Gebete, und da das ewige Leben, Jesum Christum den Versöhner ihrer Sünden, den einigen Mittler gefunden, und durch ihn die Gabe des h. Geistes zu einem frommen Sinn und Wandel. Ihre Predigten bewegten die katholischen Gemeinden, erweckten ihnen mächtige Feinde, brachten Gefängniß und Landesvertreibung, aber blieben in segensvollem Angedenken. Auch evangelische Christen hörten mit Theilnahme von ihren Arbeiten und Leiden, und Manchen wurde aufs neue die Grundlehre der evangelischen Kirche vom Glauben durch diese Männer wichtig. Die Gesinnung jener Freunde Sailers gegen die evangelische Kirche spricht Feneberg (dessen Leben Sailer geschildert hat) also aus: „Sie haben es versucht, eine Vereinigung der Religionen zu machen, haben aber nichts zuwege gebracht, und doch muß ein Hirt und eine Heerde werden, und wie ich glaube bald! Da kommt nun, wie es mir scheint, der Herr unbemerkt der Welt selbst zu Hülfe, reinigt die Herzen der Glieder verschiedener Religionen, und der Verstand wird dann von selbst nachfolgen, das heißt, es wird sich zeigen, daß man meist

[1]) Sailer Sendschreiben 52. [2]) Burk Christenbote 1834 p. 73 ff.

überall Eines das Andere nicht verstanden hat, und so ist die Wiedervereinigung gleichsam zu Stande gebracht, aber nur unter denen, die das Leben aus Gott, Jesum Christum durch den Glauben im Herzen haben [1])."

Aber nicht bloß diese ältesten und vertrautesten Schüler Sailers nahmen eine freundliche Stellung gegen die evangelische Kirche ein, es war dieß vielmehr überhaupt Charakter seiner Schule. Viele seiner Schüler kamen ins Württembergische und bekleideten theilweise die ersten geistlichen Aemter, selbst im Domkapitel zu Rottenburg. Auch auf der Hochschule zu Ellwangen, später zu Tübingen, waltete der Geist Sailers. Die Haupttendenz der katholischen Theologen zu Tübingen war in dem ersten Jahrzehnt des Bestehens dieser Fakultät vorherrschend diese: ihre Zöglinge mit dem Geiste und Worte der h. Schrift vertraut zu machen, und sie also zu tüchtigen Predigern und Seelsorgern zu bilden [2]). Der Schultheologie, welche sonst den ersten Rang eingenommen hatte, wurde nun die biblische Theologie vorangestellt, und während die katholisch-theologische Fakultät die van Eßische Bibelübersetzung bestens empfahl, wurde das deutsche van Eßische neue Testament in 10,000 Exemplaren durch den katholischen Kirchenrath in den Schulen und Pfarreien vertheilt [3]). Ohne es zu ahnen, kamen ausgezeichnete katholische Theologen Württembergs durch ihr Bibelstudium auf Ergebnisse, welche sie dem evangelischen Bekenntnisse nahe brachten. Verbarg doch Einer derselben in öffentlicher Schrift [4]) nicht, wie seiner Ansicht nach „die Messe nichts anderes gewesen, als die ordentliche öffentliche Feier des h. Abendmahles *); wie es Mißbrauch und Neuerung sei, wenn der Priester das h. Abendmahl allein genieße **); wie die lateinische Sprache in deutschen Kirchen der deutschen weichen sollte ***); wie ihm endlich scheine: „daß der Kelch des Bundes mit dem Geiste der ganzen Abendmahlsfeier einen solchen Zusammenhang habe, daß dieser ohne jenen nicht ganz begriffen, noch ganz ausgedrückt und empfangen werden könne [5]).

[1]) Brief Fenebergs an Boos in Boos Leben 241. [2]) Van Eß Ihr Priester 62 ff. [3]) Eisenlohr Schulgesetze 358. [4]) Missæ genuinam notionem eruere, ejusque celebrandae rectam Methodum demonstrare tentavit D. J. B. Hirscher, Tubing. Laupp 1821. [5]) l. c. p. 106 verbaliter.

*) s. Anhang Nro. 103. **) s. Anh. Nr. 104. ***) s. Anh. Nro. 105.



Endlich darf nicht übersehen werden, wie manche ausgezeichnete Männer der katholischen Kirche, zwar unabhängig von Sailer, aber wenigstens seinem Geiste nicht fremd, auf eine duldsame Gesinnung gegenüber der evangelischen Kirche wirkten, unter ihnen sind besonders Werkmeister und Pflanz in Württemberg im Andenken geblieben.

Wenn aber etwas geeignet war, ein freundliches Verhältniß der Glieder beider Kirchen noch ferner zu befestigen, so war es die Regierung König Wilhelms. Während König Friedrich noch darauf gehalten hatte, daß in den sogenannten gemischten Ehen die Kinder eines lutherischen Vaters in dessen Religion erzogen werden mußten, so gab König Wilhelm die religiöse Erziehung dem Gewissen der Eltern anheim [1]). Einsichtsvolle Katholiken erkannten es mit Danke, wie unter württembergischer Regierung die verfallenen katholischen Volks- und Gelehrtenschulen aufgerichtet worden; wie, was bisher (im ganzen Umkreis der nunmehrigen katholischen Landestheile Württembergs) nicht der Fall war, ein eigenes katholisches Priesterseminar in Rottenburg, ein katholisches Convict in Tübingen, und zwei niedere Seminare zu Ehingen und Rottweil errichtet wurden, und zwar auf Staatskosten, und wie dafür verhältnißmäßig fast doppelt so viel Kosten aufgewendet werden, als für die Erziehung evangelischer Geistlichen, wie endlich ein Landesbisthum gleichfalls mit bedeutenden Kosten errichtet, und dem Bischof nebst zwei andern höhergestellten Geistlichen der katholischen Kirche Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten eingeräumt ward, während in der Kammer der Standesherren die Interessen der katholischen Kirche durch eine bedeutende Zahl erblicher Mitglieder vertreten sind [2]).

So war denn auch wirklich längere Zeit das Verhältniß beider Kirchen ein keineswegs unfreundliches; weniger als irgendwo in Deutschland war Neigung zur gegenseitigen Polemik da, und Jahre lang lehrten die Theologen beiderlei Confession in Tübingen neben einander, ohne daß sich ihre Kreise berührten, bis der katholische Theologe Möhler in seiner Symbolik den Lehrbegriff der evangelischen Kirche angriff. Ein religiöses

---

[1]) Eisenlohr K.Ges. 2, 371. [2]) Pflanz, Ansichten 23 ff. 32 ff. 47.

Interesse lag dieser Schrift unverkennbar zu Grunde, und unbewußt vielleicht hatte er manche evangelische Grundsätze mit einverwoben, welche ihm auch so nahe am Herzen lagen, daß er zu München im Geruche der Ketzerei gestorben ist[1]). Aber er wußte doch im Ganzen, wie Pflanz sagt, „alle Erscheinungen in der Kirche und ihrer Geschichte idealisirend zurecht zu legen, und den Krieg von da aus in das Lager des Protestantismus überzutragen[2])." Die dadurch herbeigeführte Antwort seines protestantischen Collegen Dr. Baur traf so manche Blöße, daß sie zu bitterer Entgegnung führte, und endlich verließ Möhler Tübingen. Mit seinem frühzeitigen Tode erlosch auch die religiös-kirchliche Richtung in der katholischen Wissenschaft, und nun trat die kirchlich-politische an ihre Stelle. Letztere hat die bekannten Kämpfe mit der württembergischen Regierung angeknüpft. Ob sie in der katholischen Kirche die herrschende werden, und das milde Licht der älteren biblisch-katholischen Richtung verdrängen wird, was überhaupt die Zukunft der letzteren Richtung seyn wird, steht in Gottes Hand. Würde sie unterliegen, so würde gewiß die evangelische Kirche nicht weniger davon zu leiden bekommen, als diejenigen Glieder der katholischen Kirche, welche Möhler „die Träger der Kirche" nennt, „die im Glauben an Christum leben, ihm mit Geist und Sinn angehören, und seiner Wiederkunft sich erfreuen[3])."

Drittes Kapitel.

Ueber Lehre und Leben der evangelischen Kirche Württembergs.

§. 1.

Lehre.

Wie die religiöse Bildung der Gemeinden großentheils von den Geistlichen, so hängt deren Bildung großentheils von ihrer Laufbahn in den gelehrten Schulen und von ihren Studien auf der Universität ab. Darum hat die evangelische Kirche noch im-

---

[1]) Thiersch, Vorlesungen über Kath. u. Prot p. 55. [2]) Pflanz, Ansichten 56 ff. [3]) Thiersch l. c. Möhler, Symbolik 424. 425.

mer die Lehre der evangelisch-theologischen Fakultät zu Tübingen eines Augenmerks für werth gehalten, und es ist ihr noch nie gleichgültig gewesen, was für Männer jene wichtigen Stellen bekleidet haben.

Mit dankbarer Freude blickte man auf die Schule Storrs, dessen würdiger Nachfolger Dr. Johann Friedrich Flatt geworden war, ein Mann, der an Geist und Charakter wie Wenige seinem Lehrer glich, ihn vielleicht an Klarheit des Vortrages noch übertraf. Als Gelehrter hatte er (1788) in seiner Abhandlung über die Gottheit Christi gleichsam sein theologisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und vom Jahr 1796 an mit Storrs und Süskinds Unterstützung das bekannte Magazin für Dogmatik und Moral herausgegeben. Mit besonderer Liebe trug er nächst der Erklärung der Schriften des neuen Testamentes die christliche Sittenlehre vor, „keine Wissenschaft war ihm anziehender und befriedigender, als diese, durch welche es anschaulich gemacht wird, wie sich im Christenthum Wissen und Handeln, Glauben und Leben, Ueberzeugung und Gesinnung, Wahrheit und That innig durchdringen.“ Wie er lehrte, lebte er, „zu prüfen was der Wille Gottes, was dem HErrn wohlgefällig sei, war ihm ernste und wichtige Angelegenheit.“ An Demuth besonders war er Storr ähnlich: unter dem Druck körperlicher Leiden und unter beengenden Gefühlen irdischer Schwachheit stieg die Hoffnung auf die höhere Heimath oft zur lebhaften Sehnsucht, dennoch arbeitete er unermüdet, bis ihn ein Schlaganfall von seinem Berufe und dem Leben abrief (1821). Sein ehrwürdiges liebevolles Bild ist noch unvergessen. Von den übrigen nun entschlafenen Schülern Storrs sind zu nennen: Süskind, E. Bengel, C. Chr. Flatt, Bahnmaier, Steudel, welche sämmtlich längere oder kürzere Zeit das akademische Lehramt bekleidet haben. Süskind und C. Chr. Flatt haben hauptsächlich auf philosophisch-theologischem Gebiet, Bengel für die Kirchengeschichte, Steudel für die Glaubenslehre und Apologetik, Bahnmaier für die praktische Bildung der Geistlichen und für die deutsche Schule gearbeitet, Süskind und C. Chr. Flatt aber auch längere Zeit das Amt der Leitung der Kirche und ihrer wissenschaftlichen Anstalten getragen.

In Tübingen haben diese Männer die Vertheidigung

der biblisch-evangelischen Lehre nach Storrs Vorbilde sich zur Hauptaufgabe gemacht, und mit einer unter den damaligen Umständen bewundernswerthen Treue ausgehalten, da auf den übrigen deutschen Universitäten die Angriffe auf die christliche Religion zum guten Tone gerechnet wurden. So bildete Tübingen noch einen Mittelpunkt für evangelische Wissenschaft, und während Männer wie Knapp in Halle, Heß in Zürich sich theilnehmend an die Tübinger Theologen anschlossen, versagten ihnen auch die Gegner ihre Achtung nicht.

Die Hauptfragen, in denen bei den damaligen theologischen Streitigkeiten sich alles concentrirte, waren diese: „Gibt es eine übernatürliche Offenbarung, und ist das Christenthum eine solche?" Diese Fragen wurden meist so behandelt, als sei jedes philosophische System des Tages berechtigt, zu entscheiden: „ob eine Offenbarung Gottes möglich sei oder nicht. Da wurden dann die Worte Offenbarung, unmittelbare Offenbarung, übernatürliche Offenbarung in dem verschiedenartigsten Sinne genommen; je mehr man schrieb, je weniger verstand man sich, und es stellte sich am Ende heraus, daß man sich umsonst gemüht habe, weil man den Inhalt des Begriffs der Offenbarung, welcher ein reinchristlicher ist, auf dem Gebiete der natürlichen Erkenntniß gesucht hatte, auf welchem er nicht liegt[1]). Mit Mühe konnten Männer wie Süskind und Steudel noch die Wahrheit geltend machen, daß man auf den Boden der Schrift sich stellen müsse, um zu erkennen, was Offenbarung sei. Wenn nun die Schriften dieser Männer immer laut und nachdrücklich daran erinnerten, daß eine Offenbarung Gottes möglich, erkennbar, nöthig, und diese durch Christum uns geworden sei, so war es doch nicht zu leugnen, daß über der Vertheidigung dieser Wahrheit dasjenige theilweise zurückgestellt wurde, was Inhalt jener Offenbarung ist, nämlich die einzelnen christlichen Glaubenslehren. Diese wurden nicht mehr mit der alten Klarheit und Entschiedenheit behauptet und in ihrer Bedeutung für das Leben dargestellt, man eignete sich die Ausdrucksweise der Gegner mannigfach an, und damit auch je und je einen Begriff derselben.

---

[1]) cfr. Twesten Dogmatik 1, 343 ff. bes. 346.



Und diese Gefahr lag um so näher, je weniger diejenige theologische Wissenschaft von der Storrschen Schule mit Liebe gepflegt wurde, welche nach der Exegese in der nächsten Beziehung zum Leben steht, nämlich die Kirchengeschichte. Wohl las man in Tübingen ältere Theologen, aber Luther und Melanchthon, Gerhard und Spener standen zurück gegen die alten Socinianer, welche als Stammväter der zu bekämpfenden Rationalisten studirt wurden. Und was bot sich den jüngeren Theologen zum Privatstudium an, wenn sie die Entstehung der evangelischen Kirche und ihres Lehrbegriffs kennen lernen, wenn sie einen Ueberblick über das Ganze der Kirchengeschichte gewinnen wollten? Zwei frühere Zöglinge des Seminars in Tübingen haben mit Ruhm auf diesem Felde gearbeitet. Aber der erste, Plank, hat in seiner Geschichte der Reformation gerade das religiöse Grundelement derselben verkannt, und sich abgemüht, überall politische Beweggründe und menschliche Leidenschaften als Quellen der Handlungen in jener Zeit unterzuschieben. Weit sorgfältiger hat Spittler in seinem Abriß der Kirchengeschichte religiöse Erscheinungen gewürdigt[1]), aber er war zu kurz in seiner Darstellung, und in seiner eigenen theologischen Ansicht zu schwankend, um der Ueberschätzung der Gegenwart gegenüber von einer besseren Vergangenheit zu steuern.

Die Hauptrichtung der Tübinger theologischen Jugend blieb eine philosophische, mitunter auch hatte Einer und der Andre Neigung zur Aesthetik. Von philosophischen Schriften erhielten sich die Kantischen immer in Achtung, und äußerten in praktischer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß, wie denn „sittlich-religiöse“ Bildung und Wirksamkeit das Ideal vieler wohlgesinnter Geistlicher wurde. Nach und nach (in den zwanziger Jahren) verlor sich das Interesse für die praktische Seite der Philosophie fast gänzlich, und die sogenannte Speculation erlangte jetzt eine fast ausschließliche Geltung. Den ersten Anlaß hiezu hatte lange zuvor Fichte gegeben. Der Philosoph, der behaupten konnte: „alle Dinge seien nur Gebilde des Ich, selbst die sogenannte moralische Weltordnung sei durch das Ich gesetzt;“ der gerade heraussagen konnte: „Gott Persönlichkeit,

[1]) Der Sohn eines frommen Vaters, der innige Freund Storrs konnte dem gangbaren Rationalismus nicht hold seyn.

Intelligenz 2c. zuzuschreiben, sei Thorheit, es gebe eine moralische Weltordnung, aber diese rühre nicht von Gott her, sondern sei selber Gott," der mit einem Worte von nichts als vom Ich und dessen Gedankenspiel etwas wissen wollte, und Gott und der Welt außer uns das Daseyn streitig machte, dieser Philosoph fand Beifall[1]). Ihm folgte ein anderer, erzogen im Tübinger evangelischen Seminar, aber durch Fichte's Schriften gebildet, mit der Lehre: „Gott ist weder Endliches noch Unendliches, weder Subjekt (erkennendes Einzelwesen) noch Objekt (Gegenstand der Erkenntniß), sondern das Eine, welches Alles ist. Dieses Eine aber entwickelt sich durch Entzweiung in die verschiedensten Formen des Geistes und der Natur, um endlich wiederum in sich selbst zurückzukehren[2])." So hatte denn die Philosophie den Grundsatz so vieler altheidnischer Philosophen und schwärmerischer Sekten wieder aufgebracht, daß die Gesammtheit der Kreaturen Gott sei, und das Entstehen und Vergehen derselben ein Werden Gottes. Ob man ernstlich glaubte: daß im Ich das All begriffen sei, oder daß der Verlauf der Dinge ein Werden Gottes sei, wir wissens nicht! Aber das war eine unbestreitbare Wirkung der fichtischen und schellingischen Philosopheme, daß ein ungezügelter speculativer Uebermuth sich mancher jüngeren Theologen bemächtigte. Jene Männer gaben das Zeichen, „sich auf den absoluten Standpunkt zu versetzen," auf dem man sich vollkommener Erkenntniß und des Einblicks in das Wesen Gottes und der Welt rühmte. Ein Jünger dieser Meister bedurfte keiner göttlichen Offenbarung mehr, entweder fand er alles im eigenen Ich, oder er schwang sich ohne Mühe zum Urgrund des Wesens aller Dinge auf, und was er dort angeblich erschaute, das galt für Wahrheit aller Wahrheiten. Die noch von Kant respektirten Schranken der menschlichen Erkenntniß und die noch von ihm anerkannte Stimme des Gewissens wurde als unwissenschaftlich beseitigt. Thorheit war

---

[1]) Schiller, ein persönlicher Bekannter Fichte's, sagt: „Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffen, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder auffängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir erwarteten." (Schwab, Schillers Leben 479.) [2]) Tennemann 470 ff.



das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, Schwachheit alle Furcht vor dem Richter der Welt, Schwachheit alle Reue über das Böse, alle Hoffnung auf die Ewigkeit. Einmal gelebt, und dann gieng die Seele unter, alle Schuld war dahinten, alle Arbeit der Liebe und Verleugnung verloren. Das war die Blüthe der Spekulation!!! Mochten sich auch Manche abgestoßen fühlen, Andere nicht alle Resultate dieser Philosopheme sich aneignen, so haben diese doch viel dazu beigetragen, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, das Gefühl für die Stimme des Gewissens abzustumpfen, und eben damit auch der Kirche wohl mehr geschadet, als man weiß.

Weder der männliche Ernst und die logische Schärfe Süskinds, noch die Philosophie des den Tübinger Theologen befreundeten und bei ihnen hochgeschätzten Friedrich Heinrich Jakobi haben jenen Spekulationen völligen Einhalt zu thun vermocht, dennoch möchten manchem nach Wahrheit und Gewißheit ringenden Jünglinge die Worte Jakobi's an Fichte ein freundlicher Leitstern geworden seyn: „Meine und meiner Vernunft Loosung ist nicht: „Ich," sondern „Mehr als Ich," „Besser als Ich," „Ein ganz anderer." Ich bin nicht, ich mag nicht seyn, wenn Er nicht ist. Ich selbst wahrlich kann mein höchstes Wesen nicht seyn. Mit unwiderstehlicher Gewalt weist das Höchste in mir auf ein Allerhöchstes über mir und außer mir [1])."

Wohl wurde bei dem Eintritt in das Studium der Theologie das Speculiren unterbrochen, aber die storrische Dogmatik zog weit weniger an, als die Energie, Frische und Kühnheit jener fichtischen und schellingischen Philosopheme. Bei dem ängstlichen Abwägen der Gründe für und wider eine Glaubenslehre, bei mannigfachem Schwanken der Ansichten einzelner Lehrer aus Storrs Schule, fühlte sich der jugendliche Geist bald ermüdet, und daß die christliche Theologie auch in Tübingen einer Anfrischung bedürfe, war nicht zu leugnen. Sie kam ihr vornämlich durch die Glaubenslehre des Professors der Theologie zu Berlin, Friedrich Schleiermacher (1821). Schleiermacher faßte den christlichen Glauben als eine in der Seele des Christen vorgegangene Thatsache auf, und suchte nach-

[1]) Tennemann 490. 491. Flatt Magazin 6, 203.

zuweisen, wie das innerste Wesen des Menschen durch die Gemeinschaft mit dem Erlöser gestaltet werde. Er erkannte in der Erscheinung Christi ein Wunder, mit dem ein ganz neues Leben der Welt gegeben sei. Die unerwartete Hervorhebung dieser Seite des Christenthums, wie die wissenschaftliche Durchführung derselben verschaffte dem Werke Schleiermachers bald nach seinem Erscheinen auch in Tübingen Eingang, und unvermerkt waren die bisher gelesenen Schriften eines Röhr, Paulus und Bretschneider verdrängt. Indessen konnte man sich nicht verbergen, daß Schleiermacher in diesem Werke das sittliche Bewußtseyn zu wenig berücksichtigt, daß er die Sünde nicht recht als persönliche Schuld dargestellt, und mehr auf das schwankende Gefühl (christliche Bewußtsein) als auf die Schriftlehre gegründet hat. Hier konnten die biblischkirchlichen Theologen Tübingens theils beistimmend, theils berichtigend eintreten, und es ist dieß namentlich von Dr. Steudel in mehreren Abhandlungen und in seinem letzten Werke: „die Glaubenslehre der evangelischen Kirche" geschehen. Zu gleicher Zeit wurden auch die an die Schrift und Kirchenlehre sich anschließenden Schriften der Schüler Schleiermachers, Twesten und Nitzsch, vielfach gelesen, und die kirchliche Geschichte Neanders förderte auch in ihrem Theile die Anerkennung des christlichen Glaubens und Lebens.

Aber während so durch ein Wiedereingehen in das Ganze der biblisch-christlichen Lehre ein wirklicher Fortschritt geschah, bildete sich andererseits ein entschiedener Gegensatz gegen dieselbe, wie gegen die auch noch von dem Rationalismus anerkannte Gotteserkenntniß, welcher unter dem Namen der „Speculation" und „Wissenschaft" vom philosophischen auf den theologischen Boden verpflanzt wurde und sich im Allgemeinen an Hegel anschloß. Anfangs glaubte man zwar noch, diese Lehre mit der Kirchenlehre vereinigen zu können, zumal da Hegel und sein in Tübingen beliebter theologischer Schüler Marheinecke sich der kirchlichen Ausdrucksweise bedienten. Aber man fand bald an Diesem bald an Jenem einen Anstoß, und da man sich selbst auf den Standpunkt des Wissens gestellt zu haben meinte, so bedurfte man nichts mehr, man hatte angeblich in die Tiefe des Wesens aller Wesen genügend geblickt, und so sich hoch über die biblischen Vorstellungen er-



hoben*). Um sich aber doch zu rechtfertigen, griff man nun die Evangelien an, suchte wahrscheinlich zu machen, daß sie meist Erdichtungen enthalten (weil von Wundern darin stehe, und Wunder nicht möglich seien), oder man bemühte sich, eine Schrift des neuen Testaments nach der andern als ein Werk des frommen Betrugs darzustellen.

Doch sind diese Philosopheme noch nicht Lehre der württembergischen Kirche geworden, vielmehr ist diese noch immer ihren Grundlagen nach eine Kirche evangelisch-lutherischen Bekenntnisses zu nennen. Die Geistlichen werden verpflichtet: „der h. Schrift gemäß zu lehren, und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriff, sowie derselbe vorzüglich in der augsburgischen Confession enthalten ist, zu erlauben[1]." Als Grundlage der kirchlichen Gesetzgebung gilt noch immer die große Kirchenordnung Herzog Christophs, mit ihr die württembergische Confession. Der kirchliche Religionsunterricht ist ganz auf den lutherisch-brenzischen Katechismus gegründet, sowie das von den Katechumenen bei der Confirmation abgelegte Glaubensbekenntniß die evangelisch-lutherische Lehre rein (und ohne alle scholastische Zuthat) enthält. An diese Grundlagen schließen sich an die beiden kirchlichen Bücher, Gesangbuch und Liturgie von 1842 und 1843, letztere mit der unveränderten augsburgischen Confession. Die Entstehung beider Bücher ist bekannt, so wie ihre willige Aufnahme im Volke.

Dieß sind die öffentlichen Grundlagen der Kirchenlehre, wie sie gesetzlich anerkannt ist, doch also, daß, wie es sich gebührt, die h. Schrift Allem als die Quelle aller Wahrheit vorangestellt wird. Noch bis auf diesen Tag ist es (nie aufgegebener) Grundcharakter aller das innerliche Leben der Kirche betreffenden Consistorial- und Synodal-Erlasse, auf die h. Schrift als unzweifelhafte Auctorität hinzuweisen.

§. 2.

Kirchliches und religiöses Leben.

Wie schon unter Herzog Karl die Gestalt der Kirche sich bedeutend verändert hatte, so auch unter seinen Nachfolgern,

[1]) Eisenlohr K.Ges. 2, 724.
*) s. Anhang Nro. 106.

welche in den Zeiten der französischen Revolution und Napoleons regierten. Vor allem erschlaffte die Kirchenzucht, welche in früherer Zeit wenigstens noch da und dort rohen Ausbrüchen der Irreligiosität und Unsittlichkeit einen Damm entgegengesetzt hatte, immer mehr, die sogenannten Gebildeten sträubten sich dagegen, endlich erlaubte „die Rechtsgleichheit" nicht mehr die Kirchenzucht auf die niederen Stände auszudehnen, da die höheren sich ihr zu entziehen wußten. Nächst der Kirchenzucht verlor auch die öffentliche Erziehung der gebildeten Klassen je mehr und mehr den kirchlichen Charakter, ja nahezu alle religiösen Elemente. Während früher in den gelehrten Anstalten die Religion als ein Hauptunterrichts-Gegenstand, als ein nothwendiges Erziehungsmittel angesehen war, nahmen seit Griesingers Wirken die Unterrichtsstunden auffallend ab, und an die Pflicht religiöser Bildung der (einst auf das öffentliche Leben einflußreichsten) Jünglinge wurde selten gedacht. Am wenigsten war es in der hohen Karlsschule der Fall gewesen, deren Zöglinge nach und nach in die wichtigsten Aemter des öffentlichen Lebens eintraten und auf die öffentliche Meinung entschiedenen Einfluß gewannen*).

So ist es erklärlich (wenn man auch die eigene persönliche Schuld nicht ganz verkennen darf), wie bei dem Verschwinden so mancher religiöser Elemente aus dem Organismus des öffentlichen Lebens auch mancher edle Charakter, der in der Jugend verkürzt wurde, der Unkirchlichkeit anheimfiel und noch anheimfällt, und kirchliche und religiöse Erscheinungen nicht zu würdigen weiß, ja es für Menschenpflicht (Humanität) halten kann, den letzten Rest christlicher Elemente aus den öffentlichen Institutionen zu entfernen**).

Noch hat sich in den Volksschulen mehr Kenntniß der christlichen Religion, und ebendamit mehr Schätzung der kirchlichen Anstalten erhalten, als in den gelehrten Schulen. Zwar hat auch hier das von fast allen Schulmännern beklagte übermäßige Versuchemachen in einfachen Dingen manchmal von dem abgelenkt, was Hauptaufgabe der Volksschule ist. Aber man ist auch häufig wieder auf das Einfache, Nothwendige zu-

*) s. Anhang Nro. 107. **) s. Anhang Nro. 108.



rückgekehrt, und mehr als bei Gelehrtenschulen wird es hier anerkannt, wie die Jugend der niederen Stände zwar für einfache Lebensverhältnisse mit den nöthigen Kenntnissen auszustatten ist, wie hochnöthig es aber ist, Kindern, welche später sich vorherrschend mit Ackerbau und Gewerbthätigkeit beschäftigen, das Wort Gottes und den Sinn des Glaubens, der Geduld und Hoffnung einzupflanzen, und sie für die mannigfachen Beschwerden und Versuchungen zu waffnen, welche ihre Zukunft mit sich bringt.

Möchte ihnen der Unterricht in Gottes Wort ungeschmälert bleiben, ja wiederum auch der Jugend der sog. gebildeten Stände zu Theil werden; denn bergen können wir uns nicht, daß wir einer drohenden Zukunft entgegen gehen. Auf wie vielfache Weise wird daran gearbeitet, die kirchlichen wie die bürgerlichen Grundlagen auch im Volke zu untergraben; wie eifrig ist man bemüht, das evangelische Bekenntniß, im Glauben wie im Leben, mit dem Schimpfnamen des Pietismus zu brandmarken und die Ansicht zu verbreiten, als wenn Religionsspötter eben darum Wahrheits- und Volksfreunde seien, weil sie auch öffentlich ihren Hohn zu Markte tragen! Und mit welchen Folgen? Offener, als je dieß in Württemberg der Fall war, wird göttlichen und menschlichen Ordnungen Trotz geboten, die Genußsucht nimmt mit der Verarmung des Volkes zu, und bei der Armuth Muthwillen und Frechheit. Wohin das Alles führen wird, wissen wir freilich nicht, aber das scheint gewiß zu seyn, daß wir erst unter bitteren Erfahrungen werden lernen müssen, was wir an Gottes Wort haben und was wir ihm schuldig sind[1]). Daß das Gefühl von allen den berührten Uebelständen den Württembergern nie ferne war und noch nicht ferne ist, das beweisen manche Versuche, sich von dieser Zeitströmung frei zu erhalten und gegen dieselbe zu arbeiten.

Schon in der Zeit der Revolutionskriege, in welcher Tausende in Württemberg für Freiheit und Gleichheit schwärmten, gab es nicht wenige Leute, welche von dieser Freiheit und von dieser Humanität nicht hoch dachten, und wohl ahnten, welch' ein Geist unter diesen prunkenden Worten verborgen liege. Um diese Zeit fanden sich oftmals Männer aus den höchsten Ständen

---

[1]) Geschrieben im Sommer 1847.

und von der Landschaft zusammen, um im Gefühle des Drucks der Gegenwart durch das Wort Gottes und Gebet sich gemeinsam zu stärken und „das Verlangen nach der himmlischen Heimath zu schärfen[1]." Und eben diese Noth mehrte die Mitglieder der Privatversammlungen auf dem Lande, in welchen damals so viel ernstes Christenthum war, daß die Behörde erklärte: „die Gemeinden, wo sie stattfinden, haben die besten Zeugnisse[2]." Nur Separatisten von der Rothenacker'schen Sekte ließen sich endlich von dem Revolutionsschwindel ergreifen und fanden in dem unleugbaren bürgerlichen und kirchlichen Druck der damaligen Zeiten einen gewünschten Vorwand, die Kirche „Babel" zu schelten, der Obrigkeit den Gehorsam zu verweigern, und für „den Gesandten Gottes Buonaparte" zu schwärmen[3]. Die übrigen Gemeinschaften des Landes und so Manche, welche sich ihnen nicht angeschlossen hatten, aber dem Glauben der Väter treu ergeben waren, hielten sich stille und harrten besserer Zeiten. Nach und nach wurden jedoch Manche an der Kirchenleitung irre, gaben die Hoffnung auf bessere Zeiten auf und wanderten in ein Land, wo sie Freiheit ihres Gewissens hofften, aus. Eigenthümlich gestalteten sich in der trüben Gegenwart die Ansichten der Freunde von Michael Hahn. Sie hatten, ermuntert durch Jung Stilling, die Kirche noch nicht ganz verloren gegeben. Aber der im Worte Gottes geweissagte Abfall und das Kommen des HErrn schien ihnen sehr nahe. Darum wünschte Michael Hahn die Entstehung einer Gemeinde von Christen, welche sich durch ihre Gaben gegenseitig ergänzen und auf den Eintritt dieser Zeit stärken könnten. Von einem anderen Gesichtspunkte gieng der mit ihm befreundete Bürgermeister Hoffmann zu Leonberg aus. Dieser legte auf Beibehaltung des alt-württembergischen Gesang- und Kirchenbuchs einen weit größeren Werth als Hahn, und ob er gleich, wie dieser, kirchliche Zucht und brüderliche Gemeinschaft pflegen wollte, so gieng doch die Errichtung seiner Gemeinde Kornthal

---

[1]) Roos Einleitung in die bibl. Gesch. des A. T. 3, Anhang 496. 499. [2]) Roos Einl. 3, Anh. 496. [3]) Grüneisen, Gemeinschaften 98 ff. — Auch von dem Treiben der berüchtigten Prophetin Gottliebin Kummerin, welche eine Caravane von 21 Personen zusammenbrachte, um sie in das gelobte Land zu führen, hielten sich die religiösen Gemeinschaften, gewarnt durch Michael Hahn, ferne. (Grüneisen, Gemeinschaften 97.)



hauptsächlich aus dem Wunsche hervor, des herrschenden Gewissenzwangs sich zu entledigen. Im Jahre 1817 trug Hoffmann, in Verbindung mit einer bedeutenden Anzahl Gleichgesinnter, der Regierung vor, wie sie gesonnen seien, auszuwandern, und deßhalb bereits eine Bittschrift an den Kaiser Alexander von Rußland übergeben haben. Aufgefordert, die Gründe der Auswanderung und die Zahl der Auswanderer anzugeben, erklärten sie: „daß sie sich in einer Art von Gewissenszwang befinden, da die neue Liturgie, die erst seit sieben Jahren eingeführt sei, nach ihrer Ueberzeugung nicht nach der alten lutherischen Glaubenslehre verfaßt sei, sie aber von ihren geistlichen und weltlichen Vorstehern öfters mit Geld- und Leibesstrafen zu deren Annahme gedrungen werden, daß sie aber, falls die Anlegung eigener Gemeinden gestattet würde, gerne im Vaterland verbleiben würden [1]." Diese Bitte wurde insoweit gewährt, als die Anlage eines Gemeindeortes (Kornthal) auf den Grund der Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confession gestattet wurde. Die Gründung der neuen Gemeinde (1819) erschien Vielen als ein Damm gegen weitere Neuerungen, und die von dem König gegebene Zusicherung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, sowie die theilweise Gestattung der alten Liturgie in der Landeskirche, beruhigte die Gemüther, und die Auswanderung unterblieb. Kornthal selbst hat, obgleich von der lutherischen Landeskirche rücksichtlich der Kirchenleitung getrennt, die geistige Gemeinschaft mit ihr nicht aufgegeben, zu seinen Geistlichen Zöglinge des evangelischen Seminars gewählt, seine Söhne den öffentlichen Bildungsanstalten der Kirche übergeben, in seinen Rettungsanstalten derselben gedient, in seinen Erziehungsanstalten Söhne und Töchter aus allen Gegenden des Landes, aus niederen und höheren Ständen gebildet, und bis auf diesen Tag die öffentliche Anerkennung sich erhalten.

Zu der vertrauensvolleren Stellung dieser Gemeinde gegenüber von der Landeskirche trug das in derselben neu erwachende religiöse Leben Vieles bei. Die Noth der Kriegszeiten, die Theurung von 1816—1817 hatte doch in weiteren Kreisen tiefere Eindrücke zurückgelassen; durch alle Stände war

---

[1]) Kapff Kornthal 10 ff.

es bemerklich, wie der christliche Glaube wieder die Herzen an sich zog. In Napoleons Fall sah man ein Gottesgericht; „aller Orten wirkte die Nachricht von seiner Entthronung wie ein lähmender, entmuthigender Schlag auf alle Klassen von lasterhaften Menschen; Spötter wurden bescheidener, Religionsverächter sprachen mit einem gewissen Ernst von religiösen und sittlichen Gegenständen, Ausschweifende wurden stiller und ruhiger, während auf der andern Seite fromme Menschen aller Art neuen Muth bekamen und freier aufathmeten.“ Das in der Begeisterung der Freiheitskriege vorherrschende sittliche Element wurde bei Vielen (mochte sich anfänglich auch etwas Schwärmerisches anhängen) ein Wegweiser zu dem, der alle sittlichen Bedürfnisse des Menschen allein zu stillen vermag[1]). Die Noth von 1816 bis 1817 beugte der Voreiligkeit in der Freude über den allgemeinen Frieden noch mehr vor und erinnerte daran: wie sehr die Menschen auch nach dem Frieden noch in Gottes Hand blieben. Um diese Zeit wirkten da und dort im Lande mit besonderem Segen einzelne Männer, welche Storrs (und Bengels) Schüler waren; unter ihnen sind besonders Dekan Schmid von Böblingen und Dann zu nennen, zwei eng verbundene Freunde. Schmid hat zu Tuttlingen und dann zu Böblingen in kurzer Wirksamkeit als Prediger tiefe, unauslöschliche Eindrücke zurückgelassen und zuerst wieder für die Kirche bei den Freunden Michael Hahn's Vertrauen erweckt. Dann, welcher von einem Diakonate zu Stuttgart wegen einer ernsten Rede am Grabe eines Comödianten auf's Land versetzt worden war, wirkte auf seinen Pfarreien Oeschingen und Mössingen in weitem Umkreise. Selbst Katholiken aus dem Hohenzollern'schen suchten ihn auf und bewahrten noch lange sein Angedenken. Aber vorzüglich waren Mössingen und Oeschingen für Bewohner Tübingens, vor Allen für Studirende, Anziehungspunkte. Manche kamen aus Neugier und nahmen ernste Eindrücke mit, besonders von Danns Konfirmationsfeier, seinen Predigten und Kinderlehren. Unter den Entschlafenen, welche er anzog, war ein junger Mann, der in seiner kurzen Arbeitszeit in Stuttgart und Württemberg eine ungemeine Bewegung veranlaßte, Ludwig Hofacker. Wäh-

[1]) Evang. Kirchenzeitung 1828, p. 479.



rend auf der Tübinger Universität noch so viel Mühe auf die Vertheidigung der Möglichkeit einer Offenbarung verwendet wurde, und manche der Storrischen Schule angehörige Geistliche über dem Außenwerk den Mittelpunkt der christlichen Lehre nicht genugsam würdigten, ergriff Hofacker den Kern des evangelischen Glaubens, die Versöhnungslehre, als sein neues Lebenselement. Als Vikar seines Vaters predigte er davon mit allem Feuer der Begeisterung und doch mit der gereiften Erfahrung eines Mannes furchtlos vor aller Welt, wurde im Stillen der geistliche Berather Unzähliger aus allen Ständen, und wirkt, nach kurzem Tagewerk durch heiße Leiden vollendet (1828), noch durch die Sammlung seiner Predigten, welche nach seinem Tode erschien, weit hinaus über die Gränzen seines Vaterlandes [1]). Solche Stimmen erweckten wieder Zutrauen zu der Geistlichkeit. Als Dann im Jahre 1824 wieder nach Stuttgart gerufen wurde, war es sein besonderes Anliegen, das Andenken an die alte württembergische Kirche wieder zu erneuern und die Gemeinde mit den Schätzen der alten Liturgie und des alten Gesangbuchs bekannt zu machen [2]). Aber auch dadurch wird sein Andenken im Segen bleiben, daß er als Seelsorger, wie seinen Gemeinden, so vielen Geistlichen ein Vorbild und geistlicher Vater geworden ist. Endlich ward in den Jahren 1842 und 1843 die Ausgabe des neuen Gesang- und Kirchenbuchs als ein Zeichen begrüßt, daß von der obersten Kirchenleitung die Rechte des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses wie die Gewissensfreiheit der Gemeinde geachtet werden. Der Arbeit an diesen Büchern haben die beiden unvergeßlichen Männer C. Chr. Flatt und Bahnmaier die letzten Kräfte ihres schönen Greisenalters gewidmet.

Wenn auf der einen Seite dieß Festhalten des evangelischen Glaubens von Seiten der Geistlichen und der Kirchenleitung Vertrauen der Gemeinden weckt, so ist es auf der andern Seite erfreulich, auch von Früchten eines evangelischen Glaubens und Lebens reden zu dürfen. Noch während der Kriegsjahre, welche auf Stuttgart um so empfindlicher lasteten, als im Jahre 1805 die Weinlese gänzlich fehlschlug, bewegte den dortigen Dekan, Heinrich Gottlieb Rieger, die Sorge für die weit her-

---

[1]) Hofackers Predigtbuch, Einleitung. [2]) Danns Denkmal.

abgekommene Klasse der Weingärtner. Vertraute Freunde Riegers (unter ihnen Regierungsrath Feuerlein und Heinrich Lotter) traten unter seiner Leitung zu einer „Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde" zusammen, um für Pflege der Armen zu sorgen. An diese Armen-Unterstützungs-Anstalt schloß sich (1807) eine Armen-Beschäftigungs-Anstalt für ältere und jüngere Arme, welcher (1808) eine zweite Kinder-Arbeits-Anstalt folgte, deren Absicht war, ebenso vor Müßiggang zu bewahren und zur Ordnung zu gewöhnen, als „die Zöglinge zu einem kindlich-frommen Sinn und guten Sitten, zum Wandel vor Gott und zur christlichen Tugendübung zu gewöhnen [1]." In demselben Kreise, in welchem jene Wohlthätigkeits-Anstalten entstanden sind, bildete sich (1812), anknüpfend an die Vorarbeiten eines kleinen christlichen Vereins zur Verbreitung der h. Schrift, auf Anregung Dr. Steinkopfs von London und mit englischer Unterstützung die württembergische Bibel-Anstalt, deren Wichtigkeit für Schule und Haus in der Erfahrung vorliegt [2]. Auf diese folgte, unternommen von der deutschen Christenthums-Gesellschaft zu Basel, der Versuch der Gründung einer Missions-Anstalt zu Basel, welche hauptsächlich durch Unterstützung von Württembergern möglich ward [3]. Im Jahre 1816 bezog der bisherige Pfarrer zu Bürg, Blumhardt, diese Stelle mit drei Zöglingen, sämmtlich aus Württemberg. Auch die Entwicklung dieser Anstalt ist bekannt.

In der bedrängten Zeit der Jahre 1816 und 1817 begann die Regierung des Königs Wilhelm, an welchem die Bestrebungen christlicher Menschenliebe ihren bleibenden Beschützer und Wohlthäter verehren. Ihm und seiner unvergeßlichen Gemahlin Katharina verdankt unser Land die Förderung der bereits bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten und die Gründung neuer; seine Industrie-Anstalten, und in der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins einen Mittelpunkt für die öffentliche Wohlthätigkeit. In ihre Fußstapfen trat die Königin Pauline und die königliche Familie, durch deren reiche Gaben und besonderen Schutz

[1] S. kurze Nachricht von der Stuttgarter Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde (von H. Lotter, im Anhang zum „Andenken an H. G. Rieger" von Georgii) S. 78—88. [2] Georgii Andenken an Rieger S. 72. 73. [3] Blumhardts Leichenrede 25.



die einzelnen, auf Privatwohlthätigkeit gegründeten Anstalten noch immer bedeutend gefördert werden*). Die bedeutendsten dieser Anstalten, so wie die zahlreichsten sind die Kinder-Rettungs-Anstalten und Kleinkinder-Bewahr-Anstalten („Kleinkinderschulen“). In ersteren werden arme, verwaiste und verwahrloste Kinder bis zur Konfirmation unterhalten, unterrichtet und erzogen. Sie sind, wie Völter in seiner Geschichte dieser Anstalten sagt, „eine dem evangelischen Württemberg vorzugsweise eigenthümliche Erscheinung der neuesten Zeit[1].“ Gegen das Ende des Jahres 1844 bestanden zwei und zwanzig dieser Anstalten. Häufiger noch sind die Kleinkinderschulen, welche, von Lehrerinnen geleitet, die Erziehung und Bildung der noch nicht schulpflichtigen Kinder bis zum sechsten Jahre bezwecken, besonders solcher, deren Eltern durch ihre Berufsarbeiten sehr in Anspruch genommen, ihren Kindern nicht die gehörige Zeit widmen können. An diese reihen sich die gleichfalls von Privaten gegründeten Anstalten für Armenschullehrer zu Lichtenstern und Tempelhof, die Anstalten für Taubstumme und Geistesschwache (Cretinen) zu Winnenden, Marienberg, Wilhelmsdorf, Stetten. Wir sagen mit der Behauptung nicht zu viel, daß diese Anstalten dem evangelischen Glauben, der in der Liebe thätig ist, ihre Entstehung und ihre Erhaltung verdanken. Ferner sind zu nennen noch andere aus demselben Sinn hervorgegangene Anstalten, für Kranke überhaupt das Wilhelms-Hospital in Kirchheim unter Teck, für kranke Kinder die Heilanstalten zu Ludwigsburg und Stuttgart, Wildbad und Jartfeld.

Die evangelische Mission findet in den zahlreichen durch Wünttemberg zerstreuten Missions-Vereinen, die Bibel-Ausbreitung durch die gleichfalls sehr zahlreichen Bibel-Vereine fortwährend Theilnahme und Unterstützung. Auch an dem durch ganz Deutschland verbreiteten, zur Hülfeleistung an bedrängte evangelische Gemeinden bestimmten Verein der Gustav-Adolph-Stiftung nimmt Württemberg wirksamen Antheil. An

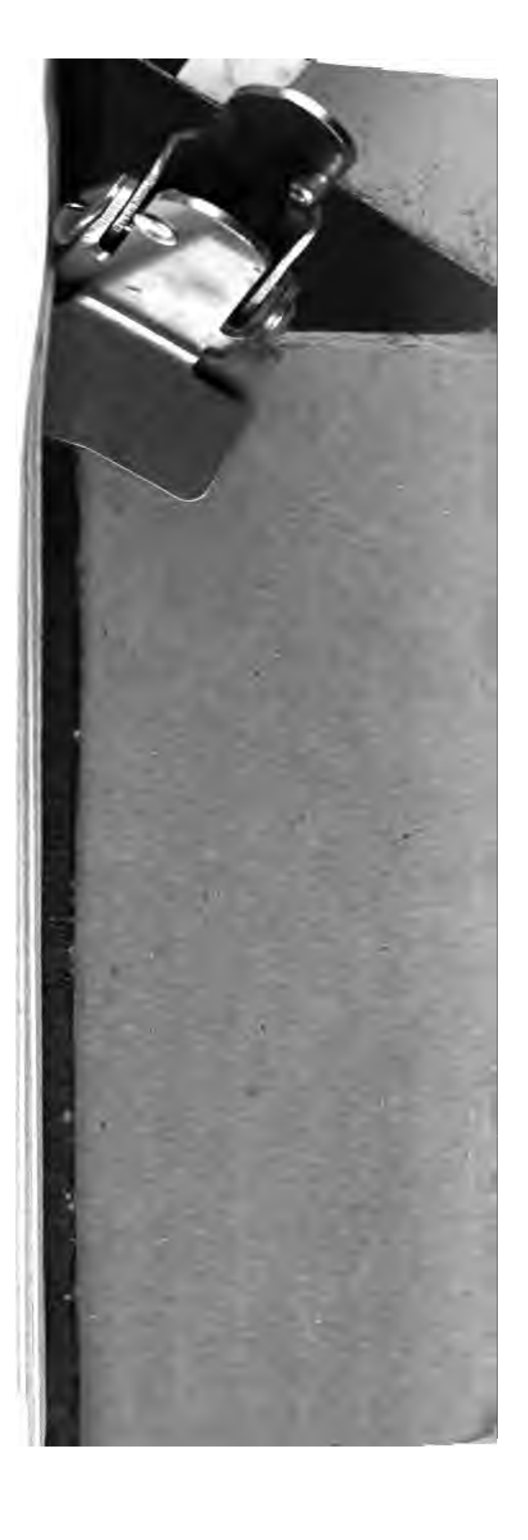
---

[1]) Völter Geschichte und Statistik der württembergischen Rettungsanstalten p. 81. 106.

*) s. Anhang 109.

diese Vereine schließen sich die Vereine zur Unterstützung der Ausbreitung der evangelischen Wahrheit im In- und Auslande, die Stuttgarter evangelische Bücherstiftung, sodann die von der evangelischen Gesellschaft zu Stuttgart errichtete religiöse Leihbibliothek und die von ihr besorgte Ausgabe von ausgewählten Traktaten. Zu Calw besteht seit Jahren ein Verlags-Verein, der zu höchst billigen Preisen christliche Schulbücher verbreitet, welche in zahlreichen Auflagen und in fremde Sprachen übersetzt in unbestreitbarem Segen wirken. Auch von religiösen Zeitschriften wäre Einiges noch beizufügen und so manche erfreuliche Erscheinung auch in den wissenschaftlichen Kreisen Württembergs, als ein Beweis, daß evangelisch-christlicher Glaube noch nicht verschwunden ist.

Dennoch möchte uns eine Sehnsucht ergreifen nach dem, was die Väter besaßen. Nicht als ob die Kirche in den vergangenen Zeiten ohne Tadel gewesen; nicht als ob die besten unter den alten Vätern vollkommen zu nennen wären. Aber wir wünschten ihn zurück, jenen weltverleugnenden, Alles für das Reich Gottes hingebenden Sinn, den wir bei so manchen Christen in der Zeit des drückenden Papstthums finden; jene Einfalt und Treue der verborgenen Waldenser und Hussiten; jenen klaren, frommen Wahrheitssinn, jenen Sünde und Welt überwindenden Glauben unserer Reformatoren; jenen Hunger nach dem Worte Gottes, der damals das ganze Volk ergriffen hat; jenen nie rastenden, Spott und Hohn ruhig tragenden Eifer der viel verkannten und wenig bekannten Orthodoxen für die Erhaltung der erkannten Wahrheit, für die Herstellung der Einheit der Kirche im Glauben; jene unermüdete Geduld und Treue, jene Sorge für Herstellung sittlicher Zucht unter der Noth und unter einem ungeschlachten Geschlechte, wie wir sie bei Valentin Andreä und seinen Freunden finden; jenen Ernst im Gebet, jenen liebethätigen Glauben, jene seelsorgerliche Aufopferung der Freunde Speners in Württemberg; jene Sorge, bei der Erscheinung des HErrn unsträflich erfunden zu werden, und jene Hoffnungsblicke Bengels und seiner Schule; jene stille Demuth, jene Ehrfurcht vor dem Schriftwort, wie wir sie bei Storr und seinen Schülern



finden; jene Blicke in die Versöhnungsgnade, welche Ludwig Hofackern zu Theil wurden.

Doch die Vollendeten reden noch, ob sie schon entschlafen sind; der Segen ihrer Gebete ist noch nicht gewichen, und auch in unserer Zeit findet, wer ein Christ seyn will, was er zu seinem Heile bedarf.

Die Zukunft aber unserer Kirche stehet in der Hand dessen, der gestern ist und heute und derselbige in Ewigkeit — JEsus Christus.

Anhang.

1) Röm. 1, 19. 20. Apg. 17, 26. 28. — Cicero de natura Deorum II, 2. Quid enim potest esse tam apertum tamque perspicuum, cum coelum suspicimus coelestiaque contemplati sumus quam esse aliquod numen praestantissimae mentis, qui haec omnia regantur? — Quod qui dubitet, haud sane intelligo, cur non idem, sol sit, an nullus sit, dubitare possit etc.

2) Röm. 2, 14. 15. — Cicero pro Milone c. 23. Magna vi est conscientiae, judices, et magna in utramque partem: ut neque timeant, qui nil commiserint, et poenam ante oculos semper versari putent, qui peccarint. — Tertullian. apolog. 16. Judicem quoque contestatur illum: Deus videt, et Deo commendo, et Deus mihi reddet. O testimonium animae naturaliter christianae!

3) Cicero tuscul. I, 16. Permanere animos arbitramur consensu nationum omnium.

4) Iren. contr. haereses 1, 10. *καὶ οὔτε αἱ ἐν Γερμανίαις ἱδρύμεναι ἐκκλησίαι ἄλλως πεπιστεύκασιν, ἢ ἄλλως παραδιδόασιν.* Vgl. hierüber Neander Kirchengesch. 1, 79.

5) Jedoch ohne daß alle Cultur in der alemannischen Gegend ausgerottet worden wäre, s. Jäger, Ulm 8.

6) Dittmar l. c. 356. „Erst im Laufe eines ganzen Jahrhunderts wurde das Frankenreich in Gallien vollends zu einem christlichen Staat."

7) Neander Kirchengesch. 3, 46. *ἡ ἐπιμιξία ἤδη ἐφέλκεται τοὺς ἐμφρονεστέρους· οὐ πολλοῦ δὲ οἶμαι χρόνου καὶ ἅπασιν ἐκνικήσει.* Agath. hist. 1, 7.

8) Dieser soll unsern Ulms in dem später in Ulmischen Besitz gekommenen sogenannten Colmannswalde das Evangelium gepredigt haben. Jäger Ulm 12. Anm. 11.

9) Cleß 1, 73. (Stälin 1, 195. entschieden dagegen, Gerbert hist n. s. 1, 46. zweifelt: Tritheim wisse nichts davon). Hefele Gesch. de Einführung des Christenthums in Würtemb. 381 ff. Steck, das Kloster Hirsau 27 ff. Besold docum. rediviva mon. praecip. 525. (Hauptquelle) Pfister Gesch. von Schwaben 1, 183.

10) Bonif. ep. p. 123. Neander 3, 91. Cleß 1, 109. vgl. wegen Würzburg p. 96. Dittmar 3, 492: „Auch Alemannien wurde in den Synodalverband des neuen deutschen Metropolitansprengels gezogen, und seine alten Bisthümer Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Vindonissa (wofür später Constanz), Chur und Augsburg in derselben strengen Weise geordnet und zum Gehorsam gegen den Stuhl Petri verpflichtet; selbst Köln lehnte sich an (742), ohne jedoch noch in das Suffraganverhältniß zu treten."

11) Pfister Gesch. der Deutschen 1, 405. Spittler K.G. 168. Neander 3, 94. 95. Die Anmerkung Würdtweins zu den Worten des Bonifacius





ad Juliadum (p. 260. gloriosum et amabilem regem nostrum etc.): „Rex quem ipse sanctus coronavit Bonifacius.“ In dem Brief p. 261 redet Bonifacius den Pipin „gloriose fili“ an. — Dagegen Dittmar nach Rettberg: Bonifacius habe den Pipin nicht gekrönt, und sei überhaupt der Sache ganz fern geblieben. Dittm. Gesch. 3, I. 494.

12) Dittmar 3, I. 544: „Fragt man nach den bleibenden Früchten, welche Carls M. Geist auf dem von ihm vollends durchfurchten und zum Theil neubesäeten Boden hinterlassen hat, so sind diese äußerlich genommen fast zugleich mit ihm wieder verschwunden, innerlich genommen aber dennoch die Aussaat zu späteren, wenn auch minder vollkommenen Erndten geworden“ ff.

13) Gerbert hist. nigr. s. 1, 90. „ut episcopia et monasteria nobis Christo propitio ad gubernandum commissa praeter regularis vitae ordinem atque sanctae religionis conversationem etiam in litterarum meditationibus eis, qui donante Domino discere possunt, secundum uniuscujusque capacitatem docendi studium debeant impendere.“ Brief Carls an den Abt Baugulf.

14) Pfaff, Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichts in Württemberg in älteren Zeiten. 1842. S. 1 ff. Raumer, Rud., Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache 248. Raumer 199. Seit 817 wurden die Schulen für die Mönche von denen für die Laien und Weltgeistlichen getrennt.

15) Raumer 248. „Sie sollen die Kinder in die Schulen schicken, entweder in die Klöster oder bei Pfarrern, daß sie den katholischen Glauben recht lernen und das Gebet des Herrn, damit sie es zu Haus wieder Andere lehren können. Und wer nicht anders kann, der soll es wenigstens in seiner Muttersprache lernen.“

16) „Unter den Büchern, die außer der heil. Schrift in den Klosterschulen hauptsächlich behandelt wurden, nehmen drei bei Weitem die erste Stelle ein, nämlich die Gedichte des Prudentius, die canones apostolorum et conciliorum (Hauptquelle des römischen Kirchenrechts) und das Buch des Gregorius Magnus vom geistlichen Amte.“ Raumer p. 222.

17) Ende des 9. Jahrhunderts; Benedictiner zu Weißenburg im Elsaß. Sein Werk ist das erste und zugleich das maßgebende Reimwerk aller folgenden Jahrhunderte. Vilmar Gesch. der deutschen Nationallitteratur 1851. 4. Aufl. S. 44. — cfr. über Ottfrieds althochdeutsches Evangelium Lechler Stud. u. Krit. 1829, 54 ff. — Vgl. auch Raumer, Einwirkung ꝛc. Nach ihm behandelt Ottfried in 5 Büchern die ganze evangel. Geschichte in gereimten althochdeutschen Versen. p. 28. 29.

18) Raumer Einw. 82. 84. Neander 4, bes. 262 ff. 265. Daher rühren wohl die von Raumer p. 94 angeführten Weingartner Glossen in der königlichen Handbibliothek in Stuttgart „Schrift aus dem 12. Jahrhundert, die Glossen gehören aber einer älteren Zeit an.“ Graff. Sie sind von Graff wieder abgedruckt. — Ebenso die Zwiefaltner Glossen 11. Jahrhundert. (Maßmann, Denkmäler der deutschen Sprache 1828. I, p. 90 ff.)

19) „Credimus orationibus religiosorum Deo magis, quam nostris monitis commendari.“ Besold docum. 533.

20) Sulger annales Zwifaltenses 2, 322. „Promissio divina St. enedicto facta:

Hic ordo in finem mundi stabit,
Et stabit tunc pro ecclesia Romana fidelissime,
Nullus in eo morietur extra statum salutis,
Persecutores peribunt cito et male,
Fautores bonum finem habebunt.“

Vgl. auch Besold docum. p. 632.

21) Cleß 2, 51 ff. — Wilhelm verbreitete aber auch in andere Klöster jene seine Manuscripte, reichlich und gerne sie mittheilend und abgebend. Acta sanctor. 151. 152.

22) Innocenz IV. behauptete in einem Schreiben an Kaiser Friedrich: „Nicht bloß eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft gründete Christus, da er dem Petrus die Zügel des himmlischen und irdischen Reichs anvertraute, wie aus der Mehrheit „„der Schlüssel““ (sc. des Himmelreichs) deutlich erhellt.“ Raumer 4, 178.

23) D. h. die richtige Einsicht, Stälin 2, 763. Man nannte sein Werk nicht mit Unrecht die deutsche Bibel. Einen zweiten Edelstein, wie Freidanks Bescheidenheit, besitzen wir weder in alter noch in neuer Zeit. S. Vilmar Gesch. der deutschen Nationallitteratur Bd. 1. 4te Aufl. 1851. S. 304—307.

24) cfr. Cruſ. ad ann. 1261, nach ihm Mosheim ed Schlegel 2, 784, welcher auch behauptet, viele Nonnen und Mönche haben ihre Regel verlassen, um in freierem Geiste Jesu dienen zu können. Nach Felix Fabri. Doch geht dieß vielleicht auf Fabris Zeit. Viele dieser Leute starben auf dem Scheiterhaufen. Mosh. 787. 784.

25) Pfister 3, 194. — 20. Nov. 1331 Ainung von 22 schwäbischen Städten und den bairischen Städten mit Ulrich III., dem Sohne Kaiser Ludwigs und dem Bischof zu Augsburg zu einem Landfriedensbündniß auf die Lebenszeit des Kaisers Ludwig und noch 1—2 Jahre hernach. Kirchenbl. 1847, 621.

26) Dieser marianische Psalter findet sich in Chemnitz examen conc. trid. abgedruckt; wurde von Sixtus IV. bestätigt. Gerhard fid. cath. 1018 b. unten.

27) Nach Rudelbach Lebensbeschreibungen der Zeugen der christlichen Kirche. Leipzig 1850. Neue Folge, und Auszug daraus in Harleß Zeitschr. f. Prot. Bd. XXIII. Heft 1. Jan. 1852. p. 32 war dieser Laie ein waldensischer Gottesfreund, Namens Nikolaus von Basel. Er ward in hohem Alter von der Inquisition zu Siena als unverbesserlicher Ketzer verurtheilt und dem Scheiterhaufen übergeben.

28) Ueber Suso 1) dessen Leben und Schriften von Diepenbrock; 2) Hagenbach Dogmengesch. 2, 27 ff.; 3) Ullmann, Reformatoren vor d. Ref. 2, 202 ff. und Excerpt daraus in Tholucks Anzeiger, Juliheft 1843; 4) Weißmann introduct. p. 1039.

29) Ullmann Reformatoren ꝛc. 1, 375 ff. 428 ff. — In Pforzheim hussitische Ketzer Lamey Reuchlin S. 5. Vierordt Gesch. der Reform. von Baden 60. — In Waldshut, Bretten, Straßburg, Heidelberg wurden Hussiten verbrannt. ibid.

30) J. J. Moser vitae professorum tub. ord. theol. decas I c. praefat. Matth. Pfaff 1718. In dem plantschischen nachher von Vogler und Fickler erweiterten Stifte fand sich eine bedeutende Bibliothek, worunter (nach Moser l. c. 58) Briefe von Procopius, Smohors, Coranda, Samsius, Smolich, capitanei in Bohemia ad civitatem Heilbronnum anno MCCCCXXX.

31) Gerhard loci 4, 112. — Er sagt auch „ein Priester möge rühmen: der, der mich erschaffen hat, gab mir Macht, Ihn zu schaffen, und derjenige, der mich erschaffen hat ohne mich, wird durch meine Vermittlung geschaffen. Lotter 51. Gerhard loci 4, 440.

32) Die erste in Reutlingen gedruckte Schrift war Petri Comestoris historia scholastica, eine Art biblische Geschichte, alten und neuen Testaments, gedruckt 1473, der Drucker hieß Günther Zainer. — S. Andenken des dritten Jubelfests der Buchdruckerkunst auf der Universität zu Tübingen mit einer kurzen Geschichte des Anfangs und Fortgangs der edlen Buchdruckerkunst in Schwaben im ersten Jahrhundert nach ihrer Erfindung von Dr. Joh. Chr. Klemm, Prof. Theol. p. 53 ff.

1477 zu Eßlingen Petri Schwarzii (hebr.) chochaf hammaschiach seu stella Messiae, scripta contra Judaeos, germanice per Conrad Feyner de Gerhausen.

1488 Lectura super canone Missae in alma Universitate Tuwingensi ordinarie lecta a M. Gabriel Bihel, cura et impensis M. Joh. Othmar, civis Reutlingensis. — eodem anno: Glossa continua super *L* Psalmos. Druckort ungewiß. p. 72. ed. secunda Tubingae 1499.

1494 Tractatus bipartitus, quod Deus homo fieri voluerit, quodque Messias in lege et prophetis promissus non tantum homo, sed et Deus esse debuerit. Conr. Summenhardt de Calvo. 1494. p. 69. — eodem anno: Biblia Germanica, cujus interpres vulgatam editionem est secutus ibidem.

1498 zog Othmar von Reutlingen nach Tübingen, und erschien ohne Zweifel bei ihm: De duodecim abusibus monasticis oratio ad Patres Benedictinos in Capitulo Hirsaugiensi. Tubingae 1498. — eodem anno Pauli Scriptoris. Lectura in Magist. Sententiar. Tub. 1498.

1508 zu Augsburg Joh. Tauleri des Dominici Ordens Sermones, die da weisen auf den nächsten wahren Weg im Geist zu wandern durch überschwebenden Ton.

33) S. die Auszüge aus Tritheims Schrift de lugubri statu et ruina ordinis monastici bei Gerhard fid. cath. 889 a, welche sehr bezeichnend und merkwürdig sind.

34) Bellarmin, der eifrige Verfechter des Papstthums, muß gestehen: »annis aliquot, antequam Lutheri haeresis oriretur, nulla ferme erat, ut ii testantur, qui etiamtum vivebant, nulla inquam prope erat in judiciis ecclesiasticis severitas, nulla in moribus disciplina, nulla in sacris litteris eruditio, nulla in rebus divinis reverentia, nulla propemodum jam erat religio.« Cypr. hist. conf. aug. p. 15. ed. 1.

35) Die Geschichte erzählt Heerbrand part. II. disput theol. disp. 67 de multiplici papatus idolomonia genau. Gerhard loc. theol. Francof. 1657. Tom. VIII. p. 67. loc. 29 de morte.

36) Besonders die Drohungen Fr. v. Sickingen's und seiner Freunde: „wider ihre ganze Provinz so handeln zu wollen, daß der frumme und hochgelehrteste Mann in seinem Alter in Ruhe bleibe," schüchterten die Dominikaner ein, so daß sie nicht nur gegen ein günstiges Urtheil des vom Papst bestellten Gerichts in seiner Sache nicht mehr appellirten, sondern auch die Proceßkosten zahlten. Lamey 67—69.

37) „Zahllose Beweise liegen da aus Ulm, aus Augsburg, aus

Costanz, aus Tübingen, aus Freiburg, aus Bruchsal, aus ganz Schwaben, selbst über den See her aus Rorschach, daß Luther seit dem Jahr 1520 „„das Land voll Jünger hatte."" daß er der Mann des schwäbischen Volkes, nicht mehr nur der Gebildeten, sondern auch der „„armen Rotte"" geworden war." Keim, schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag. Stuttgart 1855. p. 18.

38) In Tübingen wurden damals mehrere Schriften von bekannten Gegnern der Reformation gedruckt, z. B. von Cochläus: pia exhortatio Romae ad Germaniam, suam in fide filiam; und mehrere Schriften von dem bekannten Caspar Schazger (Schazgeyer). Von Eck: christliche Auslegung der Evangelien. 3 Tomi Folio. S. Klemm Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Tüb. 1, 82 ff. 85.

39) Mantel soll gepredigt haben: O lieber Mensch, o armer frommer Mensch, wenn diese Jubeljahre kämen, das wären „die rechten Jahre." Sattler Herzoge 2, 105. cit. bei Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

40) Günzlerisches Manuscript. — Ueber die Hinrichtung wirklicher und vorgeblicher Wiedertäufer 1527—1530: „Man kann die allgemeine Geschichte von Schwaben, und was Sattler (III. Beil. 22 ff.) hievon anführt, nicht ohne einige Gefühle des Mitleids über das edle Betragen der Hingerichteten und des Abscheus über die unerhörte Rohheit ihrer Verfolger nachlesen. Mit einer nur dem papistischen Fanatismus möglichen Mordlust verbrannten die letzteren selbst Kinder und ersäuften schuldlose Weiber und Mädchen." cfr. Stud. d. evang. Geistl. 1, 2, 201 ff.

41) Ueber die Aufnahme dieser Concordie in Schwaben cfr. Rudelbach S. 389: „Es war wie Ein Handgeben und empfangen durch ganz Schwaben!"

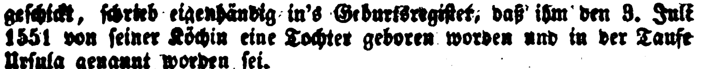
42) Jäger Ulm 554. 556 ff. — In Urach wurde 1535 der Propst Hans Rohrdorfer — ein Hurenwirth — mit einem Schwarm von Dirnen vertrieben. Studien der württ. Geistlichkeit 1, 2, 263.

43) Das Nähere über die Städte s. in Keim schwäb. Reformationsgesch. „Wenn es gälte, menschlichen Artikeln zu gehorchen, so wollen wir lieber den Papst zum Artikelmacher, als den Luther," erklärte Ulm auf dem Städtetag zu Biberach (Jan. 1530), „durch jenen hätte es Friede mit dem Kaiser, ohne Bündnisse zu brauchen. Das lautere Wort Gottes sei ihr Bekenntniß, dieses, an das Luther selbst appellire im Kampf wider den Papst, sei auch ihr einziger Richter in Streitigkeiten." Keim XV. u. 137.

44) „Es könne wegen verschiedener Mängel und Ursachen von Vielen um des Gewissens willen nicht angenommen noch befolgt werden. Es wäre also sehr ungerecht, wenn man wider Solche mit Feuer und Schwert verfahren würde. — Dem Ausspruch des bisher gewesenen tridentin. Concils könne er mit gutem Gewissen sich nicht unterwerfen; es sei nicht nach dem Buchstaben des letzten Reichsabschieds, kein freies allgemeines christliches Concil, worin Gottes und der Religion Sachen nach Anweisung der göttlichen Schriften A. u. N. T. abgehandelt und beschlossen werden und wozu die Augsb. Conf. Verwandten mit Geleit zugelassen und nach Nothdurft gehört würden." Sattler H. 3, 284. 285.

45) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 222. 324. — Ein gewisser Mosburger, Interimspfarrer von Bopfingen, vom Bischof von Augsburg





geschickt, schrieb eigenhändig in's Geburtsregister, daß ihm den 9. Juli 1551 von seiner Köchin eine Tochter geboren worden und in der Taufe Ursula genannt worden sei.

46) Pfister, Christoph 1, 437. 446. — Der in alle Sprachen übersetzte Heidelberger Catechismus, an welchem Ursinus, ein Schüler Melanchthons, den Hauptantheil hat, ist Erbauungsbuch und Bekenntnißschrift zugleich; er zeichnet sich durch Lehrweisheit, Glaubenswärme und Gedankenklarheit aus, wiewohl er für die kindliche Fassungskraft nicht so leicht zu handhaben ist, als der lutherische. Die darin enthaltene Abendmahlslehre ist calvinisch, mit einem Beigeschmack von Zwinglianismus; die Prädestinationslehre ist absichtlich nicht deutlich ausgedrückt; die Lehre von der Person Christi geht von der reformirten Anschauung aus. Merkwürdig ist, daß bald nach Einführung des Heidelberger Catechismus in der Pfalz Prediger auftraten, welche die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit leugneten. Der Churfürst aber unterdrückte diese Parthei dadurch, daß er einen von ihnen, J. Sylvanus in Heidelberg, hinrichten ließ, die andern aber verbannte. Das Haupt der Parthei jedoch, der Prediger Neuser, flüchtete sich nach Constantinopel und wurde dort — Muhamedaner! — „verführt," wie er in flüchtiger Reue schrieb, „durch den Calvinismus," — worin er übrigens ebenso unwissend seyn mochte als im Lutherthum. Auch in Zweibrücken, Nassau-Oranien und Anhalt-Dessau wurde der Calvinismus eingeführt. — Dittmar Geschichte der Welt 4, 1, 347.

47) Sattler H. 4. Beil. 229. — Das Jahr darauf (18. Febr. 1563) wurde der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orleans von einem Hugenotten meuchlings — aus Rache für Vassy — verwundet und starb am 6ten Tag de Felice 136.

48) Hartm. u. Jäger, Brenz 2, 505 ff. — Diese Stelle hatte er sich erwählt und davon zu Jak. Andreä gesagt — damit er sein Haupt emporhebe, wenn Irrlehrer auf die Kanzel treten — „Der Verfasser der confess. Wirtemb. war Joh. Brenz, unser württemb. Lutherus, welches hier entgegenstehendes Bild, worunter auch seine heil. Gebeine ruhen, ein beständiges Denkmal bleibt der großen Gnade, so unserem Land durch seinen Dienst erwiesen worden." S. Celebrirung des 2ten ev. Jubelfestes 31. Okt. 1717, S. 377. Abendpred. von Zügel „Unser vortrefflicher Brentius, dessen theure Asche hiernächst zur Linken in seinem Grabe ruhet" — ebendaselbst S. 346. Abendpred. des Diak. Oechslin.

49) War noch im Jahr 1691 im Gebrauch, wiewohl mit einem Anhang vermehrt, letzterer jedoch „zu rechtschaffener Christen Hauskirchen auf diese letzte beschwerliche Zeit gerichtet." Der 3te Theil enthielt christliche Gebete mit dem Titel: „christliche Hauswehr wider geistliche und leibliche Feinde, mit Morgen- und Abendsegen von Dr. Joh. Habermann." Nach einem aus der Registratur der Kirche Ostelsheim O.A. Calw mitgetheilten Exemplar. — cfr. Pregizer gottgeheiligte Poesie p. 516. Jahrg. 1823. Koch Kirchenlied 1, 111.

50) Pregizer 149. 156 ff. 151. Pfaff de actis 50 ff. Walch 5, 402 ff. 558 ff. Gerbert hist. n. s. 2, 324. — Noch um 1624 schickte Cyrillus Lucaris den Metrophanes Critopulus nach Deutschland, der die evang. Universitäten besuchen und über die abendländische (evang.) Kirche Kunde bringen sollte. Critopulus fand in Tübingen und nament-

lich beim Herzog Johann Friedrich freundliche Aufnahme. Thom. Lansius. cfr. Carolus Memor. 1, 604 ff.

51) Fischlin suppl. 171. 172. — Merkwürdig ist auch, daß die Katholiken sogar zu Aussendung von Mordbrennern unter die Protestanten Württembergs zur Zeit H. Christophs und Ludwigs ihre Zuflucht nahmen. Stud. d. württ. Geistl. 2, 166 ff. an einzelnen Beispielen nachgewiesen.

52) Jäger compend. theol. 1, 155. — Ueber Böhme ist sehr deutlich Buddeus Einleitung in die vornehmsten Religionsstreitigeiten ed. Walch, Jena 1724 p. 637 ff.

53) Carolus 1, 594. Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben 1852 p. 74. Nach dem hier eingerückten Brief vom 17. Aug. 1642 „kam Arndt bereis wiederum in guten Geruch, und unsere Studenten mögen seine geistreichen Bücher kühnlich in Händen haben und gebrauchen."

54) Zeller (n. V. Andreä) 616 ff. — Martens Geschichte der innerhalb der gegenwärtigen Gränzen des Königreichs Württemb. vorgefallenen kriegerischen Ereignisse S. 420 zählt unter Berufung auf Sattler u. Spittler ebenso nur statt 58000 — 48000, welche nach dem Hinsterben von 345000 übrig geblieben.

55) Aus Stud. d. württ. Geistl. 1, 2, 204 ff.: „1632 15. Aug. Dekan M. Ulr. Nicolai in Knittlingen jämmerlich ermordet. 1634 21. Juli Joh. Leban, Pfr. zu Fluorn mit spitzigen Maurerhämmern ermordet. — September M. Andreas Thumm zu Besigheim von kaiserlichen Soldaten ermordet. — 2. Sept. Joh. Leo Roth, Pfr. zu Geislingen, ermordet. — 7. Okt. starb M. Joh. Ulrich Renz an seinen Wunden. — Joh. Roselius Pfr. zu Baumerlenbach ermordet."

56) Zeller 683. 693. Dennoch, in großer Todesgefahr, gab Dr. Joh. Ulrich Pregizer die Hoffnung nicht auf: „nubeculam esse hanc ingentem patriae cladem, quae expleta correptionis divinae mensura iterum transitura sit." Carolus 1, 876.

57) „Den 9. Sept. 1636 ward begraben in großer Armuth Hr. Balthasar Stockmayer, gewesener österreichischer Pfarrer, uff 8 Jahr contractus, mehrertheils Hungers gestorben uff 69 Jahr alt." — „6. Jan. 1637 wurde begraben Joachim Käpplers andrer Knab, Hans genannt, uff 11 Jahr, welcher freilich neben vielen andern auch vor Hunger verschmachtet." Sindelfinger Todtenbuch.

58) In Stuttgart verhöhnte, als die Pest die armen Bürger haufenweise wegraffte, ein Jesuit auf der Kanzel diese: „die Katholiken werden mehr verschont; daraus könne man sehen, welche Religion die bessere seie." Wenige Tage darauf war er eine Leiche. Carolus 1, 856. cfr. Die Biographie des sel. Ober-R. Schwarz, der unter Danken für die von den Jesuiten gesperrte, aber wieder eröffnete Stiftskirche stirbt.

59) Von 1639 Dec. bis 1649 März mußten die Bürger von Möhringen auf den Fildern nicht weniger als 31mal fliehen. Im Ganzen betrugen diese 31 Fluchten 757 Tage. So der Bericht des Schulmeisters Heinrich Weiß. „Doch (sagt Weiß) hat der allbarmherzige Gott uns unser Elend dergestalt erleichtert, daß wir es wohl mögen ertragen, indem er vom Jahre 1634 an bis in das etlich und fünfzigste die Erndte und Weinlese, besonders wenn man die Halden gehörig bauen konnte, niemals fehlschlagen, sondern also geratben ließ



daß wenn gegen den Winter der Soldat sein Quartier wieder besuchte, er mit einem Trunk Wein und Stück Brod versorgt werden konnte. Insonderheit ist es in den Jahren 1647 und 1648 so wohlfeil gewesen, daß der Scheffel Dinkel nur 40—45 kr., ein sechspfündiger Laib Brod 3½—4 kr. galt." S. Pfaff, Geschichte Möhringens. Eßlingen 1854 S. 82. vergl. 78.

60) Dieses Datum hat auch das Sindelfinger Taufbuch. „Am 2. Nov., am allgemeinen Landfriedens- und Danksagungsfesttag wurde getauft: Thomas. Eltern: Hans Walz von Döffingen, seine Hausfrau Anna Maria."

61) In seiner declaratio nullitatis articulorum nuperae pacis Germaniae sagt er: „penitus damnamus, reprobamus, nullamus, cassamus, annullamus, viribus et effectu vacuamus et contra ea deque eorum nullitate coram Deo protestamur." Pahl, öffentl. Kr. d. evang. luth. K. p. 147. Anm. 1. — Sattler H. 9, 16.

62) „Den 16. Juni 1650 ist durch sonderbahre Gnad Gottes der edle Fried nach vieljähriger Tractation zu Nürnberg völlig geschlossen und darauf den 11. Aug. in diesem löblichen Herzogthumb Gott zu Ehren ein allgemeines Dankh- und Freudenfest gehalten worden. Soli Deo Gloria." Eintrag des damaligen Diaconus Johann Lorenz Schmidlin (nachher Stiftsprediger und Consistorialrath) in's Sindelfinger Taufbuch.

63) Bei dem Tode der Maria Dorothea Alluni, geb. Fleißner, Vogts uxor, setzt Joh. Lor. Schmidlin im Sindelfinger Todtenbuch bei: „dem äußerlichen Bekenntniß nach päpstisch, aber wahrhaftig evangelisch und außer allem Zweifel selig, als die im Glauben, Liebe, Heiligung und Zucht verblieben. Ein rechter Spiegel großer Tugend † 21. Dec. 1658."

64) Köhler Tuttlingen. Scholl Steinheim. — Ebenso zu Dürrmenz, wo die Bürger mit fast unglaublichem Eifer und Aufopferung ihre verfallene Kirche wieder herstellten. Binder Lehrämter. S. 954.

65) Einen Hexenproceß in dem eßlingischen Ort Möhringen auf den Fildern, vergl. Pfaff Möhringen 83—85. („Anna Feucht, — Gohlanne").

66) Im Anhang zum kirchlichen (Herzog Ludwig'schen) Gesangbuch (cfr. p. 250.) finden sich bereits mehrere Lieder von Paul Gerhard.

67) Fischlin 2, 285 ff. Daher er bei den Consistorial examinibus der Geistlichen und Candidaten häufig die Frage machte: könnet ihr auch über eurem Amt und Glaubenslehre Schwert, Galgen und Rad leiden? Zeller 420.

68) Fenelon schrieb an Louis XIV.: Vous rapportez tout à vous, comme si vous étiez le Dieu de la terre, et que tout le reste n'eût été créé, que pour vous être sacrifié. — Die prot. Kirche Frankreichs von 1787 — 1846, herausgegeben von Gieseler 1, 30.

69) Oefters gestand Marlborough, der Sieger bei Höchstädt: „daß er nie mehr zu Gott gebetet habe, als in dieser Schlacht." Dittmar Gesch. d. Welt, Bd. 4. 2te Hälfte, 1te Lieferung S. 13.

70) Man vergleiche die Biographieen bei Fischlin. — A. H. Franke nannte diesen J. A. Hochstetter: „den württembergischen Spener."

71) Auf ihr Verlangen, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, erwiederte er: das geschehe bereits alle Sonntage bei der 7ten Bitte des Vater-Unsers. Kirchenbl. 1843 p. 194.

72) In einer von Urlsperger den 12. Apr. 1746 auf den in Augsburg gestorbenen Repetenten Breyer gehaltenen Leichenpredigt sagt derselbe p. 42.: „ist noch übrig, daß ich den anwesenden leiblichen Vater unseres sel. H. Magistri schließlich anrede: — Mein theuerster H. Rath und Gevatter, mein Gönner und Freund! Vor 28 Jahren just um diese Zeit, da mir der HErr aus einem besonderen Leidenskelch würklich zu trinken gab, und ich noch viel betrübtere Dinge, als schon da waren, zu erwarten hatte, die aber seine ewige Liebe mächtig, herrlich und selig abgewandt, wurden wir die besten Freunde; dann Du hattest Mitleiden mit mir und das Wort drang Dir zu Herzen, so von mir noch am Charfreitag, 8 Tage zuvor, ehe dasjenige geschehen, was jedoch zu meinem wahren Besten geschehen ist, aus Gal. VI. 14. gepredigt wurde: Es seie aber ferne von mir rühmen, dann allein von dem Kreuze des Herrn Jesu Christi, durch welches mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt."

73) cfr. Lebenslauf des Prälaten Augustin Hochstetter zu Maulbronn, angehängt an die demselben von M. Joh. Ulrich Steinhofer, Professor daselbst, gehaltene Leichenpredigt. Stuttg. bei Stoll 1748 p. 16. (Worte Hochstetters): „wobei ich aber wegen des daselbsten (in Sindelfingen) und in der Gegend eingerissenen Separatismi, da selbst mein bisheriger Mitarbeiter sich auf diese Seite lenkete und von der heil. Schrift, vom Verdienste Jesu Christi, der heil. Taufe ꝛc. schimpflich zu reden anfieng, mir auch, da ich sehr krank und schwach war, alles Vertrauen auf das Verdienst Christi aus dem Herzen rauben, Gottes Wort zweifelhaft machen, die Gült- und Seligkeit der Taufe anfechten wollte, viel zu schaffen und zu streiten fande. Aber Gott hat mich von der damaligen gefährlichen Krankheit wunderbarlich aufgerichtet, und da es mit mir zu Ende zu gehen geschienen, Gnade verliehen, daß ich Anno 1712 am Gründonnerstag wieder predigen konnte, mit dem Eingange: Inter brachia Salvatoris, inter vulnera Redemptoris volo vivere, volo mori. Bei solchen separatistischen Motibus ward ich veranlasset einen Tractat zu schreiben: De efficacia Verbi. — Hätte ich mich nicht auf meine Lehre und Leben berufen können, so würden wohl viele aus meiner Gemeinde auf Abwege des Separatismi gerathen seyn; da ich aber genug geprüft und erkannt worden bin, daß ich ihr Heil ernstlich suche und wünsche, so reflectirten die wenigsten auf die gefährlichen Reizungen zum Separatismo, als die Zuhörer öffentlich und sonderlich gewarnt und ermahnt worden." — Ebendas. p. 18.: „Mußte ich mich in Sindelfingen bei damaligen separatistischen Unruhen sehr abkämpfen, also ereigneten sich auch in meiner lustnauischen Diöces wieder solche Geschäfte. Und als sich einige Separatisten sehr rigid bezeugten, wider welche auch ernstliche Decreta publicirt wurden, so remonstrirte ich an hohen Orten, daß solche Leute gebessert und nicht verderbt werden müßten. Ich behandelte sie auch mit Liebe und Ernst, und viele wurden gewonnen und zurecht gebracht, nachdem ich auf dem Rathhaus zu Weil mich 2mal in öffentliche Unterredungen mit ihnen eingelassen und daselbst auf Befehl des hochfürstl. Synodi gepredigt habe." — Ebendaselbst p. 20.: „insonderheit danke ich Gott in Demuth, daß er mich zu den Zeiten des eingerissenen Separatismi vor allen Abwegen väterlich bewahret hat, daß ich wohl werde sagen dörfen, es



habe kein württembergischer Theologus damals mehr damit ausgestanden."

74) Grüneisen in Ilgens Zeitschr. 1841, 1, 80 ff. — In einer andern Schrift der Frau von Leiningen: „Eine durch Gottes Gnade empfangene Erklärung der buchstäblichen Offenbarung Jesu Christi; mit vorgesetzter Vorrede und angehängtem Lebenslauf. Gegeben im Jahr 1749 durch A. H. V. L. G. V. D. Frankf. und Leipzig 1757 (die 5te auf Eingebung des Geistes, wie sie selber sagt, gegebene Erklärung der Offenbarung)" — heißt es: „Alle äußere Ceremonien der Juden und Christen sind gegeben im Predigen, mündlicher und schriftlicher Unterrichtung, Taufe und Abendmal halten, seiner zu gedenken, bis daß Er im Geiste kommt oder sich offenbart, da die Schatten des Wesens vergehen. — Die, so die Salbung des Geistes empfangen, haben ihren Lehrer in sich, und auch also Taufe und Abendmal, und brauchen die äußeren Dinge nicht weiter als sie zur Ausbreitung der Lehre Christi und Niederreißung der widerchristlichen Lehre nöthig zu sein erkennen." (Sine pagina). — Ueber die damaligen Bewegungen sagt sie: „Die Kräfte der zukünftigen Welt ließen sich im einen und andern als ein süßer Most des Paradieses herab im Geiste, sie aber, anstatt solchen mit stillem Geiste zum Wachsthum des inneren Menschen anzunehmen, erhuben sich im Feuer des eigenen Lebens, wodurch die falschen Geister und Kräfte mit eindrungen, allerlei thörichte Bewegungen u. dergl. auch hohe Worte und Werke hervorbrachten, worüber einige ins Gefängniß kamen, das sie fröhlich aufnahmen, wie auch allen Spott der Welt, und sungen geistliche Lieder, das dann um Christi willen gelitten hieße; sie wurden aber bald wieder nüchtern, und warnten andere, in solchem Falle vor ungestümmen Bewegungen sich zu hüten, mit Stille und Sanftmuth solche süße Liebeskräfte innerlich im Geiste wie anzunehmen, also auch zu behalten. Es waren dazumal mehr dergleichen himmlische Kräfte in den Seelen an unterschiedlichen Orten zu spüren, daß sie wie räuschig, und zu aller äußerer Arbeit, wie geschäftig sie auch waren, auf einige Zeit untüchtig wurden; ja etliche mußten zu Bette liegen, um solchen Würkungen Platz zu lassen und sich nicht ungeberdig zu stellen vor den Menschen, denn sie wußten sich nicht zu lassen; dergleichen ich auch damals und öfters erfahren, ich suchte aber mehrentheils allein zu seyn, dazu auch äußerliche Gelegenheit hatte. O wer diesen neuen Wein oder Most nur recht alt zum Gebrauch seines Schöpfers werden ließe!" (Sine pagina.)

75) Hievon sagt Frau v. Leiningen in gedachter Vorrede: (Gmehlin), „ihr Schreiber habe sich flüchten wollen, sie habe erhalten, daß er die Commission abwartete," — „mit der Verantwortung aber gieng es schlecht ab, er bekannte, daß er das Buch geschrieben, übrigens wollte er mir die Verantwortung desselben überlassen. Die Commissarii waren damit nicht zufrieden, doch ließen sie es so hingehen und gaben ihm den Rath, sich außer Landes zu machen, den er auch gern befolgte. Mich betreffend, so gestehe, daß, da so 4 H. Commissarios zu mir kommen sahe, eine solche Furcht mich überfiele, daß mir war, als wenn man kaltes Wasser auf mich schütte, dann mir dergleichen noch nie begegnet" — „doch sei ihr zur Stunde gegeben worden, was sie sagen solle, mit Verschwindung aller Furcht," „an deren Statt wurde mein Herz mit Liebe angeflammt, auch gegen die Commissarios." — Der jüngere Gmehlin kam später wieder in's Land, wurde Pfarrer und ver-

heirathete sich zum großen Kummer der Frau v. Leiningen, wie sie in dem genannten Buche selber sagt.

76) Die Regierung gieng überhaupt mit Rock und seinen Anhängern sehr subtil um. Im Jahr 1725 zog er im Land umher, bekam den 25. Juli 1725 zu Weilheim bei Kirchheim heftige Convulsionen, worauf er ein großes Strafgericht über Württemberg ankündigte, wenn man nicht Buße thue. Dieß „Zeugniß" legten sie den 2. Aug. handschriftlich auf dem Rathhaus in Stuttgart nieder, der Vogt ließ sie arretiren, sie wurden aber bald auf Befehl der Regierung freigelassen und von Oechslin und Pfr. Hartmann examinirt; sie giengen dann nach Tübingen und legten Dom XI. p. Trin. das gedachte „Zeugniß" in der Abendpredigt auf den Altar, wurden sodann von den Diakonen Tafinger und Zeller in der Sakristei examinirt, den 13. Aug. zu Canzler Pfaff citirt, wo Rock noch einen Ausspruch bekam. Storr K.Gesch. des 18. Jahrh. Mscr. — Extr. aus den Dekanatsakten in Tübingen.

77) 1710 wurde das Tübinger Manualbibelwerk angefangen und 5000 Ex. à 32 kr. verkauft. 2te Auflage folgte. 1715 die heilbronnische Handbibel auch sehr wohlfeil. Pregizer g. P. 1719, 494. 495.

78) Bekanntlich war Pfaff Urheber des sogenannten Collegialsystems, nach welchem das Kirchenregiment ursprünglich der ganzen Gemeinde zusteht, und nur um der Ordnung willen von dieser an einzelne Personen übertragen wird, — während dasselbe nach dem Episcopalsystem den Bischöfen als geistlicher Gewalt, oder ihren Stellvertretern (und so auch dem Landesfürsten nur als Landesbischof), nach dem Territorialsystem aber der Landesobrigkeit kraft ihrer weltlichen Gewalt zukommt. S. Lindner Kirchengeschichte 3, 2. p. 338 ff. — (Anm. des Herausg.)

79) Marthius an Bengel: Conatus Pfaffii aulam mihi redolere videntur. Bengels Briefwechsel 93. Schröckh, Lebensbeschreibung berühmter Gelehrten über Cyprian 2, 373. Rudelbach, Lutherthum und Union 613 ff.

80) Cranz, Brüderhistorie 502—509 und Burk Bengels Leben 393 ff. „Bengel sagt, der Karren möchte bei ihnen (den Herrnhutern) noch sehr verführt werden. Er defendirt sie bei der Welt cum invidia, aber bei den Brüdern redet er aperte von seinen desideriis an ihnen." Barth, süddeutsche Originalien, Heft 2, 20.

81) Bengels Briefwechsel 204. „Um Ihretwillen geben die Herrnhuter es bald verloren, daß in Württemberg ihre Gemeinschaft aufkomme." Oetinger an Bengel.

82) Auf diesem Messen der Ewigkeiten beruht bei Bengel auch (nach den Angaben seiner Freunde, denn in seinen eigenen Schriften steht nichts davon) eine gewisse Hinneigung zur sogenannten Wiederbringungslehre. Barth, südd. Orig. Heft 2, 23. 24.

83) So Flattich in den südd. Orig. von Barth, Heft 1, p 6.: „ich antwortete dem Herrn v. S., es sei bekannt, daß Serenissimus eine sehr große Furcht vor dem Tod habe, und deßwegen länger zu leben wünsche. Weil er nun glaube, daß ihm niemand als Gott sein Leben verlängern könne, so suche er gut zu regieren, und sich bei gemeinen Leuten wohl dranzumachen, daß sie um Verlängerung seines Lebens zu Gott bitten möchten."



84) Vor Allem freute er sich, wenn er „seinen lieben alten Canzler Reuß" haben konnte. Brief des Staatsraths Reuß. † 1820.

85) In der letzten Zeit war nebst seiner Gemahlin und seinem Beichtvater Werkmeister der evang. Pfarrer Christian Gottlieb Göz zu Plieningen ihm sehr nahe, und übte einen wohlthätigen Einfluß auf ihn; er war der Geistliche, gegen den der 18 Tage lang unter den furchtbarsten Schmerzen mit dem Tode ringende Herzog die Worte sprach: „Pfarrer, Sterben ist kein Kinderspiel!" Koch, Kirchenlied. 2te Aufl. 3, 82.

86) Unter den Epicedien Bengels, welche theilweise sehr ausführlich sind, steht eines mit dem kurzen Worte: „Theurer Vater, lebe wohl!" von Storr.

87) Schlegel K.G. 2, 416 sagt von Oetinger: „Er war ein Mann von mannigfaltiger, aber etwas ungeordneter Gelehrsamkeit, von dem besten und edelsten Herzen, voll Demuth und unveränderlichem Vertrauen zu Gott, welches ihn auch da furchtlos machte, wo manche von denen, die seiner spotteten, zitterten. Als das Consistorium ihn wegen einiger seiner Schriften und der darin vorgetragenen Sätze bedrohlich erinnerte, so antwortete er: „„Im sechsten Jahr meines Lebens fürchtete ich mich nicht mehr vor dem jüngsten Gericht, warum sollte ich mich jetzt vor der Absetzung fürchten?"" — Ueber ihn Hamberger Fr. Chr. Oetingers Selbstbiographie 1845. Recension derselben in Tholucks litterar. Anzeiger 1846. 14. 15. 16.

88) Aus dem Munde des sel. Dr. Bahnmaier in Kirchheim, der Oetingern mit seinem Vater, dem Stiftsprediger Bahnmaier in Oberstenfeld, in dieser Zeit einmal besuchte.

89) Aus dem Munde von G. Chr. Storr, erzählt von dessen Schwiegersohn Oberconsistorialrath Klaiber, dem Schwiegervater des Verf.

90) Storr nannte Reuß: „seinen eigentlichsten Lehrer." Manuscript eines Briefs von Storr.

91) Doch gab er durch manche Gemeinheit, namentlich durch sein Trinken (später) großes Aergerniß. Raumer Gesch. der Pädagogik 2, 276.

92) Eine interessante Skizze, welche die Entstehung und Tendenz der Maurerei (religiösen Indifferentismus und politischen Liberalismus) schildert, siehe Evang. Kirchenzeitung 1849, 521 ff. Ursprung in den altrömischen Zünften und Bauvereinen, welche sich im römischen Reich verbreiteten, und in welchen sich im Mittelalter beim Aufschwung der Baukunst ein freierer universellerer Geist, eine Richtung auf das Allgemeine geltend machte. In England verbanden sich mit diesen Bauvereinen (nach der Reformation) hochgestellte und gebildete Männer, als angenommene Maurer, welche um der allgemeinen Tendenz willen beitraten, und am Ende des 17ten Jahrhunderts die eigentliche neuere Maurerei begründeten, — bei der man das maurerische Fabelwerk und Mysticismus gewähren ließ, während man im Ganzen eben doch radikal blieb.

93) Notiz der Stuttgarter Decanatsregistratur. Zwei Briefe Hahns an seinen Decan. „Man begehe an ihm die Sünde, welche ärger sei, als Ehebruch und Mord." „Er wolle Gottes Gericht gegen seine Verfolger erwarten."

94) Bei Besetzung dieser Stelle sagt C. H. Rieger im Notabilienbuch der Stiftskirche in Stuttgart p. 137 b.: „Es wachten (nach Abgang des bisherigen Consistorialraths Lebret auf das Cancellariat in

Tübingen) in Stuttgart um die Wiederbesetzung seiner Stelle und andere damit verbundene Vacaturen solche Bewegungen auf, daß es jedem redlichen Gemüth bedenklich fallen mußte, deren Andenken auf die Nachwelt zu bringen."

95) Sophronizon, Jahrg. 1828, Heft 6. p. 78 ff. bes. 80. p. 79. Er predigte kurz, declamirte eben so angenehm als energisch, behandelte, fern von scholastischem Schwulst, interessante Materien faßlich. p. 82. Klopstocks und Gellerts Lieder pflegte er nach seinen Predigten mit würdigem Pathos zu declamiren.

96) Koch, Kirchenlied 1, 468 ff. Vorrede des Gesangbuchs. Riegers Predigten. Eisenlohr K.Ges. 1, 717. Anm. 722. 731. Ueber die Einführung des Gesangbuchs vgl. auch die aktenmäßige Darstellung in Hartmanns Kirchenblatt 1855, 471—520. 1856, 310—320, nach welcher übrigens der Widerstand auch im Zusammenhang mit dem von Frankreich herüberkommenden Revolutionsgeist stand. Ein Militärkommando kam nur in die Gemeinde Kirchentellinsfurth bei Tübingen. — (Anm. des Herausg.)

97) Fichte: „ein Hund habe mehr Verstand als Nicolai." Supplement von Schillers Werken: „218. Verdienst: Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen, Fritz Nicolai! sehr viel hast du dabei doch verdient."

98) Einen Blick in die Bedeutung, die man seiner Zeit Storrs Persönlichkeit beilegte, gibt unter Anderem ein Brief seines Schwagers, des Leibmedicus Reuß, gegen welchen Griesinger äußerte, er wünsche Storr im Consistorium, denn wenn nicht noch ein so vollkommener Gelehrter wie Storr darein komme, so habe es sein Ansehen in wenigen Jahren ganz verloren. Tags darauf kam, ohne Griesingers Vorwissen, der Director des Consistoriums Ruoff zu Reuß: „Storr," sagte er, „ist uns absolut nothwendig, sonst ist es um das Ansehen unseres Collegii, und vielleicht um unsere Kirche im Vaterland in 10 Jahren geschehen." Autographum des Briefs vom 23. Sept. 1792. — „Mir hätte auf meinem Lebens- und Leidenswege keine größere Aufmunterung begegnen können, als diese" (daß Storr Oberhofprediger wurde). Autographum von Hofcaplan Ch. H. Rieger, 31. Okt. 1797.

99) Was Storr über einen Theil der von ihm gebildeten jüngeren Theologen zu klagen hatte, hat er in einer aus Veranlassung eines zurechtweisenden Consistorialrescripts an das Seminar gehaltenen Ansprache sehr nachdrücklich ausgesprochen. Storr Briefwechsel, Manuscr. Bd. 3. (NB. eine der schönsten Reliquien des sel. Storr.)

100) „Ueberblickt man die Zahl der zum Kirchengut gehörenden Ortschaften (450 Dörfer, Weiler und Höfe mit 4294 Gebäuden, welche in der Brandversicherungskasse zu 2,811,880 fl. angeschlagen waren) und ihrer Einwohner (68,412), die unendlich vielerlei Gerechtsamen und Freiheiten, wie das Steuer-, Concessions-, Nominations-, Confirmations- und Beeidigungs-, Zoll-, Umgelds-, Abzugs-, Confiscations-, Frohn- und Dienstrecht, das Haupt- und Fallrecht, das Hagestolzen-, Lehens-, Forst-, Jagd-, Floz-, Losungs-, Zehnt- und Gültrecht, die Steuer- und Accise-, Weggelds-, Amts- und Communschadensfreiheit, die Einkünfte an Geld, Früchten, Wein, Heu, Vieh von allen Arten, Eiern, Oel, Wachs, Honig, Salz, Glas ꝛc.: so begreift man, wie das Vermögen der Kirche im Laufe von über zwei Jahrhunderten auf den Totalwerth von 33 Millionen anwachsen, und das reine Einkommen,





trotz der kostspieligen, nicht selten nur zu sehr auf den Vortheil der Beamten und ihrer Familien berechneten Verwaltung zur Zeit der Aufhebung des Kirchenguts (30. December 1805) jährlich auf 1½ Millionen Gulden sich belaufen konnte." Hartmann württ. Reformationsgesch. p. 194.

101) Grüneisen, Gemeinschaften &c. 93. — Damals verzagte auch ein Mann wie Georgii: „der sichtbaren Consistorialkirche habe ich längst meinen Scheidebrief geschrieben, mag da meinetwegen hausen und dirigiren, wer will — es wird doch nicht länger geschehen, als Gott für gut findet." So schrieb er im Sommer 1808. Manuscript von Pfr. Süskind in Bissingen.

102) Dekan Hartmann in Lauffen, von dem noch geschätzte Predigtbücher vorhanden sind, gab 1811—1812 seine Entlassung. „Meine weiteren Gründe," sagt er in dem betreffenden Schreiben, „sind das immer tiefere Herabsinken des lutherischen Lehrsystems, wobei unsere Religion in eine kraftlose Moral umgewandelt wird, mit Uebergehung alles Positiven, die zunehmende Geringschätzung des Lehrstands mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Vorträge desselben, der bei Besseren steigende Argwohn auf die Unzuverlässigkeit der Lehrer, die schon in Schulen sich offenbarende Unbotmäßigkeit der Jugend, die Gleichgültigkeit gegen dem Worte Gottes, der Spottgeist über alles Göttliche und die sich hervorthuende Besorgniß einer Religionsreform." Koch, Kirchenlied 3, 172. — (Man wagte nicht, diese Gründe dem König vorzulegen.)

103) »Quod Missa Catholica nihil aliud olim fuerit, nec esse nunc quoque debeat, quam s.s. coenae publica et ordinaria celebratio.« Hirscher l. c. p. 61.

104) »Missas, in quibus solus Sacerdos sacramentaliter communicat, haud existimamus illicitas esse, parum tamen easdem cum Dominico instituto congruere putamus, et proinde laudandas esse non ducimus.« l. c. p. 86. 87.

105) »Omnia in missali Romano hucusque laudata lingua eliduntur, quo exarata est, latina. Evidens esse videtur, quod Missa apud Germanos latine celebrata sibi ipsi contradicat.« l. c. p. 68. 70.

106) Vgl. die religiösen Bewegungen in Deutschland von 1820 bis 1830 aus Fr. Perthes Briefwechsel, mitgetheilt von Prof. Dr. Clemens Perthes in Bonn in Gelzers prot. Monatsblättern 1854, Oktober. p. 217. 218. Im Jahre 1827 giengen aus dem Kreise der Anhänger Hegels die Blätter für wissenschaftliche Kritik hervor. „Hier fühlt man jetzt sehr deutlich," heißt es in einem Brief an Perthes aus Berlin, „wo der Schuh drückt, aber man glaubt das unangenehme Gefühl durch vornehmes wissenschaftliches Gerede beschwichtigen zu können. Der Protestantismus dieses unsinnigen Philosophen-Jargons ist gewiß eine schlechtere Form, als der Dogmatismus des Jahrhunderts der Quenstedt und Calovius. Diese Männer wußten doch wenigstens, was sie wollten, was aber die Herren, welche jetzt Compendien und Recensionen mit ihrem dunkeln Gerede erfüllen, beabsichtigen, ist außerhalb ihrer geweihten Sphäre für Jeden ein Geheimniß."

107) „Der Morgen (in der Carlsschule) wurde mit dem laut abgelesenen Gebet begonnen, vor einer jeden Mahlzeit wurde auf einer erhöhten Estrade das Vaterunser von einem der jüngeren Eleven gesprochen, der Gottesdienst war für alle Eleven Vor- und Nachmittags

obligat, auch mußten die Erwachsenen jedes Vierteljahr zum heil. Abendmahl gehen. Allein der Contrast mit der übrigen Organisation, der Umstand, daß diese gottesdienstlichen Uebungen zu häufig und gezwungen waren, und die ganze damals herrschende Richtung der Geister hatten wohl zur Folge, daß der religiöse Sinn wenig dadurch gefördert wurde, wozu noch kam, daß gerade der Religionslehrer in den jüngeren Abtheilungen zu seinem wichtigen Berufe ganz ungeeignet war. — Dem berühmten Plank, dessen vortreffliche Abschiedspredigt mir noch in der Erinnerung ist, folgte ein Prediger, dessen Sermone bei aller Regelrichtigkeit doch ohne alle Wärme waren, und wir wußten uns die Langeweile der obligaten Kirchenbesuche nicht besser zu vertreiben, als durch Lectüre anderer Bücher, welche nach Art der Gesangbücher schwarz eingebunden waren." Lebenserinnerungen von Ch. H. Pfaff, Dr. und Prof. der Chemie und Medicin in Kiel. Kiel 1854. p. 23. 24. Ueber die Schwärmerei für die französ. Revolution in dieser Anstalt s. ebendas. p. 45 ff. — S. Faule Früchte der hohen Carlsschule in Schwab Leben Schillers.

108) Evang. K.Z. 1849. p. 13: „die weiland deutschen Jahrbücher rühmen es den Beamten des in christlicher Beziehung so besonders reichgesegneten Württembergs nach, daß unter 100, 99 der Kirche Lebewohl gesagt haben" (!)

109) Eine angenehme Uebersicht dieser Anstalten, sowie mehrerer später zu berührender, gibt die Schrift: „Wegweiser zu den Anstalten und Vereinen Stuttgarts, welche in den Bereich der innern Mission gehören." Stuttgart 1850 bei Hasselbrink (herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins).



Chronologische Uebersicht

über die wichtigsten Begebenheiten in der kirchlichen Geschichte Württembergs, mit Vergleichung der allgemeinen kirchlichen und politischen Geschichte.

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
Das Mittelalter. (1 – 15. Jahrhundert.)			
Römische Herrschaft über den größten Theil Alemanniens, deutsches und römisches Heidenthum	1—3. Jahrh. n. Chr.	Kämpfe der Römer mit den Germanen, Ausbreitung des Christenthums im röm. Reich und zunehmendes Bekanntwerden der Germanen mit demselben	1—4. Jahrh. n. Chr.
Einbruch der Alemannen durch den römischen Gränzwall. Vertreibung der Römer . .	3. Jahrh. geg. Ende		
Die Alemannen von Attila unterworfen . . .	5. Jahrh.	Völkerwanderung	5. Jahrh.
Wieder befreit	453.	Attila. Schlacht bei Chalons	451.
Sie werden mehr und mehr mit dem Christenthum bekannt. Severinus	um 450	Sturz d. weström. Reichs. Odoaker	476–493.
Schlacht bei Zülpich . .	496.		
Die Alemannen von den Franken unterworfen. Das Christenthum findet mehr Eingang. Bisthum Constanz	6. Jahrh.	Reiche der Gothen und Frankenreich, welche das Christenthum annehmen	5., 6. u. 7. Jahrh.
Gallus am Bodensee . .	610–640.	Irische Glaubensboten in Deutschland	7. Jahrh.
Gründung des Klosters St. Gallen	613.	Carl Martell besiegt die Araber bei Tours . .	732.
Das Christenthum im alemannischen Gesetzbuch anerkannt	8. Jahrh.	Bonifacius in Deutschland . . .	713–755.
Es gewinnt nun vollends die Herrschaft unter den Alemannen u. das Land wird kirchlich organisirt.		Er führt die römische Kirchen-Verfassung ein. Kirchenversammlung zu Liptina	743.

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Das Mittelalter.)	
Klöster in Schwaben. (Benedictinerklöster.) Vitaliszelle in Eßlingen und Kloster in Herprechtingen	777.	Er salbt Pipin zum König	752.
		Karl der Große . .	771 bis 814.
		Gewaltsame Bekehrung der Sachsen. Bestrebungen für Bildung der Geistlichen und Volksunterricht.	
		Kirchenversammlung in Frankfurt gegen die Bilder	794.
		Libri Carolini.	
		Karl zum römischen Kaiser gekrönt	800.
		Kirchenversammlung in Mainz für Volksunterricht	813.
		Zeit der Carolinger	9—10. Jahrh.
		Vertrag von Verdun .	843.
Bau von Hirschau . . .	830.	Kirchenversammlung in Mainz über die Beichte	847.
		Pseudoisidorische Dekretalen	850.
		Papst Nicolaus I. . . .	858 bis 867.
Murrhardt	877.		
Salomon von Constanz und die Kammerboten	915.	Otfrieds Evangelienharmonie	9. Jahrh.
		Die sächsischen und salischen Kaiser	919 bis 1138.
Durch die Theilnahme der Alemannen an den Römerzügen der Kaiser verliert sich die Einfalt ihrer Sitten.		Erstarken Deutschlands. Kämpfe mit den Päpsten. Otto I. setzt den lasterhaften Papst Johann XII. ab	963.
Wiederaufbau v. Hirschau	1059.	Heinrich III. setzt auf dem Concil zu Sutri drei Päpste ab. . . .	1046.
Abt Wilhelm von Hirschau	1069 bis 1091.	Papst Gregor VII. .	1073 bis 1085.
Verwirrung der Gewissen in Schwaben durch Gregors Satzungen. Heinrich IV. kämpft gegen den Gegenkönig Rudolph in Schwaben	1077 und 1078.	Ehelosigkeit der Geistlichen befohlen	1074.
		Laieninvestitur verboten	1075.
		Streit mit dem Kaiser um die Weltmonarchie. Kaiser Heinrich IV. in Canossa	1077.



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Das Mittelalter.)			
Rudolph stirbt	1080.		
Kloster St. Georgen gestiftet.	1084.		
Blaubeuren	1085.		
Zwiefalten	1089.		
Alpirsbach und Anhausen	1095.	Anfang der Kreuzzüge. Gottfried von Bouillon	1096.
Die Zeiten der hohenstaufischen Kaiser.			1138 bis 1268.
		Blüthe des Mittelalters. Scholastiker. Mystiker. Minnesänger.	
		Kreuzpredigt Bernhards von Clairvaux	1146.
Cisterzienserkloster Maulbronn gegründet . . .	1148.	Kreuzzug Conrads III.	1147 bis 1148.
Friedrich I. Barbarossa.			1152 bis 1190.
Arnold von Brescia findet Eingang in Schwaben. Cisterzienserkloster Bebenhausen gestiftet	12. Jahrh.	Kämpfe in Italien.	
		Arnold von Brescia verbrannt	1155.
Daneben Chorherrnstifter.		Friedrichs Streit mit den Päpsten. Sieg Alexanders III. Friede zu Venedig	1177.
Philipp von Hohenstaufen ermordet .	1208.	Kreuzzug Friedrichs . .	1188 bis 1190.
Ludwig von Württemberg steht seiner Wittwe zur Seite.		Stiftung des Deutschordens	1190.
Klöster der Bettelorden in Schwaben. Dominicanerinnen in Kirchheim u. T. Steinheim. Reuthin. Offenhausen.		Papst Innocenz III.	1197 bis 1216.
		Gebot der Ohrenbeichte. Bibellesen der Laien verworfen. Waldenser und Albigenser.	
		Franciscaner	1210.
		Dominicaner	1215.
Friedrich II.			1215 bis 1250.
		Friedrichs Kreuzzug . .	1229.
Der Gegenkönig Heinrich Raspe vor Reutlingen und Ulm geschlagen, stirbt	1247.	Kämpfe mit den Päpsten. Conrad von Marpurg getödtet	1233.
Reformirende Bewegung in Hall	1248.		
Stadtschule in Kirchheim u. T.	1249.		

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Das Mittelalter.)	
		Conrad IV.	1250 bis 1254.
		Conradin — hingerichtet.	1268.
Geißler in Schwaben .	1261.	Der Franciscanerprediger Berthold — stirbt	1272.
Augustinerkloster in Tübingen	1262.	Die Zeiten des herrschenden Papstthums	Ende des 13. bis gegen Ende des 14. Jahrh.
		Habsburgische Kaiser wechseln mit andern Geschlechtern.	
Die Grafen von Württemberg kommen empor. Eberhard I. der Erlauchte . . . . kämpft gegen den Kaiser und wird besiegt.	1265 bis 1325.	Rudolph von Habsburg Landfrieden. Geldforderungen der Päpste an die Geistlichkeit. .	1273 bis 1291.
Stadtschulen in Reichsstädten und württemb. Städten, in Balingen	1277.		
Franciscanerinnen in Weiler	1280.		
Stadtschule in Bulach .	1281.		
Kloster Königsbronn von Kaiser Albrecht gestiftet	1302.		
Chorherrnstift von Beutelsbach nach Stuttgart verlegt	1321.	Ludwig von Baiern . .	1322 bis 1347.
Graf Ulrich III. . . Er hält das Verbot des Kaisers gegen Ausführung des Interdicts aufrecht. Die Grafen von Württemberg üben Gerichtsbarkeit über ihre Landesgeistlichkeit und das Patronatrecht. Die Curtisanen nicht geduldet.	1325 bis 1344.	Interdict des Papstes über Deutschland . .	1324.
		Schrifterklärung des Nicolaus von Lyra — stirbt	1341.
		Der schwarze Tod . . .	1349.
		Päpstliches Jubeljahr. .	1300 u. 1350.
		Wieder Geißler in Deutschland.	
Stadtschulen in Stuttgart und Wildberg .	14. Jahrh.	Gottesfreunde. Tauler — stirbt	1361.
		Suso — stirbt	1365.



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Das Mittelalter.)	
Wachsende Bedeutung der Grafen von Württemberg. Eberhard der Greiner . . .	1344 bis 1392.	Wie das Papstthum anfieng abzunehmen	Ende des 14. bis gegen Ende des 15. Jahrh.
Kämpfe mit Städten und Adel. Gräfin Catharina, Schwägerin Eberhards, stiftet Hospitäler in Stuttgart und Eßlingen.		Luxemburgische und habsburgische Kaiser.	
		Karl IV.	1347 bis 1378.
		40jähriges päpstliches Schisma . . .	1378 bis 1417.
		Concil zu Pisa	1409.
		Kaiser Sigismund . . .	1412 bis 1437.
		Concil zu Constanz. . . beendigt das päpstliche Schisma.	1414 bis 1418.
Eberhard der Milde	1392 bis 1417.	Johann Huß verbrannt. Kelchentziehung für die Laien beschlossen.	1415.
Ulrich V. der Vielgeliebte	1419 bis 1480.	Hussitenkriege . . . . . Calixtiner und Taboriten.	1418 bis 1435.
Verhandlungen mit dem Papste in Gewissensangelegenheiten.			
Hirschau wird nach der Bursfelder Weise reformirt	1458.	Concil zu Basel	1431 bis 1447.
		Das Papstthum erhebt sich wieder.	
Ulrich baut die drei Hauptkirchen in Stuttgart. Mit der Hospitalkirche ein Dominicanerkloster verbunden	1473.	Böhmische Brüder. Bursfelder Reformation in den Benedictinerklöstern.	
Ulrich gründet die Karthause Güterstein und das Chorherrnstift Göppingen, und reformirt mehrere Mönchs- und Nonnenklöster.		Erfindung der Buchdruckerkunst.	um 1440.
Die Zeiten Eberhards im Bart (theilweise neben Ulrich) .	1450 bis 1496.	Habsburgische Kaiser. Neue Macht des Papstthums.	
Der Hänselin im Fränkischen	1475.	Humanisten in Deutschland und Italien. Brüder vom gemeinsamen Leben. Gerhard Groot, Florentius Radewin, Thomas a Kempis.	
Gründung der Universität Tübingen mit dem Pädagogium	1477.		

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Das Mittelalter.)	
Gabriel Biel, Scriptoris, Summenhardt.		Chorherrnstift zu Windsheim.	
Verfall der Geistlichkeit. Chorherrnstift in Urach nach Art des Windesheimer errichtet . . .	1477.	Seefahrten der Portugiesen und Spanier. Entdeckung Amerika's.	
Klöster reformirt. Kampf um das Frauenkloster Kirchheim u. T. . . .	1488.		
Stift der blauen Mönche (Chorherrnstift) in Einsiedel.			
Predigtämter gestiftet in Lauffen	1490.		
in Sulz	1492.		
Württemberg wird Herzogthum	1495.		

Die Zeiten der Reformation.

(16. und 17. Jahrhundert.)

Vorbereitungen der Reformation in Württemberg.		Habsburgische Kaiser. Papst Alexander VI. .	1492 bis 1503.
Herzog Eberhard der Jüngere	1496 bis 1498.		
Herzog Ulrich	1498 bis 1550.		
Ablaß in Württemberg .	1500 u.		
Reuchlin in Württemberg.	1502.		
Der arme Conrad und der Tübinger Vertrag	1514.		
Melanchthon in Tübingen	1512 bis	Luthers 95 Sätze . .	1517.
Ulrichs Willkürherrschaft.	1518.	Luther in Heidelberg . .	1518.
Ulrich vertrieben . . .	1519.	Leipziger Disputation .	1519.
		Zwingli's Wirken .	von 1519 an.
		Kaiser Karl V. . . .	1519 bis 1555.
Die Reformation findet Eingang in Württemberg. Conrad Sam in Brackenheim	1520.	Luthers Schriften an den christl. Adel deutscher Nation und von der babyl. Gefangenschaft der Kirche	1520.



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die Zeiten der Reformation.)			
Joh. Brenz in Hall und Erhard Schnepf in Weinsberg	1522.	Luther in Worms	1521.
Reuchlin stirbt	1522.	Wormser Edict. Luther auf der Wartburg. Bibelübersetzung. Luthers Schriften gegen die Schwarmgeister. Allmählige Einführung der Reformation in einigen deutschen Ländern.	
Mandat der östreichischen Regierung in Württemberg gegen Luthers Anhänger	1522.		
Vertreibung von evang. Predigern.			
Gayling in Ilsfeld und Mantel in Stuttgart	1523.	Disputation in Zürich	1523.
Zwingli's Brief über die Abendmahlslehre an Aulber in Reutlingen	1524.		
Der Bauernkrieg.			1525.
Blaurer in Constanz	1525.	Die Visitationsartikel in Sachsen	1527.
Erklärung der württemb. Stände an die östreich. Regierung für die Predigt des Wortes Gottes. Die evangelische Lehre gewinnt immer mehr Anhang in Württemberg.		Luthers Hauptschriften im Abendmahlsstreit	1527 u. 1528.
		Luthers Katechismen	1528 u. 1529.
		Religionsgespräch in Marburg	1529.
		Reichstag zu Speier. Protestanten	1529.
Der verbannte Herzog Ulrich gewinnt die evangelische Lehre lieb. Er wohnt dem Marburger Religionsgespräch an.	1529.	Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession	1530.
Einführung der Reformation in dem nahen Eßlingen	1531.	Schlacht bei Cappel, Zwingli's Tod	1531.
Ulrich kehrt zurück und siegt bei Lauffen	1534.	Ausbreitung der Reformation in und außer Deutschland.	
Cadaner Vertrag	1534.		
Wiener Vertrag	1535.	Wiedertäufer in Münster	1533 bis 1535.
Einführung der Reformation in Württemberg durch Erh. Schnepf und Ambr. Blaurer.			
Erste Abendmahlsfeier un-			

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Die Zeiten der Reformation.)	
ter beiderlei Gestalt in Stuttgart u. Tübingen	1535.	Wittenberger Concordie	1536.
Neue Universitätsordnung und Armenkastenordnung	1536.		
Kleine Kirchenordnung von Schnepf. Der „Götzentag" in Urach. Blaurer zieht sich zurück	1537.	Jesuitenorden	1540.
Wiedertäufer und Schwenkfeldianer in Württemberg.		Anfang des Tridentiner Concils . .	1545.
		Luthers Tod	1546.
Visitations- und Synodalordnung	1547.	Schmalkaldischer Krieg	1546 u. 1547.
Das evang. Seminar im Augustinerkloster in Tübingen gegründet .	1548.	Das Interim . . .	1548.
Das Interim in Württemberg	1548.	Calvins Wirken in Genf	um 1550.
		Fortsetzung des Tridentiner Concils	1551.
Schnepf, Brenz in Hall und andere evang. Prediger müssen fliehen.		Moriz von Sachsen zwingt den Kaiser zum Passauer Vertrag	1552.
Herzog Christoph . .	1551 bis 1568.		
Befestigung der Reformation in Württemberg durch Christoph und Brenz. Württembergische Confession. Beschickung des Tridentiner Concils .	1552.		
Ordnung der inneren Verhältnisse. Kastenordnung	1552.		
Visitationsordnung, kleine Kirchenordnung und Eheordnung	1553.		
Verhandlungen über Kirchenzucht, angeregt durch Jak. Andreä und Caspar Lyser	1554.		
Edicte gegen Wiedertäufer und Schwenkfeldianer	1554 u. 1558.		

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Die Zeiten der Reformation.)	
Berger, Hans Ungnad und Truber in Württemberg. Slavische Uebersetzungen der Bibel und anderer evang. Schriften	von 1555 an.	Augsburger Religionsfriede ...	1555.
Klosterordnung (Klosterschulen)	1556.	Streitigkeiten in der luth. Kirche. Wormser Religionsgespräch	1557.
Erweiterung des Stipendiums in Tübingen. Schulordnung auch für deutsche Schulen und Zusammenfassung der kirchlichen Gesetze in der großen Kirchenordnung	1559.	Melanchthons Tod ...	1560.
Maulbronner Religionsgespräch	1564.	Friedrich Churfürst von der Pfalz tritt zum Calvinismus über ..	1560.
Vertrag zwischen dem Herzog und den Ständen zur Aufrechthaltung des evang. Bekenntnisses	1565.	Kaiser Maximilian II. ..	1561 bis 1576.
Herzog Ludwig ...	1568 bis 1593.	Bedrückungen der Protestanten in Frankreich. Die Guisen. Religionsgespräch zu Poissy	1561.
Brenz stirbt	1570.	Zusammenkunft der Guisen mit Herzog Christoph in Elsaßzabern.	1562.
Jakob Andreä arbeitet für Vereinigung in der luth. Kirche. Heerbrand und Hafenreffer in Tübingen. Verhandlungen mit der griech. Kirche durch Steph. Gerlach.		Schluß des Tridentiner Concils..	1563.
		Heidelberger Catechismus	1563.
		Calvin's Tod	1564.
		Kämpfe in den Niederlanden. Elisabeth in England.	
		Pariser Bluthochzeit ..	1572.
		Concordienformel.	1580.
Religionsgespräch zu Baden zwischen württemb. und bad. Theologen .	1589.	Streit wegen des gregorianischen Kalenders	1584.
Stipendien. Ficklersche Stiftung	1590.	Heinrich IV. in Frankreich	1589.
Das collegium illustre	1592.	Edict von Nantes ...	1598.
Herzog Friedrich .	1593 bis 1608.	Maximilian von Baiern.	
Ordination für die Universität Tübingen ..	1601.		

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die Zeiten der Reformation.)			
Religionsgespräch in Regensburg zwischen Württembergern und Jesuiten	1601.		
Lukas Osiander und Felix Bidembach. Oestreichische Protestanten aufgenommen. Freudenstadt gegründet.			
Sittenverfall an der Universität und im Lande. Landtag, der die ständischen Rechte vernichtet	1607.	Die Zeiten des 30jährigen Krieges	17. Jahrh. bis in die 2te Hälfte.
Herzog Johann Friedrich	1608 bis 1628.		
Er tritt der Union bei .	1608.	Union und Liga	1608 u.
Wiederherstellung der ständischen Rechte.		Pfalzneuburg katholisch durch Reihing.	1609.
Reihing Protestant in Tübingen. Streit der Tübinger und Gießener Theologen über die Person Christi. Die Streittheologie. Thumm. Luk. Osiander der Jüngere verketzert Arndt. Dagegen J. V. Andreä.		Arndt. Böhme.	
		Ausbruch des 30jährigen Krieges . . .	1618.
		Kaiser Ferdinand II. . .	1619 bis 1637.
		Dordrechter Synode . .	1619.
		Schlacht am weißen Berge	1620.
		Tilly, Wallenstein und Mansfeld. Schlacht bei Wimpfen, in welcher Prinz Magnus von Württemberg fällt . .	1622.
Württemberg anfangs neutral. Wallensteinische Truppen in Württemberg.		Sieg Tilly's bei Lutter	1626.
		Restitutionsedict . .	1629.
Vormundschaftliche Regierung	1628 bis 1634.	Gustav Adolph in Deutschland	1630.
		Schlacht bei Breitenfeld	1631.
Heilbronner Bündniß mit Schweden	1633.	Gustav Adolph fällt bei Lützen	1632.
Eberhard III. . . .	1633 bis 1674.		
Leidenszeit Württembergs nach der Schlacht bei Nördlingen	1634.	Schlacht bei Nördlingen	1634.
durch Schwert, Hunger, Pest, nachdem der Herzog geflohen. Ver-		Oxenstierna, Bernhard von Weimar, Banner, Torstensohn.	



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die Zeiten der Reformation.)			
suche, den Katholicismus wieder einzuführen. Der Prof. Besold in Tübingen wird Katholik. Wiederhold auf Hohentwiel.		Prager Separatfriede .	1635.
		Schlacht bei Wittstock .	1636.
Eberhard III. kehrt in sein Land zurück	1638.	Lange Kämpfe der Schweden, Franzosen und Kaiserlichen. Richelieu in Frankreich.	
Kirchenconventsordnung	1644.		
Buß- und Bettage um Erlangung des Friedens	1645 u. 1646.	Westphälischer Friede.......	1648.
Wichtiger Antheil des württemb. Gesandten Varenbüler am westphäl. Frieden. Völlige Wiederherstellung des Herzogthums.			
Allgemeines Dank- und Friedensfest in Deutschland.			1650.
Folgen des 30jährigen Krieges. Verwüstung des Landes und sittliche Verwilderung bei Vielen, aber bei Andern auch Läuterung und Bewährung.		Cromwell in England. Karl II.	

Die neuere Zeit.

(18. und 19. Jahrhundert.)

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		Ludwig XIV. in Frankreich....	1643 bis 1715.
Herzog Wilhelm Ludwig	1674 bis 1677.	Der große Churfürst in Brandenburg. Paul Gerhardt — stirbt	1676.
		Speners Wirken in Frankfurt.....	um 1670.
		Privaterbauungsstunden, Katechesen; Speners pia desideria.......	1675.
		Katechismus.....	1677.
		Syncretismus in Helmstädt. Deismus in Eng-	

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
		(Die neuere Zeit.)	
Vormundschaftliche Regierung	1677 bis 1693.	land. Der Philosoph Spinoza — stirbt . .	1677.
		Unionsversuche zwischen Katholiken und Protestanten. Spinola in Deutschland	1682.
Spinola in Württemberg.			
Einfälle der Franzosen in Württemberg . . .	1688 u. 1692.	Die Türken vor Wien .	1683.
		Reunionen Ludwigs XIV.	
Herzog Eberhard Ludwig	1693 bis 1733.	Spener nach Dresden berufen	1686.
Speners Freunde in Württemberg: Osiander, Raith, Hofmann, die beiden Hochstetter. Separatismus. Bronquell und Zimmermann.		nach Berlin	1691.
		Pietistische Streitigkeiten.	
		Franke in Halle . .	1693.
		Hallisches Waisenhaus.	
Edict über Pietismus und Separatismus	1694.	Erste Salzburger Auswanderung. Ryswicker Frieden mit dem Simultaneum	1697.
Württembergische Kinderlehre von Zeller und Schellenbauer	1696.	Karl XII. von Schweden und Peter der Große von Rußland. Wilhelm von Oranien in England.	
Hedingers Wirken. Jäger, Reuchlin, A. A. Hochstetter in Tübingen kämpfen gegen Spinozismus, Deismus, Mysticismus. Reuchlin führt Privaterbauungsstunden ein.		Spanischer Erbfolgekrieg	1701 bis 1714.
		Prinz Eugen und Marlborough.	
Waldenser in Württemberg aufgenommen .	1699.		
Reformirter Gottesdienst in Württemberg . . .	1700.		
Württembergisch. Spruchbuch	1702.		
Rosenbach und seine Anhänger (Separatisten und Mystiker) in Württemberg	seit 1703.	Schlacht bei Höchstätt .	1704.
Hedinger stirbt	1704.	Spener stirbt	1705.
Edict gegen den Separatismus	1706.	Mystiker und Separatisten. Gottfried Arnold	
Die Grävenitz	seit 1707.	— stirbt	17 7.



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die neuere Zeit.)			
Waisenhaus in Stuttgart gestiftet	um 1710.		
Neue Separatisten. Frau v. Leiningen	1712.	Der Philosoph Leibniz — stirbt	1716.
Urlsperger Hofprediger .	um 1717.		
Geistliche Dichter in Württemberg. Conr. Fr. Hiller, Frommann, Wieland.		Hallische Mission und Cansteinsche Bibelanstalt.	
Einführung der Confirmation in Württemberg	1723.	Zinzendorf. Herrnhut gegründet . . .	1722.
Confirmationsbüchlein von Hiemer. Rock und die Inspirirten finden auch in Württemberg Anhang.		Wesley und Whitefield in England. Methodismus.	
Pfaff, Bilfinger (Leibnizianer) u. Weißmann (Kirchenhistor. u. bibl. Theolog) in Tübingen	um 1730.	Herrnhut wird kirchlich constituirt	1727.
		Spangenberg.	
		Franke stirbt	1727.
		Zweite Salzburger Auswanderung	1730.
Herzog Karl Alexander	1733 bis 1737.	Missionsthätigkeit der Herrnhuter Brüdergemeinde	seit 1732.
Religionsreversalien . .	1734.	Sie breitet sich in Europa und Amerika aus.	
J. J. Moser und Bilfinger. Zinzendorf tritt in Tübingen in den geistlichen Stand . . .	1734.		
Bengels Wirken beginnt. Seine Hauptschriften: Ausgabe des griech. N. T.	1734.		
Evangelienharmonie .	1736.		
Süß Oppenheimer und Remchingen. Plane zur Katholisirung Württembergs, durch des Herzogs Tod vereitelt			
Vormundschaftliche Regierung	1737 bis 1744.		
Karl Rudolphs Thätigkeit. Süß gerichtet. Der Erbprinz am Hofe Friedrichs des Großen.			

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
	(Die neuere Zeit.)		
Weitere Hauptschriften Bengels: Erklärung der Offenbarung . . .	1740.	Friedrich der Große in Preußen	1740 bis 1786.
und Gnomon	1742.	Maria Theresia in Oesterreich	1740 bis 1780.
Neues Gesangbuch . . .	1742.	Schlesische Kriege.	
Edict über die Privatversammlungen (von Bilfinger)	1743.	Spätere Pietisten. Lange stirbt	1744.
Wirken G. C. Riegers in Stuttgart — stirbt	1743.	Der Philosoph Wolf — stirbt	1754.
Herzog Karl Eugen	1744 bis 1793.		
Bilfinger stirbt	1750.		
Bengel stirbt	1752.		
Oberst Rieger und Montmartin. Rieger, J. J. Moser, Schubart gefangen.		7jähriger Krieg	1756 bis 1763.
		Zinzendorf — stirbt . .	1760.
Bengels ältere Schüler: J. C. Storr, Steinhofer, Burk, Ph. Fr. Hiller (Liederdichter), Flattich (Pädagog), Oetinger (Theosoph), Reuß (Theolog, Kanzler in Tübingen.) Neben ihnen selbständig der ältere Brastberger.		Aufklärung, von Friedrich dem Großen begünstigt. Rationalismus und Naturalismus. Voltaire und Rousseau in Frankreich. Bahrdt, Basedow, Nicolai, Semler, Teller in Deutschland. Illuminaten. Freimaurer.	
Oetingers theologia ex idea vitae deducta	1765.		
Reuß tritt gegen Semler auf	1772.		
Oetingers biblisch-emblematisches Wörterbuch	1776.		
Freimaurer in Württemberg	1777.	Spangenbergs idea fidei fratrum	1778.
Reuß stirbt	1777.	Kaiser Joseph II. . . . (vorher schon Mitregent seit 1765) Beschützer des Liberalismus in der kath. Kirche.	1780 bis 1790.
Bekenntniß des Herzogs an seinem 50. Geburtstage	1778.		
Franziska. Die Karlsschule.			
Oetinger stirbt	1782.		



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die neuere Zeit.)			
Deutsche Christenthumsgesellschaft in Basel, die auch württemb. Glieder zählt			1782.
Rapp wirkt in separatistischem Sinn . . .	seit 1785.		
Die Aufklärung findet Eingang in Württemberg. Griesinger im Consistorium	seit 1786.		
Schriften Brastbergers des Jüngeren und Duttenhofers	1787 u. 1788.	Preußisches Religionsedict	1788.
Dagegen Bengels jüngere Schüler: C. H. Rieger, Roos, Ph. M. Hahn (Theosoph.) (Riegers Betrachtungen über das N. T. und Roos Fußstapfen des Glaubens Abrahams.) G. C. Storr in Tübingen als wissenschaftlicher Gegner des Rationalismus.		Kant'sche Philosophie. Beginn der Periode der großen Dichter Göthe, Schiller, Herder, Wieland.	
		Neue Gestalt des Rationalismus. Dagegen Lavater, Jung-Stilling.	
Religiöse Bewegung unter den Laien durch Mich. Hahn, Theosoph	etwa seit 1790.	Französische Revolution	1788 bis 1799.
Neues (Griesinger'sches) Gesangbuch	1791.	Die neueste Zeit. Napoleon Bonaparte herrscht . .	1799 bis 1814.
Herzog Ludwig Eugen	1793 bis 1795.		
Herzog Friedrich Eugen	1795 bis 1797.	Schlacht bei Marengo .	1801.
Friedrich II., zuerst Herzog dann Churfürst	1797 bis 1816.		
Rapp wandert mit Anhang nach Amerika aus	1804.	Napoleon Kaiser	1804.
G. Chr. Storr stirbt . .	1805.	Schlacht bei Austerlitz .	1805.
Friedrichs Erhebung zur Königswürde mit Vergrößerung des Landes	1806.	Ende des deutschen Kaiserthums . . . . Rheinbund.	1806.
		Schlacht bei Jena . . .	1806.

Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die neuere Zeit.)			
Verlust der landständischen und kirchlichen Rechte. Einziehung des Kirchenguts. Ministerium des geistl. Departements und Oberstudienrath	1806.	Aufschwung der Mission und Bibelverbreitung in England. Krieg Napoleons gegen Oesterreich. Schlachten bei Aspern und Wagram	1809.
Neue Liturgie . . . . . Separatismus u. Auswanderung nach Rußland dadurch veranlaßt.	1808.	Krieg Napoleons gegen Rußland	1812.
		Die Philosophen Fichte und Schelling (der später sein System modificirt.)	
		Deutscher Befreiungskrieg. Schlacht bei Leipzig	1813.
		Eroberung von Paris. Napoleon entsetzt . .	1814.
		Fichte stirbt	1814.
König Wilhelm. . stellt die ständischen und kirchlichen Rechte großentheils wieder her.	1816 bis 1864.	Schlacht bei Waterloo. Napoleon nach St. Helena verbannt . . .	1815.
Erwachen neuen Lebens in der deutschen und württembergischen Kirche.			
Königin Catharina. Wohlthätigkeitsanstalten. Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins. Bibelanstalt in Stuttgart . . .	1816 u. 1817.	Gründung der Missionsanstalt in Basel . . .	1816.
Verfassungsurkunde . . .	1819.	Die Sailer'sche Schule in der kath. Kirche.	
Mich. Hahn stirbt	1819.	Napoleon stirbt . . .	1821.
Gründung von Kornthal	1819.	Philosophie Hegels.	
Supranaturalisten in Tübingen. Süskind, Bengel, die beiden Flatt, Bahnmaier, Steudel. Einfluß der Sailer'schen Schule auf Württemberg.		Schleiermacher und sein Einfluß auf die Theologie. Union in Preußen u. Unionsstreitigkeiten. Julirevolution in Frankreich	1830.



Württemb. (Schwäbische) Geschichte.	Jahrszahl.	Allgemeine Geschichte.	Jahrszahl.
(Die neuere Zeit.)			
Schmid, Dann, L. Hofacker.		Einfluß derselben auf Deutschland.	
Hofacker stirbt	1828.	Hegel stirbt	1831.
Wohlthätigkeitsanstalten und Thätigkeit für Mission und Bibelverbreitung nehmen zu in Württemberg.		Schleiermacher stirbt . .	1834.
Möhler in Tübingen.			
Strauß Leben Jesu . .	1835.		
Neues Gesangbuch und Kirchenbuch	1842 u.	Gustav-Adolph-Verein in größerem Umfang wirkend	seit 1842.
Die Baur'sche Schule und die ihr gegenüber erstarkende neuere positive Theologie in Tübingen.	1843.	Französische Februarrevolution und deutsche Nationalversammlung	1848.
		Kirchentage und Congresse für innere Mission	seit 1849.
Einführung der Pfarrgemeinderäthe in Württemberg	1851.	Napoleon III. Herrscher in Frankreich	1851.
50jähriges Jubiläum der Bibel-Anstalt	1862.		
König Karl tritt im Geiste seines Vaters die Regierung an . .	1864.		

Inhalts-Uebersicht.

A.

Das Mittelalter.

1. Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums in Württemberg.

Seite

Kap. 1. Das Heidenthum 1
Kap. 2. Der Alemannen Bekehrung 7
Kap. 3. Einführung der römischen Kirchenverfassung 13

2. Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der Carolinger.

Kap. 1. Die Zeit Karls des Großen 19
Kap. 2. Geistliche und Laien zur Zeit der Carolinger 24
Kap. 3. Die Klöster 31

3. Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der sächsischen und salischen Kaiser.

Kap. 1. Die deutschen Kaiser und die Kirche 38
Kap. 2. Abt Wilhelm zu Hirschau 44

4. Abschnitt.

Die christliche Kirche Schwabens zur Zeit der Hohenstaufen.

Kap. 1. Die älteren Hohenstaufen 51
Kap. 2. Die Päpste und die letzten Hohenstaufen 58
Kap. 3. Der Klöster Reichthum und Verfall 65
Kap. 4. Religiöse Regungen unter den Laien 72

5. Abschnitt.

Die Zeiten des herrschenden Papstthums 79

6. Abschnitt.

Wie das Papstthum anfieng abzunehmen.

Kap. 1. Das vierzigjährige Schisma und das Concil zu Constanz 87

Seite
Kap. 2. Die Hussiten und das Concil zu Basel........... 93
Kap. 3. Die Grafen von Württemberg und die Kirche.......... 99

[illegible]. Abschnitt.

Die Zeit Eberhards im Bart.

Kap. 1. Eberhard im Bart und die württembergische Kirche..... 109
Kap. 2. Eberhard als Gründer der Universität Tübingen und im Tode.............. 115
Kap. 3. Die Theologen Eberhards.............................. 119
Kap. 4. Päpste, Bischöfe, Weltgeistlichkeit.......................... 124
Kap. 5. Gottesdienst und Volksreligiosität in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts............................ 131

B.

Die Zeiten der Reformation.

1. Abschnitt.

Das Bedürfniß einer Reformation und die erste Vorbereitung derselben in Württemberg.

Kap. 1. Papst und Herzog.. 141
Kap. 2. Geistliche und Laien.................................... .. 146
Kap. 3. Die Universität.. 151

2. Abschnitt.

Einführung der Reformation in Württemberg.

1. Abtheilung.

Erste Anfänge der Reformation in Württemberg.

Kap. 1. Luthers Freunde.. 159
Kap. 2. Der Bauernkrieg und dessen Folgen.................... 164
Kap. 3. Herzog Ulrich in der Verbannung............ 171

2. Abtheilung.

Von der allgemeinen Einführung der Reformation in Württemberg.

Kap. 1. Von der evangelischen Lehre, deren Aufnahme und ersten Verbreitern.. 177
Kap. 2. Kirche und Obrigkeit.................................... 184
Kap. 3. Die ersten Früchte und die ersten Gegner der Reformation in Württemberg.......................... 191
Kap. 4. Das Interim.. 198

Seite

3. Abschnitt.
Vollendung der Reformation in Württemberg zur Zeit Herzog Christophs und Ludwigs.

1. Abtheilung.
Herzog Christoph.

Kap. 1. Herzog Christophs Jugendbildung 209
Kap. 2. Die württemb. Confession und das Concilium zu Trident 214
Kap. 3. Kirchenordnung und Kirchenzucht 221
Kap. 4. Die Schule 230
Kap. 5. Herzog Christoph und die evangelische Kirche Deutschlands 236
Kap. 6. Württemberg eine Zufluchtsstätte verfolgter Glaubensgenossen 245
Kap. 7. Herzog Christoph und Frankreich 252
Kap. 8. Von den letzten Tagen des Herzog Christoph und des Johannes Brenz 257

2. Abtheilung.
Wie unter Herzog Christophs Sohne, Herzog Ludwig Christophs Werk theilweise zum Ziele geführt wurde, theilweise Früchte getragen hat.

Kap. 1. Herzog Ludwig und die Concordie 264
Kap. 2. Die Universität Tübingen 272
Kap. 3. Verhältnisse der württembergischen Kirche nach Außen und ihr Gemeindeleben 281

4. Abschnitt.
Wie unter Herzog Friedrich die württembergische Kirche einer Läuterung bedürftig wurde und derselben entgegen gieng.

Kap. 1. Herzog Friedrich und die württembergische Kirche 288
Kap. 2. Friedrich und die kirchlichen Bewegungen außerhalb seines Landes 297

5. Abschnitt.
Die Zeiten der Noth und Befestigung der evangelischen Kirche.

Kap. 1. Herzog Johann Friedrich und seine Zeit 304
Kap. 2. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 312
Kap. 3. Erste Folgen der Schlacht bei Nördlingen 319
Kap. 4. Die Folgen der Nördlinger Schlacht (Fortsetzung). Versuche, den Katholicismus einzuführen und die evangelische Kirche wieder aufzurichten 327
Kap. 5. Der westphälische Friede und seine Folgen 335

Seite

C.

Die neuere Zeit.

1. Abschnitt.

Die Zeit Herzog Eberhard Ludwigs.

1. Abtheilung.

Die Stellung der evangelischen Kirche gegen Außen, am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Kap. 1. Bedrängnisse der evangelischen Kirche von den Türken und von König Ludwig XIV. von Frankreich...... 353
Kap. 2. Kirchliche Unionsversuche und Religionsverfolgungen... 360

2. Abtheilung.

Innere Entwicklung der evangelischen Kirche Württembergs am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Kap. 1. Die Zeiten ruhiger Entwicklung.
§. 1. Spener und seine Freunde in Württemberg... 367
§. 2. Eigenthümliche Gestaltung der durch Spener begründeten praktischen Richtung in Württemberg. Edict von 1694. Hedinger.................. .. 374
Kap. 2. Die Zeiten des geistigen Kampfes, welchen die evangelische Kirche Württembergs am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu führen hatte.
§. 1. Das Eindringen der falschen Mystik............ 382
§. 2. Die Kämpfe der Tübinger Theologen........... 388
§. 3. Das herzogliche Haus und der württembergische Hof 394
§. 4. Die letzten Arbeiten der Freunde Speners und das Gemeindeleben in Württemberg.............. 402
§. 5. Chr. M. Pfaff, Bilfinger u. Weißmann zu Tübingen 410

2. Abschnitt.

Die Zeit des Herzogs Karl Alexander.

Kap. 1. Die Religionsreversalien.............................. 418
Kap. 2. Die Gefahren der evangelischen Kirche zur Zeit des Herzogs Karl Alexander.............................. 425

3. Abschnitt.

Die vormundschaftliche Regierung.

Kap. 1. Wie dem Landesverderben gesteuert wurde............ 433

Seite

Kap. 2. Innere Entwicklung der evangelischen Kirche zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung
§. 1. Zinzendorf und Württemberg 440
§. 2. Bengel 448
§. 3. Gesangbuch von 1742. Generalrescript, betreffend die Privatversammlungen, von 1743 455

4. Abschnitt.

Die Zeit Herzog Karl Eugens.

Kap. 1. Karl Eugen und seine Umgebungen 463
Kap. 2. Die Bengel'sche Schule.
§. 1. Seelsorger aus Bengels Schule 473
§. 2. Friedrich Christoph Oetinger 479
§. 3. Jerem. Friedrich Reuß 486
Kap. 3. Die sogenannte Aufklärung 493
Kap. 4. Phil. Matth. Hahn. G. Fr. Griesinger. C. Hr. Rieger. M. Fr. Roos 504
Kap. 5. Classiker. Kant Storr 511
Kap. 6. Religiöse Bewegungen. Rapp. Michael Hahn. Pregizer. Deutsche Christenthumsgesellschaft 519

5. Abschnitt.

Die neueste Zeit. Eine Skizze.

Kap. 1. Die evangelische Kirche, gegenüber von den Veränderungen im Staatsleben 528
Kap. 2. Die evangelisch-lutherische Kirche Württembergs in ihrer Stellung zu den beiden andern Confessionen 534
Kap. 3. Ueber Lehre und Leben in der evangelischen Kirche Württembergs.
§. 1. Lehre 543
§. 2. Kirchliches und religiöses Leben 550

Register.

Aalen, 245. 270.
Abendmahl, 25. 72. 74. 91. 95. 122. 123. 126. 135. 172. 181. 201. 224. 229. 240. 253. 277. 341. 345. 537. 541.
Ablaß, 26. 53. 78. 79. 105. 109. 120. 126. 132. 143. 146. 149. 159. 164.
Adelberg, Kloster, 54. 68. 106. 147.
Aichele, Peter, des Reichs Profos, 167.
Alemannen (ältere Einwohner Würtemb. und Schwabens), 7.
Alemannisches Gesetz, 13.
Alexander VI., Papst, 141.
Alpirsbach, Kloster, 66. 112. 162.
Alchymisten, 294. 295. 487. 502.
Andreä, Jakob, 206. 224. 244. 261. 265. 267. 270. 273. 277. 279. 280.
Andreä, Johann Valentin, 311. 315. 324. 334. 343. 345. 346. 348. 368. 371. 374.
Anhausen, Kloster, 66. 171.
Antonia, Prinzessin zu Württemberg, 349.
Armenkastenordnung, 190.
Arndt, Johs., 309. 449.
Arnold von Brescia, 76.
Arnold, Gottfried, 378.
Aufklärung, 494.
Augsburger Confession, 175. 177. 179. 182. 201. 215. 234. 276. 337. 350. 550.
Augsburger Reichstag von 1530, 170. 175.
Augsburger Reichstag von 1566, 243.
Augsburger Religionsfriede, 220.
August, Churfürst zu Sachsen, 244. 267. 270.
Augustiner Eremiten zu Tübingen, 71. 112. 148. Deren Klosterbau, 191.
Aulber, Matthäus, Reformator von Reutlingen, 161. 163. 166. 173 202. 206. 272.

Baden, Markgraf Jakob, 278.
Baden, Markgräfin Magdalene Wilhelmine, 398.
Baden, Reformation, 244.
Baden (Stadt), Religionsgespräch daselbst, 278.
Bader, Aug., Wiedertäufer, 195.
Baderin, Regine, 378.
Bärenthaler, Emigranten, 365.
Balingen, 86. 171. 328.
Bahnmaier, Jon. Fr., 544. 556.
Bahrdt, K. F., Dr. (gestorben zu Halle), 494.
Baiern, Herzog Maximilian I., später Churfürst, 299. 303. 305. 327.
Basedow, J. B., 495.
Basel, Christenthums-Gesellschaft daselbst, 526.
Basel, Concilium daselbst, 94. Missions-Anstalt daselbst, 557.

Basel, Stadt, 345.
Bauernkrieg, 164.
Bebel, Heinrich, 147. 152.
Bebenhausen, Kloster, 67. 147.
Begharden und Beguinen, 76. 136.
Beheim, Johann, zu Nirlashausen, 137.
Beichte, 25. 72. 229.
Bekenntnißschriften, evangelisch-lutherische, s. Concordie.
Benedictinerklöster, 31. 44. 47. 65. 97. 146. 180. 231. 317. 328. 336. 338.
Bengel, Joh. Alb., 448.
Berliner allgemeine deutsche Bibliothek, 496.
Bernhard v. Clairvaux, 52. 67. 71.
Berthold, Franziskanerprediger, 78.
Besold, Christoph, 329.
Betstundengebet, 359.
Beutelspach, Chorherrnstift, 100.
Beza, Theodor, 252. 280.
Bibel, deren Auctorität als Quelle der christlichen Lehre, 120. 124. 238. 300. 375. 518. Deren Erklärungen, 34. 82. 147. 152. 273. 374. 380. 452. 511. Deren Uebersetzungen, 28. 64. 193. 248. 452. 541. Verbreitung und Lesen derselben, 21. 35. 48. 74. 76. 77. 85. 113. 114. 118. 134. 150. 178. 193. 250. 297. 408. 409.
Bibelanstalt in Stuttgart, 557.
Bibelverbot, 72.
Biberach, 92. 198.
Bidembach, Felix, 293. 296.
Bilder in Kirchen, 23. 184.
Bilderdienst, 23. 132.
Bilfinger, Georg Bernhard, 413. 422. 426. 439. 442. 462. 475.
Blaubeuren, Kloster, 66. 162. Stadt, 327. 341.
Blaurer, Ambrosius, 162. 179. 181. 198.
Böhme, Jakob, 309. 372. 376. 481. 487. 523.
Bonifacius, 14.
Bourignon, Antoinette, 390.
Brastberger, Gottlob Immanuel, 479.
Braunschweig, 261. 391.
Brenz, Johannes, 160. 164. 168. 173. 175. 179. 184. 199. 203. 215. 217. 222. 225. 231. 237. 238. 240. 247. 255. 262. 273.
Bronquell, Ludwig, 372.
Brüdergemeinde, alte, 96.
Brüdergemeinde, erneuerte, 440.
Brüder vom gemeinsamen Leben, 113.
Brüderschaften, 136.
Bruno, Abt zu Hirschau, 65. 100.
Bucer, Martin, 161. 183. 228.
Burk, Ph. Dav., 476.
Bursfelder Reformregel, 97.
Buß- und Bettage, 229. 333.

Cabbala, 155.
Calvin, 224. 240. 251. 334.
Calvinismus, 240. 256. 280. 306. 314. 345.
Calw, Grafen von, 32. 36. 40. 45. Stadt, 315. 324. 402.
Canz, Israel Gottlieb, 416. 486.
Carl der Große, Kaiser, 19.
Carl Alexander, Herzog von Württemberg, 418. 457.



Carl Eugen, Herzog zu Württemberg, 439. 463.
Carl Rudolph, Herzog von Württemberg-Neuenstadt, 433.
Catecheten, 207.
Catechisationen, 371.
Catechismus, dessen erste Hauptstücke, 27. 135. Brenzischer, 205. Lutherischer, 186. Lutherisch-Brenzischer und dessen Erklärung (Kinderlehre), 371.
Catechismuspredigten, 227.
Catharina, Gräfin zu Württemberg, 100.
Catholische Kirche, den Unterschied von der evangelischen Kirche betreffend, s. Abendmahl, Ablaß, Bibel, Bilder, Cölibat, Fegfeuer, Heiligen-Dienst, Marien-Dienst, Messe, Mönchthum, Papstthum, Reliquien, Verdienst der Werke. Ferner, 255. 391.
Chiliasmus, jüdischer und wiedertäuferischer, 194. Spenerischer, 375. Bengelischer, 453.
Chorherrnstifter, 68. 100. 105. 113. 148. 180. 328. 331. 336. 339.
Christenthum, dessen Einführung in den jetzt württembergischen Landestheilen Alemanniens, 7.
Christoph, Herzog zu Württemberg, 20. 29. 175. 205. 209.
Cistercienser, 67.
Clarissinen, 70.
Cölibat, 18. 41.
Collegium illustre, (der Edeln Schule) zu Tübingen, 287. 295.
Concordie, 265.
Confession, augsburger, s. Augsburg, württembergische, 215.
Confirmationsfeier, 406.
Conrad III., Kaiser, 52.
Conradin, König, 62.
Conrad v. Marpurg, 77.
Consistorium, 222. 236. 291. 531. 533.
Constanz, Bisthum, 10. 13. 17. 29. 41. 62. 112. 127. 150. 289. 338. Concilium daselbst, 89.
Crusius, Martin, 276.
Curtisanen, 94. 101. 145.
Cynosura, 374.

Dann, Christian Adam, 555.
Denkendorf, Kloster, 68. 88. 106. 171. 231. 448.
Deutscher Ritterorden, 57.
Dominikanerorden, 69. 77. 108. 147. 155. Mannsklöster desselben, 69. 105. 147. Frauenklöster desselben, 69. 108. 112. 149.
Donauwörth, 302.
Dreißigjähriger Krieg, 312.

Eberhard der Erlauchte, Graf von Württemberg, 79. 100.
Eberhard der Greiner, Graf von Württemberg, 87. 89.
Eberhard im Bart, Herzog von Württemberg, 109. 153.
Eberhard der Jüngere, Herzog v. Württemberg, 108. 112. 144.
Eberhard III., Herzog v. Württemberg, 319. 348.
Eberhard Ludwig, Herzog von Württemberg, 394.

Ehebruch, dessen Bestrafung, 285.
Einsiedel, Kloster, 114. 149.
Eiselin, Reliquienkrämer, 142.
Erbauungsstunden (Privatversammlungen), 369. 372. 385. 457. 553.
Erleuchtungen, unmittelbare, 375.
Eßlingen, 31. 170. 195. 270. 535.

Fall des ersten Menschen, 382.
Fanatismus, 379.
Fegfeuer, 120. 127. 149
Ferdinand II., Kaiser, 313.
Fichte, Joh. Gottlieb, 546.
Flatt, Carl Christian, 544. 556.
Flatt, Joh. Friedrich, 544.
Formula Concordiæ, s. Concordie.
Franke, Aug. Hermann, 401.
Frankreich, Verbreitung und Verfolgung der Protestanten daselbst, 256. 283. 355. 356. 363.
Franziskanerorden, 69. 77. 136. 147.
Frauenhäuser, 136. 192.
Frauenklöster, 69. 107. 180. 232.
Freimaurer, 501.
Freudenstadt, 298.
Freunde Gottes, 83.
Friedrich I. (Barbarossa), Kaiser, 53. 76.
Friedrich II., Kaiser, 59. 64.
Friedrich I., Herzog von Württemberg, 288.
Friedrich II., Herzog, nachher Churfürst und König von Württemberg, 529.
Fuchs, Leonhardt, Dr., 180. 206.
St. Gallen, Kloster, 11.
Gallus, Glaubensbote, 10.
Gebetbücher, 310. 473. 475.
Geheimer Rath, als Oberaufsichtsbehörde der Kirche, 421. 422. 430. 534.
Geißlerbrüderschaft, 75. 83.
General-Superintendenten, 186. 223. 533.
Georg, Graf von Württemberg, 175. 234. 260.
St. Georgen, Kloster, 50. 180.
Gerhard, Johann, 346.
Gerhard, Paul, 346.
Gerlach, Stephan, 276.
Gesangbuch von Bucer, 228. Von Herzog Ludwig eingeführt, 265. Vom Jahr 1742, 456. Vom Jahr 1791, 508. 531. Vom Jahr 1842, 550. 556.
Geschenkte, Kloster-Angehörige (Donati), 49.
Gilbud, Fürst der Alemannen, 8.
Glauben, Unterschied des todten und lebendigen, 368. 375.
Gnadenwahl, calvinische Lehre von derselben, 280.
Göppingen, Chorherrnstift, 105. Stadt, 328.
Gottesdienst, im Mittelalter, 25. 131. Seit der Reformation, 178. 184. 227. 369. 406.
Gottesurtheile, 28. 78.
v. Grävenitz, Wilhelmine, 396.
Graubündten, evangelische Gemeinden daselbst, 246. 251.
Gregor VII., Papst, 40.
Griechische Kirche, 276.
Griesinger, Georg Friedrich, 508. 551.
Güterstein, Carthause, 105. 161.



Gustav Adolph, König von Schweden, 318.

Hafenreffer, Matthias, 308.
Hahn, Michael, Landmann zu Sindlingen, 524. 553.
Hahn, Ph. Matth., Pfarrer, 506.
Hall, schwäbisch, 77. 133. 167. 198. 203. 270.
Hedinger, Joh. Reinhardt, 377.
Heerbrand, Jakob, 233. 244. 273.
Heidenthum, römisches, orientalisches, 3. Altgermanisches, 2. 10.
Heilbronn, 198. 270. 319. 383. 502.
Heilbrunner, Jakob, 275. 300.
Heiligendienst, 26. 27. 30 121. 132. 255.
Heinrich IV., Kaiser, 40. 50.
Helisena, 12
Herbrechtingen, Kloster, 31.
Herrenalb, Kloster, 67. 171. 180.
Herrenberg, Stift, 114. 171.
Herrenhuter, s. erneuerte Brüdergemeinde.
Hiller, Friedr. Conr., 405. 408.
Hiller, Phil. Friedrich, 456. 477.
Hirschau, Kloster, 12. 32. 44. 97. 147. 339. 357.
Hizler, Daniel, 314.
Hochstetter, Andreas Adam, 371. 386. 388. 398. 403. 405. 407.
Hofacker, Ludwig, 555.
Hohenlohe, 129. 180. 199. 203. 269. 275. 297. 383. 419. 585.
Hospitalbrüder vom h. Geiste, 71.
Huber, Samuel, 280.
Huß, 91.
Hussiten, 93.
Jakobi, Friedr. Heinrich, 548.
Jäger, Johann Wolfgang, 386. 388. 398.
Jesuiten, 275. 277. 279. 283. 305. 328. 339. 345.
Illuminaten, 497.
Innocenz III., Papst, 58. 72.
Inquisition, 77.
Inspirirte, 404. 481.
Interdict, 81.
Interim, 200.
Johann Friedrich, Churfürst zu Sachsen, 176. 201.
Johann Friedrich, Herzog zu Württemberg, 304.
Joseph II., Kaiser, 528. 539.
Jubeljahr, päpstliches, 82.

Kalender, gregorianischer, 281.
Kant, Immanuel, 514. 546.
Kapuziner, 345.
Keil, Hans, 344.
Keppler, Joh., 314. 343.
Kinderlehren, 371. 407.
Kinderrettungs-Anstalten, 558.
Kirchenbuch von 1843, 550. 556.
Kirchenbuße, 224.
Kirchenconvente, 334.
Kirchengut, 189. 231. 238. 257. 466. 530. 533.
Kirchenordnung, kleine, 185. 222. Große, 258.
Kirchenregiment, Antheil des Fürsten an demselben, 184. 214. 221. 230. 343. 533. s. auch Consistorium, Geheimerath, Generalsuperintendenten, Landpropst, Synode.
Kirchenzucht, 16. 185. 223. s. auch Kirchenconvente.

Kirchheim u. Teck, Frauenkloster daselbst, 70. 108. 112. 149.
Kleinkinderschulen, 558.
Klöster, deren Entstehung, 31. Verfall, 65. Erste Reformationsversuche, 97. 105. 111. Eingang der evangel. Lehre in dieselben, 161. 171. 180.
Klosterordnung von 1556, 231.
Klosterschulen, 11. 21. 36. 40. 47. 54. 65. 86. 162. 231. 448. 466.
Königsbronn, Kloster, 80.
Kornthal, 554.
Kreuzzüge, 52. 55. 60. 66.

Laien, 24.
Laienbrüder, 49.
Landesinspection, 223.
Landpropst, 222.
Landstände, 168. 257. 419. 427. 532.
Lasko, Joh. v., 245.
Lateinische Schulen, Stadtschulen, 86. Particularschulen (Trivialschulen), 234. 510.
Lavater, Joh. Casp., 513. 529.
Leibnizisch-wolfische Philosophie, 414. s. Bilfinger und Canz.
Leiningen, Obervögtin von, 402.
Lieder, geistliche vor der Reformation, 134. s. auch Gesangbücher.
Liga, 305.
Liturgie von 1808, 531.
Lorch, Kloster, 52.
Ludwig der Fromme, Kaiser, 28. 32.
Ludwig der Baier, Kaiser, 80.
Ludwig, Herz. v. Württemb., 264.
Ludwig XIV., König von Frankreich, 354.
Ludwig Eugen, Herzog von Württemberg, 528.
Luther, 159. 173. 174. 200.
Lyser, Caspar, 224.
Lyser, Polycarp, 275.

Magdalena Sibylla, Herzogin zu Württemberg, 394. 398. 410.
Mainz, Erzbisthum, 17. 33. 44. 104.
Marburger, Religionsgesp., 174.
Maria, Herz. zu Braunschw., 261.
Mariendienst, 82. 122.
Maulbronn, Kloster, 67. 145. 147. 180. 242. 267.
Maximilian II., zuerst röm. König, dann Kaiser, 237. 243. 271.
Maximilian I., Herz., dann Churfürst von Baiern, 299. 303. 305. 327.
Meistersänger, 192.
Melanchthon, 152. 157. 179. 215. 237.
Messe, 25. 122. 131. 201. 221. 255. 541.
Minnesänger, 73.
Mission (bes. unter den Heiden), 528. 557. 558.
Mitteldinge, 376.
Möhler, J. A., 542.
Mönchthum, 31. 37. s. Klöster.
Moser, Joh. Jakob, 422. 424. 457. 465. 471.
Muhamedanismus, 13. siehe Türken.
Murrhardt, Kloster, 31. 336.
Mysticismus, falscher, 382.
Mystiker (im Mittelalter), 83.

Nicolai, Melchior, 311. 323.
Nördlinger Schlacht und deren Folgen, 319.



Notkung (Graf v. Calw), **Bischof** von Vercelli, 32.
Nürtingen, 171.

Oberöstreich, religiöse Zustände in, 275. 282. 314. 528.
Oberstenfeld, Fräuleinstift, 69.
Oecolampadius, Johannes, 161. 172. 173.
Oetinger, Fr. Christoph, 442. 444. 480. 504. 507. 524.
Ohrenbeichte, 72.
Ordination der Geistlichen, 229.
Osiander, Andreas, 296. 301.
Osiander, Johann Adam, 347. 361. 371.
Osiander, Johannes, 398. 407.
Osiander, Lucas der Aeltere, 267. 273. 278. 283. 292. 296.
Osiander, Lucas, der Jüngere, 307. 310. 322.
Osterfeier, 133. 135. 228.
Ottfried von Weissenburg, Bibelübersetzer, 28. 34.

Pädagogien (später Lyceen und Gymnasien), 116. 234.
Papstthum, dessen Emporkommen, 19. 29. 40. 59. dess. Abnahme, 87.
Passauer Vertrag, 220.
Pfaff, Christoph Matthäus, 410. 414. 442.
Pfullingen, Nonnenkloster daselbst, 70.
Philipp, Kaiser (aus dem hohenstaufischen Hause), 58. 64.
Philipp, Landgraf zu Hessen, 172. 205. 211. 242. 244.
Poiret, Peter, 390.
Poissy, Religionsgespräch zu, 252.
Polizeiordnung von 1660, 348.
Prädestinationslehre (calvinische), 280.
Predigtamt und dessen Aufgabe, 25. 169. 178. 185. 186. 206. 224. 234. 368. 397. 458. siehe auch Kirchen-Convente. Vorbildung zu demselben, 21. 128. 190. 232. 274. 374. 450. s. auch Universität Tübingen und Klosterschulen.
Predigtämter (Einrichtung besonderer im Mittelalter), 130. 131. 135.
Predigtbücher (Postillen), 296. 310. 322. 474. 477. 479. 484. 556.
Predigtweise, 133. 150 296. 307. 404.
Pregizer, Christian Gottlob, 525.
Privatversammlungen, siehe Erbauungsstunden.
Probus, Bischof von Toul, 80.

Rapp, Georg, 520.
Rechtfertigungslehre, 476.
Reformation, s. Inh.-Ueberſicht.
Reihing, Jakob, 305.
Reformirte, Aufnahme derselben in Württemberg, 363. Beitrittserklärung zur augsburgischen Confession, 338. Religionsstreitigkeiten mit den lutherischen Theologen, s. Calvin, Zwingli, Calvinismus; Verfolgungen derselben, 252. 355. 363. s. auch Unionsversuche ꝛc.
Religionsedikt von 1806, 530.
Religionsreversalien, 419. 533.

Religionsverfolgungen, siehe Aichelin, dreißigjähriger Krieg, Hussiten, Inquisition, Interim, Reformirte, Salzburger, Waldenser.
Reliquien, 18. 132. 142.
Remchingen, v., General, 426.
Repetenten, 234.
Restitutionsedikt, 317.
Reuchlin, Johannes, 152.
Reuchlin, Christoph, 386. 388.
Reuß, Jeremias Friedrich, 487.
Reutlingen, 61. 161. 163. 166. 202. 270. 457.
Rieger, Carl Heinrich, 508.
Rieger, Georg Conrad, 436. 474.
Rieger, Heinrich Gottlieb, 556.
Rieger, Philipp Friedrich, 465. 469.
Rock, Johann Friedrich, 404. 481.
Roos, Magnus Friedrich, 504 507. 511.
Rosenbach, Johann Georg, 382.

Sacramente, 197. 382. s. Taufe und Abendmahl.
Sailer, Joh. Mich., 527. 539.
Salomo III., Bisch. zu Const., 30.
Salzburger Emigranten, 366. 419.
Schleiermacher, Friedr., 548.
Schnepf, Erhard, 160. 161. 181. 206. 238. 195.
Scholastik, 82.
Schubart, Chr. Fr. Daniel, 470.
Schwenkfeld, Caspar, von Ossing, 196. 224.
Scriptoris, Paul, 123.
Semler, Joh. Salomo, 490.
Sendgerichte, 22. 29.
Separatismus, 384. 402. 520. 553.
Serapisdienst, 4.
Severinus, 8.
Seviri augustales, 5.
Simultaneum, 358. 419. 420. 427.
Sindelfingen, Chorherrnstift, 88. 114. 116. Stadt, 136. 321.
Sonnendienst, 4.
Spener, Philipp Jakob, 368.
Spinola, Rochus, Bischof von Thina, 360.
Spinoza, Benedict, 389.
Staupiz, Johannes, 112. 148.
Steinbach, Wendelin, 118. 123.
Steinhofer, Friedrich Christoph, 444. 447. 476
Steudel, Joh. Chr. Friedr., 536. 544. 549.
Stilling, Jung, 513.
Stiftungen, milde, 285. 334. s. auch Klöster, Waisenhäuser, Kinderrettungs-Anstalten.
Storr, Gottlob Christian, 492. 515.
Storr, Johann Christian, 475.
Studiendirection, 531.
Stuttgart, Chorherrnstift das., 100. Dominikanerkloster das., 105. Kirchen das., 105 Wohlthätigkeits-Anstalten das., 537. Stadt, 86. 161. 176. 206. 234. 294. 320. 328. 464.
Süskind, Friedr. Gottlieb, 531. 544. 548.
Summarien von 1787, 508.
Summenhardt, Conr., 123. 147.
Suso, Heinrich, 85.
Swedenborg, Immanuel, 484.
Symbole, s. Concordie.
Syngramma suevicum, 173.
Synoden im Mittelalter, 15. 23.



26. 40. 61. 80. Evangel. Diöcesansynoden, 187. Generalsynode, 222. 532. Allgemeine Synoden (sog. Concilien), 89. 94. 214.

Taufe, 135. 229.
Taufpathen, 18. 27.
Tauler, Johannes, 83.
Thumm, Theodor, 307. 312.
Tiffernus, Michael, 210. 234.
Trient (Trident), Concilium daselbst, 214.
Tritheim, Johann, 32. 131. 147.
Truber, Primus, 248.
Tübingen, Universität, s. Inhaltsanzeige.
Türken, 250. 354.
Tuttlingen, 328. 341.

Ulm, 61. 76. 86. 113. 175. 192. 203. 249. 270. 320. 335. 535.
Ulrich, der Vielgeliebte, Graf von Württemberg, 97. 102.
Ulrich, Herzog von Württ., 144.
Ungnad, Hans, Freiherr v. Sonnegg, 249.
Union, aufklärerische, 495. politische der evangel. Fürsten, 305.
Unionsversuche, kirchliche, mit den Katholiken, 360. 391. mit den Reformirten, 362. 411. 536.
Urach, evangel. Bücherdruck das., 249. Chorherrnstift das., 114. Götzentag das., 184.
Urlsperger, Samuel, 400.

Varenbühler, Joh. Conr., 335. 337.
Verdienst der Werke, 71. 121.
Verfassungsurkunde, 532.
Verger, Peter Paul, 246.
Vesperlectionen, 227.
Visitation Herzog Ulrichs von Württemberg (erste evang. Kirchenbehörde), 186.
Visitation Herzog Christophs, bestehend aus Consistorium und Kirchenrath, 222.
Volksschulen, 230. 235. 551.
Vorbehalt, geistlicher, 220. 237.

Waisenhäuser, 406.
Waldenser, 77. 83. 363. 537.
Weihungen, 27. 135.
Weißmann, Christian Eberhard, 416. 445.
Westphälischer Friede, 335.
Wiederhold, Conrad, 335.
Wiedertäufer, 194. 224. 384.
Wilhelm, Abt zu Hirschau, 45.

Zeller, Johann Conrad, 347. 371.
Zimmermann, Johann Jak., 372.
Zinzendorf, Nic. Ludw., Graf v., 440. 483.
Zürich, 345.
Zwiefalten, Kloster, 50. 147.
Zwingli, Ulrich, 172. 173.

Weitere Schriften im Verlage der Evangelischen Bücherstiftung in Stuttgart (Christophstraße 6.):

Fresenius, Joh. Friedr.: Ueber die Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, Belehrungs- und Erbauungsbuch für Geistliche und Laien, gr. 8°. 32 Bog. brosch. 21 Sgr. In Stuttgart geb. 1 fl. 6 kr.

Geistliche Lieder und Melodien zu gemeinschaftlicher Erbauung; für gemischten Chor eingerichtet. kl. 8°. brosch. 15 Sgr. In Stuttgart geb. 48 kr. und 1 fl. 12 kr.

Grämmlich, Joh. Andr.: Vierzig Betrachtungen von Christi Leiden und Tod, auf die vierzig Tage in den Fasten, 17 Bogn. kl. 8°. brosch. 7½ Sgr. In Stuttgart geb. 30 und 36 kr.

Harttmann, M. Carl Friedr. (weil. Stadtpfarrer in Lauffen): Predigten über die Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien, nebst sechs Passions-Predigten; 3te Aufl.; sehr große Schrift; 1 Thlr. In Stuttgart geb. 1 fl. 24 kr. bis 1 fl. 36 kr.

Häusliches Erbauungsbuch, nach Roos, Storr und Andern; enthaltend Gebete auf alle Fest-, Feier- und Wochentage, wie auch für besondere Fälle des Lebens; 5te Aufl. kl. 8°. 10 Sgr.; geb. in Stuttgart 34—44 kr.

Hedinger, Dr. Joh. Reinh.: Von Unterrichtung der Jugend in der Lehre von der Gottseligkeit. Christlich wohlgemeinte Erinnerungen für Lehrer; brosch. 10 Sgr. In Stuttgart geb. 33 und 40 kr.

Hiller, M. Phil. Friedr.: Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes; enthaltend 2mal 366 Bibelsprüche mit ebenso vielen Liedern; nebst Hillers gereimten Morgen- und Abend-Andachten nach dem Vater-Unser, auch 3 Registern, worunter eines über alle einzelne Liederverse; kl. 8. großer Druck; 12—15 Sgr.; in Stuttgart Lederbd. 51 kr. Frzbd. 1 fl. Goldschnitt 1 fl. 36 kr.

Hiller, M. Phil. Friedr.: Sämmtliche Geistliche Lieder, nebst ausführlichem Lebensabriß: 1075 Lieder; gr. 8°. 43. Bogn. 21 Sgr.; geb. in Stuttgart 1 fl. 12 kr. und 1 fl. 18 kr.

Hiller, M. Phil. Friedr.: Nützliches Andenken für Confirmirte, nebst dem (württ.) Confirmationsbüchlein in Reimen; kl. 8°. 13 Bog. 7 Sgr.; geb. in Stuttgart 24 kr. Leinw. 30 kr. Goldschn. 36 kr.

Hollaz, David (weil. Pastor zu Günthersberg in Hinterpommern): Evangelische Gnaden-Ordnung in vier Gesprächen; mit einem Anhang von weil. M. Phil. David Burk, vom Vorsatz Gottes zum Heil der Menschen; kl. 8. 5 Sgr.; in Stuttgart geb. 18 kr. Leinw. 24 kr.

Rambach, Dr. Joh. Jakob: Betrachtungen über das ganze Leiden Christi, und die sieben letzten Worte des gekreuzigten Jesu; nebst Mittheilungen aus Rambachs Leben; gr. 8°. große Schrift; 1 Thlr. 10—12 Sgr. In Stuttgart geb. 2 fl. und 2 fl. 12 kr.

Rambach, Betrachtungen über die sieben letzten Worte des gekreuzigten Jesu; (5 Sgr.) In Stuttgart geb. 20 kr.

Rambach, Dr. Joh. Jak.: 25 Betrachtungen über die siegreiche Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi; gr. 8°. brosch. 17 Sgr. In Stuttgart geb. 1 fl.



Rieger, Georg Conrad (weil. Spezialsuperintendent in Stuttgart): (große) Herzenspostille: Evangelien-Predigten auf Sonn-, Fest- und Feiertage: 100 Bog. gr. 8°. 2 Bde; 1 Thlr. 20—24 Sgr.; geb. in Stuttgart R. u. E. 2 fl. 36 kr. Hlbfzbd. 2 fl. 42 kr.

Rieger, Georg Conrad: Predigten über auserlesene Stellen des Evangeliums Matthäus; 1., 2. und 3. Bd., gr. 8°. je 20 Sgr. In Stuttg. je 1 fl. u. 1 fl. 6 kr. Alle 3 Bde. zus. geb. 2 fl. 48 kr.

Rieger, Georg Conrad: Heilige Osterfeier (Betrachtungen über die Auferstehung unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi); kl. 8°. 10 Sgr.; geb. in Stuttgart 36 und 40 kr.

Rieger, Carl Heinrich (weil. Consistorialrath und Stiftsprediger in Stuttgart): Kurze Betrachtungen über die Psalmen, und über die zwölf kleinen Propheten; gr. 8°. 2. Aufl. 20 Sgr. In Stuttgart geb. 1 fl. u. 1 fl. 6 kr.

Rieger, Carl Heinrich: Betrachtungen über das Neue Testament zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi (mit Rücksicht auf Bengels Gnomon; die Evangelien nach Bengels Harmonie); nebst Riegers Lebensabriß; 4 Thle. in 2 Bdn.; gr. 8°. 4te Aufl. 2 Thlr. bis 2 Thlr. 10 Sgr. In Stuttgart geb. 3 fl. 30 kr. bis 4 fl.

Roos, Magnus Friedrich (weil. Prälat in Anhausen): Einleitung in die biblischen Geschichten des Alten Testaments und Fußstapfen des Glaubens Abrahams; 3 Theile mit dem Lebenslauf von Roos; 3te Aufl. 1 Thlr. 20—24 Sgr. In Stuttgart gebunden 2 fl. 36 u. 2 fl. 42 kr.

Roos, Magnus Friedrich: Christliche Glaubenslehre, mit Anhängen über Rechtfertigung und Heiligung; über geistliches Wachsthum; und gewisse, wahrscheinliche und falsche Gedanken vom Zustand nach dem Tod; 3te Aufl. (12 Sgr.) In Stuttgart geb. 45 und 51 kr.

Roos, Magnus Friedrich: Lehre und Lebensgeschichte Jesu Christi, des Sohnes Gottes; nach den vier Evangelisten entworfen; 2te Aufl. mit Zugaben von W. F. Roos, Pfarrer. gr. 8°. 2 Thle. 1 Thlr. 15 Sgr.; geb. in Stuttgart 2 fl. und 2 fl. 12 kr.

Roos, M. M. Friedr.: 12 Passions-Andachten über Jesaia 53. für Kirche und Haus. Mit einer Beigabe über Jesaia 52, 13—15. 12°. (auf 12 Exempl. 1 frei.) brosch. 2 Sgr. In Stuttgart br. 4 kr.

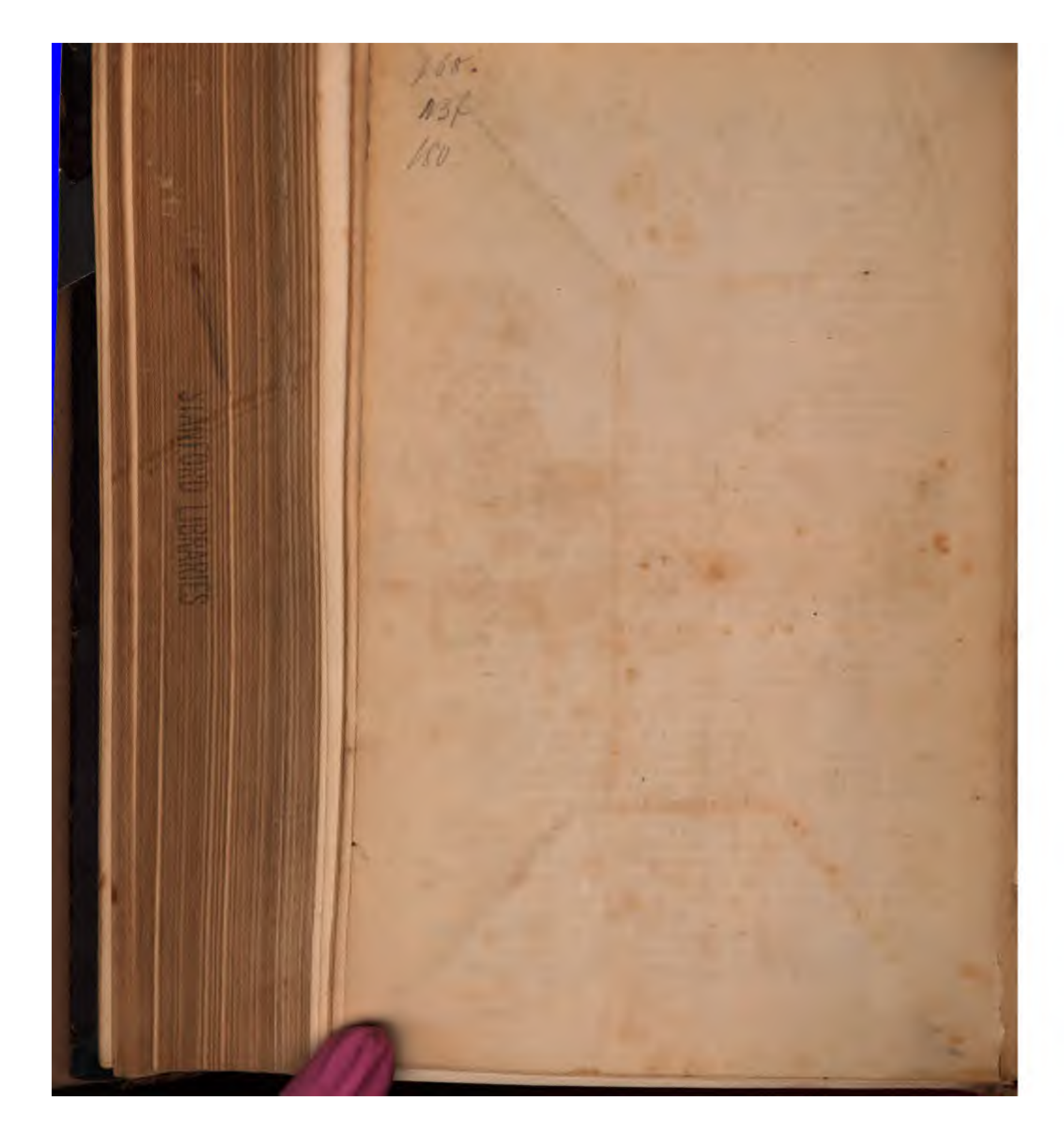
Roos, Magnus Friedrich: Kreuzschule, oder Anweisung zu einem christlichen Verhalten unter dem Leiden; 5te Aufl. 9—10 Sgr. In Stuttgart gebunden 33—36 kr.

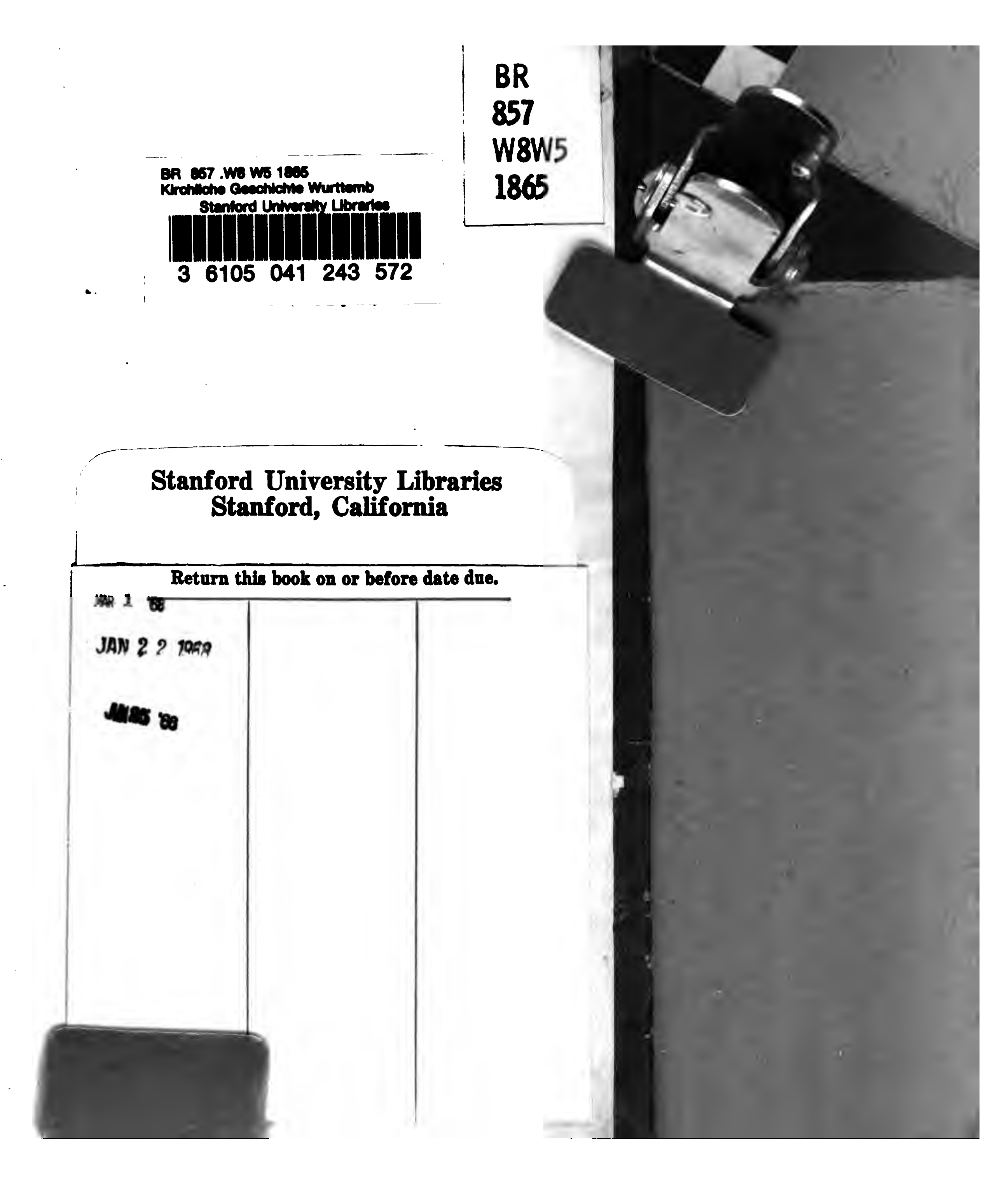
Steinhofer, M. Friedr. Christoph: 128 kurze Predigten über Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien und andere Texte; gr. 8°. brosch. 20 Sgr. In Stuttgart geb. 1 fl. 6 kr. u. 1 fl. 12 kr.

Steinhofer, M. Friedr. Christoph: Die dreißigjährige Stille unseres HErrn und Heilandes auf Erden; geh. 4 Sgr. In Stuttgart geb. 12, 18 und 24 kr.

Woltersdorf, E. G.: Fliegender Brief evangelischer Worte an die Jugend von der Glückseligkeit solcher Leute, die sich frühzeitig bekehren. In Stuttgart geb. 30 u. 36 kr.






BR 857 .W8 W5 1865
Kirchliche Geschichte Wurttemb
Stanford University Libraries
3 6105 041 243 572
BR
857
W8W5
1865
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
JAN 2 2 1969

